

HEYNE

TOM CLANCY

GEGEN ALLE FEINDE



THRILLER

TOM CLANCY
UND PETER TELEP

GEGEN ALLE FEINDE

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Michael Bayer

HEYNE <

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Against All Enemies*
bei G.P. Putnam's Sons, New York

Redaktion: Ulrich Mihr
Copyright © 2011 by Rubicon, Inc.
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Leingärtner, Nabburg
ePub-ISBN 978-3-641-08582-7

www.heyne.de

Wir glauben, Al-Kaida sei übel, aber das sind Waisenknaben im Vergleich mit den Kartellen.

anonymer leitender FBI-Agent, El Paso, Texas

Jeder hat seinen Preis.

Man muss nur herausfinden, wie hoch er ist.

Pablo Escobar

In Mexiko ist man dem Tod immer sehr nahe. Das gilt zwar für alle Menschen, denn er ist ein Teil des Lebens, aber in Mexiko begegnet man dem Tod in vielerlei Gestalt.

Gael García Bernal

Prolog

Rendezvous Foxtrott

02.15 Uhr, Arabisches Meer

8 km südlich der Indus-Mündung

Pakistanische Küste

Ein verdunkeltes Schiff muss immer und jederzeit ausweichen sowie allen anderen die Vorfahrt gewähren und sollte deshalb mit größter Vorsicht manövrieren, dachte Moore, als er vor dem Steuerhaus des OSA-1-Schnellboots *Quwwat* stand. Dieses war zwar in Pakistan selbst in der Werft von Karatschi gebaut worden, beruhte jedoch mit seinen vier HY-2-Boden-Boden-Raketen und seinen beiden 25-mm-Zwillings-Flak auf einem alten sowjetischen Bauplan. Drei Dieselmotoren und drei Schrauben trieben das 40 Meter lange Patrouillenboot mit 30 Knoten durch die Wellen, die unter einer dicht über dem Horizont stehenden Mondsichel silbern schimmerten. »Verdunkelt« bedeutete, dass weder die Topplaternen noch die Steuerbordlichter brannten. Die »Internationalen Kollisionsverhütungsregeln« (COLREGs) von 1972 schrieben vor, dass die *Quwwat* in diesem Zustand bei einem Zusammenstoß mit einem anderen Schiff unabhängig von den jeweiligen Umständen auf jeden Fall schuld sein würde.

Am frühen Abend war Moore bei einbrechender Dämmerung in Begleitung des Leutnants Syed Mallaah eine Pier in Karatschi hinuntergegangen. Ihnen folgten vier Soldaten, die zur Pakistan Special Service Group Navy (SSGN) gehörten, einer Spezialeinheit der

pakistanischen Marine, die den SEALs der US-Navy ähnelte, ohne jedoch über deren, ähm, Fähigkeiten und Kampfkraft zu verfügen. An Bord der *Quwwat* hatte Moore auf einem Schnellrundgang bestanden, an dessen Ende er kurz dem Kapitän, Leutnant Maqsud Kayani, vorgestellt wurde, der jedoch gerade mit den Auslaufbefehlen beschäftigt war. Der Schnellboot-Kommandant konnte nicht viel älter als Moore sein, er schätzte ihn auf fünfunddreißig Jahre, womit aber die Ähnlichkeiten zwischen den beiden schon erschöpft waren. Moores breite Schultern standen in starkem Gegensatz zu Kayanis schmaler Radler-Statur, die seine Uniform kaum auszufüllen vermochte. Der Leutnant hatte eine Hakennase, und wenn er sich in der letzten Woche rasiert haben sollte, so war das zumindest nicht mehr zu erkennen. Trotz seines etwas rauen Aussehens genoss er die höchste Aufmerksamkeit und den Respekt seiner 28-köpfigen Mannschaft. Wenn er etwas anordnete, wurde es sofort ausgeführt. Schließlich drückte Kayani Moore kräftig die Hand und sagte: »Willkommen an Bord, Mr. Fredrickson.«

»Vielen Dank, Leutnant. Ich weiß Ihre Hilfe zu schätzen.«

»Keine Ursache.«

Sie unterhielten sich auf Urdu, der pakistanischen Nationalsprache, die Moore leichter erlernt hatte als Dari, Paschtu oder Arabisch. Diesen pakistanischen Marinesoldaten hatte man ihn als den Amerikaner »Greg Fredrickson« angekündigt, obwohl es ihm sein leicht dunkler Teint, sein dichter Bart und sein im Moment zu einem Pferdeschwanz zusammengebundenes langes, schwarzes Haar erlaubten, sich als Afghane, Pakistani oder Araber auszugeben, wenn er dies wünschte.

Leutnant Kayani fuhr fort: »Keine Angst, Sir. Ich plane, unseren Bestimmungsort pünktlich, wenn nicht sogar etwas früher zu erreichen. Der Name dieses Boots bedeutet *Schlagkraft* oder *Leistungsfähigkeit*, und das trifft es ganz genau.«

»Hervorragend.«

Point Foxtrot, der vorgesehene Treffpunkt, lag 5 Kilometer vor der pakistanischen Küste und gerade außerhalb des Indus-Deltas. Dort würden sie vom indischen Patrouillenboot *Agray* einen Gefangenen übernehmen. Die indische Regierung hatte sich bereit erklärt, einen erst kürzlich verhafteten Taliban-Kommandeur namens Akhter Adam auszuliefern. Nach indischen Angaben war dieser Mann ein »hochrangiges Ziel« mit genauen Kenntnissen über die Operationen der Taliban-Truppen im Südabschnitt der afghanisch-pakistanischen Grenze. Die Inder glaubten, Adam habe vor seiner Festnahme seine eigenen Leute nicht mehr alarmieren können. Für diese war er einfach seit 24 Stunden verschwunden. Trotzdem drängte die Zeit. Beide Regierungen wollten sicherstellen, dass die Taliban niemals erfuhren, in wessen Hände Adam gefallen war. Aus diesem Grund waren an dieser Übergabe auf See keine amerikanischen Soldaten oder militärischen Einheiten der US-Navy beteiligt – außer einem gewissen CIA-Agenten für paramilitärische Operationen namens Maxwell Steven Moore.

Freilich hatte Moore gewisse Bedenken, diesen Einsatz mit einem Sicherheitsteam der SSGN durchführen zu müssen, das von einem jungen, unerfahrenen Leutnant geführt wurde. Bei der Vorbesprechung hatte man ihm jedoch versichert, dass Mallaah, ein Einheimischer aus der ganz in der Nähe liegenden Stadt Thatta in der Sindh-Provinz, absolut loyal, hoch angesehen und für seine Zuverlässigkeit bekannt sei. Für Moore mussten Loyalität, Vertrauen und Respekt zwar erst einmal verdient werden, aber es würde sich bald herausstellen, ob der Leutnant der Aufgabe gewachsen war. Immerhin war Mallaahs Job ziemlich wichtig: Er musste die Übergabe überwachen und für den Schutz Moores und des Gefangenen sorgen.

Wenn Akhter Adam sicher an Bord war, wollte Moore bereits auf der Rückfahrt in den Hafen von Karatschi mit seinem Verhör beginnen. In dieser Zeit wollte er klären, ob der Kommandeur tatsächlich ein »hochrangiges Ziel« war, das die Aufmerksamkeit der CIA

verdiente, oder jemand, den man den Pakistani zu einer kleinen Kurzweil überlassen konnte.

Auf der Backbordseite durchdrangen drei schnelle weiße Lichtblitze die Dunkelheit, die vom Turshian-Mouth-Leuchtturm stammten, der den Eingang zum Indus bewachte. Die Sequenz wiederholte sich alle zwanzig Sekunden. Etwas weiter östlich bemerkte Moore auf der Steuerbordseite den einzelnen weißen Lichtblitz des Kajhar-Creek-Leuchtfeuers, der alle zwölf Sekunden aufleuchtete. Das Drehlinsenfeuer des vielumkämpften Kajhar-Creek-(oder Sir-Creek-)Leuchtturms kam exakt von der indisch-pakistanischen Grenze. Moore hatte sich bei der Einsatzbesprechung die Navigationskarten gründlich angesehen und sich vor allem Namen und Lage der Leuchttürme und ihre spezifischen Leuchtsequenzen genau eingeprägt. Solche alten SEAL-Gewohnheiten saßen eben sehr tief.

Da der Mond um 2.20 Uhr unterging und der Himmel zur Hälfte bewölkt war, erwartete Moore, dass es während des Treffens um 3.00 Uhr stockdunkel sein würde. Auch die Inder würden ihr Schiff völlig abdunkeln. Notfalls würden ihnen die Leuchtfeuer von Kajhar Creek und Turshian Mouth eine genaue Positionsbestimmung ermöglichen.

Leutnant Kayani hielt tatsächlich Wort. Als sie genau um 2.50 Uhr Point Foxtrot erreichten, ging Moore zur anderen Seite des Steuerhauses hinüber, wo an Backbord das einzige vorhandene Nachtsichtgerät angebracht war. Kayani war bereits dort und versuchte, etwas in der stockfinsternen Nacht auszumachen. In der Zwischenzeit hatten sich Mallaah und sein Team mittschiffs auf dem Hauptdeck aufgestellt, um den Gefangenen an Bord zu holen, sobald das indische Schiff längsseits gehen würde.

Als er Moore kommen hörte, überließ Kayani ihm das Nachtsichtgerät. Trotz der aufziehenden Wolken lieferte das Sternenlicht immer noch genug Photonen, um das indische Patrouillenboot der

Pauk-Klasse in ein unheimliches grünes Zwielflicht zu tauchen. Sogar die Zahl 36 am Rumpf war zu erkennen. Die von Steuerbord heranrauschende *Agray* war mit ihren 500 Tonnen doppelt so schwer wie die *Quwwat*. Sie war mit acht GRAIL-Boden-Luft-Raketen und zwei RBU-1200-ASW-Raketenwerfern auf der Steuerbordseite ausgerüstet. Jedes aus fünf Werferrohren bestehende System konnte Täuschkörper sowie ASW-Raketen auf Bodenziele oder zur U-Boot-Bekämpfung abfeuern. Die *Quwwat* wirkte neben ihr geradezu winzig.

Die *Agray* driftete jetzt langsam an Steuerbord entlang und bereitete sich auf die endgültige Annäherung vor. Moore entdeckte ihren Namen, der mit schwarzen Buchstaben quer über das Heck gemalt war, das aus dem Gischtnebel auftauchte. Als er dann einen Blick durch die Steuerhaus-Tür auf die Backbordseite warf, bemerkte er einen »kurz-lang, kurz-lang«-Lichtblitz. Er versuchte sich daran zu erinnern, welcher Leuchtturm diese Lichtfolge verwendete. Inzwischen hatte die *Agray* ihr Anlegemanöver fast beendet, und Kayani lehnte sich über die Steuerbord-Reling, um das Ausbringen der Fender zu überwachen, die eventuelle Schäden am Schiffsrumpf möglichst klein halten oder ganz verhindern sollten, die beim Kontakt der beiden Schiffe durch den Seegang entstehen konnten.

Da, wieder diese Lichtblitze: kurz-lang, kurz-lang.

Von wegen Leuchtturm ..., dachte Moore. ALPHA-ALPHA bedeutete im internationalen Morsecode so etwa: »Wer zum Teufel sind Sie?«

Moore überließ es eiskalt. »Leutnant, wir bekommen ein ALPHA-ALPHA auf der Backbordseite. Sie fordern uns auf beizudrehen!«

Kayani stürzte zur Backbord-Reling hinüber. Moore stellte sich direkt hinter ihn. Wie oft hatte man sie wohl schon aufgefordert, sich zu identifizieren? Sie befanden sich zwar immer noch in pakistanischen Küstengewässern, aber wie genau sahen die pakistanischen Marine-Einsatzregeln aus?

Plötzlich explodierte über ihren Köpfen eine Leuchtrakete. Deren Licht ließ tiefe Schatten über die Decks der beiden Patrouillenboote huschen. Moore spähte angestrengt auf die See hinaus. Was er dann erblickte, erschien ihm wie ein Albtraum. Etwa 1000 Meter von ihnen entfernt durchbrach ein U-Boot mit einem riesigen schwarzen Turm die Fluten. Seine schwarzen Decks wurden immer wieder überspült, während es seinen Bug genau auf sie richtete. Der Kommandant hatte sich zum Auftauchen entschlossen, um die vermeintlichen Eindringlinge aufzubringen. Da sie nicht geantwortet hatten, hatte er ein Leuchtgeschoss abgefeuert, um sein Ziel visuell genau ausmachen zu können.

Kayani führte den Feldstecher, der ihm um den Hals hing, an die Augen und stellte ihn scharf. »Es ist die *Shushhuk*! Sie ist eines unserer Boote! Sie sollte jedoch daheim an der Pier liegen.«

Moores Brust zog sich zusammen. Was zum Teufel hatte ein U-Boot der pakistanischen Marine an ihrem Treffpunkt zu suchen?

Er drehte sich zur *Agray* um. Inzwischen stand der Taliban-Gefangene bestimmt schon zur Übergabe bereit auf ihrem Deck. Laut Plan sollte der an den Händen gefesselte Adam einen schwarzen Overall und einen Turban tragen und von zwei schwer bewaffneten MARCOS, Elitesoldaten des indischen Marinekommandos, bewacht werden. Moore wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem U-Boot zu ...

Und da sah er es: eine phosphoreszierende Linie bewegte sich durch das Wasser an ihrem eigenen Heck vorbei auf die *Agray* zu.

Er deutete mit dem Finger darauf und rief: »TORPEDO!«

Im nächsten Augenblick packte Moore Kayani von hinten und stieß ihn über die Reling ins Wasser. Als er selbst hineinsprang, traf der Torpedo die *Agray*. Das Donnern und Blitzen der folgenden Explosion war so surreal wie schockierend nahe. Mehrere Wellen von Metalltrümmern schwirrten durch die Luft, prallten vom Rumpf der *Quwwat* ab und peitschten wie eiserne Regengüsse in das umliegende Wasser.

Moore's Augen weiteten sich, als die dampfende, zischende See auf sie zukam, die jetzt von den glühend heißen Metallsplintern aus dem Rumpf, den Decks und dem Torpedo erhitzt wurde, die bei jeder weiteren Explosion von der *Agray* aufstiegen. Als er ins Wasser eintauchte, wobei er fast auf einem scharf gezackten Stück Stahl gelandet wäre, explodierten die GRAIL-Boden-Luft-Gefechtsköpfe der *Agray* und sämtliche ASW-Raketen auf ihrem Vorderdeck in einem riesigen Feuerball.

Moore wurde unter das Wasser gedrückt, wobei seine Schuhe mit etwas unter ihm kollidierten. Er schwamm zur Oberfläche zurück und schaute sich um, ob er den Leutnant entdecken konnte. Da war er, gar nicht weit entfernt.

Plötzlich schlugen drei ASW-Raketen der *Agray* in die Gehäuse der Silkworm-Raketen an Bord der *Quuwat* ein. Die nachfolgenden Detonationen waren so laut und hell, dass Moore untertauchte, um sich zu schützen. Dann schwamm er zum Leutnant hinüber, der in Rückenlage auf dem Wasser trieb und anscheinend bewusstlos war. Auf der linken Seite seines Kopfes war ein tiefer Schnitt zu erkennen, der immer noch heftig blutete. Er hatte sich wohl an einem scharfen Trümmerstück verletzt, als er auf dem Wasser aufkam. Moore tauchte an der Schulter des Mannes wieder auf und spritzte Salzwasser auf die Wunde, während ihn Kayani mit leerem Blick anstarrte. »Leutnant! Aufwachen! Schnell!«

30 Meter von ihnen entfernt trieb brennender Diesel-treibstoff auf der Meeresoberfläche. Der Gestank war so entsetzlich, dass Moore das Gesicht verzog. Gleichzeitig spürte er zum ersten Mal fast körperlich das tiefe Brummen der Dieselmotoren – das U-Boot. Er hatte keine Eile und würde sich den Wracks auf keinen Fall nähern, bevor die Flammen erloschen waren.

Offensichtlich trieben auch noch andere Männer im Wasser. Obwohl sie kaum zu erkennen waren, hörte man zwischen den einzelnen Explosionen ihre Rufe. Ganz in der Nähe erklang jetzt ein erstickter Schrei. Moore suchte mit den Augen die Umgebung nach

dem Taliban-Gefangenen ab, aber der doppelte Donnerschlag einer weiteren Detonation brachte ihn erneut zum Abtauchen. Als er sich, zurück an der Oberfläche, umdrehte, wies die *Quwwat* bereits eine bedenkliche Schlagseite nach Backbord auf und drohte jeden Augenblick zu sinken. Der Bug der *Agray* war sogar schon völlig überspült. Überall wüteten Feuer, und schwarzer Rauch stieg auf. Immer noch ging mit scharfem Knall und dumpfem Wummern Munition hoch. Die Luft war von einem beißenden Dunst erfüllt, der nach brennendem Gummi und Kunststoff roch.

Obwohl er die Feuerhitze bereits deutlich im Gesicht spürte, zwang sich Moore, ruhig zu bleiben. Er zog die Schuhe aus, knotete die Schnürsenkel zusammen und hängte sie sich um den Hals. *Bis zum Ufer sind es fünf Kilometer ...* allerdings hatte er keine Ahnung, in welcher Richtung dieses Ufer lag. Wohin auch immer er blickte, mit Ausnahme der lodernden Flammen war es stockdunkel. Jedes Mal, wenn er auf die Feuersbrunst schaute, war danach seine Nachtsicht für einige Zeit gleich null.

Lichtblitz – Lichtblitz – Lichtblitz. Einen Augenblick. Er versuchte, sich zu erinnern. Er begann zu zählen ... eins eintausend, zwei eintausend ... bei neunzehn wurde er durch drei weitere kurze Lichtblitze belohnt. Jetzt wusste er, wo der Turshian-Mouth-Leuchtturm lag.

Moore zog Kayani an sich heran, um ihn zu stabilisieren. Der Leutnant, der immer wieder das Bewusstsein verlor, schaute Moore jetzt groß an. Als er jedoch das Feuer vor ihnen bemerkte, geriet er in Panik. Er streckte die Hand aus und packte Moore mit aller Kraft am Kopf. Offensichtlich wusste er gar nicht genau, was er da tat, wie es bei Menschen unter Schock ja oft der Fall ist. Moore musste allerdings sofort darauf reagieren, sonst hätte ihn der rasende Leutnant leicht ertränkt.

Moore presste also seine Handflächen mit ausgestreckten Fingern an Kayanis Hüften, wobei er diesem die Daumen fest in die Seite presste. Danach drückte er Kayani in eine horizontale Lage

zurück. Durch den Hebeleffekt gelang es ihm, den Griff des Mannes zu lösen. Als Moore seinen Kopf wieder frei bewegen konnte, schrie er: »Ganz ruhig! Ich lasse Sie nicht im Stich! Tief durchatmen!« Dann packte er ihn am Kragen. »Ab jetzt ziehe ich Sie. Lassen Sie sich einfach auf dem Rücken treiben.«

Moore wählte den Seitenschwimmstil, wie ihn die Kampfschwimmer benutzten, wenn sie im Einsatz Lasten hinter sich herziehen mussten. Mit dem Leutnant im Schlepptau schwamm er um die brennenden Trümmer herum. Dabei kamen sie manchmal den hell lodernden Diesellachen bedrohlich nahe. Moores Ohren begannen infolge der ständigen Donnerschläge und der wie ein ständiges lautes Fauchen klingenden Geräusche der Brände allmählich zu schmerzen.

Kayani blieb ruhig, bis sie auf die Leichen einiger seiner Männer stießen, die reglos im Wasser trieben. Er rief laut ihre Namen, und Moore verdoppelte seine Anstrengungen, um möglichst schnell von ihnen wegzukommen. Trotzdem wurde das Meer immer grausiger. Immer wieder schwammen einzelne Gliedmaßen, hier ein Arm, dort ein Bein, an ihnen vorbei. Vor ihnen tauchte etwas Dunkles auf. Auf dem Wasser trieb ein Turban. Der Turban des Gefangenen. Moore hielt an und schaute nach rechts und nach links, bis er eine leblose Gestalt ausmachte, die auf den Wellen dümpelte. Er schwamm hinüber und drehte den Körper auf die Seite, bis er das bärtige Gesicht, den schwarzen Overall und den schrecklichen Schnitt quer über die Kehle erkennen konnte, der dessen Halsschlagader durchtrennt hatte. Es war ihr Mann. Moore biss die Zähne zusammen und packte Kayani wieder fest am Kragen. Bevor er weiter schwamm, schaute er in Richtung des Unterseeboots. Es war bereits verschwunden.

In seiner Zeit bei den SEALs konnte Moore auf offener See ohne Flossen eine Strecke von 3,2 Kilometer in weniger als 70 Minuten schwimmen. Mit einem anderen Mann im Schlepptau war das

natürlich nicht möglich, aber er war entschlossen, auch diese Aufgabe zu meistern.

Er konzentrierte sich auf den Leuchtturm, atmete ruhig und stieß sich methodisch und regelmäßig mit den Beinen vorwärts. Seine Bewegungen waren bedachtsam und flüssig, er vergeudete keine Energie. Jeder Arm- und Beinschwung lenkte die Kraft dorthin, wo sie gebraucht wurde. Immer wieder hob er kurz den Kopf über Wasser, machte einen tiefen Atemzug, um danach seinen Weg mit der Präzision einer Maschine fortzusetzen.

Plötzlich hörte er hinter sich jemand rufen. Als er anhielt und sich umdrehte, entdeckte er eine kleine Gruppe von vielleicht 10 bis 15 Männern, die ihn mit aller Macht zu erreichen versuchten.

»Folgt mir einfach!«, rief er ihnen zu. »Folgt mir.«

Jetzt versuchte er nicht nur, Kayani zu retten. Er musste die übrigen Überlebenden motivieren, mit ihm zusammen das Ufer zu erreichen. Dies waren zwar Marinesoldaten, die ein hartes Schwimmtraining absolviert hatten. Trotzdem waren 5 Kilometer auf offener See eine entsetzlich lange Strecke, vor allem wenn man sie mit Verletzungen zurücklegen musste. Deshalb durften sie ihn auf keinen Fall aus den Augen verlieren.

In seinem Schwimmmarm und seinen Beinen sammelte sich immer mehr Milchsäure an. Der Muskelkater wurde von Meter zu Meter schlimmer. Er schraubte seine Geschwindigkeit etwas zurück und schüttelte die Beine und den überbeanspruchten Arm, atmete noch einmal tief durch und befahl sich selbst: *Ich werde nicht aufgeben. Niemals.*

Von nun an konzentrierte er sich auf diesen Gedanken. Er würde seine Gruppe anführen und alle diese Männer heil an Land bringen – selbst wenn ihn dies das Leben kosten sollte. Er geleitete sie durch die steigenden und fallenden Wogen, ein Schwimmstoß und ein Beinschwung nach dem anderen, auch wenn ihm diese zunehmend schwerer fielen. Er lauschte den Stimmen aus seiner Vergangenheit, den Stimmen seiner Ausbilder und ersten Vorgesetzten,

die ihr Leben der Aufgabe gewidmet hatten, bei ihm und vielen anderen den Kampfgeist zu wecken, der tief in ihrem Herzen geschlummert hatte.

Fast 90 Minuten später hörte er zum ersten Mal die Uferbrandung. Jedes Mal, wenn ihn die Wellen emportrugen, sah er, dass sich zahlreiche Taschenlampen am Strand entlangbewegten. Wo es Taschenlampen gab, musste es auch Menschen geben. Sie waren ans Ufer geeilt, um die Brände und Explosionen draußen auf dem Meer zu beobachten. Jetzt würden sie wohl bald auch ihn bemerken. Moores Geheimoperation würde bald kein Geheimnis mehr sein. Er fluchte und warf einen Blick nach hinten. Die Gruppe der Überlebenden war mindestens 50 Meter zurückgefallen. Sie hatten mit Moores strammem Tempo nicht mithalten können. Jetzt konnte er sie kaum noch sehen.

Als seine nackten Füße den sandigen Boden berührten, war Moore völlig fertig und ließ alles, was er noch bei sich hatte, in der Arabischen See zurück. Kayani kam immer noch nur kurz zu Bewusstsein, als ihn Moore durch die Brandung schleppte und auf den Strand zog, wo sich sogleich fünf oder sechs Dorfbewohner um die beiden scharten. »Ruft Hilfe herbei!«, brachte er gerade noch heraus.

In der Entfernung schlugen immer noch Flammen hoch. Es wirkte wie ein Hitzegewitter, das ein Negativbild der Wolken hervorrief. Die Silhouetten der beiden Schiffe waren jedoch verschwunden, nur der Rest des auf dem Wasser schwimmenden Treibstoffs brannte weiterhin ab.

Moore zog sein Handy heraus, aber es hatte den Geist aufgegeben. Wenn er das nächste Mal Gefahr lief, von einem U-Boot angegriffen zu werden, wollte er sich zuvor eine wasserdichte Version zulegen. Er bat einen der Dörfler, einen milchbärtigen Jungen im Oberschulalter, ihm sein Mobiltelefon zu leihen.

»Ich habe gesehen, wie die Schiffe explodiert sind«, stieß der Junge atemlos hervor.

»Ich auch«, blaffte ihn Moore an, um dann jedoch freundlicher hinzuzufügen: »Danke für das Handy.«

»Geben Sie es mir«, rief Kayani vom Strand herüber. Seine Stimme klang zwar noch recht brüchig, aber er schien jetzt doch wieder klar im Kopf zu sein. »Mein Onkel ist Oberst in der Armee. Er schickt uns innerhalb einer Stunde einen Hubschrauber. Das ist der schnellste Weg, um hier wegzukommen.«

»Hier, nehmen Sie es«, sagte Moore. Er hatte die Karten genau gelesen und wusste deshalb, dass es mit dem Auto bis zum nächsten Krankenhaus Stunden dauern würde. Als Treffpunkt der beiden Schiffe hatte man ja ganz bewusst einen Punkt vor einer dünn besiedelten ländlichen Küste ausgewählt.

Kayani erreichte seinen Onkel. Dieser versprach ihm, sofort einen Helikopter loszuschicken. Danach rief Kayani seinen Kommandeur an und bat ihn, eine Rettungsoperation der Küstenwache anzufordern, die nach weiteren Schiffbrüchigen suchen sollte. Allerdings verfügte die pakistanische Küstenwacht nicht über Rettungshubschrauber, und ihre in China gebauten Korvetten und Patrouillenboote würden erst am Spätmittag eintreffen. Moore fing erneut an, die Brandung zu beobachten. Jede anrollende Welle suchte er mit den Augen nach eventuellen Überlebenden ab.

Fünf Minuten. Zehn. Nichts. Keine einzige Seele. Er musste an das Blut und die abgerissenen Körperteile denken, auf die sie im Wasser immer wieder gestoßen waren. Die hatten inzwischen bestimmt alle Haie der näheren und weiteren Umgebung angelockt. Die wohl überwiegend verwundeten Schwimmer hatten deren Angriffen wahrscheinlich nicht viel entgegenzusetzen.

Nach einer halben Stunde entdeckte Moore den ersten leblosen Körper, der wie ein Stück Treibholz auf den Wellen dümpelte und schließlich an Land gespült wurde. Viele andere würden folgen.

Erst nach über einer Stunde näherte sich von Nordwesten ein Mi-17-Helikopter. Das Dröhnen seiner beiden Turbinen und das laute Sirren der Rotoren wurden von den Hügeln der Umgebung wie ein Echo zurückgeworfen. Der Hubschrauber war von den Sowjets speziell für ihren Krieg in Afghanistan entwickelt worden und schließlich sogar zu einem Symbol dieses Konflikts geworden, als diese Goliathe der Lüfte von den afghanischen Davids immer häufiger vom Himmel geholt wurden. Die pakistanische Armee verfügte über fast hundert dieser Mi-17. Moore hatte sich dieses eigentlich recht triviale Detail deshalb gemerkt, weil er schon öfter als Passagier in einem Mi-17 mitgeflogen war. Einmal hatte sich dabei der Pilot laut über diesen »Schrotthaufen« beklagt, der bei jedem zweiten Einsatz den Geist aufgeben würde. Auch die anderen fast hundert Exemplare der pakistanischen Armee seien in keinem besseren Zustand.

Leicht beunruhigt bestieg Moore den Hubschrauber, der ihn und Kayani jedoch schnell und sicher in das Sindh-Government-Krankenhaus in Liaquatabad Town, einem Vorort von Karatschi, beförderte. Unterwegs verabreichten die Sanitäter dem pakistanischen Leutnant so starke Schmerzmittel, dass sich dessen verzerrte Gesichtszüge zusehends entspannten. Als sie landeten, ging gerade die Sonne auf.

Etwa eine Stunde später fuhr Moore mit dem Aufzug in den ersten Stock des Krankenhauses hinauf, um Kayani in seinem Krankenzimmer zu besuchen. Den Leutnant würde ab jetzt eine hübsche Kampfnarbe zieren, was es ihm bestimmt leichter machen würde, schöne junge Frauen ins Bett zu bekommen ... Beide Männer waren stark dehydriert, weswegen der Pakistani jetzt auch am Tropf hing.

»Wie geht es Ihnen?«

Kayani hob mit Mühe den Arm und griff an seinen Kopfverband.
»Ich habe immer noch Kopfschmerzen.«

»Das geht vorbei.«

»Allein hätte ich es nicht zurückgeschafft.«

Moore nickte. »Es hatte Sie ganz schön erwischt, und Sie haben ziemlich viel Blut verloren.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ein schlichtes Dankeschön genügt wohl nicht.«

Moore nahm einen tiefen Schluck aus der Wasserflasche, die ihm eine Krankenschwester gereicht hatte. »Hey, geschenkt, das war doch selbstverständlich.« Eine Bewegung auf dem Gang erregte Moores Aufmerksamkeit. Es war Douglas Stone, ein CIA-Kollege, der jetzt über seinen grau melierten Bart strich und ihn über den Rand seiner Brille hinweg fixierte. »Ich muss gehen«, sagte Moore.

»Mr. Fredrickson, warten Sie einen Moment.«

Moore runzelte die Stirn.

»Kann ich Sie irgendwie erreichen?«

»Sicher, warum?«

Kayani blickte Stone an und spitzte den Mund.

»Oh, er ist okay. Ein guter Freund.«

Der Leutnant zögerte noch ein paar Sekunden und sagte dann: »Ich möchte Ihnen danken ... irgendwie.«

Moore riss von einem kleinen Block auf dem Nachttischchen ein Blatt Papier ab, kritzelte darauf eine E-Mail-Adresse und reichte den Zettel dem Leutnant.

Dieser umklammerte den Zettel mit der Faust. »Ich melde mich.«

Moore zog die Schultern hoch. »Okay.«

Auf dem Gang warf er Stone einen scharfen Blick zu und zischte ihn an: »Also, Doug, erzähl mal ... was zum Teufel ist da draußen passiert?«

»Ich weiß, ich weiß.« Stone wählte seinen üblichen beruhigenden Ton. Dieses Mal kam er jedoch bei Moore damit nicht durch.

»Wir haben den Indern ausdrücklich versichert, dass es bei der Übergabe keinerlei Probleme geben würde. Sie mussten ja in pakistanisches Hoheitsgewässer einfahren. Deshalb waren sie äußerst besorgt.«

»Uns hat man gesagt, dass die Pakistani alles arrangieren würden.«

»Und wer hat dann Scheiße gebaut?«

»Angeblich hat der U-Boot-Kommandant nie den Befehl erhalten, in diesem Zeitraum im Hafen zu bleiben. Jemand hat das wohl vergessen. Er war dann auf seiner üblichen Patrouillenfahrt und dachte, er habe eine indische Geheimoperation entdeckt. Er gibt an, dass er die Schiffe mehrmals vergeblich aufgefordert habe, sich zu identifizieren.«

Moore kicherte. »Na ja, nach ihm Ausschau gehalten haben wir tatsächlich nicht – und als wir ihn dann sahen, war es bereits zu spät.«

»Der Kommandant hat auch noch berichtet, er habe an Bord der Inder Gefangene gesehen, die er für Pakistani gehalten habe.«

»Er war also bereit, auf seine eigenen Leute zu schießen?«

»Schon möglich.«

Moore blieb abrupt stehen, wirbelte herum und starrte seinen Kollegen an. »Der einzige Gefangene, den sie hatten, war unser Taliban-Typ.«

»Schon gut, Max, ich weiß, was du gerade hinter dir hast.«

»Schwimm fünf Kilometer mit mir durchs offene Meer, dann weißt du es wirklich.«

Stone nahm seine Brille ab und rieb sich die Augen. »Sieh mal, es könnte schlimmer sein. Wir könnten jetzt auch unsere Botschafter in Delhi sein und uns überlegen müssen, wie wir uns so bei den Indern entschuldigen, dass sie keine Atombombe auf Islamabad werfen.«

»Das wäre nett – denn dort muss ich als Nächstes hin.«

Entscheidungen

Marriott-Hotel

Islamabad, Pakistan

Drei Wochen später

Leutnant Maqsud Kayani wollte sich bei Moore für seine Rettung bedanken, indem er ihn mit seinem Onkel, dem pakistanischen Armeeoberst Saadat Khodai, bekannt machte. Nach seiner Ankunft in Islamabad fand Moore eine E-Mail mit diesem Vorschlag in seiner Mailbox. Kayani teilte ihm vor dem ersten Treffen sogar mit, dass sein Onkel, der ihre Rettung mit dem Hubschrauber organisiert hatte, wegen eines ethischen Dilemmas in letzter Zeit unter Depressionen leide. Die E-Mail enthüllte zwar nicht die genaue Natur dieser seelischen Krise, aber Kayani betonte, dass eine solche Begegnung sowohl für seinen Onkel wie auch für Moore ausgesprochen nützlich sein könnte.

Dem ersten Treffen folgten dann viele weitere und lange Gespräche. Moore dämmerte es allmählich, dass Khodai die Namen einiger hoher Armeeoffiziere kannte, die heimlich die Taliban aktiv unterstützten. Daraufhin trank er viele Liter Tee mit dem Oberst und versuchte ihn dazu zu bringen, ihm alles zu erzählen, was er über die Infiltration der Taliban und deren Aktivitäten in den Stammesgebieten im Nordwesten des Landes wusste. Dabei interessierte er sich vor allem für die Region, die als Waziristan bekannt ist. Der Oberst zögerte jedoch lange, mit diesen

Informationen herauszurücken. Für ihn war das wohl ein schwerer Tabubruch. Moore wurde immer frustrierter, wenngleich er Khodai auch gut verstehen konnte.

Der Oberst machte sich nicht nur Sorgen um mögliche Gefahren für seine Familie. Er musste auch gegen seine tiefsitzende persönliche Überzeugung ankämpfen, niemals etwas Negatives über seine Offizierskameraden zu sagen oder diese auf irgendeine andere Art und Weise zu verraten, selbst wenn sie ihren Treueid gegenüber Pakistan und seiner geliebten Armee gebrochen hatten. Seine Gespräche mit Moore brachten ihn jedoch allmählich dazu, an seiner Haltung zu zweifeln. Wenn nicht diesem Mann, wem sollte er dann erzählen, was er wusste?

Eines Abends rief er Moore an und teilte ihm mit, dass er jetzt zu einer Aussage bereit sei. Moore holte ihn in seinem Haus ab und fuhr ihn in das Hotel, wo bereits zwei weitere CIA-Agenten auf die beiden warteten. Auf dem Gästeparkplatz des Marriott stellte er das Auto ab.

Khodai war gerade fünfzig geworden, und sein dichtes, kurz geschnittenes Haar war bereits voller grauer Strähnen. Seine Augen wirkten müde und klein. Sein vorstehendes Kinn zierte ein schneeweißer Dreitagebart. Er trug Zivilkleidung, eine schlichte Hose und ein Oberhemd ohne Krawatte. Nur die Militärstiefel verrieten seinen Beruf. Sein BlackBerry steckte fest in einem Lederetui, das er jetzt nervös zwischen seinem Daumen und Mittelfinger drehte.

Als Moore gerade die Autotür öffnen wollte, hob Khodai die Hand. »Warten Sie. Ich habe zwar gesagt, dass ich bereit bin, aber vielleicht brauche ich doch noch etwas Zeit.«

Der Oberst hatte sein Englisch in der Highschool gelernt und danach die Universität des Punjab in Lahore besucht, wo er ein Ingenieurexamen abgelegt hatte. Trotz seines schweren Akzents verfügte er über einen eindrucksvollen englischen Wortschatz. Sein Tonfall war absolut souverän und beherrschend. Moore konnte gut nachvollziehen, warum er so schnell aufgestiegen war und Karriere

gemacht hatte. Wenn er sprach, zog er automatisch die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich. Moore entspannte sich, ließ den Türgriff los und sagte: »Sie *sind* dazu bereit. Und Sie werden sich zuletzt auch selbst vergeben.«

»Glauben Sie das wirklich?«

Moore wischte sich eine verirrte Haarsträhne aus dem Auge, seufzte und antwortete: »Ich wünsche es mir wenigstens.«

Sein Gegenüber grinste schwach. »Sie haben eine mindestens so schwere Last und Verantwortung zu tragen wie ich.«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Ich erkenne einen Ex-Militär, wenn ich einen sehe. Und in Ihrem jetzigen Beruf haben Sie bestimmt eine Menge erlebt!«

»Kann sein. Aber Sie müssen sich die Frage stellen, welche Last schwerer wiegt? Etwas zu unternehmen oder nichts zu tun?«

»Sie sind noch ein sehr junger Mann, aber offensichtlich ziemlich weise für Ihr Alter.«

»Ich kann Ihre Bedenken gut verstehen.«

Khodai hob die Augenbrauen. »Habe ich Ihr Versprechen, dass man meine Angehörigen schützen und ihnen nichts passieren wird?«

»Darauf können Sie sich verlassen. Was Sie tun werden, wird viele Leben retten. Aber das wissen Sie ja selbst.«

»Natürlich. Aber ich bringe ja nicht nur mich und meine Karriere in Gefahr. Sowohl die Taliban als auch meine Offizierskollegen kennen keine Gnade. Sie sind absolut skrupellos. Ich habe immer noch die Sorge, dass selbst Ihre Freunde uns nicht helfen können – trotz all Ihrer Versicherungen.«

»Dann werde ich nicht weiter in Sie dringen. Es ist ganz allein Ihre Entscheidung. Wir wissen beide, was passieren wird, wenn Sie jetzt nicht dort hinaufgehen. Immerhin das können wir voraussagen.«

»Sie haben recht. Ich kann nicht länger still dasitzen und zusehen. Sie werden uns unser Handeln nicht mehr vorschreiben. Sie werden uns nicht unserer Ehre berauben. Niemals.«

»Nun, ich kann nur mein Angebot wiederholen, dass wir Ihre Familie in die Vereinigten Staaten bringen. Dort könnten wir sie viel besser beschützen.«

Der Oberst schüttelte den Kopf und rieb sich die Schläfen. »Ich kann ihr Leben nicht einfach so aus dem Lot bringen. Meine Söhne gehen beide noch auf die Oberschule. Meine Frau wurde gerade erst befördert. Sie arbeitet in dem Technikzentrum ganz hier in der Nähe. Pakistan ist unsere Heimat. Die werden wir auch niemals verlassen.«

»Dann helfen Sie uns, Ihre Heimat besser und sicherer zu machen.«

Khodai schaute Moore mit großen Augen an. »Was würden Sie an meiner Stelle tun?«

»Ich würde den Terroristen nicht den Sieg überlassen, indem ich nichts tue. Zweifellos ist das die schwerste Entscheidung Ihres Lebens. Ich weiß das. Ich nehme das auch nicht auf die leichte Schulter. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr ich Sie für das respektiere, was Sie jetzt tun werden. Das erfordert viel Mut. Sie sind ein Mann, der für Gerechtigkeit steht. Also, ja, wenn ich Sie wäre, würde ich diese Autotür öffnen und mit mir zu meinen Freunden hinaufgehen. Damit werden wir auch die Ehre der pakistanischen Armee retten.«

Khodai schloss die Augen und sein Atem wurde flach. »Sie klingen wie ein Politiker, Mr. Moore.«

»Mag sein, aber im Unterschied zu jenen glaube ich an das, was ich sage.«

Khodai musste ganz leicht grinsen. »Ich hätte eigentlich gedacht, dass Sie vor Ihrer Militärzeit ein privilegiertes Leben geführt haben.«

»Ganz und gar nicht.« Moore dachte einen Moment nach. »Sind Sie bereit, Oberst?«

Der pakistanische Offizier schloss die Augen. »Ja, bin ich.«

Sie stiegen aus und gingen quer über den Parkplatz zu dem von einer Markise gekrönten Haupteingang des Hotels hinüber. Moore ließ die Augen über die Straße und den Parkplatz wandern. Er schaute sogar zu den Dächern der umliegenden Gebäude empor, ohne jedoch etwas Verdächtiges zu bemerken. Sie gingen an den Taxifahrern vorbei, die sich an die Motorhaube ihrer Fahrzeuge lehnten und rauchten. Sie nickten den jungen Hotelpagen zu, die vor einem kleinen Pult und einem Wandkasten standen, in dem Dutzende von Schlüsseln hingen. Die Eingangswand war offensichtlich vor kurzer Zeit wegen befürchteter Bombenanschläge verstärkt worden. In einer Sicherheitsschleuse wurden sie auf Sprengstoff und Waffen geröntgt. Sie betraten die mit elfenbeinfarbenen, hell glänzenden Marmorplatten ausgelegte Lobby. Hinter dem kunstvoll verzierten Check-in-Schalter beschäftigte sich das dunkel gekleidete Empfangspersonal mit den Gästen. Ein bärtiger Mann in einem weißen Baumwollanzug spielte auf einem links von ihnen stehenden Stutzflügel eine sanfte Melodie. Am Schalter warteten einige Männer, die Moore für Geschäftsleute hielt. Sonst wirkte das Hotel ruhig und einladend. Er nickte Khodai kurz zu, und sie gingen zu den Aufzügen.

»Haben Sie Kinder?«, fragte Khodai, während sie auf den Lift warteten.

»Nein.«

»Hätten Sie gern welche?«

»Dazu müsste ich ein anderes Leben führen. Ich bin zu viel unterwegs. Das wäre Kindern gegenüber nicht fair. Warum fragen Sie?«

»Weil alles, was wir tun, eine bessere Welt für unsere Kinder schaffen soll.«

»Sie haben recht. Na ja, vielleicht später einmal.«

Khodai legte eine Hand auf Moores Schulter. »Opfern Sie sich nicht für Ihren Dienstherrn auf. Das werden Sie später bereuen. Werden Sie Vater, und die Welt sieht auf einmal ganz anders aus.«

Moore nickte. Er hätte Khodai gerne von den vielen Frauen erzählt, mit denen er über die Jahre zusammen gewesen war, und über all die Beziehungen, die seiner Karriere in der Navy und der CIA zum Opfer gefallen waren. Einige Leute behaupteten, die Scheidungsrate der SEALs betrage fast 90 Prozent. Wie viele Frauen wollten auch einen Mann, den sie kaum je zu Gesicht bekommen würden? Die Ehe wurde dann fast so etwas wie eine Affäre. Eine von Moores Ex-Freundinnen wäre das sogar ganz recht gewesen. Sie wollte einen anderen Mann heiraten, dabei jedoch die Beziehung zu ihm aufrechterhalten. Sie schätzte seinen Humor und die körperlichen Freuden, die er ihr bereitete und die ihr der andere Mann nicht bieten konnte. Dieser sollte sie dagegen finanziell unterhalten und als Gefühlskissen dienen. Mit einem Ehemann für das Alltagsleben und einem Navy-SEAL für die schönen Stunden hätte sie das Beste aus beiden Welten gehabt. Allerdings wollte Moore dieses Spiel dann doch nicht mitmachen. Zu seinem Unglück hatte er auch mit zu vielen Callgirls, Stripperinnen und verrückten betrunkenen Frauen das Lager geteilt, als dass er sie überhaupt noch zählen konnte. Allerdings war er in den letzten Jahren ruhiger geworden. In seinen Hotelbetten brauchte er normalerweise nur noch ein einziges Kissen. Seine Mutter lag ihm ständig in den Ohren, er solle sich endlich ein nettes Mädchen suchen und ein ruhigeres Leben führen. Er lachte dann nur und erklärte ihr, dass ein solches Leben für ihn unmöglich sei, weswegen er auch kein solches »nettes Mädchen« finden werde. Dann fragte sie ihn gewöhnlich: »Glaubst du nicht, dass du etwas zu selbstsüchtig bist?« Er akzeptierte diese Aussage. Er könne gut verstehen, dass sie Enkel wolle, aber sein Job verlange ihm viel zu viel ab. Er fürchte, dass ein ewig abwesender Vater viel schlimmer sei als überhaupt kein Vater.

Sie meinte darauf, er solle diesen Job eben an den Nagel hängen. Er entgegnete ihr, dass er nach all dem Kummer, den er ihr gemacht habe, endlich für sich einen Platz in dieser Welt gefunden habe. Den könne er nicht einfach so aufgeben. Niemals.

All das hätte er jetzt gerne Khodai mitgeteilt, denn sie schienen verwandte Seelen zu sein. Aber gerade jetzt erklang die Aufzugsglocke, und die Tür des Lifts öffnete sich. Sie gingen hinein. Als sich die Türen schlossen, schien der Oberst plötzlich noch blasser zu werden.

Schweigend fuhren sie in den vierten Stock hinauf. Als die Türen aufgingen, bemerkte Moore die Umrisse eines Mannes, der am anderen Ende des Ganges im Türrahmen des Treppenhauses stand. Es war ein Agent des pakistanischen Militärangeheimgdiensts ISI. Dessen Gehörschutz erinnerte Moore an etwas. Er wollte sein Smartphone aus der Tasche holen, um den anderen CIA-Agenten mitzuteilen, dass sie sich jetzt ihrer Zimmertür näherten. Er musste jedoch feststellen, dass er es im Auto vergessen hatte. Er fluchte leise vor sich hin.

Er klopfte und rief: »Ich bin's, Leute.«

Die Tür öffnete sich und Agentin Regina Harris bat ihn und Khodai herein. Drinnen wartete bereits ihr Kollege Douglas Stone.

»Ich habe mein Handy im Auto gelassen«, sagte Moore. »Ich bin gleich wieder zurück.«

Als Moore den Gang zurückging, bemerkte er neben den Aufzügen einen zweiten Agenten. Eine kluge Maßnahme. Auf diese Weise konnte der ISI die gesamten Zugänge zum vierten Stock überwachen. Der zweite Mann war ein kleiner Kerl mit großen braunen Augen, der nervös in sein Handy hineinsprach. Er trug ein blaues Anzughemd, braune Hosen und schwarze Sportschuhe. Seine Gesichtszüge erinnerten an eine Maus.

Als der Mann Moore erblickte, ließ er sein Telefon sinken und ging mit schnellen Schritten in Richtung Treppenhaus. Einen Moment lang stand Moore verdutzt da. Er ging noch ein paar Schritte

weiter. Dann machte er schlagartig kehrt, um in ihr Hotelzimmer zurückzukehren.

In diesem Augenblick fegte eine Feuerwalze, gefolgt von einer Explosionswelle durch den Gang. Die herumfliegenden Trümmer stießen Moore zu Boden. Als Nächstes drang dichter Rauch aus dem Zimmer und erfüllte bald wie eine dunkle Wolke den ganzen Flur. Moore richtete sich auf Hände und Knie auf. Er fluchte laut, seine Augen brannten höllisch und der beißende Gestank der Bombe erschwerte ihm das Atmen. Seine Gedanken rasten. Er musste an die Bedenken des Obersts denken. Fast erschien es ihm, als ob sie in dieser Explosion Gestalt angenommen hätten. Moore wusste, dass seine Kollegen und Khodai von der gewaltigen Wucht des Sprengkörpers in Stücke gerissen worden waren. Diese Vorstellung brachte ihn wieder auf die Beine. Er begann, in Richtung des inzwischen vollkommen leeren Treppenhauses zu rennen, durch das dieser Bastard von Attentäter entkommen sein musste.

Die Jagd ließ ihm keine Zeit für irgendwelche Schuldgefühle, wofür Moore ausgesprochen dankbar war. Wenn er nur eine einzige Sekunde darüber nachgedacht hätte, dass er Khodai davon überzeugt hatte, er »tue hier das Richtige«, und dieser jetzt durch die mangelnden Sicherheitsmaßnahmen seines Teams sein Leben verloren hatte, wäre er vielleicht zusammengebrochen. Das war wahrscheinlich Moores größte Schwäche. In seinem Einsatzbericht hatte ihn ein Vorgesetzter einst als »äußerst gefühlsbetonten Mann« bezeichnet, »der sich immer sehr um seine Kameraden sorgt«. Dies erklärte auch, warum ihn ein ganz bestimmtes Gesicht aus seiner Navy-SEAL-Vergangenheit immer noch verfolgte. Khodais jähher Tod hatte ihn wieder einmal an diese schlimme Nacht erinnert.

Als er das Treppenhaus hinunterschaute, erblickte er weiter unten den Mann. Er sprang die Stufen hinab. Moore biss die Zähne zusammen und jagte ihm nach, wobei er mithilfe des Geländers drei

oder vier Stufen auf einmal nahm. Gleichzeitig fluchte er, weil seine Pistole immer noch drunten im Auto lag. Man hatte ihnen zwar erlaubt, das Hotel als Treffpunkt zu benutzen, aber sowohl die Sicherheitsleute des Hotels als auch die örtliche Polizei hatten ihnen strikt verboten, ihre eigenen Waffen zu führen. Niemand durfte bewaffnet das Gebäude betreten. Alle Verhandlungen über diese Frage waren fruchtlos verlaufen. Natürlich verfügten Moore und seine Kollegen über einige Waffentypen, die man unbemerkt durch die Sicherheitsschleuse bringen konnte. Sie hatten sich jedoch entschieden, diese nicht einzuschmuggeln, um die bereits recht angespannten Beziehungen zu den Pakistani nicht noch weiter zu belasten. Moore konnte eigentlich davon ausgehen, dass der Mann nicht bewaffnet war, wenn er den Sicherheitskontrollpunkt des ISI passiert hatte. Allerdings war Moore ja auch davon ausgegangen, dass ihr Hotelzimmer ein sicherer Treffpunkt sei. Sie hatten sich für eines der vier leeren Zimmer im vierten Stock entschieden, das auf die Straße hinausging, sodass sie das Kommen und Gehen der Gäste und den Verkehr vor dem Hotel überwachen konnten. Wenn sich die Verkehrsmuster plötzlich änderten, konnte dies ein Hinweis darauf sein, dass bald etwas Unerwartetes passieren würde. Sie nannten das ein Frühwarnsystem für Clevere. Zwar hatte ihnen kein Bombenspürhund zur Verfügung gestanden, aber sie hatten das Zimmer überaus sorgfältig nach elektronischen Geräten abgesucht. Außerdem hatten sie sich dort ein paar Wochen lang immer wieder getroffen, ohne dass irgendetwas ihren Verdacht erregt hatte. Dass es diese Verbrecher geschafft hatten, Sprengstoff in diesem Zimmer zu deponieren, machte ihn wütend und zugleich unheimlich traurig. Auch Khodai selbst hatte ohne Probleme die Sicherheitsschleuse passiert, deshalb musste Moore annehmen, dass er nicht verkabelt war oder Sprengstoff am Leib trug ... außer natürlich, wenn die Sicherheitsschranke selbst ein Schwindel gewesen war und die Leute dort für die Taliban arbeiteten ...

Der kleine Kerl legte ein unheimliches Tempo vor und hatte inzwischen bereits das Erdgeschoss erreicht, wo er durch die Treppehaustür hinausflitzte. Sechs Sekunden später kam auch Moore unten an.

In der Hauptlobby schaute er zuerst nach links und dann rechts einen langen Gang hinunter, der zum Whirlpool, zum Fitnessraum und weiter zum rückwärtigen Parkplatz führte, der an ein ziemlich großes Waldstück grenzte.

Inzwischen herrschte im Rest des Hotels das absolute Chaos. Überall heulten die Alarmsirenen, die Sicherheitsleute schrien, und das Hotelpersonal rannte ziellos herum, während die Explosionsdämpfe in die Klimaanlage einzudringen begannen und sich im ganzen Gebäude der beißende Geruch von Sprengstoff ausbreitete.

Plötzlich entdeckte Moore den Mann in der Nähe des Hinterausgangs. Als er ihm nachsetzte, drehte sich dieser kurz um und verschärfte danach sein Tempo. Die Verfolgungsjagd erregte jetzt die Aufmerksamkeit zweier Zimmermädchen, die aufgeregt auf die beiden zeigten und laut nach den Sicherheitsleuten riefen. *Gut*, dachte Moore.

Es gelang ihm, allmählich den Abstand zu verkürzen. Der Typ drückte jetzt mit beiden Händen die Hintertür auf und verschwand nach draußen. Drei Sekunden später folgte ihm Moore in die angenehme Kühle der Nacht. Vor sich erblickte er den Mann, der offensichtlich in den Teil des Parkplatzes rannte, auf dem auch Moores Auto stand. Dies war für ihn wohl am günstigsten, weil direkt dahinter das Wäldchen begann. Moore hoffte, jetzt vielleicht doch noch seine Pistole aus dem Wagen holen zu können.

Seine Wut verlieh ihm regelrecht Flügel. Er wollte diesen Kerl auf keinen Fall entkommen lassen. Dies war nicht länger ein Entschluss oder ein Ziel, sondern eine kalte, harte Tatsache. Moore spielte dessen Gefangennahme in seinem Geist schon einmal durch. Wie erwartet, verfügte seine Beute nicht über die gleiche körperliche

Ausdauer wie er. Der Mann wurde langsamer, als er seine Laktatschwelle erreichte, während Moore immer noch einiges zu bieten hatte ... Er hetzte hinter ihm her wie ein Wolf, bis er ihm nahe genug war, um einen Angriff zu starten. Er trat ihm von hinten in die linke Kniekehle. Der Kerl schrie laut auf und stürzte auf den Grasboden, kurz bevor sie die Asphaltfläche des Parkplatzes erreicht hatten.

Moore erinnerte sich an die uralten Kampffregeln des Thaiboxens: »Der Tritt verliert gegen den Schlag, der Schlag verliert gegen das Knie, das Knie verliert gegen den Ellbogen und der Ellbogen verliert gegen den Tritt.«

Nun, dieser Scheißkerl hatte gerade gegen Moores gezielten Fußtritt verloren. Jetzt packte ihn der CIA-Agent an den Handgelenken, zog diese nach hinten und kniete sich auf ihn, um ihn niederzuhalten.

»Nicht bewegen! Du bist erledigt!«, sagte Moore auf Urdu, der Sprache, die man in dieser Stadt am häufigsten benutzte.

Der Mann hob den Kopf und versuchte, sich gegen Moores harten Griff zu wehren. Plötzlich verengten sich seine Augen und sein Mund öffnete sich in einem Ausdruck von – was war es? Schrecken? Schock?

Irgendwo hinter ihnen ertönte ein Peitschenschlag. Ein bekanntes Peitschen. Ein schrecklich bekanntes ...

Im selben Augenblick explodierte der Kopf des Mannes. Sein Blut tränkte Moore von oben bis unten. Dieser reagierte darauf ganz instinktiv und ohne Überlegung. Die Muskelerinnerung und sein Selbsterhaltungstrieb befahlen ihm, den Mann sofort loszulassen und sich seitlich abzurollen.

Er schnappte nach Luft und rollte weiter. Sein Körper hatte dieses Verhalten während seines jahrelangen SEAL-Trainings so sehr verinnerlicht, dass er jetzt ganz automatisch agierte und reagierte.

Jetzt waren zwei weitere Schüsse zu hören. Die Kugeln schlugen keine 15 Zentimeter von Moores Rumpf entfernt im Boden ein. Der CIA-Agent sprang blitzschnell auf und versuchte, seinen Wagen zu erreichen, der in 10 Meter Entfernung vor ihm parkte. Er kannte diese Schusswaffe. Es war ein russisches Dragunow-Scharfschützengewehr. Da war er sich sicher. Er hatte selbst bereits damit geschossen, gesehen, wie es andere abfeuerten, und war auch schon früher mit einem beschossen worden. Die Waffe hatte eine Standardreichweite von 800 Meter, die sich bis auf 1300 Meter erweitern konnte, wenn der Schütze Erfahrung und ein gutes Zielfernrohr hatte. Das leicht zu wechselnde 10-Schuss-Magazin ermöglichte es dem Benutzer dieses Gewehres, ganz schön lange durchzuhalten.

Ein weiterer Schuss schlug ein Loch in die Autotür auf der Fahrerseite, gerade als Moore seinen Schlüssel aus der Tasche holte, um den Wagen mit der Zentralverriegelung aufzuschließen. Er eilte auf die andere Fahrzeugseite hinüber, um sich aus der Schusslinie zu bringen. Dann öffnete er die Beifahrertür.

Der nächste Schuss ließ die Windschutzscheibe zerspringen. Moore holte vorsichtig aus dem Handschuhfach seine Glock 30, Kaliber .45, auf deren Seite stolz die Herkunftsbezeichnung AUSTRIA prangte. Er lugte vorsichtig hinter seinem Auto hervor und suchte mit den Augen den Waldrand und die umliegenden Gebäude ab. Da war er. Er kniete auf dem Dach des zweistöckigen Technikzentrums direkt neben dem Hotel.

Er trug eine schwarze Wollmütze, sein Gesicht war jedoch deutlich zu erkennen. Schwarzer Bart. Weit geöffnete Augen. Eine breite Nase. Und es war tatsächlich eine Dragunow, wie Moore fast befriedigt feststellte. Auch das Zielfernrohr und das große Magazin waren deutlich zu erkennen. Der Schütze hielt es immer noch im Anschlag, während er einen Ellbogen auf dem Dachsim abstützte.

Jetzt hatte er Moore entdeckt. Er feuerte in schneller Folge drei Schüsse ab, die Geschosse bohrten sich in die Autotür, während Moore zur Fahrerseite seines Wagens zurückkrobbte.

Nach dem dritten Einschlag richtete sich Moore auf, umklammerte den Griff seiner Pistole mit der linken Faust und erwiderte das Feuer. Seine Kugeln schlugen nur einige Dezimeter neben der Stelle in das Betondach ein, wo der Scharfschütze in etwa 40 Meter Entfernung kniete. Natürlich lag dies außerhalb der sicheren Reichweite seiner Glock. Moore nahm jedoch an, dass der Mann gerade keine ballistischen Berechnungen anstellen würde. Immerhin musste er damit rechnen, dass ihn auch ein Querschläger treffen könnte.

In diesem Augenblick tauchten vier Sicherheitsleute des Hotels auf dem Parkplatz auf. Moore deutete auf das Technikzentrum und rief ihnen zu: »Er ist dort oben! Geht in Deckung!«

Einer der Männer stürmte auf Moore zu, während die drei anderen sich hinter geparkten Autos in Sicherheit brachten.

»Keine Bewegung!«, befahl der Sicherheitsmann – dann schoss ihm der Heckenschütze den Kopf weg.

Einer seiner Kollegen schrie ganz aufgeregt in sein Funkgerät.

Als Moore seine Aufmerksamkeit wieder dem Nachbargebäude zuwandte, konnte er gerade noch erkennen, wie der Schütze auf der Ostseite geradezu spinnengleich eine Feuerleiter hinunterkletterte.

Moore versuchte, ihn abzufangen. Der Weg wurde jedoch uneben, das Gras wurde von einem Kiesboden abgelöst. Danach folgte erneut eine Asphaltfläche. Ein schmaler Durchgang zwischen dem Technikzentrum und einer Reihe einstöckiger Bürogebäude führte in nordwestlicher Richtung zur Aga Khan Road, der Hauptstraße, an der auch der Hoteleingang lag. In der Gasse roch es nach süßem Schweinefleisch, da die Abluftventilatoren der Hotelküche dort hinausgingen. Moore knurrte der Magen, obwohl er im Augenblick bestimmt nicht ans Essen dachte.

Ohne langsamer zu werden, bog er am Ende des Durchgangs nach links ab, wobei er seine Glock ständig in Anschlag hielt. Keine 20 Meter vor ihm stand mit laufendem Motor ein Toyota HiAce-

Kastenwagen, aus dessen offenem Rückfenster sich zwei bewaffnete Männer lehnten.

Der Heckenschütze rannte auf den Van zu, der langsam anfuhr, und sprang dann auf den Beifahrersitz, während die Männer in den Rückfenstern ihre Gewehre auf Moore richteten. Dieser brachte sich gerade noch rechtzeitig in einer kleinen Mauernische in Sicherheit. Keine zwei Sekunden später wurden die Backsteine über ihm durch das heftige Feuer aus ihren Sturmgewehren zerlegt. Zweimal versuchte er, seinen Kopf so weit vorzustrecken, dass er das Nummernschild des Toyota erkennen konnte, aber der Beschuss war einfach zu stark. Das Schießen hörte erst auf, als der Van auf die Hauptstraße eingebogen war. Als Moore um die Ecke schaute, war er verschwunden.

Moore eilte zu seinem Auto zurück, griff nach seinem Handy und versuchte mit zitternder Hand, eine Nummer zu wählen. Er gab jedoch den Versuch auf, als sich immer mehr Sicherheitsleute um ihn scharten und deren Chef dringend Aufklärung verlangte, was hier eigentlich vor sich ging.

Moore musste unbedingt dafür sorgen, dass Aufklärungssatelliten den Van aufspürten.

Er musste seinen Leuten mitteilen, was passiert war.

Alle waren tot.

Aber im Moment hatte er erst einmal genug damit zu tun, seinen Atem zu beruhigen.

Saidpur Village

Islamabad, Pakistan

Drei Stunden später

Von dem reizvoll in den Margalla-Hügeln oberhalb von Islamabad gelegenen Saidpur Village genoss man einen großartigen Ausblick auf die Stadt. Die Reiseleiter brachten ihre Touristen hier herauf,

um sie dort etwas spüren zu lassen, was sie die »Seele Pakistans« nannten.

Wenn diese Stadt eine Seele haben sollte, dann war sie gerade stark verdunkelt worden. Vom Marriott-Hotel stiegen immer noch dichte Rauchwolken in die glasklare Sternennacht auf. Moore stand auf dem Balkon eines stattlichen Hauses in Saidpur, das den CIA-Agenten vor Ort als geheimer Stützpunkt diente, und fluchte wieder einmal leise vor sich hin. Die Explosion hatte die Nachbarräume des ganzen Stockwerks zerstört, sodass schließlich das Dach des gesamten Gebäudeteils eingestürzt war. Moore rekapitulierte die Ereignisse, bevor er sich nach Saidpur zurückzog. Er hatte zusammen mit drei von ihm alarmierten CIA-Agenten, einem speziellen Forensik-Team und zwei Kriminaltechnikern das Hotel und seine Umgebung genau untersucht. Sie hatten dabei darauf geachtet, die privaten Sicherheitsleute des Hotels, die örtliche Polizei und ein Team des pakistanischen Geheimdiensts an ihren Untersuchungen zu beteiligen. Gleichzeitig hatten sie den herbeigeeilten Reportern der Associated Press einen stetigen Strom von Desinformationen geliefert. CNN berichtete daraufhin in den Nachrichten, dass in dem Hotel eine Taliban-Bombe hochgegangen sei. Diese hätten auch bereits die Verantwortung dafür übernommen. Mit dem Anschlag wollten sie sich für die Tötung von Mitgliedern einer mit ihnen verbündeten sunnitischen Extremistengruppe namens Sipah-e-Sahaba rächen, die angeblich Schiiten umgebracht hatten. Auch ein pakistanischer Armeeoberst sei versehentlich diesem Attentat zum Opfer gefallen. Die Namen der beteiligten Gruppen waren schwer auszusprechen und die berichteten Umstände überaus vage. Moore war überzeugt, dass die Geschichte mit jedem Pressebericht komplizierter und unübersichtlicher werden würde. Seine Kollegen in diesem Raum hatten nichts bei sich gehabt, das sie als Amerikaner oder gar als Mitglieder der CIA identifiziert hätte.

Als er jetzt auf diesem Balkon über der Stadt stand, hörte er plötzlich eine Stimme sagen: *»Ich kann ihr Leben nicht einfach so*

aus dem Lot bringen. Meine Söhne gehen beide noch auf die Oberschule. Meine Frau wurde gerade erst befördert. Sie arbeitet in dem Technikzentrum ganz hier in der Nähe. Pakistan ist unsere Heimat. Die werden wir auch niemals verlassen.«

Moore umklammerte das steinerne Geländer, lehnte sich darüber und übergab sich. Er stand nur da, mit seinem Kinn auf den Arm gestützt, und wartete, bis dieser Anfall von Übelkeit vorüberging. Seine Seele wollte sich anscheinend von alldem befreien, auch den schlimmen Erinnerungen aus seiner Vergangenheit, die dieser Vorfall wieder geweckt hatte. Dabei hatte er jahrelang versucht, sie zu verdrängen. Sie hatten ihn in zahllosen schlaflosen Nächten verfolgt. Immer wieder musste er dabei gegen den Drang ankämpfen, den einfachen Ausweg zu wählen und den Schmerz einfach in Alkohol zu ertränken ... In letzter Zeit hatte er sich einzureden versucht, dass er dies alles endlich überwunden und verdaut hätte.

Und jetzt das. Er kannte seine Agentenkollegen erst seit ein paar Wochen und hatte nur einen professionellen Umgang mit ihnen gepflegt. Zwar bedauerte er auch ihren Tod zutiefst, aber es war Khodai, der Oberst in seinem ethischen Konflikt, um den er jetzt am tiefsten trauerte ... Moore hatte ihn in den vergangenen Tagen recht gut kennengelernt, und sein Tod berührte ihn jetzt ganz besonders. Wie würde Khodais Neffe auf den Verlust seines Onkels reagieren? Der Leutnant hatte geglaubt, beiden Männern zu helfen, indem er sie miteinander bekannt machte. Er musste gewusst haben, dass Khodai sich durch seine Gespräche mit Moore in Gefahr brachte. Dass jemand ihn umbringen würde, hatte er jedoch bestimmt nicht gedacht.

Moore hatte versprochen, Khodai und seine Familie zu beschützen. Auch in dieser Hinsicht hatte er vollkommen versagt. Als die Polizei vor einer Stunde in Khodais Haus eintraf, fand sie seine Frau und Söhne tot vor. Sie waren erstochen worden, und der Agent, der auf sie aufpassen sollte, war verschwunden. Die Taliban hatten offensichtlich ihre Ohren überall, nichts in dieser Stadt

schien ihnen zu entgehen. Moore und seine Leute hatten dagegen wohl keine Chance. Zwar sprach jetzt die Depression aus ihm, aber die Taliban waren ihnen tatsächlich immer einen Schritt voraus gewesen. So sehr er auch versucht hatte, sich als Einheimischen auszugeben, indem er sich einen Bart wachsen ließ, die örtliche Kleidung trug und möglichst nur noch die Landessprache benutzte, hatten sie doch herausgefunden, wer er war und was er vorhatte.

Er wischte sich den Mund ab und richtete sich wieder zu voller Größe auf. Noch einmal schaute er auf die Stadt und den aufsteigenden Rauch hinunter. Er schluckte hart, nahm all seinen Mut zusammen und flüsterte: »Es tut mir leid.«

Einige Stunden später sprach Moore über eine gesicherte Videoverbindung mit Greg O'Hara, dem stellvertretenden Direktor des National Clandestine Service, der CIA-Abteilung, die weltweit sämtliche Geheimdiensteinsätze vor Ort koordiniert. O'Hara war ein drahtiger Endfünfziger mit roten, an einigen Stellen bereits ergrauenden Haaren. Der stahlharte Blick seiner blauen Augen wurde durch seine Brille noch verstärkt. Er hatte eine Vorliebe für goldfarbene Krawatten, von denen er bestimmt mehr als hundert besaß. Moore gab ihm eine kurze Zusammenfassung der Ereignisse. Sie vereinbarten ein weiteres Gespräch für den nächsten Morgen, wenn die anderen Teams ihre Untersuchungen abgeschlossen haben und zu vorläufigen Ergebnissen gelangt sein würden. Moores unmittelbarer Vorgesetzter, der Leiter der Special Activities Division, würde ebenfalls an dieser Videokonferenz teilnehmen.

Einer von Moores örtlichen Kontaktleuten, Israr Rana, ein Agent, den er in seinen letzten beiden Jahren in Afghanistan und Pakistan selbst rekrutiert hatte, traf jetzt im geheimen CIA-Stützpunkt ein. Rana war ein College-Student Mitte zwanzig mit einem scharfen Verstand, vogelartigen Gesichtszügen und einer Leidenschaft für das Cricket-Spiel. Sein Humor und sein jugenhafter Charme hatten der Agency schon viele interessante und wichtige Informationen

verschafft. Dies und seine Abstammung – seine Familie hatte in den letzten Jahrhunderten große Soldaten und raffinierte, erfolgreiche Geschäftsleute hervorgebracht – machte ihn das zu einem fast perfekten Geheimdienstmann.

Moore ließ sich in einen Sessel fallen, während Rana neben dem Sofa stehen blieb. »Vielen Dank, dass Sie gekommen sind.«

»Kein Problem, Money.«

Dies war Ranas Spitzname für Moore. Er war durchaus berechtigt, weil Rana für seine Dienste tatsächlich ziemlich gut bezahlt wurde.

»Ich muss unbedingt herausfinden, wo das Leck war. Haben wir es von Anfang an vermasselt? Waren es die Armee, die Taliban oder beide?«

Rana schüttelte den Kopf und verzog das Gesicht. »Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um Ihnen darauf eine Antwort zu liefern. Aber jetzt sollte ich Ihnen erst einmal etwas zu trinken holen. Etwas, damit Sie einschlafen können.«

Moore winkte ab. »Ich werde heute Nacht kein Auge zumachen.«

Rana nickte. »Ich werde einige Erkundigungen einholen. Kann ich Ihren Computer benutzen?«

»Er steht dort drüben.«

Moore zog sich ins Schlafzimmer zurück. Nach einer Stunde stellte sich heraus, dass er unrecht gehabt hatte. Er versank in einen Schlaf der Erschöpfung. Er hatte das Gefühl, auf schwarzen Wellen zu treiben, bis ihn sein eigener Herzschlag, der ihm wie das rhythmische Klopfen eines Hubschrauberrotors erschien, jäh aufschrecken ließ. Mit kaltem Schweiß bedeckt, schaute er sich im Zimmer um, seufzte und ließ dann den Kopf wieder auf das Kissen fallen.

Eine halbe Stunde später saß er im Auto und fuhr zurück zum Tatort. Dort angekommen, ließ er den Blick aufmerksam über den zerstörten Gebäudeteil und das benachbarte Technikzentrum schweifen. Zusammen mit zwei örtlichen Polizisten ging er zu dem

Zentrum hinüber, zu dem ihm ein Sicherheitsmann Zugang verschaffte. Gemeinsam stiegen sie aufs Dach, wo man bereits einige Zeit zuvor die Patronen des Heckenschützen geborgen hatte, um sie auf Fingerabdrücke zu untersuchen.

Das Problem, wie ihre Gegner den Sprengstoff in das Hotelzimmer schaffen konnten, hatte er seit Stunden in seinem Kopf hin und her gewälzt. Als er dann in einem Reich zwischen Bewusstsein und Traum schwebte, war er auf eine ganz einfache Lösung gekommen. Es war wie eine Offenbarung, eine Art höhere Eingebung. Jetzt musste er nur noch die Beweise dafür finden.

Vorsichtig ging er am Rand des Flachdachs entlang und ließ das Licht seiner Taschenlampe über den rußgeschwärzten Stahl und Beton gleiten ... bis er es gefunden hatte.

Die dem National Clandestine Service unterstellte Special Activities Division (SAD) war eine paramilitärische Spezialeinheit, die im Ausland verdeckte Operationen durchführte, die bei einem Fehlschlag von den offiziellen amerikanischen Stellen geleugnet werden würden. Ihr Personal bestand vor allem aus ehemaligen Mitgliedern der militärischen Spezialeinheiten. Die Division war in drei Unterabteilungen aufgeteilt, die jeweils für Einsätze zu Wasser, zu Lande und in der Luft zuständig waren. Moore war wie die meisten Navy-SEALs zuerst Mitglied der »Maritime Branch« gewesen. Dann war er jedoch zur Abteilung für Landeinsätze versetzt worden und hatte einige Jahre in Irak und Afghanistan gearbeitet. Dort hatte er vor allem den Einsatz von Predator-Drohnen geleitet, die Hellfire-Raketen auf zahlreiche Taliban-Ziele gelenkt hatten. Moore hatte seiner Versetzung zur »Ground Branch« nicht widersprochen. Er wusste ja, dass man ihn bei Bedarf auch wieder mit einem Seeinsatz beauftragen würde, wie es ja die missglückte Gefangenenerücknahme von dem indischen Schiff gezeigt hatte. Vor Ort arbeiteten die einzelnen Abteilungen zu allen Zeiten eng zusammen, was angesichts des begrenzten Personals unerlässlich war.

Die SAD bestand insgesamt aus weniger als 200 Agenten, Piloten und anderen Spezialisten, die in Teams zusammenarbeiteten, die aus höchstens sechs Personen bestanden. Meist leitete dabei sogar nur ein einziger SAD-Agent eine sogenannte »schwarze« verdeckte Operation, wobei er von einem »Führungsoffizier« unterstützt und gelenkt wurde, der sich oft nicht selbst vor Ort in Gefahr begab. Zur gründlichen Ausbildung der SAD-Agenten gehörten Sabotageoperationen, Terrorismusbekämpfung, Geiselnbefreiungen, die Auswertung von Bombenanschlägen und Entführungsaktionen sowie die Rückführung von Material und Personen.

Die SAD verdankte ihre Existenz dem Office of Strategic Services (OSS), dem ersten staatlichen US-Geheimdienst, der im Zweiten Weltkrieg gegründet wurde, nur den Vereinigten Stabschefs unterstellt war und einen direkten Zugang zu Präsident Franklin D. Roosevelt hatte. Meistens arbeitete das OSS also unabhängig von militärischer Kontrolle, was ihn bei den einzelnen Armeebefehlshabern natürlich nicht sonderlich beliebt machte. So soll General MacArthur versucht haben, die Arbeit der OSS-Agenten in seinem Befehlsbereich möglichst zu unterbinden. Direkt nach dem Krieg wurde das OSS aufgelöst. Bereits 1947 wurde jedoch als seine Nachfolgeorganisation die CIA gegründet. Missionen, die auf keinen Fall mit den Vereinigten Staaten in Verbindung gebracht werden sollten, wurden ab jetzt von der paramilitärischen Abteilung der neuen CIA, der Special Activities Division, durchgeführt, die dadurch zu einem direkten Abkömmling des OSS wurde.

Der Leiter der SAD, David Slater, ein eisenharter Afroamerikaner und früheres Mitglied der Fernaufklärungseinheit der Marines mit zwanzig Jahren Erfahrung, nahm zusammen mit dem stellvertretenden Leiter des National Clandestine Service, O'Hara, an der morgendlichen Videokonferenz teil. Die beiden Männer starteten Moore aus seinem Tablet-Computer an, während er selbst in der Küche des geheimen CIA-Stützpunkts in Saidpur Village saß.

»Ich möchte mich dafür entschuldigen, dass dieses Gespräch nicht schon gestern stattfinden konnte. Ich saß jedoch gerade in einem Flugzeug auf dem Weg zurück in die Vereinigten Staaten«, begann Slater die Unterredung.

»Kein Problem, Sir. Danke, dass Sie jetzt Zeit für mich haben.«

Danach wünschte O'Hara Moore einen guten Morgen.

»Bei allem Respekt, an diesem Morgen ist überhaupt nichts Gutes.«

»Wir haben volles Verständnis für Ihre Gefühle«, antwortete O'Hara. »Wir haben ein paar gute Leute und viele Jahre Geheimdiensts wissen verloren.«

Moore verzog das Gesicht und biss sich auf die Zunge. »Was haben Sie inzwischen herausgefunden?«

»Die Leichen von Harris und Stone hat man aus den Trümmern geborgen. Zumindest das, was von ihnen noch übrig war. Von Gallagher, der in Khodais Haus aufpassen sollte, fehlt immer noch jede Spur. Wenn er noch lebt, müssen sie ihn in einem Keller oder einer tiefen Höhle gefangen halten, denn von seinem implantierten Ortungs-Chip haben wir bisher noch kein Signal auffangen können. Der Kerl, dem Sie nachgejagt sind, war offensichtlich gut ausgebildet, aber wahrscheinlich nur eine untere Charge.«

Moore schüttelte angewidert den Kopf. »Glauben Sie, Khodai trug den Sprengstoff am Körper?«

»Das wäre möglich«, sagte Slater.

»Ich habe das zuerst auch gedacht. Ich vermutete, dass die Sicherheitsschleuse eine Attrappe gewesen sein könnte, die von den Taliban kontrolliert wurde. In diesem Fall hätte das Röntgengerät natürlich keinen Alarm ausgelöst, selbst wenn Khodai verkabelt gewesen wäre. Khodai hätte auf diese Weise den Sprengstoff durchaus einschleusen können. Vielleicht haben sie ihm damit gedroht, seine Familie umzubringen, wenn er uns nicht in die Luft sprengt, was sie gleichwohl getan haben.«

»Das ist eine ziemlich gute Theorie«, meinte O'Hara.

Moore schnaubte kurz. »Aber so war es nicht.«

»Und wie war es Ihrer Meinung nach?«, erkundigte sich Slater.

»Die Sicherheitsleute in diesem Hotel sind eigentlich ziemlich gut. Aber ich glaube, dass die Attentäter die Bombe durch Leute vom Reinigungspersonal in die Zimmer bringen ließen, die direkt neben dem unsrigen lagen.«

»Langsam, langsam«, unterbrach ihn Slater. »Und wie haben sie den Sprengstoff ins Hotel geschmuggelt? Sie haben ihn ja bestimmt nicht durch den Haupteingang hineingetragen.«

Moore schüttelte den Kopf. »Sie haben einfach das Nachbargebäude, dieses Technikzentrum, benutzt, von dessen Dach aus der Scharfschütze geschossen hat. Dort gibt es kaum Sicherheitspersonal, und die wenigen, die es gibt, sind so schlecht bezahlt, dass sie bestimmt leicht zu bestechen waren. Die Bomben haben sie dann mithilfe eines Seils und einer Umlenkrolle vom Dach des Zentrums auf das des Hotels befördert.«

»Sie machen Witze«, rief O'Hara verblüfft aus.

»Ganz gewiss nicht. Ich habe auf dem Dach des Technikzentrums die Stelle gefunden, wo sie das Seil und die Rolle befestigt haben. Dann bin ich zum Marriott hinübergegangen und habe auf dessen Dachsimps dieselben Spuren entdeckt. Ich lade Ihnen in ein paar Minuten einige Fotos auf den Rechner, die ich dort oben gemacht habe.«

O'Haras Stimme war seine Frustration anzumerken, als er mit leiser Stimme sagte: »Das ist ja lächerlich einfach.«

»Genau das war vielleicht unser Problem: Wir haben nur auf die komplizierten Dinge geachtet, während diese Typen eine ganz simple Methode gewählt haben. Sie hätten eigentlich genauso gut den Sprengstoff vom einen Gebäude zum anderen hinüberwerfen können ...« Moore schüttelte noch einmal den Kopf.

»Also waren die Zimmer neben dem Ihren von Gästen gebucht worden, die es in Wirklichkeit gar nicht gab«, schloss O'Hara.

»Genau. Jemand in diesem Hotel sorgte dafür, dass sie in der Registratur als belegt ausgewiesen waren, obwohl das tatsächlich gar nicht der Fall war. Die örtliche Polizei müsste eigentlich den Hundesohn in der Hotelverwaltung fassen können, der das eingefädelt hat. Außerdem habe ich Rana gebeten, seine Fühler auszustrecken.«

»Das klingt gut«, antwortete O'Hara. »Trotzdem möchten wir Sie jetzt von dort abziehen.«

Moore atmete tief durch und schloss die Augen. »Wissen Sie, ich verstehe ja, dass Sie meinen, ich hätte diese Geschichte in den Sand gesetzt und eine Sicherheitslücke übersehen, aber die ganze Sache war absolut sauber. Ich habe vorher alles überprüft. Ich meine *alles*. Bitte lassen Sie mich das jetzt zu Ende bringen.« Er hätte ihnen gerne noch erzählt, dass er dies den Menschen schuldig war, die bei dieser Operation umgekommen waren, aber fand einfach nicht die richtigen Worte.

»Wir brauchen Sie hier bei uns zu Hause.«

Moore öffnete schlagartig die Augen. »Zu Hause? In den Vereinigten Staaten?«

Jetzt ergriff Slater das Wort. »Gestern Nachmittag wurden einige Offiziere in Khodais Bataillon zusammen mit einem Mann fotografiert, den wir als Tito Llamas identifiziert haben. Dieser Mann ist uns als Unterführer des Juárez-Kartells bekannt. Außerdem waren noch zwei nicht identifizierte Männer dabei, die jedoch Taliban sein könnten. Wir werden Ihnen diese Fotos gleich übermitteln.«

»Also haben wir es hier mit korrupten pakistanischen Armeeoffizieren zu tun, die sich mit einem Typen von einem mexikanischen Drogenkartell und einigen Taliban treffen«, sagte Moore. »Das ist wirklich eine unheilige Trinität.«

Slater nickte. »Max, Sie kennen eine Menge Leute aus dem Mittleren Osten und Südasien, die in diesem Spiel mitspielen. Sie verfügen über das Expertenwissen, das wir hier brauchen. Wir möchten, dass Sie eine neue gemeinsame Taskforce leiten, die wir gerade zusammenstellen.«

Moore zog verwirrt die Augenbrauen zusammen. »Das klingt ja wie eine Beförderung – und das nach allem, was hier passiert ist? Immerhin habe ich in den letzten beiden Wochen zwei Operationen vermasselt ...«

»Wir diskutieren das schon eine ganze Weile, und Ihr Name stand immer ganz oben auf der Liste. Das hat sich auch nicht geändert«, erwiderte Slater.

Moore schüttelte immer noch den Kopf. »Die beiden Typen auf dem Gang ... Ich hielt sie für ISI-Agenten, die den Zugang zum vierten Stock kontrollierten. Dabei wollten sie nur sicherstellen, dass die Bomben auch wirklich hochgingen ...«

»So ist es«, sagte O'Hara.

Dann beugte er sich zur Kamera vor. »Wir müssen unbedingt herausfinden, in welchem Ausmaß die mexikanischen Drogenkartelle mit diesen afghanischen und pakistanischen Schmugglern verbandelt sind. Wenn es Ihnen ein Trost ist: Sie werden immer noch an derselben Sache arbeiten – nur aus einer anderen Perspektive.«

Moore brauchte ein paar Momente, um das Gesagte zu verarbeiten. »Und wie passen die Mexikaner da rein, abgesehen davon, dass sie Mittelsmänner oder Kunden sind?«

O'Hara lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück. »Das ist die entscheidende Frage, nicht wahr?«

Slater räusperte sich und las einige Notizen durch. »Ihre Hauptaufgabe wird sein, herauszufinden, ob diese Verbindung zwischen den Taliban und den Mexikanern nur den Opiummarkt erweitern soll, oder ob etwas weit Problematischeres dahinterstecken könnte. Beispielsweise könnten die Taliban in Mexiko eine neue Operationsbasis aufbauen wollen, die ihnen einen leichteren Zugang in die Vereinigten Staaten ermöglicht.«

»Sie sprachen vorhin von einer *vereinigten* Taskforce. Welche anderen Dienste sind noch daran beteiligt?«

Slater grinste. »Das ganze Alphabet: CIA, FBI, ATF, CBP und ein halbes Dutzend kleinerer Behörden und Dienste als Unterstützung.«

Moore überließ es kalt, als er darüber nachdachte, mit welcher enormen Aufgabe er hier betraut wurde. »Gentlemen, ich weiß Ihr Angebot zu würdigen.«

»Das ist kein Angebot«, erklärte O'Hara in scharfem Ton.

»Ich verstehe. Bitte geben Sie mir noch ein paar Tage, um Khodais Mörder zu verfolgen und vielleicht herauszufinden, was mit Gallagher passiert ist. Das ist alles, worum ich Sie bitte.«

»Wir haben bereits ein anderes Team losgeschickt«, sagte Slater.

»Das ist gut. Aber ich bitte um die Erlaubnis, noch einen einzigen Versuch zu unternehmen.«

O'Hara zuckte zusammen und sagte dann: »Wir alle haben hier versagt. Nicht nur Sie.«

»Diese Kerle haben den Oberst getötet und seine Angehörigen ermordet. Er war ein guter, anständiger Mann. Er tat das Richtige. Wir schulden es ihm und seinem Neffen. Ich kann mich nicht einfach so davonstehlen.«

O'Hara überlegte einen Moment, dann hob er die Augenbrauen. »Zwei Tage.«

Bewegungen

Irgendwo im Dschungel

Nordwestlich von Bogotá, Kolumbien

Juan Ramón Ballesteros fluchte durch die Zähne und holte an seinem aufgedunsenen Bierbauch vorbei sein Handy aus der Tasche seiner Cargoshorts. Sein ärmelloses weißes T-Shirt war schweißgetränkt. Auch die Cohiba Behike, die ihm kalt zwischen den Lippen hing, war inzwischen völlig durchgeweicht. Dieser Sommer war wirklich brutal und gnadenlos. Die Luftfeuchtigkeit war so hoch, dass er das Gefühl hatte, ständig durch ein überhitztes Dampfbad zu gehen.

Ballesteros war kaum älter als vierzig, aber die Belastungen seiner Aufgabe hatten bereits tiefe Falten um seine Augen gegraben und seinen Bart und seine Kräusellocken metallisch grau gefärbt. Außerdem litt er unter chronischen Rückenschmerzen, die ihn immer wieder wie Hiebe mit einer Machete peinigten.

Im Augenblick waren jedoch diese körperlichen Beschwerden sein geringstes Problem: Die vier jungen Männer mit den hässlichen Schusswunden im Kopf erforderten seine ganze Aufmerksamkeit.

Sie hatten offensichtlich bereits einen Großteil der Nacht auf dem Dschungelboden gelegen. Der Frühtau hatte auf ihren fahlen Leichen einen matten Schimmer hinterlassen. Myriaden von

Fliegen umschwärmten sie, ließen sich auf ihren Wangen und Augenlidern nieder oder krochen in ihre offenen Münder hinein. Die Totenstarre hatte bereits eingesetzt und ihre Därme hatten sich im Sterben entleert. Der Gestank war so entsetzlich, dass sich Ballesteros fast übergeben hätte.

Das Team hätte eigentlich ein weiteres mobiles, ziemlich unhygienisches Kokainlabor einrichten sollen, das nur aus ein paar einfachen Zelten bestand, in denen ganze Berge von Kokablättern auf dem nackten Boden zum Trocknen ausgelegt werden sollten. In einem weiteren Zelt lagerten das Benzin, die Schwefelsäure und die anderen Chemikalien, die man zur Herstellung von wenigstens 1000 Kilo Kokapaste pro Woche benötigte.

In den letzten Jahren hatte Ballesteros mehrere seiner besten Kunden durch solche Camps geführt und ihnen den komplizierten mehrstufigen Produktionsprozess gezeigt und erläutert.

Dabei hatte fast jeder Kokabauer sein ganz eigenes Rezept. Ballesteros' Männer benötigten 1000 Kilo Kokablätter, um nur ein einziges Kilogramm Paste herzustellen. Bei den Besichtigungstouren demonstrierten sie gewöhnlich die Produktion eines Zehntels dieser Menge. Zuerst zerkleinerten seine Männer mit automatischen Rasentrimmern 100 Kilo Blätter, denen sie dann 16 Kilo Meersalz und 8 Kilo Kalk hinzufügten. Danach vermischten sie diese Bestandteile, indem sie so lange mit aller Macht auf ihnen herumtrampelten, bis sich eine schwarze, erdige Masse gebildet hatte, die jetzt in eine große Plastiktonne gefüllt wurde. Darauf goss man dann 20 Liter Benzin und ließ den Inhalt der Tonne etwa vier Stunden ruhen.

Danach wurde das Gemisch in eine löchrige Tonne umgefüllt, die die flüssigen Bestandteile austreten ließ, die in einem Eimer aufgefangen wurden, während der Blätterbrei in dem Behälter zurückblieb. Der wertvolle Inhalt der Flüssigkeit war die aus den Kokablättern herausgelöste Droge, die jetzt im Benzin gelöst war.

Als Nächstes schüttete man 8 Liter Wasser und 8 Teelöffel Schwefelsäure in den Eimer. Diese neue Mischung wurde einige Minuten lang mit einem Stößel durchgerührt, dann wurden die flüssigen Bestandteile abgossen. Im Eimer blieb ein fester Bodensatz zurück. Diesem wurde gerade so viel Natriumpermanganat und Natronlauge hinzugefügt, dass das feste Sediment bedeckt war. Die Flüssigkeit nahm jetzt eine milchig weiße Farbe an, während sich die Paste am Eimerboden verfestigte. Das Ganze wurde dann noch einmal durch ein Tuch gefiltert. Die fertige Paste ließ man dann so lange in der Sonne trocknen, bis sie eine hellbraune Farbe angenommen hatte.

Ballesteros kostete es etwa 1000 US-Dollar, ein Kilo dieser Paste herzustellen. Wenn dieses Kilo dann zu Kokainpulver weiterverarbeitet worden war, konnte man es in Mexiko für 10 000 Dollar verkaufen. In den Vereinigten Staaten mussten die Straßendealer für ein Kilo bereits mindestens 30 000 Dollar berappen. Die Dealer verschnitten es dann mit diversen Streckmitteln, um die Wirkung der Droge zu reduzieren und ihre Verkaufsmenge zu erhöhen. Danach verkauften sie das Pulver nur noch grammweise. Am Ende konnte ein solches gestrecktes Kilo einen Straßenverkaufspreis von 175 000 Dollar oder mehr erzielen.

Seltsamerweise hatte ihn ausgerechnet ein Käufer einmal gefragt, warum er dies eigentlich tue. Ob er denn nicht wisse, dass in Los Angeles gerade ein Teenager an einer Überdosis eben jener Substanz gestorben sei, die er hier produziere? Ob ihm denn nicht klar sei, dass er auf der ganzen Welt Familien zerstöre und Leben ruiniere?

Darüber dachte er jedoch niemals nach. Er betrachtete sich als Bauer in der Tradition seiner eigenen Familie, die generationenlang auf Kaffeeplantagen gearbeitet hatte. Er war in Bogotá aufgewachsen, in den Vereinigten Staaten in Florida aufs College gegangen und mit einem Abschluss in Wirtschaftswissenschaften in seine Heimat zurückgekehrt. Dort wollte er seine eigene biologische

Bananenfarm betreiben, was jedoch kläglich scheiterte. Einige seiner Freunde im Bananengeschäft stellten ihn dann ein paar Drogenhändlern vor. Der Rest war, wie man so sagt, Geschichte. Für ihn war es eine Sache des nackten Überlebens. Nach zwanzig langen Jahren als Drogenproduzent und Händler konnte er nun endlich die Früchte seiner hochriskanten Tätigkeit genießen. Seine Familie lebte inmitten weißer Europäer in einem wohlhabenden nördlichen Vorort der Stadt, seine beiden Söhne besuchten ein Elitelyceum und auch seiner Frau fehlte es an nichts, wenngleich sie ihn während der Woche kaum noch zu sehen bekam. Denn er war meist »geschäftlich unterwegs«. An jedem Wochenende kehrte er jedoch nach Hause zurück, um seine Großfamilie zu treffen, den Gottesdienst zu besuchen oder mit seinen Söhnen zu einem Fußballspiel zu gehen. Sein eigentlicher Lebensmittelpunkt war jedoch sein Dschungelhaus, das nur etwa 250 Meter von seinem Drogenlabor entfernt lag. Bisher hatte er auch ein hervorragendes Verhältnis zur FARC, den »Revolutionären Streitkräften Kolumbiens«, unterhalten, einer linksgerichteten Guerillatruppe, die ihm half, sein Produkt zu vertreiben und außer Landes zu bringen. Er hoffte deshalb inständig, dass seine Männer nicht von FARC-Angehörigen getötet worden waren. Vor einiger Zeit hatte es tatsächlich leichte Spannungen zwischen ihm und einem FARC-Oberst namens Dios gegeben, als sie sich bei einem Geschäft nicht auf einen Preis einigen konnten. Und jetzt hatte man Ballesteros' Arbeiter im Schlaf vermutlich mit einer schallgedämpften Waffe exekutiert.

Er tippte die Kurzwahlnummer von Dante Corrales, seinem Verbindungsmann in Mexiko, ein und musste einige Zeit warten, bis der junge Mann antwortete.

»Sie rufen mich immer nur dann an, wenn es ein Problem gibt«, sagte Corrales. »Im Moment kann ich aber kein Problem brauchen.«

»Dios« war alles, was Ballesteros ihm darauf erwiderte.

»Okay. Und jetzt bitte ich Sie, mich nicht noch einmal zu behelligen.«

»Warten Sie, ich bin mir nicht sicher, ob es Dios war, aber vielleicht ...«

Sein Gesprächspartner hatte jedoch bereits aufgelegt.

Ballesteros war Corrales nur einmal vor zwei Jahren persönlich begegnet, als Mitglieder des Juárez-Kartells nach Kolumbien gekommen waren, um seine Labore zu besichtigen und ihm Sicherheitskräfte und Arbeiter anzubieten, mit deren Hilfe er seine Produktion erhöhen sollte. Corrales war ein arroganter junger Schönösel. Er gehörte zu der neuen Sorte von Drogendealern ohne historisches Bewusstsein, die keinen Respekt vor denjenigen hatten, die vor ihnen dieses Geschäft betrieben hatten. Diese jungen *Sicarios* waren sogar mehr an ihrer Macht, ihrem Image und der Einschüchterung anderer als am tatsächlichen Geldverdienen interessiert. Sie kamen sich wie die Stars in einem Hollywood-Film vor und hielten sich alle für einen zweiten Al Pacino. Ballesteros widerten diese Kerle an. Er war jedoch gezwungen gewesen, die Unterstützung des Kartells anzunehmen, als die Regierung ihren Druck auf die lokalen Drogenproduzenten verstärkt hatte. Mittlerweile waren sie zu seinen wichtigsten Kunden geworden.

Bei seinem letzten kurz angebundenen Telefongespräch mit Corrales hatte er vor einer Woche erfahren, dass der Kartellchef persönlich bald ins Land kommen würde und dass sich die nächste Lieferung auf keinen Fall verzögern dürfe. Er fluchte und lief zurück in sein Haus. Dort schickte er zwei Männer los, die die Leichen vor dem Labor bergen sollten.

Vor dem Haus standen vier alte Lastwagen, deren Ladeflächen mit schweren Planen verschlossen waren. Einige seiner Männer beluden sie gerade mit Bananenkisten. Unter den Bananen war eine Menge Kokain versteckt.

Ballesteros versuchte seine Wut über die Ermordung seiner vier Männer zu verbergen und trieb die Lademannschaft zu größerer

Eile an. Inzwischen musste das Boot bereits am Dock von Buenaventura angelegt haben.

Bei ihrer Fahrt über die von Schlaglöchern übersäten Straßen wurden sie in den heißen Fahrerinnen immer wieder beinahe von ihren Sitzen geschleudert. Keiner der Lastwagen hatte eine Klimaanlage. Das war Ballesteros nicht einmal unrecht. Er wollte nicht, dass sich seine Männer zu sehr entspannten. Sie sollten allzeit wachsam bleiben. Ballesteros selbst musterte jedes Fahrzeug, das sie überholte, und jeden Fußgänger am Straßenrand genau.

Da die gegenwärtige Lieferung besonders groß war (sieben Tonnen, um genau zu sein) und sein Geschäft durch den vierfachen Mord eine ernsthafte Bedrohung erfahren hatte, befürchtete Ballesteros einen weiteren Angriff. Nicht zuletzt deshalb wollte er seine Lieferung dieses Mal bis zum zweiten oder dritten Übergabepunkt begleiten.

Die Mannschaft des in Houston beheimateten, 30 Meter langen Krabbenbootes strömte auf den Hafenkai, als Ballesteros und seine Männer eintrafen. Die Männer begannen, mithilfe eines benzinbetriebenen Gabelstaplers und des Netzauslegers des Bootes die Paletten mit den Bananenkisten im Laderaum des Krabbenbootes zu verstauen.

Unweit davon standen am Ende des Kais zwei FARC-Soldaten und beobachteten die ganze Aktion. Einer nickte Ballesteros zu, der zur großen Überraschung der Schiffscrew die Gangway hinaufeilte. Als sie ihn fragten, wie weit er seine Ladung begleiten wolle, antwortete er nur: »Weit genug.«

Sie fuhren etwa 250 Seemeilen nach Westen, bis sie sich der Isla de Melpelo näherten, einer kleinen Insel mit einer beeindruckenden Felsküste, die jetzt in der Sonne glänzte. Sie würden sich bis zum Einbruch der Dunkelheit vor der Küste aufhalten. Dabei würden sie auf Krabbenfang gehen, sodass sie nicht weiter auffielen.

Ballesteros sagte an diesem Tag kaum ein Wort, da ihn immer noch der Anblick seiner ermordeten Männer verfolgte.

Plötzlich tauchte direkt vor ihnen auf der Backbordseite aus der Tiefe ein dunkler Schatten auf, der zuerst wie ein Wal oder ein großer weißer Hai wirkte. Als sich der Schatten dem Schiff näherte, strömte die gesamte Schiffsbesatzung an Deck und bereitete die Seile für ein Anlegemanöver vor. Jetzt erhob sich der Schatten aus dem Wasser und nahm ein blau, grau und schwarz gesprenkeltes Muster an, bis er schließlich die Meeresoberfläche durchstieß ...

Es war ein U-Boot, das sich jetzt neben sie legte. Als dessen Kapitän aus seiner Turmluke auftauchte, rief ihm Ballesteros zu: »Dieses Mal komme ich mit!«

Das Unterseeboot hatte einen dieselektrischen Antrieb, war 31 Meter lang und hatte eine Rumpfhöhe von 3 Metern. Es bestand aus Fiberglas und konnte mithilfe seiner Doppelschrauben auch unter Wasser eine Geschwindigkeit von mehr als 20 Stundenkilometern erreichen, selbst wenn es bis zu zehn Tonnen Kokain an Bord hatte. Darüber hinaus verfügte es über einen 3 Meter hohen Kommandoturm samt Periskop und konnte bis in eine Tiefe von fast 20 Meter tauchen. Es war eine ingenieurtechnische Meisterleistung, die auch von der Kreativität und Zielstrebigkeit seiner Betreiber zeugte. Es gehörte natürlich dem Juárez-Kartell, das es für 4 Millionen Dollar in einem sorgfältig getarnten Trockendock an der kolumbianischen Urwaldküste hatte bauen lassen.

Obwohl das Militär inzwischen zwei solche U-Boote entdeckt und beschlagnahmt hatte, bevor sie in Dienst genommen werden konnten, verfügte das Kartell über genug Geld, um weitere bauen zu lassen. Inzwischen waren insgesamt vier in ständigem Einsatz.

Ballesteros erinnerte sich noch gut an die Zeit, als sie langsame Fischer- oder Segelboote und, wenn sie ganz wagemutig waren, hier und da sogar Schnellboote benutzt hatten. Inzwischen hatten sie jedoch große Fortschritte gemacht, was die Tragfähigkeit und Tarnung ihrer Wassertransportmittel anging. Die alten

Halbtaucherschiffe hatte man noch von der Luft aus entdecken können. Bei diesem U-Boot musste man das nicht mehr befürchten. Einige Besatzungsmitglieder halfen ihm auf dessen Deck hinüber. Sie würden sich etwa hundert Seemeilen vor der mexikanischen Küste mit einem weiteren Fischtrawler treffen und nach der Übergabe ihrer wertvollen Ladung wieder nach Kolumbien zurückkehren. Ballesteros würde erst wieder schlafen können, wenn er wusste, dass die Ladung unbeschadet angekommen war. Jetzt stieg er in das U-Boot hinunter, wo man ihm eine enge, aber gut gekühlte Kajüte zuwies, während die Männer draußen das Kokain umzuladen begannen.

*Mexikanische Grenze
Brewster County, Texas
Zwei Tage später*

Die Beamtin der US-Grenzschutzbehörde, Susan Salinas, hatte ihren Geländewagen in einer kleinen Senke geparkt, damit er in der offenen Wüste, die sich bis zu den Bergen am Horizont erstreckte, nicht so leicht entdeckt werden konnte. Die Sonne war vor zwei Stunden untergegangen. Sie und ihr Partner Richard Austin waren auf dem Bauch einen kleinen Hügel hinaufgekrochen, um von dort aus die Grenze mit ihren Nachtsichtgeräten zu beobachten, in denen die Wüste jetzt als phosphoreszierende, grün schimmernde Fläche erschien. Sie hatten von einem Rancher einen Tipp bekommen. Dieser hatte gesehen, wie ein Lastwagen durch das Tal gefahren war, das zu seinem eigenen Land führte. Tatsächlich hatte dieser Lastwagen auch einen der elektronischen Sensoren ausgelöst, den die Grenzschutzbehörde CBP dort aufgestellt hatte.

»Es könnten auch die Jungs sein, die mit ihren Geländewagen immer mal wieder Spritztouren in diesem Teil der Wüste unternehmen«, sagte Austin und stieß einen tiefen Seufzer aus, als er seine

Augen über das Gelände rechts von ihnen schweifen ließ, während Susan die südöstliche Seite überwachte.

»Nein, ich glaube, heute werden wir mal einen richtig großen Fang machen«, entgegnete sie ganz langsam.

»Wie kommst du denn darauf?«

»Weil ich die Bastarde bereits sehe.«

Ein ramponierter Ford F-150 Pick-up wirbelte direkt vor ihnen eine leichte Staubwolke auf. Auf seiner Ladefläche stapelten sich Bananenkisten, die mit Gummiseilen am Fahrzeug festgemacht und nur teilweise von einer zerrissenen Plane bedeckt waren. Nein, diese Typen beförderten bestimmt keine Lebensmittel durch dieses raue, bergige Terrain des Brewster County, und ja, sie hatten sich wirklich keine allzu große Mühe gemacht, ihre Ladung zu tarnen. Vielleicht sahen sie dazu auch keine Veranlassung. Als sie das Zoom des Nachtsichtgeräts benützte, erkannte sie auf der Vorderbank drei eng aneinandergedrängte Männer. Hinter ihnen waren im Führerhaus noch einige schemenhafte Umrisse zu sehen. Es konnten also insgesamt sechs Mann sein.

Sie versuchte, ganz ruhig zu bleiben. Sie war inzwischen drei Jahre bei der CBP und hatte in dieser Zeit Hunderte von Leuten verhaftet, die versucht hatten, die Grenze illegal zu überqueren. Tatsächlich hätte sie es sich früher nicht träumen lassen, hier an der Grenze Wache zu schieben und dabei auch noch eine Pistole am Gürtel zu haben. In der Highschool hatte sie sich immer für ein »Girly« gehalten. Immerhin war sie die Kapitänin der Cheerleader-Truppe gewesen. Aber ihre Noten waren nicht allzu gut gewesen. Sie war immer froh, wenn sie eine Zwei minus als Durchschnittsnote vorweisen konnte. Danach hatte sie sich durch das Community College gequält, wo sie sich für kein Hauptfach entscheiden konnte. Als der Bruder einer Freundin der Grenzschutztruppe beitrat, hatte sie dann einige Erkundigungen angestellt und sich ebenfalls für diese Laufbahn entschieden. Jetzt war sie 27, immer noch

unverheiratet, brauchte jedoch die Adrenalinstöße in ihrem Job mehr denn je.

Allerdings war es nicht ganz leicht gewesen, diese Stellung zu bekommen. Sie hatte 55 Tage in Artesia, New Mexico, Kurse in Einwanderungs- und Staatsbürgerschaftsrecht, Strafrecht und allgemeinen Rechtsvorschriften, Spanisch, Sport und körperlicher Ertüchtigung sowie im Manövrieren von Einsatzfahrzeugen und Terrorbekämpfung absolviert. Doch nein, auf dem Community College hatte man sie keine Pistole abfeuern lassen, das lernte sie erst in Artesia. Dieser Job war das Aufregendste, was sie in ihrem noch jungen Leben gemacht hatte. Während ihr Puls jetzt immer schneller schlug, bestätigte sich wieder einmal dieser erste Eindruck.

»Was habt ihr euch eigentlich gedacht? Dass ihr es hier mit einer Laienspielgruppe zu tun habt?«, hatte sie erst gestern einen *Sicario* gefragt, den sie gerade verhaftet hatte. »Meinst du, sie haben mir einfach eine Pistole in die Hand gedrückt und mir dann aufgetragen, die bösen Jungs zu fangen?«

Ironischerweise hatte ihre Mutter ihrer Berufswahl mit vollem Herzen zugestimmt und ihr versichert, wie stolz sie sei, dass ihre Tochter jetzt eine Gesetzeshüterin sei, vor allem da, wie sie es ausdrückte, »es doch immer wieder heißt, wir müssten unsere Grenze besser schützen«.

Ihr Vater war jedoch von ihrem neuen Job so begeistert wie ein Fußballfan, dem man kein Bier mehr geben will. Dad war immer ein ruhiger Mann gewesen, der ein ruhiges Leben als Steuerberater in einem ruhigen Büro am Stadtrand von Phoenix geführt hatte. Er genoss seine ruhigen Wochenenden und war das genaue Gegenteil eines Alphamännchens. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass seine Tochter eine Waffe benutzte, denn er hätte nie eine in die Hand genommen. Einmal hatte er sogar Gandhi zitiert und ihr dann angedeutet, dass die Männer sie nicht mehr als weiblich betrachten würden, dass sie zukünftig keinen Freund mehr finden werde und

einige sogar Vermutungen bezüglich ihrer sexuellen Ausrichtung anstellen würden. Außerdem würde sie natürlich fett werden. Alle Cops wurden bekanntlich irgendwann fett. Auch die Grenzschrützer. Sie hatte seine Bemerkungen nie vergessen.

Austin war ihr in vielerlei Hinsicht ähnlich: ledig und ein ziemlicher Einzelgänger mit einem gespannten Verhältnis zu seinen Eltern. Er war ein Workaholic, der immer genau nach Vorschrift vorgeht, außer wenn es um seine Beziehung zu ihr ging. Er hatte ihr bereits Avancen gemacht, aber sie war nicht interessiert. Seine Gesichtszüge waren ihr zu grob und sein Körper für ihren Geschmack zu teigig. Also hatte sie ihm eine ganz sanfte Abfuhr erteilt.

»In Ordnung«, sagte er jetzt. »Ich fordere eine zweite Einheit an. Du hast recht. Das könnte ein dicker Fisch sein.«

»Verstanden«, sagte sie. »Verständige auch Omaha und die Quads und schick ihnen unsere GPS-Position.« Omaha war das Rufzeichen für den Blackhawk-Hubschrauber, der ihre Einheit unterstützte, und die Quads, diese robusten kleinen Geländefahrzeuge, wurden von drei Kollegen gesteuert, die auf ihnen mit Höchstgeschwindigkeit durch die extrem holprige Wüste bretterten.

Er wollte gerade mit seinem Handapparat eine Nachricht absetzen, als er plötzlich aufsprang und aus ihrer Deckung herausstürzte. »Hey, Sie! Anhalten! Grenzschutz!«

Susan wirbelte herum, um ihm etwas nachzurufen ...

Der Knall eines Pistolenschusses durchfuhr sie wie ein Blitz und versetzte sie in Panik.

Sie rollte von der Anhöhe herunter und zog ihre Waffe. Dann sah sie zwei Männer, offensichtlich zwei Mexikaner in Jeansjacken, ganz in der Nähe ihres Geländewagens stehen. Der eine war grauhaarig und hielt eine Pistole in der Hand, die sie für eine belgische FN 5,7 hielt. In Mexiko trug sie den Spitznamen *Mata policía*, »Polizei-Killer«, da ihr Geschoss auch eine kugelsichere Weste durchschlagen konnte. Der andere Kerl umklammerte den Griff

eines langen, gebogenen Filetirmessers. Er lächelte gerade und ließ dabei einen einzelnen blinkenden Goldzahn sehen.

Jetzt bemerkte sie der erste Typ und rief auf Spanisch: »Keine Bewegung!«

Ihr schlug das Herz bis zum Hals.

Dort drüben lag Austin mit einer Schusswunde in der Brust am Boden. Seine Schutzweste hatte ihn tatsächlich nicht gegen die Kugel dieser Pistole schützen können. Er atmete noch, drückte eine Hand auf die Wunde und stöhnte ganz leise.

Der Kerl mit dem Messer kam jetzt auf sie zu. Sie sah zuerst ihn an, feuerte dann jedoch auf den Mann mit der Pistole. Sie traf ihn an der Schulter, während gleichzeitig in etwa 100 Meter Entfernung der Motor des Pick-ups aufheulte.

Sie kam jetzt wieder auf die Füße, während sich der Messerträger bückte, um die auf den Boden gefallene Pistole aufzuheben. Sie wollte gerade auf ihn schießen, als der Pick-up immer näher kam und jemand von dessen Beifahrerseite aus das Feuer auf sie eröffnete. Die Kugeln schlugen nur Zentimeter von ihren Stiefeln entfernt in den Wüstensand ein.

Sie rannte zu der kleinen Geländefurche zurück und drehte sich nicht um, sondern rannte nur immer weiter in die Dunkelheit hinein. Das Geräusch ihres eigenen Atems brauste ihr in den Ohren, ihr Puls schlug rasend schnell, und ihre Füße eilten rhythmisch über Stock und Stein. Wenn sie weit genug entfernt war, wollte sie über Funk Hilfe anfordern.

Aber noch wagte sie es nicht, anzuhalten.

Plötzlich schallte ein entsetzlicher Schrei durch die Wüste. Sie musste einfach stehen bleiben. Als sie sich umdrehte, sah sie, wie der Kerl mit dem Messer seinen Kumpanen, die gerade aus dem Pick-up ausstiegen, Richards abgeschnittenen Kopf hinhielt. Sie brüllten vor Begeisterung, während sie sich in die direkt vor ihr liegende Senke hineinfallen ließ. Sie hörte, wie die Männer wieder in den Pick-up stiegen.

Sie kauerte sich hinter einem dichten Busch auf den Boden und drückte ihre warme Pistole an die Brust. Sie zwang sich, ganz ruhig und regelmäßig zu atmen, während sie im Kopf die Stimme ihres Vaters hörte: »Du wirst da draußen verrecken wie ein Hund, und niemand wird sich an dich erinnern.«

Aber dann fasste sie wieder Hoffnung, als der Pickup-Motor leiser und nicht lauter wurde. Ein Wunder? Sie kamen wirklich nicht hinter ihr her? Lief ihnen die Zeit davon? Sie griff nach ihrem Handfunkgerät und sprach in das Mikrofon.

»Road Runner, hier ist Coyote Five, over.«

»Susan, was zum Teufel geht da draußen vor? Hattet ihr keine Verbindung?«

»Richard ist tot«, flüsterte sie.

»Ich habe dich nicht verstanden.«

»Ich sagte: ›Richard ist tot!‹« Sie drückte auf einen Knopf des GPS-Geräts an ihrem Handgelenk. »Ihr müsst alle hierherkommen!« Ihr versagte fast die Stimme, als sie ihm ihre GPS-Koordinaten übermittelte. Dann schaltete sie das Funkgerät ab und lauschte dem schwächer werdenden Motorengeräusch hinterher, das allmählich vom Wüstenwind übertönt wurde.

Fruchtbarer Boden

Nogales, Mexiko

In der Nähe der Grenze zu Arizona

Derzeit verließ Corrales sein Haus in Juárez nur ungern, weil er dann seine junge Frau Maria allein zurücklassen musste. Er erinnerte sich noch lebhaft und voller Verlangen an das letzte Wochenende und die Art, wie sie damals die Beine hoch in die Luft gestreckt und ihm dabei ihre lackierten Zehennägel gezeigt hatte, an ihr lustvoll fauchendes Stöhnen, ihre Liebesworte und den Gesichtsausdruck kurz vor ihrem Höhepunkt, als sie ihm ihre Fingernägel tief in den Rücken gekrallt hatte. Sie hatten sich gepaart wie zwei hungrige, wilde Tiere. Corrales wurde es jetzt noch ganz schwindlig, wenn er daran dachte, während er in dieser ausgebrannten Pemex-Gasolinera zusah, wie seine Männer die Bananenkisten abluden, die Kokainblöcke herausholten und in ihren Rucksäcken verstauten. Insgesamt bestand die Gruppe aus 22 Kurieren, die von Corrales und fünf weiteren *Sicarios* geführt und überwacht wurde. In der Szene nannte man sie *Los Caballeros*, »die Gentlemen«, weil sie dafür bekannt waren, sich auch dann noch äußerst elegant zu kleiden und ausgewählt zu sprechen, wenn sie Köpfe abhackten und ihren Feinden zur Warnung und Abschreckung Leichenteile schickten. Sie waren klüger, tapferer und ganz sicher weit gefährlicher und raffinierter als die Mörderbanden aller anderen mexikanischen

Drogenkartelle. Corrales witzelte gerne, dass sie mit ihrer Kleidung und ihren Umgangsformen nur ihrem Machismo den letzten Schliff verleihen wollten.

Corrales wusste, dass ein Teil der Ladung direkt an die mexikanisch-amerikanische Grenze verfrachtet worden war, um dort durch die Wüste von Brewster County nach Texas geschmuggelt zu werden. Er hatte gerade erst von seinem dortigen Unterführer Juan per Telefon erfahren, dass es dabei Probleme gegeben habe. Sein Team sei nämlich auf zwei Grenzschutzbeamte gestoßen. Einer der Jungs, die Juan für diese Aktion angeheuert hatte, habe dann einem der Grenzer den Kopf abgehackt.

»Wie zum Teufel konnte das passieren?«, fluchte Corrales in sein Handy und überschüttete Juan mit einem Schwall von Schimpfwörtern und Beleidigungen. Als er sich wieder etwas beruhigt hatte, erinnerte er ihn daran, dass er auf keinen Fall Leute von außen bei solchen Aktionen einsetzen dürfe. Juan verteidigte sich, er habe keine andere Wahl gehabt, weil zwei seiner Männer nicht aufgetaucht seien. Wahrscheinlich seien sie betrunken oder high gewesen.

»Das nächste Begräbnis, an dem du teilnimmst, wird dein eigenes sein«, drohte Corrales seinem Unterführer und beendete das Gespräch. Nach ein paar weiteren Flüchen zog er den Kragen seines schicken Leder-Trenchcoats zurecht und zupfte ein paar Fussel von seiner Armani-Hose.

Du solltest dich wirklich nicht so gehen lassen, tadelte er sich selbst. Schließlich führte er ein gutes Leben. Mit seinen 24 Jahren gehörte er bereits zu den Top-Capitanos eines großen Drogenkartells und hatte bisher 14 Millionen Pesos, immerhin mehr als eine Million US-Dollar, verdient. Das war ziemlich beeindruckend für jemand, der in Juárez in Armut als einziger Sohn eines Zimmermädchens und eines Hausmeisters aufgewachsen war, die beide in einem billigen, heruntergekommenen Hotel gearbeitet hatten.

Der Rußgestank der ausgebrannten Tankstelle drückte Corrales jedoch aufs Gemüt, denn er erinnerte ihn an die schlimmste Nacht seines Lebens. Er war damals 17 Jahre alt und gerade erst einer Gruppe von Oberschülern beigetreten, die sich selbst Juárez 8 nannte und kindischerweise den *Sicarios* des Juárez-Kartells die Stirn bieten wollte, die immer wieder ihre Freunde mit nackten Drohungen zur Mitarbeit zwangen. Viel zu viele bezahlten dann ihre Dienste für das Kartell mit dem Leben. Er und seine Freunde hatten beschlossen, etwas dagegen zu unternehmen.

Eines Nachmittags lauerten zwei Burschen Corrales hinter einem Müllcontainer auf und warnten ihn, man werde seine Eltern umbringen, wenn er seine eigene »Gang« nicht verlasse und den Los Caballeros beitrete. Corrales konnte sich immer noch an die Augen eines dieser Dreckskerle erinnern, die ihn in der Düsternis dieser Seitengasse wie Kohlen in einem Feuerofen angeglüht hatten. Auch die Stimme dieses Punks vermeinte er immer noch zu hören: *Wir werden deine Eltern umbringen.*

So leicht hatte er sich jedoch nicht einschüchtern lassen. Er brüllte sie an, sie sollten abhauen. Als er zwei Tage später nach einer durchzechten Nacht nach Hause zurückkehrte, stand das Motel in Flammen. Noch am gleichen Tag barg man die verbrannten Leichen seiner Eltern aus den Trümmern. Man hatte sie mit Klebeband gefesselt und danach das Gebäude angezündet.

Bei ihrem Anblick drehte er durch. Er packte die Pistole eines Kumpels, schwang sich in ein Auto und raste auf der Suche nach den Drecksäcken, die sein Leben ruiniert hatten, durch die ganze Stadt. Schließlich kam sein Wagen ins Schleudern und krachte in einen Zaun. Er ließ ihn dort stehen und betrank sich in einer benachbarten Bar bis zur Besinnungslosigkeit. Schließlich brach er dort in der Toilette zusammen. Die Polizei lieferte ihn dann bei Verwandten ab.

Nachdem er einige Zeit bei seiner Patentante gelebt und neben seinem Schulunterricht als Hausmeister gearbeitet hatte, wurde

ihm klar, dass er wie seine Eltern das ganze Leben lang arbeiten würde, ohne jemals der Armut zu entkommen. Diese Vorstellung war ihm unerträglich.

Er hatte keine andere Wahl. Er würde sich genau der Bande anschließen, die seine Eltern getötet hatte. Diese Entscheidung fiel ihm außerordentlich schwer, aber die Arbeit für Los Caballeros war der einzige Ausweg aus den Slums. Da er viel klüger und wohl auch skrupelloser als die gewöhnlichen Gangmitglieder war, machte er schnell Karriere und lernte dabei mehr über das Drogengeschäft, als seinen Bossen klar war. Er begriff bald, auch in diesem Business war Wissen Macht. Deshalb versuchte er, alles über das Kartell und dessen Feinde zu erfahren.

Wie es das Schicksal wollte, waren auch die beiden Schläger, die seine Eltern getötet hatten, nur ein paar Wochen bevor Corrales ihrer Organisation beitrat, von einem konkurrierenden Kartell ermordet worden. Darüber waren die anderen Caballeros gar nicht so unglücklich, da sie durch ihre Unberechenbarkeit und Unbeherrschtheit die Operationen der Gang gefährdet hatten.

Corrales versuchte, die düsteren Erinnerungen abzuschütteln, und musterte die in dunkle Kapuzenshirts und Jeans gekleideten Kuriere, die inzwischen alle einen schweren Rucksack geschultert hatten. Er führte sie zum rückwärtigen Ende des aufgegebenen Einkaufszentrums. Dort lag eine große Sperrholzplatte auf dem Boden, die er jetzt zur Seite schob. Darunter lag der Eingang zu einem Tunnel, zu dem eine Aluminiumleiter hinunterführte. Von unten schlug ihnen kalte, stickige Luft entgegen.

»Wenn ihr in dem Haus jenseits der Grenze seid«, wies Corrales seine Männer an, »geht ihr erst nach draußen, wenn ihr die Autos seht, und auch dann nur jeweils drei auf einmal. Auf keinen Fall mehr. Die übrigen bleiben im Schlafzimmer. Wenn es Probleme geben sollte, kommt ihr durch den Tunnel hierher zurück. Okay?«

Sie murmelten Zustimmung.

Danach stiegen sie einer nach dem anderen in das Loch hinunter. Ein paar hatten eine Taschenlampe dabei. Mit seinen fast 100 Meter Länge, 1 Meter Breite und knapp 2 Meter Höhe war dies einer der kleineren, aber längeren Tunnel des Kartells. In Mexiko gab es so viele arbeitslose Maurer und Bauingenieure, dass es lächerlich einfach war, qualifizierte Leute für den Bau eines solchen Tunnels zu finden. Tatsächlich standen viele Crews auf Abruf bereit und warteten nur darauf, bei einem solchen Projekt eingesetzt zu werden.

Corrales' Männer blieben dicht beieinander, als sie gebeugt unter der Last ihrer Rucksäcke durch den dunklen Schacht eilten. Der Tunnel führte direkt unter einem der Grenzübergänge in Nogales, Arizona, hindurch. Es bestand deshalb immer die Gefahr, dass ein schwereres Fahrzeug, etwa ein Bus, einen Einsturz verursachen könnte. Das war sogar schon mehrmals passiert. Corrales hatte bei seinen Recherchen erfahren, dass verschiedene Kartelle seit mehr als zwanzig Jahren hier in Nogales Tunnel gegraben hatten, und Hunderte waren auch von den Grenzbehörden beider Länder entdeckt worden. Trotzdem wurden immer wieder neue Schächte angelegt, was Nogales zur Welthauptstadt der Drogentunnel machte. In den letzten Jahren hatte das Juárez-Kartell seine diesbezüglichen Aktionen ausgedehnt und kontrollierte inzwischen fast alle größeren Tunnel, die in die Vereinigten Staaten führten. Es hatte zahlreiche Männer angeheuert, die gegen gute Bezahlung diese Tunnel schützten und rivalisierende Kartelle davon abhielten, sie zu benutzen. Außerdem hatte man in letzter Zeit viel tiefere Schächte für den Abstieg in die Tunnel gegraben, damit das bodendurchdringende Radar der Grenzer sie nicht aufspüren konnte oder die Beamten sie für eines der vielen Abwasserrohre hielten, die zwischen Nogales, Mexiko, und Nogales, Arizona, verlegt worden waren.

Plötzlich hörte Corrales hinter sich laute Schreie. Er holte sofort seine *Mata policía* aus dem Schulterholster. Mit der Pistole im Anschlag ging er zurück zum Eingang des Gebäudes. Dort schleppten

zwei seiner Männer, Pablo und Raúl, einen Typen durch die Tür, der heftig aus Mund und Nase blutete. Er versuchte sich mit letzter Kraft gegen den Griff der Männer zu wehren. Vergeblich. Als er danach Blut spuckte, wäre dies zu Corrales' Schrecken beinahe auf seinen sündteuren Berluti-Slippern gelandet. Der Capitano war sich sicher, dass dieser Kerl keine Ahnung hatte, was diese Schuhe gekostet hatten.

Corrales runzelte die Stirn. »Wer zum Teufel ist das?«

Raúl, der größere der beiden, meldete sich zu Wort: »Ich glaube, er ist ein Spion. Meiner Meinung nach ist er einer von Zúñigas Jungs.«

Corrales seufzte tief auf, kämmte mit den Fingern durch sein dunkles, dichtes Haar und hielt dann plötzlich dem Kerl seine Pistole an die Stirn. »Bist du uns gefolgt? Arbeitest du für Zúñiga?«

Der Mann leckte über seine blutigen Lippen. Corrales drückte ihm seine Pistole noch härter gegen den Kopf und schrie ihn an, er solle seine Frage beantworten.

»Fuck you«, zischte dieser zurück.

Corrales näherte sein Gesicht dem des anderen bis auf ein paar Zentimeter und fragte ihn dann mit unheilschwangerer, grabestiefer Stimme: »Arbeitest du für die Sinaloas? Wenn du mir die Wahrheit sagst, lasse ich dich am Leben.«

Die Augen des Mannes nahmen einen unsicheren Ausdruck an. Dann hob er etwas den Kopf und sagte: »Ja, ich arbeite für Zúñiga.«

»Bist du allein?«

»Nein. Mein Freund wartet drüben im Hotel.«

»Dem an der Ecke?«

»Ja.«

»Okay. Danke.«

Mit diesen Worten jagte Corrales dem Mann, ohne eine Sekunde zu zögern, eine Kugel in den Kopf. Dies passierte so schnell und unangestrengt, dass selbst seine eigenen Leute zusammenzuckten und

nach Luft rangen. Der Spion sackte nach vorn und Corrales' Männer ließen ihn zu Boden gleiten.

Der Capitano knurrte: »Steckt diesen Arschficker in einen Sack. Den legen wir dann unserem alten Freund vor die Tür. Schickt zwei Jungs in dieses Hotel. Sie sollen den anderen Drecksack herbringen, aber lebendig.«

Pablo starrte den Toten an und schüttelte den Kopf. »Ich dachte, du lässt ihn leben.«

Corrales schnaubte nur, dann schaute er nach unten und bemerkte einen Blutspritzer auf seinen Schuhen. Er fluchte und ging zurück zum Tunneleingang, um seinen Verbindungsmann in dem Haus auf der anderen Seite der Grenze anzurufen.

Nahe der Crystal-Cave-Höhle

Sequoia-Nationalpark

Kalifornien

Vier Tage später

Ein Mietlieferwagen stoppte direkt vor dem großen Zelt. Special Agent Michael Ansara vom FBI beobachtete, wie zwei Männer aus dem Führerhaus ausstiegen, während zwei weitere aus dem Zelt kamen. Der längste von ihnen öffnete die hintere Rolltür des Fahrzeugs, stieg hinein und begann, die Kisten auszuladen. Die Männer bildeten eine Kette, um die Kisten ins Zelt zu befördern. Dieses Gebiet in der weiteren Umgebung der berühmten Crystal-Cave-Höhle war ein Umschlagplatz für Transporte, die für Drogenbanden weiter im Norden bestimmt waren. Die Art, wie die mexikanischen Drogenkartelle Kokain über die Grenze in die Vereinigten Staaten schmuggelten, war jedoch an Unverfrorenheit nicht mit den Operationen zu vergleichen, die Ansara seit der letzten Woche auskundschaftete.

Die Kartelle hatten im schwer zugänglichen bergigen Hinterland des Sequoia-Nationalparks riesige Marihuana-Plantagen angelegt.

Obwohl es in diesem Park zahlreiche Wanderwege gab, waren große Teile des Naturschutzgebiets für Wanderer und Camper gesperrt. Darüber hinaus machten die Ranger auch kaum Fußpatrouillen. Den Kartellen standen also große Flächen zur Verfügung, die auch von der Luft aus nur sehr schwer einzusehen waren. Sie hatten also beschlossen, diese Droge auf amerikanischem Boden anzubauen. So gelangte das Marihuana viel schneller zu den Kunden. Der Gewinn floss allerdings umgehend zurück nach Mexiko. Auch jetzt noch schüttelte Ansara ungläubig den Kopf, wenn er daran dachte, dass die Kartelle dies bereits seit etlichen Jahren so machten.

Unverfroren? So konnte man es wirklich nennen, vor allem wenn man so viel Zeit in dieser Gegend verbracht hatte wie Ansara. Er hatte bereits die umfangreichen Sicherheitsmaßnahmen bemerkt, die die Banden vor allem entlang der Hauptwanderwege eingerichtet hatten. Jeder Abenteurer, der sich zu weit von diesen Wegen entfernte, lief Gefahr, in eine Fußfalle zu treten, und die Bärenfallen waren die größten und unangenehmsten. Daneben hatten sie an vielen Stellen 2 Meter tiefe Fallgruben angelegt, die sie mit Zweigen, Blättern und Tannennadeln getarnt hatten. Auf dem Boden dieser Gruben steckten mit Nägeln bewehrte, angespitzte Kanthölzer. Auf diese Weise wollte man die Überneugierigen abschrecken. Wer sich nicht abschrecken ließ, musste die medizinischen Konsequenzen tragen. Weiter im Hinterland war Ansara auf Stolperdrähte gestoßen, hinter denen gut getarnte Nagelbretter ausgelegt waren. Diese zugegebenermaßen ziemlich rohen und primitiven »Abschreckungsmittel« wurden um die eigentlichen Felder herum von äußerst ausgeklügelten technischen Schutzmaßnahmen abgelöst.

Um zu seinem gegenwärtigen Beobachtungspunkt zu kommen, hatte er sein gesamtes bergsteigerisches Können einsetzen müssen. Er war mit ausgesprochen leichtem Gepäck unterwegs. Zuerst musste er mehrere Abhänge mit 18 Prozent Steigung überwinden, dann eine steile Felswand emporklettern und sich schließlich einen

Weg durch einen dichten Urwald bahnen, wobei er mehr als ein halbes Dutzend Mal ausgeglitten und ein Stück den Berg hinuntergerutscht war. Dabei hatte er immer sicherstellen müssen, dass er unentdeckt blieb. Lose Felsbrocken, niedrig hängende Zweige und das raue Gelände hatten ihm dies nicht gerade leicht gemacht.

Etwa eine Stunde nördlich des großen Zelts, das er jetzt beobachtete, und eine zweistündige Wanderung von der nächsten Fahrstraße entfernt, lag das, was Ansari den »Garten« getauft hatte. Im Schatten riesiger Zucker-Kiefern wuchsen dort in sauberen, jeweils 2 Meter voneinander entfernten Pflanzreihen mehr als 50 000 Marihuana-Stauden, von denen einige mehr als 1,50 Meter hoch waren. Die auf fruchtbarem Waldboden angelegte Plantage zog sich weit die umgebenden Hügel hinauf. Viele Pflanzen wuchsen auch inmitten dichten Gestrüpps und in der Nähe von Bächen, die die Kartelle zum Bewässern der gesamten Plantage nutzten. Überall hatten sie Rohre verlegt, die Bäche gestaut und ein ausgeklügeltes Tropfbewässerungssystem mit schwerkraftbetriebenen Schlauchleitungen eingerichtet, das dafür sorgte, dass die Pflanzen nicht überwässert wurden. Das Ganze war eine höchst professionelle Anlage, bei der man keine Kosten und Mühen gescheut hatte.

Im Umkreis der stetig wachsenden Plantage lagen kleine Zeltsiedlungen, in denen die Marihuana-Farmer und die Wachleute lebten. Ein Großteil ihres Nahrungsvorrats wurde in großen Säcken gelagert, die man hoch oben in die Bäume hängte, um sie vor den Schwarzbären zu schützen, die dieses Gebiet durchstreiften. Die Felder selbst wurden rund um die Uhr von mindestens dreißig Bewaffneten gesichert. Diejenigen, die Nahrung, Wasser, Kleidung, Düngemittel und andere unerlässliche Nachschubgüter herbeischafften, durften die eigentliche Plantage niemals sehen und wussten deshalb auch nicht genau, was da in den Bergen vor sich ging. Die geernteten Pflanzen wurden bei Nacht von den Farmern selbst unter dem Schutz der Sicherheitsleute herausgeschmuggelt. Den am Tage arbeitenden Teams standen teure Mountainbikes zur

Verfügung, mit denen sie sich schnell und lautlos durch die unwegsamen Täler bewegen konnten. Ansara nahm an, dass viele Pflanzer und Arbeiter Verwandte und Freunde unter den Kartell-Angehörigen hatten und deshalb das Vertrauen der Gangs genossen. Andererseits wurden alle Ein- und Ausgänge des Nationalparks von Rangern überwacht. Ansara hatte jedoch herausgefunden, dass wenigstens ein Nachtwächter bestochen worden war. Er gestattete etwa alle zehn Tage zwischen Mitternacht und 5.00 Uhr die Ein- oder Ausfahrt eines Fahrzeugs.

Ansara kannte sich seit seiner Kindheit auf dem Gebiet des Marihuana-Anbaus gut aus. Er war in East Los Angeles im Stadtteil Boyle Heights in einem Teil eines Reihenhauses aufgewachsen, in dessen anderem Teil der ältere Bruder seiner Mutter, Alejandro De La Cruz, lebte. Unter der Woche war sein Onkel ein »Gärtner für die Filmstars« im Nobelviertel Bel Air. Nachts und an den Wochenenden verkaufte er an dieselben reichen Kunden das von ihm angebaute »Gras«. Ansara durfte ihm immer wieder dabei helfen.

Bereits im Alter von zehn Jahren konnte Ansara »Delta-9-Tetrahydrocannabinol« (THC) ohne Mühe aussprechen und buchstabieren. So hieß der chemische Stoff in der Cannabis-Pflanze, der die Dope-Konsumenten high machte. Er verbrachte Stunden damit, Styroporbecher für die Zucht von Marihuana-Pflänzchen vorzubereiten. Zuerst bohrte er kleine Abflusslöcher in den Boden, dann füllte er den Becher mit Blumenerde aus. Am Schluss steckte er einen dunkelbraun marmorierten Samen mit dem spitz zulaufenden Ende nach oben in diese Erde. In der Wohnung seines Onkels stellte er 30 bis 40 Becher nebeneinander auf ein Regal. Danach schaltete er die Heizschlangen an, die unter diesem Regal angebracht waren, damit die Pflanzen genug Bodenwärme bekamen.

Er lernte, wie man die keimenden Setzlinge umtopfte, wobei es vor allem wichtig war, um den Wurzelballen herum ausreichend Erde zu belassen. Sein Onkel brachte ihm außerdem bei, dass in

diesem Treibhäuschen 24 Stunden am Tag ein Ventilator laufen musste. Immer wieder suchte er die Inserate und Werbeteile der Zeitungen nach günstigen Angeboten für 600-Watt-Hochdruck-Natriumdampf-Wachstums Lampen ab.

Dabei waren regelmäßige Dunkelzeiten für die gesunde Entwicklung der Marihuana-Pflanze ebenso unerlässlich. Die dazu notwendigen 24-Stunden-Zeitschaltuhren waren jedoch ein großes Problem. Die starken Wachstums Lampen brachten diese oft zum Durchschmoren. Sein Onkel hatte ihn gelehrt, dass er deshalb nur teure Hochleistungsschalter oder Zeitrelais verwenden durfte.

Dieser genau einzuhaltende regelmäßige Wechsel von Licht und Dunkelheit stellte jedoch auch ein schwerwiegendes Sicherheitsproblem dar. Verhängte man mitten am Tag die Fenster, konnte das den Verdacht von Polizisten und Drogenfahndern erregen, die geschult waren, genau auf solche Zeichen zu achten. Auch ein ständiger übermäßiger Stromverbrauch konnte zu einer Meldung des örtlichen Stromversorgers an das Drogendezernat führen. Außerdem wurden die Treibhäuser so feucht, dass eine regelmäßige Lüftung erforderlich war. Öffnete man jedoch die Fenster, ohne Rücksicht auf eventuelle Niederschläge oder die jeweils herrschende Außentemperatur zu nehmen, war dies ebenfalls sehr riskant.

Im Alter von zwölf Jahren konnte Ansara die zwölf stärksten Marihuana-Sorten in absteigender Reihenfolge ihres THC-Gehalts von der »Weißen Witwe« bis zum »Lowrider«-Gras herunterbeten. In dieser ganzen Zeit rauchte er jedoch kein einziges Mal einen Joint oder eine Pfeife mit Gras. Dies galt auch für seinen Onkel, der ihm immer wieder einbläute, sie seien Geschäftsleute, die ein wichtiges Produkt herstellten und vertrieben. Wenn man Kekse verkaufe, esse man ja auch nicht selbst alle Kekse auf.

Die ganze Sache nahm ein abruptes Ende, als seine Mutter herausfand, warum er so viel Zeit mit Onkel Alejandro verbrachte. Sie sprach daraufhin mit ihrem Bruder monatelang kein Wort.

Dass Ansara dann zum FBI ging und inzwischen bereits etliche Marihuana-Pflanzer hinter Gitter gebracht hatte, war eine Ironie, wie es sie nur im wirklichen Leben gab. Eine weitere Ironie lag direkt vor seinen Augen. Nur eine Handvoll Drogenfahnder war für die über 8000 Quadratkilometer Wald in diesem Nationalpark in Kalifornien zuständig. Unglücklicherweise war Ansara keiner von ihnen. Er war in diese Gegend gekommen, weil er einen ganz bestimmten Schmuggler, einen gewissen Pablo Gutiérrez, jagte, der in Calexico einen FBI-Agenten ermordet hatte und wahrscheinlich in Diensten des Juárez-Kartells stand. Auf der Suche nach diesem Mann hatte Ansara diese Mutter aller kalifornischen Marihuana-Plantagen gefunden. Er und seine Kollegen wollten sie jedoch erst einmal nicht auffliegen lassen, weil sie hofften, auf diese Weise wichtige Informationen über das Kartell zu erlangen. Wenn sie dessen Capitanos und Bosse nicht erwischten, wäre eine Razzia weitgehend nutzlos. Wenn sie zu früh losschlugen, würden die Kartelle ein paar Kilometer weiter einfach eine andere Plantage errichten.

Je wirksamer die Sicherheitsmaßnahmen an der US-amerikanisch-mexikanischen Grenze wurden, desto mehr Operationen verlegten die Kartelle auf den Boden der Vereinigten Staaten. Ein Spezialagent des US-Landverwaltungsamts hatte Ansara erzählt, dass Ranger erst vor acht Monaten in einem Park in einer einzigen Woche elf Tonnen Marihuana konfisziert hätten. Der Beamte wollte sich gar nicht erst vorstellen, wie viele Tonnen sie nicht konfiszierten, die danach im ganzen Land verkauft wurden ... Mexikanische Drogenbarone führten ihre Geschäfte auf amerikanischem Boden, und es gab nicht genug Gesetzeshüter, um sie wirksam zu bekämpfen. Wie die Soldaten in Vietnam zu sagen pflegten: *Genau das ist der Punkt ...*

Ansara ließ seinen Feldstecher sinken und zog sich noch weiter ins dichte Gestrüpp zurück. Er meinte bemerkt zu haben, dass einer der Banditen zweimal in seine Richtung geblickt hatte. Sein Puls

begann zu rasen. Er wartete ein paar Sekunden, dann hielt er wieder den Feldstecher ans Auge. Die Männer hatten einige Kisten neben dem Zelt abgesetzt und deren Deckel entfernt. Als Ansara näher heranzoomte, erkannte er Packungen voller Zahnbürsten und Zahnpastatuben, Seife, Wegwerfrasierklängen sowie Aspirin-, Pepto-Bismol- und Hustensaftfläschchen. Die größeren Kisten enthielten kleine Propantanks, Tortilla-Packungen und Konservendosen. Die Männer schienen vor allem Tomaten- und Kuttelgerichte zu mögen.

Plötzlich flatterte über ihm ein Vogel durch die Bäume. Ansara schrak zusammen und hielt den Atem an. Er setzte erneut den Feldstecher ab, rieb seine müden Augen und hörte Lisas Stimme in seinem Kopf: »Ja, ich wusste, worauf ich mich einlasse, aber wir sehen uns einfach zu selten. Ich dachte, ich könnte mich damit abfinden. Ich dachte, dass es klappen würde. Aber es geht einfach nicht.«

Und so war es gekommen, dass ihm eine weitere langbeinige Blondine mit einer rauchigen Stimme und sanften Händen den Laufpass gegeben hatte. Dabei schien es diesmal ganz anders zu sein. Sie hatte geschworen, dass ihr seine häufige Abwesenheit nichts ausmachen werde. Im ersten Jahr hatte sie das tatsächlich auch tapfer versucht. Sie war Schriftstellerin und Politikprofessorin an der Arizona-State-Universität. Sie hatte ihm sogar erzählt, es sei gut, wenn er immer wieder weg sei, weil sie viel Zeit für sich selbst benötige. Tatsächlich schien sie in der Nacht ihres ersten Jahrestages als Paar bis über beide Ohren in ihn verliebt zu sein. Auf einer Party hatte sie ihn einmal sogar mit solchen Film- und Fernsehschauspielern wie Jimmy Smits und Benjamin Bratt verglichen. Auf ihrer Facebook-Seite beschrieb sie ihn als »einen großen, schlanken, gut rasierten Latino mit einem strahlenden Lächeln und hellen, zärtlichen Augen«. Er hatte das damals für ziemlich cool gehalten. Er selbst hätte solche Worte nie gefunden. Allerdings stellte sich das Sprichwort: »Durch die Ferne wächst die

Liebe« zumindest für Frauen unter dreißig als falsch heraus. Er verstand und ließ sie ziehen. Aber den ganzen letzten Monat musste er ständig an sie denken. Er erinnerte sich an ihr erstes Rendezvous, als er sie in ein kleines mexikanisches Familienrestaurant in Wickensburg, Arizona, ausführte. Er erzählte ihr von seinem eigenen Studium an der ASU, über seine Zeit bei den Army-Spezialkräften in Afghanistan und über seine Entscheidung, nach dem Ende seines Militärdienstes für das FBI zu arbeiten. Schließlich fragte sie ihn: »Darfst du mir denn das alles erzählen?«

»Ich habe keine Ahnung. Macht es dich etwa heiß, solche streng geheimen Sachen zu erfahren?«

Sie verdrehte die Augen und kicherte.

Das Gespräch war dann jedoch ernst geworden, als sie ihn nach seinen Kriegserlebnissen und seinem gefallenen Bruder fragte. Er erzählte ihr, dass er sich von viel zu vielen seiner Freunde vorzeitig verabschieden musste. Nach dem Dessert meinte sie, sie müsse jetzt dringend nach Hause. Damit wollte sie ihm schonend beibringen, dass sie nicht wirklich an ihm interessiert war. Trotzdem bat sie ihn, seiner Schwester zu danken, dass sie ihn mit ihr bekannt gemacht hatte.

Natürlich gab er wie jeder echte Militär- und FBI-Typ nicht so schnell auf. Schließlich konnte er sie mit Blumen, schlechten Gedichten auf selbst gebastelten Karten und weiteren Dinner-Einladungen erobern. Aber dann fiel das Ganze seiner Karriere zum Opfer. Er fing an, dies sehr zu bedauern. Wäre es denn nicht einmal schön, geregelte Arbeitszeiten und ein freies Wochenende zu haben? Wenn er sich dann jedoch vorstellte, Tag für Tag in einem engen Büro arbeiten zu müssen und dabei ständig einen Chef im Nacken zu spüren, wurde ihm regelrecht übel.

Es war schon besser, hier in den Bergen zu sitzen und mit seinem Feldstecher ein paar böse Jungs zu beobachten. Plötzlich fühlte er sich wieder so frei und unbeschwert wie als Junge.

Nachdem sie alle Kisten abgeladen hatten, stiegen die Männer in ihren Mietlieferwagen und fuhren davon. Während Ansara ihnen noch nachschaute, kamen einige weitere Männer aus dem Zelt und begannen den Inhalt der Kisten in ihren Rucksäcken zu verstauen. Zehn Minuten später machten sie sich in Richtung der Marihuana-Plantage auf den Weg.

Ansara wartete noch einen Moment, um dann selbst den Rückweg anzutreten.

Hätte er nicht zufällig nach unten geschaut, wäre es um ihn geschehen gewesen.

Etwas rechts von ihm war ein kleines Gerät zu erkennen, aus dessen Spitze ein Laserkegel hervortrat. Ansara wusste sofort, dass es sich dabei um eine Lasersperre handelte. Auf der anderen Seite der Lichtung befand sich das Gegenstück. Wenn er den Laserstrahl unterbrach, löste dies einen stillen Alarm aus. Ansara hob den Feldstecher an die Augen und entdeckte ein paar weitere Geräte, die kurz über dem Boden an Baumstämmen befestigt waren. Die Mexikaner hatten sie mit Blättern und Zweigen so gut getarnt, dass man sie nur dann erkannte, wenn man wusste, wonach man suchte. Ihm war bekannt, dass man überall um die eigentliche Plantage herum konventionelle Stolperdrähte und Landminen verlegt hatte. Doch dieser Teil des Parks war für Ansara neu. Nirgendwo sonst hatte er solche Geräte gesehen. Verdammt, wenn er noch einmal hier heraufkam, musste er viel vorsichtiger sein.

Von unten hörte man plötzlich ein lautes Rufen. Spanisch. Er konnte die Worte verstehen: *Oben auf dem Berg. Auf der Ostseite.* Hatten sie ihn entdeckt?

Scheiße. Vielleicht hatte er doch einen Laseralarm ausgelöst. Er rannte los, gerade als die Männer aus dem Zelt kamen.

Die guten Söhne

Miran Shah

Nord-Waziristan

In der Nähe der afghanischen Grenze

Moore und sein lokaler Verbindungsmann Israr Rana fuhren etwa 290 Kilometer südwestlich nach Nord-Waziristan. Dies war einer der sieben Distrikte innerhalb der FATA, der »Stammesgebiete unter Bundesverwaltung«, in denen die pakistanische Zentralregierung nur eine nominelle Herrschaft ausübte. Seit Jahrhunderten wurden diese abgelegenen Gebiete von meist paschtunischen Stämmen bewohnt. Im 19. Jahrhundert hatten die Briten das Land annektiert und versucht, die Bewohner mithilfe der »Frontier Crimes Regulations« (FCRs) zu kontrollieren, einer Sammlung von Rechtsverordnungen, die später als »schwarze Gesetze« bekannt wurden, da sie den örtlichen Adligen absolute Macht gewährten, solange sie nur den Briten die Treue hielten. Dieses Regierungssystem existierte bis zur Bildung der Islamischen Republik Pakistan im Jahr 1956. In den 1980er-Jahren wurde die gesamte Region immer anfälliger für Gewalt und Rechtlosigkeit, weil sie als Rückzugsgebiet der Mudschaheddin diente, die in Afghanistan gegen die sowjetischen Besatzungstruppen kämpften. Nach dem 11. September 2001 wurden Nord- und Süd-Waziristan für ihre terroristischen Ausbildungslager und Stützpunkte der Al-Kaida und Taliban berühmt-berüchtigt. Die Einheimischen hießen vor allem die Taliban

willkommen, da diese die Werte und Sitten der Stämme respektierten und sie in ihrer Unabhängigkeit und ihrem Misstrauen gegen die Zentralregierung bestärkten.

Moore kannte natürlich die Gefahren dieser Gegend. Rana hatte ihm jedoch versichert, dass diese Reise das Risiko wert sei. Sie würden dort einen Mann treffen, der laut Rana die Taliban auf Moores Fotos identifizieren könnte. Dieser Mann lebte im Dorf Miran Shah, das während der sowjetischen Invasion ein großes Flüchtlingslager für entwurzelte Afghanen beherbergt hatte, die aus der Provinz Chost in diesen abgelegenen Teil Pakistans geflohen waren. Die Straßen nach Miran Shah waren in den Wintermonaten faktisch unpassierbar. Die einzige Elektrizität, über die dessen Einwohner verfügten, stammte von ein paar dieselbetriebenen Generatoren. Zu sagen, man habe es hier mit einem Ort zu tun, der im Mittelalter stecken geblieben sei, war eine glatte Untertreibung. Umso mehr fielen Moore die anachronistisch wirkenden Zeichen westlichen Einflusses auf. So hingen an zwei halb zerfallenen Lehmhäusern leicht zerfledderte Werbeplakate für 7Up und Coca-Cola. Die wenigen Fahrzeuge auf den Straßen waren mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Die Kinder spielten in den mit Abfällen übersäten Seitengässchen Fangen. Ein Mann in einem speckigen Salwar-Kamiz-Hemd führte an einer Leine einen Affen spazieren. Ein paar andere Männer trugen über ihren Hosen lange Baumwollhemden, die sie in der Taille mit langen Schärpen zusammengebunden hatten, und einige führten eine Kalaschnikow. Offensichtlich waren sie alle auf dem Weg zu einem ausgebombten Gebäude am Hauptmarkt, dessen Trümmer zahlreiche Frauen und Männer beharrlich nach etwas Verwertbarem durchsuchten. Irgendwo in der Nähe wurde eine Ziege an einem offenen Feuer gegart. Moore war dieser Geruch wohlvertraut.

»Noch ein Selbstmordattentäter«, sagte Rana, der hinter dem Lenkrad saß, und nickte in Richtung des Gebäudes. »Sie wollten

einen hiesigen Stammesführer töten. Das ist ihnen jedoch misslungen.«

»Was das Gebäude angeht, haben sie allerdings ganze Arbeit geleistet«, sagte Moore.

Am Ende der Straße hielten sie zwei schwer bewaffnete pakistanische Soldaten an, die für Sicherheit sorgen sollten, seit Miran Shah unter häufigen Angriffen der in den umliegenden Bergen hausenden Taliban-Kämpfer zu leiden hatte. Auch der Selbstmordattentäter hatte bestimmt zu ihnen gehört. Die Regierung versuchte jetzt, durch die Stationierung zusätzlicher Sicherheitskräfte etwas gegen die »Talibanisierung« der Grenzgebiete zu unternehmen. Bisher hatte dies jedoch nur begrenzten Erfolg. Moore kannte die Verhältnisse in dieser Gegend gut. Zu viele Soldaten standen im Sold der Drogenbarone. Würde Khodai noch leben, dann hätte er ihnen bestimmt einige Namen nennen können.

Rana erklärte den Wachen an der Straßensperre, dass sie Nek Wazir, den Vorsitzenden der Schura, des Stammesrats, von Nord-Waziristan besuchen würden, der als Gegner der hiesigen Taliban-Führer bekannt war. Ein Wachsoldat schaute auf der Liste der angekündigten Besucher des Dorfes nach und wollte dann ihre Ausweise sehen. Moore besaß natürlich fachmännisch gefälschte Papiere, die ihn als den Büchsenmacher Adam Khel aus der kleinen Stadt Darra auswiesen, die für ihre Produktion von kopierten Waffen bekannt war. Ausländern war das Betreten Darras nicht gestattet. Waffenhändler aus dieser Stadt lieferten jedoch in die gesamten Stammesgebiete ihre Erzeugnisse. Die Soldaten hatten an Moores Papieren nichts auszusetzen. Nach der Durchsuchung ihres Wagens fragte einer jedoch erstaunt: »Wo sind denn Ihre Waren?«

Moore grinste. »Wir sind nicht geschäftlich unterwegs.«

Der Soldat zuckte die Achseln und winkte sie durch.

»Wann haben Sie Wazir kennengelernt?«, fragte Moore.

»Mein Großvater hat mit ihm gegen die Sowjets gekämpft. Ich kenne ihn schon mein ganzes Leben.«

»Sie waren also beide Mudschaheddin.«

»Ja, sie gehörten zu den großen Freiheitskämpfern.«

»Ausgezeichnet.«

»Bereits als Sie mich angeheuert haben, habe ich Ihnen ja erzählt, dass ich über sehr gute Kontakte verfüge.« Rana zwinkerte ihm zu.

»Das war eine lange Fahrt, und Sie wissen ja, dass meine Bosse mir nur zwei Tage Zeit gegeben haben.«

»Wenn jemand weiß, wer diese Männer sind, ist das Wazir. Er hat die besten Beziehungen in der ganzen Gegend. Außerdem arbeiten Hunderte von Kundschaftern für ihn, selbst in Islamabad. Sein Netzwerk ist wirklich erstaunlich.«

»Und dennoch lebt er in diesem Kaff?«

»Nicht das ganze Jahr über. Allerdings bietet dieses Kaff, wie Sie es nennen, auch eine gute Tarnung. Man steht hier nicht unter der dauernden Überwachung der Regierung.«

Die unbefestigte Straße bog leicht nach rechts ab. Auf den Vorbergen über der Stadt erreichten sie zwei nicht allzu große Ziegelgebäude, hinter denen mehrere Zelte standen. Auf dem Dach des größeren Hauses waren zwei Satellitenschüsseln montiert. Aus dem Inneren der Zelte drang das Summen von Generatoren. Hinter dem Anwesen weideten Ziegen und Kühe. Linker Hand lag ein Tal, in dem Bauern Weizen, Gerste und eine persische Kleesorte namens *Schaftal* anbauten.

Plötzlich erschienen auf den Dächern zwei Wachen und richteten ihre AK-47 auf die Neuankömmlinge. *Netter Empfang*. Wazir hat sich hier in den Bergen ein gut geschütztes Hauptquartier eingerichtet, dachte Moore.

An der Eingangstür begrüßte sie ein alter Mann, dessen Bart ihm in großen weißen Wellen über die Brust fiel. Er trug hellbraune Gewänder und einen weißen Turban mit einer farblich dazu passenden Weste. In der rechten Hand hielt er eine Wasserflasche. Von seiner linken Hand war dagegen kaum noch etwas übrig.

Sämtliche Finger fehlten, und tiefe, schartige Narben zogen sich über seinen Handrücken und den Arm hinauf bis zum kurzen Ärmel seines Hemdes. Bei genauerem Hinsehen bemerkte Moore, dass dem alten Mann auch ein Stück des linken Ohrs fehlte. Es musste ihm bei einer Explosion, wahrscheinlich von einer Mörsergranate, abgerissen worden sein. Der Mann konnte von Glück sagen, dass er noch lebte.

Die gegenseitige Vorstellung war nur kurz. Moores Deckname lautete Khattak, ein geläufiger paschtunischer Stammesname. Mit seinem von den spanischen und italienischen Vorfahren seiner Mutter ererbten schwarzen Haaren und seinem dunklen Teint konnte er fast für einen Pakistani durchgehen. Aber nur fast.

Wazir kicherte, als er den Namen hörte. »Das ist natürlich nicht Ihr eigener«, sagte er in wohlgesetztem Englisch. »Sie sind Amerikaner, und das ist okay. Es gibt mir die Gelegenheit, mein Englisch zu üben.«

»Das ist nicht notwendig«, entgegnete Moore auf Paschtu.

»Lassen Sie mir doch das Vergnügen.«

Moore spitzte die Lippen und nickte, dann lächelte er. Man musste diesen alten Mann einfach respektieren. Die blauen Augen in seinem wettergegerbten Gesicht hatten bestimmt schon die Tiefen der Hölle gesehen. Wazir bat sie ins Haus.

Das islamische Mittagsgebet *Duhr* war gerade vorüber. Es war also Zeit für den Tee. Der Hausherr führte seine Gäste in die schattige Kühle seines geräumigen Wohnbereichs, in dem drei bunte Kissen auf einem kostbaren Perserteppich auf sie warteten. Diese als *Toschak* bekannten Sitzkissen bildeten einen Kreis, in dessen Mitte eine dünne Matte, ein *Dastarchan*, lag, auf dem drei Trinkbecher standen. Dies alles war Teil der täglichen Teezeremonie. In den hinteren Räumen lag offensichtlich die Küche, und der süßliche Geruch von Zwiebeln und orientalischen Gewürzen drang zu ihnen herüber.

Dann erschien ein kleiner Junge, den Wazir als seinen Urenkel vorstellte. Er war etwa sechs oder sieben Jahre alt und brachte ihnen eine spezielle Waschschüssel und einen Wasserkrug, die in der Landessprache *Haftawa-wa-lagan* hießen. Die drei Männer wuschen sich sorgfältig die Hände. Danach kehrte der Junge mit einer Kanne Tee zurück und schenkte den Männern ein. Moore nahm einen tiefen Schluck. Er seufzte vor Behagen, weil ihn der Geschmack des Tees immer an Pistazien erinnerte.

»Wie war die Fahrt?«, fragte Wazir.

»Keine besonderen Vorkommnisse«, antwortete Moore.

»Sehr gut. Haben Sie die Fotos dabei?«

Moore griff in die kleine Tasche, die ihm über die Schulter hing, und holte seinen Tablet-Computer heraus. Er schaltete ihn ein und reichte ihn Wazir.

Dieser blätterte die Geheimdienstfotos mit dem Daumen so geschickt durch, als ob er so ein modernes Gerät schon oft benutzt hätte. Als ihn Moore danach fragte, meinte er nur: »Darf ich Ihnen etwas zeigen?« Er rief nach dem Jungen, der ihm auf die Füße half.

Dann führte er sie durch die Halle in ein Hinterzimmer. Dort fielen Moore fast die Augen aus dem Kopf, als er die Reihen von Computern, die zwei Breitbildfernseher und die mindestens sechs Laptops sah, die alle gleichzeitig in Betrieb waren. Wazirs elektronisches Kommandozentrum glich der Brücke eines Weltraumschiffs. Auf manchen Bildschirmen liefen Fernsehprogramme und waren Seiten von Nachrichten- und sozialen Netzwerken zu sehen, andere dienten dagegen offensichtlich als elektronisches Schwarzes Brett. Dieser Mann war im Wortsinne online.

Auf einem Tisch im Hintergrund lagen sogar einige Tablet-Computer, die Moores Gerät aufs Haar glichen.

Wazir winkte mit seiner gesunden Hand durch den Raum und sagte: »Wie Sie sehen, mag ich meine Spielsachen.«

Moore schüttelte ungläubig den Kopf. »Ich bin jetzt seit zwei oder drei Jahren in dieser Gegend. Warum habe ich bisher nichts von Ihnen gehört?«

»Ich wollte das so.«

»Und warum wollen Sie es jetzt?«

Das Lächeln des alten Mannes erstarb. »Kommen Sie, wir wollen unseren Tee trinken. Dann essen wir zu Abend. Und dann reden wir.«

Sie kehrten in den Wohnbereich zurück und nahmen ihre alten Plätze wieder ein. Nach einiger Zeit brachte ihnen der Junge eine riesige Schüssel *Quorma*, ein Zwiebel-Lamm-Eintopf, dazu einige Chutneys, saure Gurken und *Nan*, ein ungesäuertes, in einem Lehmofen gebackenes Fladenbrot. Das Essen war wirklich schmackhaft. Moore langte so herzhaft zu, dass er sich danach kaum noch rühren konnte.

Hinterher brach Wazir das Schweigen mit einer Frage: »Was ist Ihnen bisher in Ihrem Leben am schwersten gefallen?«

Moore schaute zu Rana hinüber, dessen Körpersprache ihm bedeutete: *Vorsicht, jetzt geht es ans Eingemachte.*

Mit einem resignierten Seufzer wandte sich Moore Wazir zu und fragte: »Ist das wichtig?«

»Nein.«

»Warum wollen Sie es dann wissen?«

»Weil ich ein alter Mann bin und bald sterben werde und glaube, dass sich echte Gemeinschaften zwischen Menschen nur durch die Opfer in unserem Leben bilden. Ich bin ein Sammler von Albträumen, wenn Sie so wollen. Es sind die späteren Erzählungen in der Kühle des Tages, die Mut und Wahrheit aufblühen lassen. Ich bitte Sie also im Namen der Bruderschaft zwischen Ihnen und mir: Was ist Ihnen bisher in Ihrem Leben am schwersten gefallen?«

»Ich glaube nicht, dass ich diese Frage schon einmal beantworten musste.«

»Haben Sie Angst vor der Antwort?«

»Ich habe keine Angst, nur ...«

»Sie wollen sich dieser Erinnerung nicht stellen. Sie haben sie verdrängt.«

Moore schnappte nach Luft. Es fiel ihm schwer, Wazir weiterhin anzuschauen. »Wir alle haben schon schwierige Aufgaben erledigen müssen.«

»Ich möchte die schwierigste wissen. Wollen Sie, dass ich den Anfang mache?«

Moore nickte.

»Ich sehnte mich danach, meinen Vater stolz zu machen. Ich wollte ein guter Sohn sein.«

»Und wieso war das schwierig?«

Wazir hielt seinen Armstumpf in die Höhe. »Ich wurde bereits am Anfang des Krieges verwundet. Von da an sah ich nie wieder den väterlichen Stolz in seinen Augen, wenn ich das Zimmer betrat. Sein Sohn war jetzt kein Krieger mehr, sondern ein Krüppel. Unser Verhältnis war danach nie mehr dasselbe, und nichts fiel mir schwerer, als den Stolz meines Vaters zu wecken.«

»Ich bin mir sicher, dass Ihnen das schließlich doch noch gelungen ist.«

Der Alte lächelte. »Da müssen Sie meinen Vater fragen.«

»Lebt er denn noch?«

Wazir nickte. »Er lebt eine Autostunde von hier. Er muss der älteste Mann in seinem Dorf sein.«

»Nun, bestimmt ist er jetzt stolz auf Sie. Ich war kein sehr guter Sohn. Als ich schließlich merkte, was für ein Narr ich gewesen bin, war es zu spät. Mein Vater starb an Krebs.«

»Das tut mir leid. Dabei wollten wir doch nur gute Söhne sein, stimmt's?«

»So einfach ist das nie.«

Moores Augen begannen zu brennen. Er wusste, dass der Alte weiter in ihn dringen würde. Und das tat er dann auch.

»Das Schwerste?«

Moore schaute zu Boden. »Es tut mir leid. Das geht mir jetzt zu nahe.«

Der Alte saß da, ohne ein Wort zu sagen, und nippte an seinem Tee. Das Schweigen eroberte den Raum, während Moore sich zwang, an nichts zu denken. Dann schaute er auf. »Ich nehme an, dass Sie mir nicht helfen werden, wenn ich es Ihnen nicht erzähle.«

»Wenn Sie es mir zu schnell erzählt hätten, hätte ich Ihnen nicht geglaubt. Ich verstehe, dass Ihr Schmerz so groß ist, dass Sie nicht darüber reden können. Ich kenne diesen Schmerz. Und ich *werde* Ihnen helfen. Ich *muss* Ihnen helfen.«

»Ich ... ich habe einst eine Entscheidung getroffen, von der ich bis zum heutigen Tag nicht weiß, ob sie richtig war. Jedes Mal, wenn ich daran denke, habe ich das Gefühl, mich übergeben zu müssen.«

Wazir zwinkerte ihm zu. »Diesen Zwang sollten Sie besser überwinden. Immerhin haben Sie gerade von meinem besten *Quorma* gegessen!«

Moore musste grinsen.

»Und jetzt zu den beiden Männern auf diesem Foto. Ich werde herausfinden, wer sie sind, aber ich halte sie für relativ unwichtig. Den Männern, die ihnen die Befehle geben, müssen Sie das Handwerk legen!«

»Haben Sie irgendwelche Namen für uns?«

»Sie haben doch mein Büro gesehen. Ich habe mehr als das.« Wazir führte sie zurück zu seinen Computern. Dort zeigte er Moore die Fotos zweier Männer, die er Mullah Abdul Samad und Mullah Omar Rahmani nannte. Samad war der jüngere der beiden, etwa in seinen Vierzigern, während Rahmani bereits auf die sechzig zuing.

»Sind diese Typen wirklich Taliban-Führer? Ich ... ich kann nicht glauben, dass ich noch nichts von ihnen gehört habe.«

Wazir grinste. »Sie wollen nicht, dass Sie wissen, wer sie sind. Eigentlich ist die Sache ganz einfach. Es gibt zwei Sorten von Taliban-Größen. Die einen zeigen sich in der Öffentlichkeit, das sind die, die

Sie kennen. Und dann gibt es noch eine besondere Gruppe, die möglichst im Dunkeln bleiben möchte. Rahmani ist deren Anführer und Samad ist seine ›Faust‹, sein Vollstrecker. Sie sind für die Ermordung Ihrer Freunde und des Offiziers, der Ihnen helfen wollte, verantwortlich.«

Moore warf Rana einen vorwurfsvollen Blick zu. Er hatte dem Alten offensichtlich viel mehr erzählt, als er sollte. Rana zuckte die Achseln. »Ich musste ihm die Hintergründe mitteilen, sonst hätte er uns nicht geholfen.«

Moore verzog das Gesicht. »Okay.« Er wandte sich wieder Wazir zu. »Dieser Mann wird vermisst.« Er reichte ihm ein Foto von Agent Gallagher mit seinem langen, metallisch grauen Haar und zottligen Bart. Gallaghers Eltern waren von Syrien in die Vereinigten Staaten ausgewandert, wo er das Licht der Welt erblickte. Sein wirklicher Name war Bashir Wassouf, aber bereits als Teenager hatte er ihn offiziell in Bobby Gallagher ändern lassen. Er hatte Moore häufig von der Diskriminierung erzählt, der er als junger, arabischstämmiger Einwanderer in Nordkalifornien erdulden musste.

»Lassen Sie mir eine Kopie dieses Fotos da«, sagte Wazir.

»Danke. Wissen Sie etwas über diesen anderen Mann, diesen Latino?«

»Er ist Mexikaner. Die kaufen in letzter Zeit weit mehr Opium als früher. Sie waren eigentlich nie sehr gute Kunden, aber in den letzten Jahren sind ihre Geschäfte um das Zehnfache gewachsen. Wie Sie bereits herausgefunden haben, hilft ihnen unsere Armee, ihre Ware durch ganz Pakistan und dann ins Ausland, nach Mexiko und in die Vereinigten Staaten zu befördern ...«

»Wissen Sie, wer die Männer sind, die das im Augenblick erledigen?«

»Ich denke schon.«

»Wazir, ich möchte Ihnen für den Tee, den Eintopf ... für alles danken. Ich bin Ihnen ehrlich dankbar.«

»Das weiß ich. Und wenn Sie bereit sind, über diese Sache zu reden, kommen Sie einfach wieder hierher. Ich möchte Ihre Geschichte hören. Ich bin ein alter Mann. Und ich bin ein guter Zuhörer.«

Auf der Rückfahrt dachte Moore viel über »seine Geschichte« und die dunklen Wasser, in die er hätte geraten können, nach ...

In seinem ersten Jahr an der Fairview High School in Boulder, Colorado, hatte er einen Jungen namens Walter Schmidt kennengelernt. Schmidt war ein Jahr älter als alle anderen, weil er die Anfangsklasse wegen mangelnder Leistungen wiederholen musste. Walter war darauf sogar noch stolz. Er brüstete sich damit, regelmäßig die Schule zu schwänzen, gegen die Lehrer zu stänkern und auf dem Schulgelände »Gras« zu rauchen. Dabei versuchte er immer wieder, Moore für sein verschlammtes Leben zu begeistern, und Moore verspürte tatsächlich eine starke Versuchung. Der Gedanke, dem Chaos der Scheidung seiner Eltern zu entkommen, war unglaublich verführerisch. Trotzdem blieb Moore standhaft. Allerdings war er selbst kein guter Schüler und bestand seine Kurse meist nur mit knapper Not. Voller Neid musste er verfolgen, wie Walter immer beliebter wurde und alle hübschen Mädchen betörte, die dann auch noch mit ihm vögelten. Jedes Mal, wenn er Moore begegnete, schien er ihm zuzuzwinkern, als wolle er ihm sagen: *Dieses Leben hättest auch du haben können, Alter.*

Am Ende des Schuljahrs war Moores Widerstand beinahe gebrochen. Er beschloss, eine von Schmidts berühmt-berüchtigten Partys zu besuchen. Er würde dort zum ersten Mal Gras rauchen, da ein Mädchen dort sein würde, das er verehrte und von dem er wusste, dass es regelmäßig Marihuana konsumierte. Als er sich mit seinem Rad Schmidts Haus näherte, bemerkte er schon von Weitem die Blinklichter einiger Streifenwagen. Gerade als er dort ankam, konnte er beobachten, wie zwei Polizisten Schmidt wie einen tollwütigen Hund aus dem Haus zerrten. Schmidt wehrte sich gegen

die Handschellen, fluchte und spuckte sogar einem der Cops ins Gesicht.

Moore stand einfach nur sprachlos da, während die übrigen Partygäste ebenfalls verhaftet und weggebracht wurden – einschließlich des Mädchens, das er anhimmelte.

Er schüttelte den Kopf. Nur knapp war er selbst der Verhaftung entgangen. Nein, das war kein Leben. Zumindest nicht sein Leben. Er würde es nicht wegwerfen wie diese Idioten. Dies hier würde ihm eine Lehre sein. Bisher hatte ihm sein Vater, ein Computerfreak, der für IBM arbeitete, immer seine Ziellolosigkeit vorgeworfen und ihm prophezeit, dass er so keine Zukunft habe.

In dieser Nacht traf Moore eine Entscheidung. Er würde endlich auf jemand hören, der ihn seit Langem zu inspirieren und zu begeistern versuchte: sein Turnlehrer, Mr. Loengard, ein Mann, der etwas in ihm entdeckt hatte, das bisher niemand anderem aufgefallen war, ein Mann, der ihm vermittelte, dass sein Leben etwas wert war und dass er einen wichtigen Beitrag zur Gestaltung der Welt leisten konnte. Er entschloss sich, die Herausforderung anzunehmen und ein ganz besonderer Krieger zu werden. Er wollte zu den US-Navy-SEALs gehen.

Moores Vater hatte ihm erklärt, dass die Navy etwas für Trunkenbolde und Idioten sei. Nun, er würde seinem alten Herrn das Gegenteil beweisen. Von nun an blieb er auf dem rechten Weg und machte seinen Highschool-Abschluss. Am Ende dieses Sommers meldete er sich im Navy-Rekrutenausbildungszentrum in Great Lakes, Illinois, zur achtwöchigen Grundausbildung. In dieser Zeit bekam er beigebracht, wie man sich auf einem Schiff, vor allem bei einer Havarie, zu verhalten hatte. Er wurde an den unterschiedlichsten Waffen ausgebildet und musste gleich zweimal den berühmtesten Hindernisparcours absolvieren. Am Ende steckte man ihn in die gefürchtete »Selbstüberwindungskammer«, in der er seinen vollen Namen und seine Sozialversicherungsnummer aufsagen musste, während zu seinen Füßen eine Tränengaskartusche zischte.

Nach dem erfolgreichen Abschluss zog Moore seine US-Navy-Baseballkappe auf und wurde auf die Navy-Strafverfolgungsakademie in San Antonio geschickt, wo er in sechs Wochen zum Bootsmann mit Polizeibefugnissen ausgebildet wurde. Er fand diesen Kurs deshalb so aufregend und interessant, weil er dort alle möglichen Waffen ausprobieren konnte. Seine Ausbilder erkannten, dass er ein ausgesprochen talentierter Schütze war. Dies half ihm bei seiner nächsten Bewerbung. Tatsächlich wurde Moore zum Seaman (E-3), zum Obergefreiten zur See, befördert und nach Coronado, Kalifornien, die Heimat der Navy-SEALs, geschickt.

Dort erwarteten ihn Blut, Schweiß und Tränen.

Vaterfiguren

Casa de Rojas

Punta de Mita, Mexiko

Mehr als zweihundert Gäste hatten sich in dem Anwesen versammelt, das in der geschlossenen Wohnanlage des Golfresorts Four Seasons direkt am Ozeanufer lag. Mit ihren mehr als 1900 Quadratmetern Grundfläche, ihren vier Master-Schlafzimmern und zwei geräumigen Kinderzimmern galt die frei stehende Villa als eine der eindrucksvollsten Residenzen der gesamten Gated Community. Von den massiven, handgeschnitzten Holztüren des Eingangs bis zu den fein behauenen Marmorarbeiten im Foyer glich die Casa de Rojas eher einer europäischen Kathedrale als einem Privathaus. Es war deshalb auch kein Wunder, dass Sonia Batista erst einmal die Luft wegblieb, als sie ihr Freund Miguel an den großen Steinsäulen vorbei, die den granitenen Bogengang abstützten, zum Infinity Pool und der dahinter liegenden steinernen Terrasse führte.

»Jeder hat seine Geheimnisse«, sagte sie, während sie sich an eine Säule lehnte und zu den großen Oberlichtern hinaufschaute. »Aber das ... das hier erschlägt einen fast.« Sie bewunderte als Nächstes den Steinboden, an dessen komplizierten Mustern die besten Kunsthandwerker jahrelang gearbeitet hatten, nachdem sie von weltbekannten Architekten über Monate entworfen worden waren. Miguel würde ihr das jedoch erst später bei einer ausführlichen

Hausführung erzählen. Jetzt mussten sie ihre Plätze einnehmen, bevor sein Vater mit seiner Rede begann.

Trotzdem konnte er doch nicht der Versuchung widerstehen, noch einen Moment lang ihr schulterlanges, lockiges Haar zu bewundern, das im Licht der Nachmittagssonne jetzt wie schwarze Vulkanasche glänzte. Da stand er nun, ein 22-jähriger junger Mann mit einer brennenden sexuellen Begierde, der sich bereits ausmalte, was sie später miteinander anstellen würden. Sie war so gertenschlank wie ein Model, gleichzeitig jedoch auch bemerkenswert athletisch. Im vergangenen Monat hatte er jede Kurve ihres jungen Körpers erforscht und lange in ihre tiefbraunen Augen geblickt, in denen man bei genauerem Hinsehen sogar einzelne Goldschattierungen entdecken konnte. Er trat ganz dicht an sie heran und gab ihr einen leichten Kuss auf die Wange. Sie kicherte. Dann fasste er sie an der Taille. »Auf geht's. Mein Vater massakriert mich, wenn wir zu spät kommen.«

Fast wäre sie gestolpert und der Länge nach hingefallen, weil sie nicht auf den Weg achtete, sondern voller Verwunderung eine der drei riesigen Küchen mit Essecken, in denen zwölf Personen Platz hatten, bestaunte. Hinter diesen lag der Bankettsaal, der fast hundert Gäste fasste. Rechts und links von ihnen schimmerten weitere fein ausgeführte Wandplatten, die bis zu der 6 Meter hohen Decke auftrugen. Später würde er ihr alles über die Möbel erzählen, die sein Vater aus der ganzen Welt hatte kommen lassen. Die Tour würde bestimmt mehrere Stunden dauern. Er hoffte, dass sie heute noch Zeit haben würden, die Bibliothek, das Fitnessstudio, den Medienraum und die Indoor-Schießanlage zu besichtigen. Sicherlich konnte sie sich noch keinen Begriff von der tatsächlichen Länge und Breite des Hauses machen. Wenn er es ihr in allen Einzelheiten zeigte, würde sie nicht nur ihn, sondern auch seinen Vater, Jorge Rojas, in Zukunft besser verstehen.

»Ich bin doch ziemlich nervös«, sagte sie und drückte seine Hand, als sie das Ende des langen Ganges erreichten und auf die

schwarz-weiß gemusterten Steinplatten der Pool-Terrasse hinaustraten.

Dort stand wie gewöhnlich Castillo, eine 1,82 Meter große Gestalt in einem schwarzen Anzug, mit Ohrhörern und einer dunklen Sonnenbrille. Miguel drehte sich um und sagte: »Sonia, das ist Fernando Castillo. Er ist der Sicherheitschef meines Vaters, aber wenn er mit mir am Computer ›Call of Duty‹ spielt, versagt er regelmäßig ...«

»Aber nur, weil du betrügst«, protestierte Castillo mit einem leichten Grinsen. »Er hackt sich in alle diese Computerspiele hinein, das weiß ich.«

»Du musst einfach nur ordentlich schießen lernen.«

Castillo schüttelte den Kopf, dann nahm er die Sonnenbrille ab. Jetzt sah man, dass er nur noch ein Auge hatte, die andere Augenhöhle war zugenäht. Sie zuckte kurz zusammen, schüttelte ihm jedoch die Hand.

»Freut mich sehr, Sie kennenzulernen«, sagte er.

»Ganz meinerseits.«

»Ich wollte gegenüber einer so hübschen Lady nicht unhöflich erscheinen«, sagte er und setzte seine Sonnenbrille wieder auf. »Aber manchmal ist es besser, wenn ich sie aufbehalte, nicht wahr?«

»Das ist schon okay«, sagte sie. »Vielen Dank.«

Jetzt drängten sie sich an den Menschentrauben vorbei, die an den Esstischen am Pool standen. Miguel flüsterte ihr zu: »Lass dich nicht von seinem Aussehen täuschen. Er sieht mehr mit seinem einen Auge als die meisten Leute mit zweien.«

»Wie hat er es verloren?«

»Als kleiner Junge. Eine traurige Geschichte. Vielleicht erzähle ich sie dir einmal, aber heute trinken wir kostbaren Wein und amüsieren uns!«

Am Pool standen vier Bars, deren Barkeeper Ströme von Wein und Champagner ausschenkten. Über dem Ganzen hatte man vor dem Hintergrund der blauen Gewässer des Nordpazifiks ein

Spruchband aufgehängt, das sich jetzt wie gemalt von dem Dunkelorange des Abendhimmels abhob. Die Aufschrift des Spruchbands lautete: WILLKOMMEN ZUR BENEFIZVERANSTALTUNG ZUGUNSTEN DES JORGE-ROJAS-SCHULREFORMPROJEKTS. Alle Gäste mussten 1000 Dollar spenden. Miguels Vater brachte auf diese Weise seine reichen Freunde zweimal jährlich dazu, ein bisschen Geld für eine gute Sache auszugeben. Die Stiftung seines Vaters konnte tatsächlich auf bedeutende Erfolge verweisen. Selbst die mexikanische Regierung konnte nicht so viel zur Verbesserung des Bildungswesens beitragen wie Jorge Rojas.

»Miguel, Miguel«, erklang plötzlich hinter ihm eine vertraute Stimme. Eine eng zusammenstehende Gruppe von Gästen trat auseinander, um Mariana und Arturo González, Miguels Tante und Onkel, durchzulassen. Beide waren Ende vierzig und tadellos frisiert und gekleidet. Sie wirkten, als ob sie gleich auf einem roten Teppich in Hollywood flanieren wollten. Mariana war nach dem Tod ihres gemeinsamen Bruders das einzige Geschwister seines Vaters.

»Schau an. Gut siehst du aus«, sagte seine Tante und zupfte ihn am Ärmel seines dunkelgrauen Anzugs.

»Gefällt er dir? Mein Vater und ich haben in New York einen neuen Designer gefunden. Er ist extra hierhergefliegen, um für uns zu arbeiten.« Miguel würde Sonia nie erzählen, dass dieser Anzug mehr als 10 000 US-Dollar gekostet hatte. Tatsächlich war ihm der Reichtum seiner Familie manchmal peinlich. Er spielte ihn herunter, wann immer er konnte. Sonias Vater war ein erfolgreicher Geschäftsmann aus Madrid, ein Kastilier, der seine eigene Fahrradfirma namens *Castilia* besaß, die an der Tour de France teilnehmenden Profimannschaften sonderangefertigte Rennräder lieferte. Trotzdem konnte sich der Wohlstand ihrer Familie in keiner Weise mit dem Reichtum seines Vaters vergleichen. Jorge Rojas war nicht nur einer der reichsten Männer Mexikos, er war einer der

reichsten Männer der Welt, was das Leben seines Sohnes so kompliziert wie unwirklich machte.

»Also das ist die berühmte Sonia?«, fragte seine Tante.

»Ja«, antwortete Miguel und strahlte vor Stolz. Wie es seine Tante wohl von ihm erwartet hatte, wurde sein Ton dann formeller: »Sonia, das ist meine Tante Mariana und mein Onkel, Señor Arturo González, der Gouverneur von Chihuahua.«

Sonia war eine perfekte Dame und begrüßte sie auf überaus förmliche Weise. Ihr strahlendes Lächeln und das Diamantcollier, das ihren makellosen Hals umspielte, zogen auch seinen Onkel in den Bann. Während ihr Miguel beim Sprechen zusah, achtete er nicht mehr auf ihre Worte, sondern beobachtete nur noch ihre Bewegungen und Reaktionen, die Freude und das Lächeln auf ihrem Gesicht und das berauschende Leuchten in ihren Augen.

Miguels Vater hatte sie miteinander bekannt gemacht, nachdem er sie auf einem Treffen mit einigen Geschäftsfreunden kennengelernt hatte. Dass sie Kastilierin war, hatte seinen Vater schwer beeindruckt. Miguel war wenigstens anfänglich mehr von ihrem großartigen Hintern und ihrem ausladenden Vorbau fasziniert gewesen. Später erfuhr er, dass sie an der Universidad Complutense in Madrid, der zweitgrößten europäischen Universität, studiert hatte. Außerdem lernte er bald, dass hinter all dieser Schönheit ein waches Gehirn steckte. »Du solltest mich nicht vorschnell beurteilen«, hatte sie ihn ermahnt. »Ich bin zwar nicht auf eine sündteure Privatschule gegangen, aber ich habe meinen Abschluss magna cum laude gemacht.«

In dem Sommer nach ihrem Examen reiste sie nach New York, Miami und Los Angeles, Städte, in denen sie noch nie gewesen war. Sie interessierte sich besonders für Mode und die Filmindustrie. Sie hatte einen Abschluss in Betriebswirtschaft und hätte gerne in Kalifornien für ein großes Filmstudio oder in New York für einen berühmten Modedesigner gearbeitet. Unglücklicherweise war ihr Vater strikt dagegen. Er hatte ihr ein Jahr gegeben, in dem sie sich selbst

finden sollte, aber in diesem Herbst sollte sie nach Hause zurückkehren, um in seiner Firma zu arbeiten. Miguel hatte natürlich viel größere Pläne für sie.

»Also bist du endlich aus Spanien zurück«, sagte seine Tante.
 »Wie lange warst du dort?«

Er grinste Sonia an. »Etwa einen Monat.«

»Dein Vater hat mir erzählt, die Reise sei ein Geschenk für deinen erfolgreichen Studienabschluss gewesen«, sagte seine Tante und schaute ihn mit großen Augen an.

»Das stimmt«, sagte Miguel stolz. Dann wandte er sich an seinen Onkel. »Wie stehen die Dinge bei euch daheim?«

Arturo wischte sich mit der Hand über die Glatze. Dann nickte er.
 »Wir haben noch eine Menge Arbeit vor uns. Die Gewalt wird immer schlimmer.«

Mariana winkte ab. »Aber darüber wollen wir doch heute nicht sprechen! Und jetzt bringen wir euch zu unserem Tisch. Er steht gleich dort drüben.«

»Oh, gut, wir sitzen bei euch«, freute sich Sonia.

Auf dem Weg dorthin wurde Miguel jedoch von mindestens vier Freunden angesprochen, einem Geschäftspartner seines Vaters, zwei Jungs von seiner alten Baseballmannschaft an der Arizona-State-Universität und einer ehemaligen Freundin, die das halbminütige Gespräch in eine sich wie dreißig Jahre anfühlende Peinlichkeit verwandelte, da sie mit ihm französisch sprach, während Sonia danebenstand und verloren wirkte.

»Ich wusste nicht, dass du Französisch kannst«, sagte sie zu ihm, als sie der aufdringlichen Sirene endlich entkommen waren.

»Englisch, Französisch, Spanisch, Deutsch und Holländisch«, sagte er. »Und manchmal auch die ›Gangsta‹-Sprache: Was geht ab, Alda?«

Sie lachte, und sie nahmen ihre Plätze an ihrem Tisch ein, der mit dem besten Porzellan und Besteck gedeckt war, das man auf dieser Welt erstehen konnte. Sein Vater hatte ihn gelehrt, nichts als

selbstverständlich zu betrachten. Während er also ein privilegiertes Leben führte, schätzte er auch noch die kleinsten Details wie den feinen Stoff seiner Serviette oder das exquisite Leder, aus dem sein Gürtel gefertigt war. Wenn so viele so wenig besaßen, musste er wenigstens dankbar sein und jeden Luxus seines Lebens zu schätzen wissen.

Neben einer großen tragbaren Projektionswand stand ein Lesepult mit Mikrofon und einem Laptop. Sein Vater wollte seine Rede vor dem Essen halten, da »vollen Bäuchen schlecht zu predigen« sei, wie er zu sagen pflegte.

Arturo stand auf und ging zum Rednerpult. »Meine Damen und Herren, wenn Sie sich bitte hinsetzen wollen, wir werden gleich anfangen. Für jene, die mich nicht kennen, ich bin Arturo González, der Gouverneur von Chihuahua. Ich möchte Ihnen meinen Schwager vorstellen, einen Mann, den man eigentlich nicht vorzustellen braucht. Ich dachte mir jedoch, ich könnte Ihnen bei dieser besonderen Gelegenheit etwas über Jorge als kleinen Jungen erzählen, denn wir gingen in dieselbe Schule und kennen uns bereits unser ganzes Leben lang.«

Arturo holte einmal tief Luft und sagte unvermittelt: »Jorge war ein Jammerlappen. Das meine ich ernst.«

Alle Zuhörer brachen in Gelächter aus.

»Wann immer wir Hausaufgaben aufbekamen, jammerte er stundenlang. Dann kam er zu mir, ich machte ihm seine Hausaufgaben und er gab mir dafür eine Dose Cola oder eine Packung Kaugummi. Sehen Sie? Er war schon damals ein guter Geschäftsmann!

Aber im Ernst, meine Damen und Herren, sowohl ich als auch Jorge wussten unsere Schule und unsere Lehrer zu schätzen. Ohne sie stünden wir heute nicht hier. Deshalb ist es uns beiden auch ein großes Anliegen, dies unseren Kindern weiterzugeben. Jorge wird Ihnen mehr über die Arbeit der Stiftung erzählen, also übergebe ich jetzt ohne weitere Umschweife das Mikrofon an Señor Jorge Rojas!«

Arturo schaute zu einer der Bars hinüber, aus der der Hausherr jetzt heraustrat. Sein Anzug ähnelte dem Miguels, außer dass er eine glänzend rote Krawatte trug, deren Ränder mit Goldstickereien eingefasst waren. Er hatte sein frisch geschnittenes Haar akkurat mit Gel an den Kopf geklebt. Miguel fielen zum ersten Mal die grauen Härchen an seinen Schläfen und seinen langen Koteletten auf. Er hatte seinen Vater bisher nie als alt angesehen. Jorge war ein sportlicher Mann, der während seines Studiums in der Baseballmannschaft der Universität von Südkalifornien gespielt hatte. Er war sogar ein paar Jahre Triathlet gewesen, bis er sich am Knie verletzt hatte. Er war immer noch ausgezeichnet in Form. Mit seinen 1,88 Meter war er eine imposante Erscheinung, ganz im Gegenteil zu Miguel, der nur 1,78 Meter groß war und wohl auch nicht mehr weiterwachsen würde.

Während Jorge sich sonst oft einen Dreitagebart stehen ließ, den er dann jedoch durch die Behauptung wegerklärte, er sei zu beschäftigt gewesen, um sich zu rasieren (manche fragten sich verwundert, wie einer der reichsten Männer der Welt dazu keine Zeit haben konnte), war er an diesem Abend perfekt rasiert. Sein markantes Kinn, das einem Filmstar alle Ehre gemacht hätte, kam dadurch umso mehr zur Geltung. Er grinste und winkte der Menge zu, als er sich mit schnellen, elastischen Schritten zum Rednerpult begab, wo er erst einmal Arturo herzlich umarmte.

Dann trat er einen Schritt zurück und tat so, als ob er seinem Schwager den Hals umdrehen wollte, was zu einem noch größeren Gelächter des Publikums führte. Er ließ Arturo wieder los und ging ans Mikrofon:

»Ich hatte ihn gebeten, niemals von meinem Gejammere über unsere Hausaufgaben zu erzählen, aber es stimmt, meine Damen und Herren, es stimmt. Ich nehme an, dass mich die Schule schon immer tief bewegt hat – auf die eine oder andere Weise.«

Miguel schielte zu Sonia hinüber, die von seinem Vater absolut hingerissen schien. Jorge übte diese Wirkung auf alle Menschen

aus. Wenngleich es Miguel manchmal eifersüchtig machte, hätte er jetzt auf seinen Vater nicht stolzer sein können.

In den nächsten 15 Minuten ließ dieser alles Revue passieren, was die Stiftung für das mexikanische Bildungswesen geleistet hatte. Sie hatte neue Schulen errichtet, Klassenzimmer mit der neuesten Technologie ausgestattet und die besten Lehrer angestellt, die in Mexiko und den Nachbarländern zu bekommen waren. Jorge konnte diese Erfolge auch durch Statistiken und Testergebnisse untermauern. Aber das überzeugendste Argument kam dann von den Schülern selbst.

Jorge trat etwas beiseite, während sich eine ganze vierte Klasse hinter dem Lesepult aufstellte. Drei Schüler, zwei Jungen und ein Mädchen, erzählten danach auf beeindruckende Weise von den Verbesserungen in ihrer Schule. Es waren die goldigsten Kinder, die Miguel jemals gesehen hatte. Zweifellos rührten sie das Herz aller Anwesenden – und öffneten deren Geldbeutel.

Als sie fertig waren, forderte Jorge tatsächlich alle auf, vor dem Heimgehen einen Scheck für die Stiftung auszuschreiben. Er deutete auf die Schüler. »Wir müssen in unsere Zukunft investieren«, rief er aus. »Und das gilt auch für heute Abend. Und jetzt genießen Sie Ihr Essen! Und noch einmal vielen Dank!«

Als er hinter dem Rednerpult hervortrat, kam seine Freundin Alessi auf ihn zu, eine atemberaubende Blondine, die zuvor in der Bar neben ihm gesessen hatte. Er hatte sie auf einer Geschäftsreise nach Usbekistan kennengelernt. Allen war klar, warum er sich seitdem so zu ihr hingezogen fühlte. Ihre Augen waren so strahlend grün wie die Gulas, des afghanischen Mädchens, das es auf den Umschlag des *National Geographic*-Magazins geschafft hatte. Ihr Vater war vom Präsidenten seines Heimatlandes zu einem Mitglied des dortigen obersten Gerichts ernannt worden. Sie selbst war Anwältin und sah keinen Tag älter als dreißig aus. Miguel wusste, dass sein Vater keine Frau an seiner Seite ertragen hätte, mit der er kein intelligentes Gespräch führen konnte. Sie sprach ziemlich gut

Englisch, Spanisch und Russisch und interessierte sich für alles, was in der Welt vorging. Am erstaunlichsten war jedoch, dass sein Vater inzwischen länger mit ihr zusammen war als mit irgendeiner anderen Freundin zuvor. Inzwischen waren sie schon fast ein Jahr liiert.

Miguel hatte sich bereits gefragt, warum am linken Rand der Terrasse so viele leere Stühle standen. Jetzt stellte sich heraus, dass sie für ein Live-Orchester bestimmt waren, das als Erstes einen raffinierten Bossa nova von Antônio Carlos Jobim zum Besten gab.

Jorge zog Alexsi einen Stuhl an den Familientisch. Sie nahm Platz und schenkte der Runde ein bezauberndes Lächeln.

»Nun, ich sehe, dass unsere Weltreisenden wieder aus Spanien zurück sind!«, sagte Rojas und strahlte Sonia an. »Ich freue mich besonders, Sie wiederzusehen, Señorita Batista.«

»Ganz meinerseits, Señor. Danke für Ihren beeindruckenden Vortrag.«

»Wir können für diese Kinder gar nicht genug tun, nicht wahr?« Für einen Augenblick schien er mit den Gedanken ganz woanders zu sein. »Oh, verzeihen Sie mein schlechtes Benehmen«, sagte er dann schnell und wandte sich Alexsi zu. »Darf ich vorstellen, meine Freundin Alexsi Gorbotowa. Alexsi, dies ist die Freundin meines Sohnes, Sonia Batista.«

Während des folgenden Austauschs von Freundlichkeiten lehnte sich Miguel etwas zurück und winkte einen Kellner herbei, der ihre Weingläser füllen sollte. Er blickte kurz auf das Etikett: Es war ein Château Mouton Rothschild, Jahrgang 1986. Miguel liebte diesen Wein und wusste, dass jede Flasche mehr als 500 US-Dollar gekostet hatte. Natürlich würde er Sonia dies wieder einmal nicht erzählen.

Jorge hob das Glas. »Lasst uns auf die Zukunft unseres großartigen Landes trinken. *Que viva México!*«

Wenig später stahlen sich Miguel und Sonia davon, noch bevor das Dessert serviert wurde. Sein Vater war gerade in ein intensives Gespräch mit seinem Onkel und einigen anderen Politikern aus dieser Gegend vertieft. Sie hatten sich Zigarren angezündet. Sonia störte der Rauch, weil er ihr in den Augen brannte. Sie zogen sich an einen leeren Tisch in der Nähe des Orchesters zurück und lauschten einer erstaunlich guten Version von »Samba de Uma Nota Só«. Sie war beeindruckt, dass er den Titel des Songs kannte. Offensichtlich hatte er einen guten Musikunterricht genossen. Sie legte eine Hand auf die seine und sagte: »Danke, dass du mich hierher mitgenommen hast.«

Er lachte. »Möchtest du jetzt die große Führung haben?«

»Nicht jetzt, wenn das okay ist. Ich möchte einfach nur hier sitzen und reden.«

In der Ferne hörte man erst eine, dann mehrere Sirenen. Vielleicht ein Autounfall, aber sicherlich nicht ein Beispiel für jene Gewalt, die sein Onkel vorhin erwähnt hatte – Gewalt, die sich wie ein Nebel über die Stadt Juárez gelegt hatte, der die Sicht der Menschen verdunkelte und sie dazu brachte, sich gegenseitig umzubringen. Nein, es war bestimmt nur ein Autounfall ...

Sonia hob das Kinn und blickte zur anderen Seite der Terrasse hinüber. »Alexsi scheint nett zu sein.«

»Sie tut meinem Vater gut, aber er wird sie niemals heiraten.«

»Warum nicht?«

»Weil er nicht aufgehört hat, meine Mutter zu lieben. Diese Mädchen werden nie eine Konkurrenz für sie sein.«

»Es ist okay, wenn du nicht darüber reden willst, aber du hast mir immer noch nicht erzählt, wie sie gestorben ist.«

Er runzelte die Stirn. »Ich dachte, das hätte ich bereits getan.«

»Das war bestimmt deine andere Freundin.«

Er grinste und tat so, als ob er sie in die Seite boxen wollte. Dann wurde sein Gesichtsausdruck ernst. »Sie starb an Brustkrebs. Alles Geld der Welt konnte sie nicht retten.«

»Das tut mir leid. Wie alt warst du damals?«

»Elf.«

Sie kuschelte sich an ihn und legte ihm den Arm um die Schulter.

»Das war sicher sehr schwer, vor allem in diesem Alter.«

»Ja. Ich wünschte nur, mein Vater hätte ... ich weiß nicht ... besser damit umzugehen gelernt. Er dachte, ich würde durchdrehen. Er glaubte, wenn ich länger hierbliebe, würde mich der Schmerz aufessen. Deshalb hat er mich nach Le Rosey geschickt.«

»Aber du hast mir doch erzählt, dass es dir dort gefallen hat.«

»Das hat es auch. Aber ich musste ohne ihn auskommen.«

Sie nickte. »Ich muss dir etwas gestehen. Als du mir neulich erzählt hast, dass du dort zur Schule gegangen bist, habe ich im Internet nachgeschaut. Es ist eines der teuersten Internate ... ich meine, weltweit. In der Schweiz auf die Schule zu gehen muss fantastisch gewesen sein.«

»Das war es wohl. Nur ... ich habe eben meinen Vater vermisst. Wir waren uns danach nie mehr so nah wie zuvor. Er wusste irgendwie nicht, wie er mit ihrem Verlust und der Tatsache, dass er mich nun allein erziehen musste, umgehen sollte, deshalb schickte er mich weg. Ich sah ihn nur noch drei- oder viermal im Jahr. Das war dann eher, als ob man seinen Chef und nicht seinen Vater trifft. Ich trage ihm das nicht nach. Er wollte nur mein Bestes. Ich wünschte manchmal nur, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll ... Manchmal glaube ich, er versucht all diesen Schulkindern zu helfen, weil er sich wegen mir schuldig fühlt ...«

»Vielleicht solltest du einmal mit ihm reden. Ich meine, *wirklich* reden. Du bist immerzu in der ganzen Welt unterwegs. Vielleicht solltest du einmal zu Hause bleiben, damit ihr euch besser kennenlernen könntet.«

»Du hast recht. Ich weiß jedoch nicht, ob er selbst das möchte. Auch er ist ständig auf Achse. Wenn dir der Großteil von Mexiko gehört, musst du immerzu ein Auge darauf haben, nehme ich an.«

»Dein Vater scheint mir ein ehrlicher Mann zu sein. Er wäre wohl auch ehrlich zu dir. Du musst nur mit ihm reden.«

»Da habe ich so meine Bedenken. Er hat mein Leben bereits bis ins Kleinste für mich geplant. Bei einem solchen Gespräch wird er mir wahrscheinlich meine gesamte Zukunft darlegen. Ich hoffe wirklich, dass er mir noch den Rest dieses Sommers lässt. Im Herbst fange ich dann mein Aufbaustudium an.«

»Das hast du mir noch gar nicht erzählt.«

»Ich habe dir eine Menge nicht erzählt. Du hast mir doch gesagt, dass du gerne nach Kalifornien ziehen würdest?«

»Ja.«

»Nun, im Herbst können wir zusammen dorthin ziehen. Ich gehe dort auf die Universität, und du kannst bei mir sein und vielleicht einen Job in einem dieser Studios finden, wie du es dir gewünscht hast.«

Sie schnappte nach Luft. »Das wäre großartig! Mensch, ich könnte mir wirklich etwas suchen, das ...«

Sie brach mitten im Satz ab, und ihr Gesicht verdüsterte sich.

»Was ist los?«

»Du weißt doch, dass mein Vater das niemals erlauben wird.«

»Ich werde mit ihm sprechen.«

»Das wird nichts nützen.« Sie machte die tiefe Stimme ihres Vaters nach: »›Mein unbedingtes Streben nach Qualität hat mich zum Erfolg geführt‹ ... was glaubst du, wie oft ich das von ihm gehört habe. Und sein Streben, seine Tochter ebenfalls auf diesen Weg zu führen, ist wahrscheinlich genauso unbedingt.«

»Dann soll mein Vater einmal mit ihm reden.«

»Worauf willst du hinaus, Miguel?« Sie hob ihre perfekt gezupften Augenbrauen.

»Ich will darauf hinaus, dass dein Vater dich einfach glücklich machen will. Und vertrau mir, ich schaffe das. Ich kann dich sehr glücklich machen. Na ja, zumindest werde ich mein Bestes tun.«

»Das hast du doch schon ...« Sie lehnte sich an ihn. Ihr Kuss war tief und leidenschaftlich, und er beschleunigte Miguels Puls.

Als er hinüberschaute, merkte er, dass sein Vater sie von der anderen Seite der Terrasse aus beobachtete. Dann gab er ihnen mit der Hand ein Zeichen, dass sie wieder zum Familientisch zurückkehren sollten.

»Das war zu erwarten«, seufzte Miguel. »Jetzt wird er mich wieder nach meiner Meinung über alle Krisen auf dem Globus fragen – und Gott helfe mir, wenn ich dann keine habe ...«

»Keine Sorge«, lachte Sonia. »Ich teile ihm meine mit, wenn du keine hast.«

Er grinste und fasste sie an der Hand. »Ausgezeichnet.«

Der Vers des Schwertes

Schawal-Region

Nord-Waziristan

Der Anführer der Schawal-Stämme hatte in seiner Lehmziegelfestung im Mana-Tal eine wichtige Versammlung anberaumt, an der Mullah Abdul Samad jedoch nicht teilzunehmen gedachte. Während sich also die *Mischaran* des Scheichs vor seiner Festung zu versammeln begannen, verharrte er auf seinem Beobachtungsposten auf der Anhöhe über dem Tal, wo er neben einer Baumgruppe kauerte. Neben ihm hockten seine verlässlichsten Unterführer, Attif Talwar und Wajid Niazi.

Plötzlich bemerkte Samad auf der gegenüberliegenden Talhöhe eine Bewegung. Durch seinen Feldstecher erkannte er zwei Männer, von denen der eine dunkelhaarig und bärtig war, während der andere, offensichtlich weit jüngere, schlanker war und nur einen kurzen, dünnen Bart trug. Sie waren wie Stammesleute gekleidet, aber einer sprach jetzt in ein Satellitentelefon und hantierte mit einem Gerät, das Samad für eine tragbare GPS-Einheit hielt.

Auch Talwar und Niazi musterten jetzt die Männer durch ihre Ferngläser. Samads Gefolgsleute waren nur halb so alt wie er. In den letzten beiden Jahren hatte er ihnen alles beigebracht, was sie für ihre Aufgabe wissen mussten. Jetzt bestätigten sie ihm beide seine eigene Einschätzung: Die Männer dort drüben waren

vorgeschobene Kundschafter des amerikanischen Geheimdiensts, der pakistanischen Armee oder einer amerikanischen Spezialeinheit. Die schlecht ausgebildeten und minderbemittelten Leute des Scheichs hatten die beiden nicht ausmachen können und würden bald den Preis für ihre Nachlässigkeit zahlen müssen.

Der Häuptling benutzte immer wieder den Stammeskodex als Druckmittel gegen die Vertreter der pakistanischen Zentralverwaltung. Der Armee drohte er, sie werde genauso hohe Verluste wie in Süd-Waziristan erleiden, wenn sie ihn angreifen sollte. Die Regierung solle endlich einsehen, dass seine Leute ihre Angelegenheiten mithilfe ihrer Stammesgesetze und ihrer lokalen Ratsversammlungen, den *Dschirgas*, selbst regeln könnten. Sie brauchten deshalb die Unterstützung der Regierung nur bei der Grundversorgung, aber nicht, wenn es um Rechtsprechung und die Gestaltung ihres Stammeslebens gehe. Er versicherte ihnen jedoch, dass seine Leute niemals Verbrecher beherbergen würden, dass es in Schahal keine »Ausländer« gebe und dass er auf keinen Fall etwas tun werde, was seinen Stammesangehörigen und deren Land Schaden zufügen könnte. Allerdings war der Häuptling kein guter Lügner. Samad würde deshalb für seinen Tod sorgen ... vielleicht nicht heute ... vielleicht nicht morgen ... aber bald.

Die beiden Kundschafter bewegten sich nicht, während sie mit ihren Feldstechern ebenfalls die umliegenden Täler beobachteten. Sie schienen sich besonders für die langen Reihen von Apfelbäumen zu interessieren, die sich bis hinunter ins Haupttal erstreckten, wo sie von Aprikosenbäumen abgelöst wurden. Tatsächlich hatte man selbst an den steilsten Abhängen oberhalb des Dorfs Obstterrassen angelegt, deren Bäume eigentlich eine ausgezeichnete Deckung boten. Trotzdem hatten diese Männer offensichtlich ein paar Wachen entdeckt, die der Häuptling im weiteren Umkreis seiner Festung aufgestellt hatte. Diese schienen sich jedoch um solche Spione überhaupt nicht zu kümmern. Samad schüttelte erneut voller Abscheu und Verachtung den Kopf.

Sowohl die amerikanische als auch die pakistanische Regierung hatten gute Gründe für die Annahme, dass die hiesigen Stämme Kämpfer der Taliban und der Al-Kaida beherbergten. Die Datta Khail und die Zakka Khail waren seit Jahrhunderten für ihren Treuekodex berühmt, der ihr Land zu einem natürlichen Rückzugsgebiet aller Rebellen machte. Der gegenwärtige Häuptling war da keine Ausnahme. Allerdings war er in letzter Zeit einem hohen Druck vonseiten der Amerikaner ausgesetzt. Samad war überzeugt, dass es nur eine Frage der Zeit sei, wann er diesem Druck nachgeben und ihn und seine 40 Kämpfer verraten würde, die in der Schawal-Region auf beiden Seiten der von hier nur etwa 10 Kilometer entfernten afghanisch-pakistanischen Grenze operierten.

Nach dem 11. September 2001 war die pakistanische Armee in dieses Gebiet eingerückt, um die Grenze gegen die Soldaten der afghanischen Nordallianz zu sichern, die immer weiter nach Osten vorstießen. Anstatt den pakistanischen Truppen Widerstand zu leisten (wie sie es nach Samads Ansicht hätten tun müssen), hatten die örtlichen Stämme sie begrüßt und ihnen erlaubt, auf ihrem Gebiet Stütz- und Kontrollpunkte zu errichten. In den folgenden Jahren hatten die Stammesführer diesen Fehler jedoch bitter bereut, weil viele ihrer Angehörigen und Freunde im Zuge der sogenannten »Terroristenbekämpfung« durch amerikanische Drohnen und Daisy-Cutter-Bomben getötet wurden. Die Amerikaner brachten auf diese Weise angeblich im »Namen der Gerechtigkeit« zahlreiche Zivilisten um. Hinterher gab es nur eine dürre Entschuldigung und eine lächerlich geringe Entschädigungszahlung.

In den letzten Monaten waren die Stammesleute endlich zur Vernunft gekommen und hatten die Forderungen der Amerikaner und Pakistani abgelehnt. Seit einigen Jahren gab es eine eigene Stammesgruppe, deren Aufgabe es war, alle fremden Flüchtlinge und Widerstandskämpfer im Schawal-Gebiet aufzuspüren und festzunehmen. Allerdings hatte der Häuptling erst vor einigen

Tagen aus Islamabad erfahren, dass die Zentralregierung mit der Ausbeute seiner *Laschkar* höchst unzufrieden sei und sich deshalb überlege, starke Armee-Einheiten in seine Region zu schicken, um diese terroristischen Kräfte auszuschalten. Samad und seine Leute hatten daraufhin im Auftrag ihres Oberbefehlshabers Mullah Omar Rahmani, der gegenwärtig in Afghanistan weilte, mit dem Stammeshäuptling ein Abkommen geschlossen. Sollte die Armee tatsächlich zurückkehren, würden die Taliban und Al-Kaida seine Stammeskrieger mit neuen Waffen ausrüsten und sie gegen alle Angriffe militärisch unterstützen. Darüber hinaus hatte Rahmani dem Häuptling versichert, dass er für seinen Beistand fürstlich entlohnt werden würde. Rahmani fehlte es nicht an Geld, solange die Mohnblumen blühten und man die Opiumplatten nach Übersee schmuggeln konnte. Erst kürzlich hatten sie einen Vertrag mit dem Juárez-Kartell geschlossen, der sie zum Hauptlieferanten von Opium nach Mexiko machen würde, wenn es diesem Kartell gelingen sollte, seine Rivalen auszuschalten. Mexiko hatte bisher nur sehr wenig afghanisches Opium gekauft. Rahmani hatte vor, dies zu ändern. Er wollte sein Produkt zu einem ernsthaften Konkurrenten des südamerikanischen Kokains und des industriell hergestellten »Crystal Meth« (Methamphetamin) machen, das die verschiedenen Kartelle in die Vereinigten Staaten schleusten.

Samad ließ seinen Feldstecher sinken. »Sie werden uns heute Abend angreifen«, teilte er seinen Unterführern mit.

»Wie kommst du denn darauf?«, fragte Talwar.

»Merk dir meine Worte! Die Kundschafter kommen immer ein paar Stunden vorher. Auf keinen Fall früher. Das ist alles. Rahmani wird uns rechtzeitig warnen.«

»Und was sollen wir jetzt machen? Bringen wir unsere Leute noch rechtzeitig hier raus? Können wir uns noch davonstehlen?«, fragte Niazi.

Samad schüttelte den Kopf und deutete mit seinem Zeigefinger auf den Himmel. »Sie beobachten uns, wie sie es immer tun.« Er

strich in Gedanken über seinen langen Bart. Eine Minute später nahm in seinem Geist ein Plan Gestalt an. Er bedeutete seinen Mitstreitern, dass sie sich mit ihm langsam zurückziehen sollten, wobei sie stets darauf achteten, hinter Obstbäumen und in Geländesenken in Deckung zu bleiben, damit die fremden Spione sie nicht entdeckten.

Auf der anderen Seite des Hügels lag ein kleines Haus mit großen Pferchen, in denen Ziegen, Schafe und ein halbes Dutzend Kühe grasten. Der dort lebende Bauer hatte Samad immer wieder scheel angesehen, wenn dieser seine Leute zum Schießtraining in das direkt angrenzende Tal geführt hatte. Dort befand sich ein Übungsgelände der Taliban, was dem Bauern durchaus bekannt war. Sein Stammeshäuptling hatte ihn angewiesen, Samad auf jede mögliche Weise zu unterstützen. Am Ende hatte er sich zögerlich dazu bereit erklärt. Samad hatte bisher noch nie mit dem Mann gesprochen, aber Rahmani hatte ihn immer wieder gewarnt, dass man diesem Bauern auf keinen Fall trauen dürfe.

Im Krieg musste man Männer opfern. Samads Vater, ein Mudschaheddin gegen die Russen, hatte ihm dies bei ihrer letzten Begegnung vor seinem Tod erklärt. Er war damals mit einer AK-47, einem zerfledderten Rucksack und zerfallenden Sandalen in den Krieg gezogen. Beim Abschied hatte er sich noch einmal zu Samad umgedreht und gelächelt. In seinen Augen war ein leichtes Schimmern zu erkennen gewesen. Samad war sein einziges Kind, und sein Vater wusste sehr wohl, dass sein Sohn und seine Mutter bald allein auf der Welt zurückbleiben würden.

Männer mussten geopfert werden. Samad hatte stets ein Foto seines Vaters bei sich, das er durch ein allmählich vergilbendes Stück Plastikfolie geschützt hatte. In einsamen Nächten betrachtete er es und sprach mit seinem Vater. Er fragte ihn, ob er auf die Leistungen und Erfolge seines Sohnes stolz sei.

Mithilfe einiger ausländischer Hilfsorganisationen hatte Samad in Afghanistan die Schule beendet. Ein anderes

Entwicklungshilfeprojekt verschaffte ihm ein Stipendium, mit dem er an dem Dubaier Ableger der englischen Middlesex University studieren konnte, wo er einen Abschluss in Informationstechnologie machte. Vor allem frönte er dort jedoch seinen politischen Interessen. Er lernte junge Mitglieder der Al-Kaida, der Taliban und der Hisbollah kennen. Deren rebellische Gemüter erfüllten seine naive Seele mit einer großen Begeisterung für die islamische Sache.

Nach seinem Examen reiste er mit einigen Freunden nach Sahedan, einer Stadt im Südosten des Iran, die an strategischer Stelle im Dreiländereck von Pakistan, Afghanistan und Persien liegt. Mit Geld aus dem Drogenhandel und unter Anleitung von Sprengstoffexperten der iranischen Revolutionären Garden gründeten sie dort ein islamisches Unternehmen zur Produktion von Bomben. Samad war dabei für den Aufbau und die Wartung des Computersystems verantwortlich. Sie stellten Bomben her, die in Hohlblocksteinen verborgen waren. Diese wurden über die Grenze nach Afghanistan und Pakistan geschmuggelt. Der zeitliche Ablauf, die Kennzeichnung und die Transportorganisation dieser Lieferungen wurden elektronisch durch die Software gesteuert, die Samad entwickelt hatte. Dies war sein erster Vorstoß in die Welt des Terrorismus.

Der Dschihad war ein Grundgebot und Glaubensprinzip für alle Muslime. Dabei wurde dieser Begriff ganz unterschiedlich und manchmal völlig falsch interpretiert. Selbst Samad hatte dessen wahre Bedeutung erst während seiner Arbeit in dieser Bombenfabrik erkannt. Einige Theologen hielten den Dschihad für einen Kampf im Innern der Seele des Gläubigen oder für die Verteidigung des Glaubens gegen seine Kritiker. Manche verstanden darunter sogar die Auswanderung in ein nicht muslimisches Land, um dort den Islam zu verbreiten. Die Bedeutung des arabischen Wortes war einfach »eine Anstrengung auf dem Weg zu Allah«. Samad war sich jedoch sicher, dass dies nur den bewaffneten Kampf im Dienste Allahs bedeuten konnte. Die Ungläubigen mussten aus dem Heiligen Land vertrieben werden. Sie mussten vernichtet werden, da sie die

Ungerechtigkeit und die Unterdrückung verkörperten. Sie leugneten verstockt die Wahrheit, obwohl man sie ihnen verkündet hatte. Sie waren bereits dabei, sich selbst zu vernichten, und würden den Rest der Welt mit sich in den Untergang reißen, wenn man sie nicht rechtzeitig aufhielt.

Entscheidend für Samads Weltsicht war der »Vers des Schwertes« aus der 8. Sure des Korans: *Und rüstet gegen sie auf, so viel ihr an Streitmacht und Schlachtrossen aufbieten könnt, damit ihr Allahs Feinde und euren Feind – und andere außer ihnen, die ihr nicht kennt – abschreckt ...*

Niemand verkörperte diese Feinde Allahs eindeutiger als die Amerikaner, diese verdorbenen, charakterlosen und gottlosen Konsumenten von Unrat. Dieses Land der Hurenböcke und Heim der Fettleibigen. Sie waren eine Bedrohung für alle anderen Völker auf dieser Erde.

Samad führte seine Männer zum Bauernhaus. Dann forderte er den Bauern auf, zu ihnen herauszukommen. Der Mann, der das Anwesen allein bewirtschaftete, seitdem seine Frau gestorben war und seine beiden Söhne nach Islamabad gezogen waren, trat erst nach geraumer Zeit vor die Tür. Er stützte sich auf einen Stock und schaute Samad böse an.

»Ich möchte Sie hier nicht haben«, krächzte er schließlich.

»Ich weiß«, erwiderte Samad. Dann trat er an den Bauern heran und stieß ihm eine lange, gebogene Klinge direkt ins Herz. Als der Sterbende nach hinten fiel, fing ihn Samad auf. Talwar und Niazi halfen, ihn ins Haus zu tragen. Sie legten ihn auf den Lehm Boden und sahen zu, wie er langsam verblutete.

»Wenn er tot ist, müssen wir seine Leiche beseitigen«, sagte Niazi.

»Natürlich«, antwortete Samad.

»Man wird ihn vermissen«, gab Talwar zu bedenken.

»Wenn uns irgendwelche Stammesangehörigen fragen, erzählen wir einfach, er besuche gerade seine Söhne in Islamabad. Wenn

jedoch die Amerikaner oder die pakistanische Armee hier auftauchen, tun wir so, als ob das unser Bauernhof wäre. Kapiert? Wenn wir jetzt flüchten, werden wir nur ihren Verdacht erregen.«

Sie nickten.

Draußen fanden sie in der Nähe des Ziegenpferchs ein Loch, das der Bauer gegraben hatte, um seinen Tierdung zu lagern. Dort warfen sie die Leiche hinein und bedeckten sie mit Ziegenmist. Samad grinste. Kein Soldat würde einen Misthaufen durchsuchen, um die Leiche eines unwichtigen Bauern zu finden. Samad hüllte sich zur Tarnung in den Umhang des Alten. Dann machten sie es sich auf den klapprigen Stühlen des Toten bequem, kochten sich Tee und warteten auf den Einbruch der Dunkelheit.

Moore und sein junger Begleiter Rana hatten auf der anderen Seite des Tales neben einer Baumgruppe drei Männer entdeckt. Sie waren jedoch zu weit entfernt gewesen, sie hatten auch mit den Feldstechern ihre Gesichter nicht erkennen können. Rana hielt sie für Taliban-Kämpfer, die die Festung im Tal bewachen sollten. Moore stimmte ihm zu. Er und Rana stiegen ins Tal hinunter und dann wieder auf die Höhe hinauf, von wo Moore mit seinem Iridium-Satellitentelefon einen Anruf tätigen wollte. Da dessen Empfang in den Tälern und Schluchten gestört war, führte er seine Telefongespräche meist von einer höher gelegenen Stelle aus, obwohl er dort natürlich viel leichter entdeckt werden konnte. Tatsächlich erreichte er den Kommandeur eines ODA(Operational Detachment Alpha)-Teams. Dieses ODA-Team, oft auch einfach »A-Team« genannt, war eine Spezialeinheit der US-Army, die in der Tradition der »Green Berets« vor allem zur Terrorismusbekämpfung eingesetzt wurde. Als SEAL hatte Moore in Afghanistan mit diesen Jungs zusammengearbeitet. Seitdem hatte er einen Respekt vor ihnen, obwohl man sich ständig auf freundliche Art gekabbelt hatte, wer von beiden denn nun eigentlich die effektivste

und gefährlichste Kampftruppe war. Tatsächlich war diese Rivalität ebenso gesund wie amüsant.

»Ozzy, hier ist Blackbeard«, sagte Moore, wobei er sein CIA-Rufzeichen verwendete. »Was geht ab, Kumpel?«

Moore erkannte am anderen Ende die Stimme von Hauptmann Dale Osbourne, einem erschreckend jungen, aber äußerst fähigen Sondereinsatzführer, mit dem er bei einigen Nachteinsätzen in Afghanistan zusammengearbeitet hatte, bei denen sie zwei »hochrangige Personenziele« ausgeschaltet hatten.

»Heute Nacht sollten wir zuschlagen.«

Ozzy grunzte. »Hast du handfeste Geheimdienstkenntnisse oder nur den üblichen Bullshit?«

»Den üblichen Bullshit.«

»Also habt ihr sie nicht gesehen.«

»Sie sind da. Drei haben wir bereits ausgemacht.«

»Warum tut ihr Arschlöcher mir das immer an?«

Moore kicherte. »Weil solche Doofköpfe wie wir gerne im Dreck spielen. Ich habe dir die Namen und Bilder auf deinen Computer geschickt. Ich will diese Kerle unbedingt haben.«

»Gibt es sonst noch was?«

»Also, wenn es dir hilft, wir haben hier überall leere Patronenhülsen gefunden. Die müssen hier vor Kurzem trainiert haben. Und dann haben die schlampigen Bastarde vergessen, die Hülsen aufzusammeln. Ich brauche euch heute Abend hier für eine schöne Überraschungsparty.«

»Bist du sicher, dass dir Obi-Wan nicht die Hücke vollgelogen hat?«

»Da verwette ich meinen Kopf drauf.«

»Na gut, verdammte Scheiße, abgemacht. Wir sind um null Uhr dreißig da. Bis dann.«

»Verstanden. Und vergiss deine Handschuhe nicht. Du willst doch bestimmt nicht deine letzte Maniküre ruinieren.«

»Verlass dich drauf.«

Moore grinste und schaltete das Telefon ab.

»Was passiert jetzt?«, fragte Rana.

»Wir suchen uns eine kleine Höhle, richten dort ein Lager ein, und als Nächstes hören die Kerle einen Hubschrauber nahen.«

»Wird sie das nicht verscheuchen?«

Moore schüttelte den Kopf. »Sie wissen, dass wir dort oben Satelliten und Predator-Drohnen haben. Die verschanzen sich irgendwo, warten wir's ab.«

»Ich habe ein bisschen Angst«, gab Rana zu.

»Machen Sie Witze? Entspannen Sie sich. Es wird alles glattgehen.«

Moore deutete auf die AK-47, die über seiner Schulter hing, und streichelte dann die alte sowjetische Makarow in seinem Seitenholster. Auch Rana hatte eine Makarow dabei. Moore hatte ihm den Umgang mit der Pistole beigebracht.

Sie fanden an der Seite eines Berges eine kleine Höhle, deren Eingang sie dann mit einigen Felsbrocken und ausgerissenen Sträuchern tarnten. Als es dunkel wurde, döste Moore allmählich weg. Als er sich zweimal hintereinander beim Einschlafen ertappte, bat er Rana, wach zu bleiben und nach ungebetenen Gästen Ausschau zu halten. Sein junger Begleiter war so angespannt, dass er sowieso kein Auge zumachen konnte.

Der Kraftriegel, den Moore vor einiger Zeit gegessen hatte, lag ihm so schwer im Magen, dass er ihm sogar einige lebhafte Alpträume bescherte. Er trieb in einem tintenschwarzen Meer. Eine endlose Dunkelheit hüllte ihn ein. Plötzlich streckte er die Hand aus und schrie: »VERLASS MICH NICHT! VERLASS MICH NICHT!«

Er schreckte aus dem Schlaf hoch, als er an seinem Mund eine Berührung verspürte. Wo zum Teufel war er? Er war doch im Meer gewesen, aber er war gar nicht nass. Er keuchte. Etwas nahm ihm den Atem. Dann wurde ihm klar, dass eine Hand ihm den Mund zuhielt.

In der Dunkelheit konnte er langsam die weit geöffneten Augen Ranas erkennen, der ihm jetzt aufgeregt zuflüsterte: »Warum schreien Sie so? Ich gehe doch nicht weg. Ich werde Sie nicht verlassen. Aber Sie dürfen nicht so schreien!«

Moore nickte, und Rana lockerte allmählich seinen Griff. Moore biss sich auf die Lippen und schöpfte Atem. »Puh, tut mir leid, ich habe wohl schlecht geträumt.«

»Sie dachten, ich ließe Sie hier allein.«

»Ich weiß es nicht. Warten Sie. Wie spät ist es?«

»Nach Mitternacht. Fast halb eins.«

Moore setzte sich auf und schaltete sein Satellitentelefon ein. Ihn erwartete eine Voicemail: »Hey, Blackbeard, du elender Fleischsack! Wir brechen jetzt auf. Wir treffen voraussichtlich in zwanzig Minuten bei dir ein.«

Er schaltete das Telefon ab. »Still. Hören Sie das?«

Samad wurde wach, als sich eine Hand auf seine Schulter legte. Ein, zwei Sekunden wusste er nicht, wo er war. Dann fiel ihm ein, dass er immer noch in diesem Bauernhaus ausharrte. Er setzte sich in dem kleinen hölzernen Bett auf. »Da ist ein Hubschrauber im Anflug«, sagte Talwar.

»Leg dich wieder schlafen.«

»Ist das dein Ernst?«

»Leg dich wieder schlafen. Wenn sie kommen, werden wir ihnen unsere Empörung zeigen, dass sie uns mitten in der Nacht geweckt haben.«

Samad ging zu einem Tischchen hinüber und band sich ein Stück Tuch so über das Gesicht, dass es aussah, als ob er ein Auge verloren hätte. So etwas war in diesem vom Krieg geprägten Teil des Landes kein ungewöhnlicher Anblick. Dies mochte zwar eine ganz einfache Verkleidung sein. Während seiner Zeit als Bombenbauer hatte er jedoch gelernt, dass die Erfolgchancen größer wurden, je einfacher die Bombe, die Idee oder der Plan waren. Später hatte

sich diese Theorie immer wieder bewahrheitet. Ein Verband. Eine Kriegsverletzung. Ein verbitterter Bauer, der von dummen Amerikanern aus dem Schlaf gerissen wurde. Mehr brauchte es nicht.

Allahu akbar!

Gott ist groß.

Die letzten des aus zwölf Mann bestehenden ODA-Teams seilten sich noch von dem auf der Stelle schwebenden Hubschrauber ab, als ihr Dolmetscher bereits ein paar Stammesleute ansprach, die verschlafen aus ihren Häusern stolperten, verwundert in die Höhe schauten und sich mit der Hand vor dem Sandsturm schützten, den der Rotor aufwirbelte. Der Dolmetscher konnte dabei noch die Lautsprecheranlage des Black Hawk benutzen: »Wir sind hier, um zwei Männer zu finden, das ist alles. Niemand wird etwas geschehen. Es werden keine Schüsse fallen. Bitte helfen Sie uns, die beiden Männer zu finden.« Der Dolmetscher wiederholte diese Botschaft mindestens drei Mal, während Ozzys Team in Zweiergruppen mit dem Gewehr im Anschlag ausschärmte und eine Rundumverteidigungsstellung bildete.

Die Abseilstelle war eine freie Fläche in der Nähe einer Häuserreihe, die etwa 200 Meter von der Außenmauer der Festung entfernt lag. Moore traf den jungen Special-Forces-Hauptmann und dessen Chief Warrant Officer in einer Gasse zwischen den Häusern. Sie warteten ein paar Sekunden, bis der Black Hawk hart eindrehte und dann in der Dunkelheit verschwand. Seine Navigationslichter blinkten, während der Pilot den Hubschrauber zu einem sicheren Landeplatz flog, der einige Kilometer entfernt lag. Dort würde er warten, bis Ozzy ihm mitteilte, wo und wann er die Gruppe wieder aufnehmen sollte. Den Helikopter im Dorf zu landen und ihn dort zu belassen, während das Team seine Aufgabe erledigte, wäre viel zu gefährlich gewesen.

»Erinnert ihr euch an meinen Assistenten Robin?«, fragte Moore und richtete seine Stabtaschenlampe auf Rana.

Ozzy grinste. »Wie geht's, Kumpel?«

Rana runzelte die Stirn. »Ich heiße Rana und nicht Robin.«

»Das war nur ein Scherz«, sagte Moore. Er schaute den Chief Warrant Officer an, einen Typen namens Bobby Olsen, den jeder nur Bob-O nannte. Dieser verzog das Gesicht und sagte: »Bist du der Kotzbrocken von der CIA?«

Bob-O fragte ihn das jedes Mal, wenn sie sich begegneten. Aus irgendeinem Grund machte es ihm ein die-bisches Vergnügen, Moore bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit aufzuziehen. Moore stieß seinen Zeigefinger Bob-O mitten ins Gesicht, während er gleichzeitig nach einer passenden Antwort suchte.

»Okay, ihr Armleuchter, Schluss mit dem Unsinn«, unterbrach sie Ozzy. Dann blickte er Moore an. »Ab jetzt ist es deine Party, Blackbeard. Ich hoffe, du hattest recht.«

Man hatte Ozzys Team in einem Trainingskurs beigebracht, wie man mit den Stammesangehörigen verhandeln musste. Vor Ort konnten sie dann die graue Theorie in lebendige Praxis umsetzen. Sie hatten die Sprache gelernt und die Sitten und Gebräuche der Einheimischen studiert. In ihren Brusttaschen steckten sogar kleine zusammengefaltete Spickzettel, auf denen kurze Verhaltensmaßregeln und Redewendungen aufgeführt waren, auf die sie bei einer unverhofften sozialen Begegnung zurückgreifen konnten. Ihrer eigenen bescheidenen Meinung nach waren sie Botschafter der Demokratie. Während einige diese Vorstellung für einfältig oder romantisch halten mochten, war es doch eine Tatsache, dass sie der einzige Kontakt mit der westlichen Welt waren, den viele dieser Stammesleute jemals erleben würden.

Moore, Rana, Ozzy und Bob-O überquerten gerade eine ausgefahrene Schotterpiste, die an den Lehmziegelhäusern entlangführte, als zwei Feuerstöße aus Sturmgewehren durch das Tal schallten. Moore stockte der Atem, während Bob-O einen lauten Fluch ausstieß.

»Raceman, wer hat diese Schüsse abgefeuert?«, bellte Ozzy in sein Lippenmikrofon, während Moore und Rana neben einem Haus in Deckung gingen.

Der Team-Kommandeur forderte gleichzeitig seine Männer über Funk auf, ihm genauere Informationen zu übermitteln.

Wieder war Gewehrfeuer zu hören, dessen Schussfolge und Tonhöhe sich jedoch von denen der ersten beiden Feuerstöße deutlich unterschieden. Ja, das waren zweifellos Ozzys Leute, die mit ihren Special Forces Combat Assault Rifles (SCARs), speziellen Sturmgewehren der US-Spezialeinsatzkommandos, 5,56- oder 7,62-mm-Geschosse auf die feindlichen Angreifer abfeuerten. Zwei weitere Feuerstöße folgten. Dann ein dritter. Dann Nummer fünf, sechs, vielleicht sogar sieben. Die AK-47 des Gegners antworteten. Das Feuergefecht tobte nur ein halbes Dutzend Häuser von Ozzy und seinen drei Begleitern entfernt.

Moore spitzte die Ohren. Wollte man eine AK-47 abfeuern, musste man das Magazin einführen, die Waffe mittels des Sicherungshebels entsichern, sie mit dem Spannhebel durchladen, das Ziel anvisieren und feuern – das waren ziemlich viele Bewegungen, um nur einen einzigen Schuss abzugeben. Stellte man jedoch den Feuerwahlhebel auf die mittlere Position, funktionierte das Gewehr vollautomatisch. Solange man dann den Abzug betätigte, feuerte es ununterbrochen, bis das Magazin leer war. Bei jedem Feuergefecht horchte Moore zuerst einmal darauf, wo der Feind saß. Danach versuchte er herauszufinden, ob der Gegner Munition zu sparen versuchte. Schoss er Dauerfeuer, bedeutete das oft, dass er über viele volle Magazine verfügte. Gab er jedoch vornehmlich Einzelfeuer ab, wies dies auf Munitionsknappheit hin. Natürlich war diese Methode nicht narrensicher. Trotzdem führte sie in den meisten Fällen zu einem korrekten Ergebnis.

Wenn also eine Taliban-Einheit mit ihren automatischen Waffen Dauerfeuer schoss, konnte man davon ausgehen, dass ihr die Munition nicht so bald ausgehen würde.

Moore schaute Rana an und sagte: »Unternehmen Sie nichts. Weichen Sie mir nicht von der Seite.«

Rana lugte die Gasse hinunter. »Keine Angst. Das habe ich bestimmt nicht vor.«

»Neo und Big Dan, ihr beide steigt auf der Südseite die Hügel hinauf. Raceman wird von dort beschossen«, befahl Ozzy über Funk, während er um die Ecke spähte. Dann gab er Moore und Rana das Zeichen, ihm zu folgen. Moore schloss zum Hauptmann auf. »Wie ist die Lage?«

»Wir haben es mit acht bis zehn Tangos zu tun. Ich fordere einen Apache an, der diesen Wichsern einheizen soll.«

Ozzy meinte damit den AH-64D Apache Longbow, den ersten Kampfhubschrauber der Army, der mit einer M230-Maschinenkanone, Hydra-70-Luft-Boden-Raketen und AGM-114-Hellfire-Panzerabwehrlenk Waffen oder FIM-92-Stinger-Luft-Luft-Raketen ausgerüstet war. Bereits die Silhouette dieses Hubschraubers verbreitete bei den Taliban Angst und Schrecken. Sie hatten viel zu oft miterleben müssen, wie ihre Kameraden von dessen unbarmherzigem Dauerfeuer regelrecht zerfetzt wurden.

Ozzy forderte den Helikopter-Piloten über Funk auf, sofort zum Dorf zu kommen und die Aufständischen mit seiner Maschinenkanone unter Beschuss zu nehmen.

»Wir bringen euch jetzt zurück zum Landeplatz«, sagte Ozzy dann zu seinen Begleitern.

»Hören Sie das?«, fragte Moore Rana. »Wir gehen zurück. Alles wird gut.«

Rana drückte seine Makarow an die Brust. »Das hier gefällt mir gar nicht.«

»Ich bin direkt neben Ihnen, Rana«, beruhigte ihn Moore. »Ihnen wird nichts passieren.«

Während er dies sagte, sah er am anderen Ende des Hauses eine Gestalt um die Ecke kommen, deren Gewehr im Mondlicht hell funkelte.

Er riss seine AK-47 hoch, stellte den Wahlhebel auf Dauerfeuer und gab einen 4-Schuss-Feuerstoß ab. Die Kugeln durchsiebten die Brust des Mannes und warfen ihn zu Boden.

Während der Typ gerade zusammensackte, gerieten Ozzy und Bob-O von der anderen Seite des Hauses aus unter heftiges Feuer. Mindestens drei Taliban-Kämpfer nahmen sie unter Beschuss und trieben sie von dieser Hausecke zurück. Bob-O stellte sich vor Rana, um den Jungen zu schützen, während Moore sich noch einmal umschaute und dann neben Ozzy in Stellung ging.

Auf der anderen Straßenseite lagen zwei Häuser. Bevor er sich zu Boden warf, hatte Moore dort drei Mündungsfeuer gesehen. Ein Kämpfer lag auf dem Flachdach und nutzte dessen wadenhohe Brüstung als Schutzwall. Nach jedem Schuss ging er dahinter in Deckung. Ein weiterer Taliban hatte sich auf der Rückseite des Hauses hinter einer niedrigen Umfassungsmauer verschanzt.

Der Letzte befand sich im Innern des zweiten Hauses, von wo aus er immer wieder durch ein offenes Fenster feuerte. Alle drei wussten, dass die Lehmziegel sie vor den Kugeln ihrer Feinde schützten.

»Rana, bleiben Sie, wo Sie sind«, forderte Moore seinen Assistenten auf. Dann wandte er sich an Ozzy: »Beschäftige sie. Ich versuche, sie von hinten zu kriegen. Ich fange mit dem Typen auf dem Dach an.«

»Junge, bis du übergeschnappt?«, fragte Ozzy. »Ich könnte alle drei mit Splittergranaten erledigen.«

Moore schüttelte heftig den Kopf. »Ich möchte einen lebend haben. Gib mir ein paar Plastikhandschellen.«

Ozzy kicherte ungläubig, gab ihm jedoch, was er verlangte.

Moore zwinkerte ihm zu. »Ich bin gleich wieder da.«

»Hey, Money«, rief Rana ihm aufgeregt nach.

Aber Moore sprintete bereits aus dem Gässchen hinaus. Da er selbst wie ein Stammesangehöriger gekleidet war und wie sie eine Kalaschnikow dabei hatte, würden sie ihn vielleicht nicht sofort als

Gegner identifizieren, was er auszunutzen gedachte. Er umrundete im Laufschrift zwei weitere Lehmgebäude, überquerte dann die Schotterpiste und pirschte sich von hinten an das Haus heran, auf dessen Dach einer der Taliban-Kämpfer in Stellung gegangen war. Der Kerl hatte eine klapprige Holzleiter benutzt, die immer noch an der Hauswand lehnte. Das Getöse der nächsten Feuerstöße nutzte Moore aus, um über diese Leiter aufs Dach zu steigen.

Bevor er es jedoch betrat, linste er über den Dachrand. Vor ihm kniete der Taliban mit seinem schwarzen Turban. Alle paar Sekunden sprang er auf, gab einen Feuerstoß ab und duckte sich dann wieder hinter die Brüstung. Bob-O und Ozzy versuchten, ihn niederzuhalten, indem sie immer wieder die Steinbrüstung unter Beschuss nahmen. Dabei stieg in kleinen Wolken der Staub der zersplitternden Lehmziegel auf.

Da die ganze Aufmerksamkeit des Taliban seinen Feinden auf der anderen Seite der Straße galt, übersah und überhörte er Moore, der sich ihm von hinten näherte. Dieser umklammerte mit den Fingern den Lauf seiner Pistole, deren Griff jetzt aus seiner Faust herausragte und eine erstklassige Schlagwaffe abgab.

Er atmete noch einmal tief durch. Dann sprang er mit wenigen Schritten hinüber zu seinem Gegner. Als sich dieser erschreckt umdrehte, da er aus den Augenwinkeln seine Annäherung bemerkt hatte, stürzte er sich auf ihn wie ein Raubtier auf seine Beute. Er stieß ihm mit aller Macht sein Knie in den Rücken. Gleichzeitig schlug er ihn mit dem Griff seiner Pistole kurz vor und unter dem Ohr auf den Hals. Er wusste, dass ihn ein heftiger Schlag auf diese Stelle bewusstlos machen würde, da seine Halsschlagader, seine Jugularvene und sein Vagusnerv dabei einen schweren Schock bekommen würden.

Tatsächlich fiel der Kerl wie vom Blitz getroffen rückwärts zu Boden. Moore holte die Plastikhandschellen aus der Gesäßtasche und fesselte die Hände des Mannes auf dem Rücken. Dann fesselte er auch noch seine Füße und ließ ihn liegen, wo er war. Wenn er

aufwachte, würde er ihn zum Tee einladen und ein nettes Gespräch mit ihm führen. Jetzt kletterte Moore erst einmal wieder die Leiter hinunter, während Ozzy und Bob-O von der anderen Straßenseite aus die beiden anderen Taliban beschäftigten.

Moore schlich eng an der Wand die Rückseite des Hauses entlang, bis er zu der Ecke kam, hinter der in etwa 10 Meter Entfernung der zweite Taliban-Kämpfer im Schutz einer niedrigen Umfassungsmauer Stellung bezogen hatte. Dabei war er nicht nur mit einem Gewehr bewaffnet. In seinem Seitenholster steckte eine Pistole. Außerdem trug er ein schweres Bündel, in dem Moore weitere gefüllte Magazine vermutete. Moore war unschlüssig, was er jetzt tun sollte. Der Kerl schien zu weit entfernt, als dass er sich unbemerkt von hinten an ihn heranschleichen konnte. Und wenn Moore plötzlich nach vorn stürmte, könnte ihn eine von Ozzys oder Bob-Os Kugeln treffen. Bei einer kühnen Operation zu fallen war eine Sache; bei einer unbedachten Aktion von den eigenen Leuten erschossen zu werden zeugte von einer Dummheit, wie sie normalerweise nur Politiker bei ihren Liebesaffären zeigten.

Wenn er andererseits mit seiner AK-47 feuerte, würde der dritte Taliban vielleicht annehmen, dass sein Kumpel diese Schüsse abgeben würde. Diese knifflige Entscheidung wurde ihm jedoch abgenommen, als plötzlich ein Apache-Longbow-Helikopter mit donnernden Rotoren über ihnen am Himmel erschien, scharf rechts einschwenkte und sich dann über dem Haus im Kreis zu drehen begann. Der Wind, das Getöse und das helle Scheinwerferlicht, das jetzt über die Gebäude und die Schotterpiste wanderte, fesselte die ganze Aufmerksamkeit des Taliban-Kämpfers.

Moore hob sein Gewehr und jagte dem Kerl einen kurzen 3-Schuss-Feuerstoß in den Rücken. Während dessen Blut in hohem Bogen in die Luft schoss, wirbelte Moore blitzschnell herum und huschte an der Wand des Nachbarhauses entlang, in dem sich der dritte und letzte Taliban aufhielt. Moore kroch auf Händen und Knien unter dem Seitenfenster hindurch, bis er die Vorderfront des

Gebäudes erreichte. Bob-O und Ozzy stellten das Feuer ein, sodass sich Moore bis unter das offene Fenster vorarbeiten konnte, aus dem der verbliebene Taliban schoss.

Jetzt hätten sie eigentlich auch eine Handgranate dort hineinwerfen können, aber Moore war inzwischen nur noch eine Armeslänge von ihm entfernt. Er rollte sich auf die Seite und schaute nach oben, bis er den Gewehrlauf bemerkte, der sich langsam aus dem Fenster herausschob. Moore packte blitzschnell zu und zog den Lauf mit aller Kraft nach unten. Der völlig verblüffte Kämpfer ließ die Waffe los, schrie aus Leibeskräften und wollte seine Pistole aus dem Holster holen.

Moore kam ihm jedoch zuvor. Er hatte seine AK-47 zu Boden geworfen und seine eigene Makarow in Anschlag gebracht. Drei Kugeln trafen den Heiligen Krieger und streckten ihn zu Boden.

Der Apache drehte bereits wieder ab. Ozzy hatte ihn benachrichtigt, dass man ihn nicht länger benötige.

Bald war im Mana-Tal nur noch das schwächer werdende Wummern der Rotoren zu hören. Schließlich bellte ein einzelner Hund, und in einiger Entfernung waren laute Stimmen zu hören. Das war eindeutig Englisch!

Moore rannte über die Straße und zum Ende des Gässchens, wo Ozzy und Bob-O auf ihn warteten. Überall roch es nach abgebranntem Schießpulver. Moore hatte noch so viel Adrenalin im Blut, dass er regelrecht zitterte.

»Gute Arbeit, Kotzbrocken«, sagte Bob-O.

»Ja«, bestätigte Moore noch ganz außer Atem. »Auf dem Dach konnte ich einen Taliban lebend gefangen nehmen. Den werde ich nachher verhören.«

»Wir haben vier weitere getötet. Die übrigen haben sich in die Berge zurückgezogen«, sagte Ozzy und legte eine Hand übers Ohr, um die Funksprüche seiner Männer besser zu verstehen. »Wir haben ihre Spur verloren.«

»Ich würde gerne mit dem alten Scheich sprechen. Er soll mir direkt ins Gesicht lügen müssen«, zischte Moore und meinte damit den Stammeshäuptling in seiner Festung.

»Das geht mir auch so«, sagte Ozzy und bleckte die Zähne.

Moore ging jetzt zu Rana hinüber, der immer noch mit angezogenen Knien am Rande des Gässchens saß. »Hey, alles in Ordnung?«

»Nein.«

»Es ist vorbei.« Moore streckte ihm die Hand hin. Der junge Mann schlug ein.

Während Ozzys Männer die Leichen der getöteten Taliban untersuchten und den einzigen Gefangenen vom Dach holten, gingen Moore, Ozzy, Bob-O und Rana zur Lehmziegelfestung hinüber. Deren rechteckige Gebäude waren von einer über 2 Meter hohen Ziegelmauer umgeben. Vor dem großen hölzernen Tor warteten jetzt ein halbes Dutzend Wachen auf sie. Ozzy teilte einem von ihnen mit, dass sie sofort mit dem Häuptling der Schawal-Stämme sprechen müssten.

Nach einiger Zeit stürmten Häuptling Habib Shah und einer seiner vertrauten Geistlichen, Aiman Salahuddin, aus dem Tor. Shah war ein imposanter, etwa 1,96 Meter großer Mann mit einem großen schwarzen Turban und einem Bart, der eher einem schwarzen Drahtbündel als echtem Haar glich. Seine grünen Augen blitzten Ozzy an. Der Geistliche war viel älter, so etwa um die siebzig, keine 1,50 Meter groß und hatte einen schneeweißen Bart und einen Buckel. Als er Moore und die anderen sah, schüttelte er den Kopf, als ob er sie dadurch wegwünschen könnte.

»Überlass mir das Reden«, sagte Moore zu Ozzy.

»Das ist vielleicht besser so. Ich würde ihn sowieso nur zur Schenke machen.«

»Hallo, Chief«, begrüßte Moore den Häuptling kurz und bündig.

»Was wollen Sie hier?«, kam als Antwort.

Moore versuchte, seine Wut zu zügeln. Er versuchte es zumindest. Aber es gelang ihm nicht. »Bevor wir von den Taliban angegriffen wurden, kamen wir in Frieden hierher, um nach diesen beiden Männern zu suchen.« Moore schob dem Häuptling die Fotos in die Hand.

Dieser schaute sie nur kurz an und zuckte die Achseln.

»Die habe ich noch nie gesehen. Wenn jemand in diesem Dorf die Taliban unterstützt, wird er meinen Zorn zu spüren bekommen.«

Ozzy schnaubte durch die Nase. »Chief, wussten Sie, dass die Taliban hier waren?«

»Natürlich nicht. Wie oft habe ich Ihnen das schon erzählt, Captain.«

»Das müsste jetzt das vierte Mal sein. Sie erzählen mir immer wieder, dass Sie Terroristen nicht helfen würden, und dann finden wir sie immer wieder direkt vor Ihrer Haustür. Das verstehe ich einfach nicht. Fallen sie rein zufällig hier vom Himmel und Ihnen vor die Füße?« Ozzy hatte offensichtlich keine Lust mehr, zu der Art von »Verhandlungskunst« zu greifen, die man ihnen bei ihrem Training beigebracht hatte.

»Chief, wir möchten unsere Suche mit Ihrer Hilfe fortsetzen«, sagte Moore. »Wir bräuchten nur ein paar Ihrer Männer.«

»Es tut mir leid, aber die müssen jetzt unser Dorf schützen.«

»Gehen wir«, rief Ozzy, drehte sich um und stürmte davon. Bob-O folgte ihm auf dem Fuß.

Der Geistliche trat ganz dicht an Moore heran und flüsterte ihm auf Englisch zu: »Sie sollten mit Ihren Freunden heimgehen.«

»Ihr helft den falschen Leuten«, platzte Rana plötzlich heraus.

Moore schaute ihn an und legte einen Finger an die Lippen.

Der Geistliche zog die Augen zusammen und zischte Rana an: »Junger Mann, Sie machen hier einen großen Fehler.«

Ozzys Spezialtruppe brauchte zwei Stunden, um das ganze Dorf und die Bauernhöfe in der Umgebung durchzukämmen. Dabei waren sie immer vor einem weiteren Angriff auf der Hut.

In der Zwischenzeit verhörte Moore den Mann, den er auf dem Hausdach gefangen genommen hatte. »Ich frage Sie noch einmal, wie heißen Sie?«

»Töte mich.«

»Wie heißen Sie? Woher kommen Sie? Haben Sie jemals diese Männer gesehen?« Er hielt ihm deren Fotos direkt vor die Augen.

»Töte mich.«

Und so ging es immer weiter, bis Moore so frustriert war, dass er das Verhör einstellte, bevor er die Beherrschung verlor. Moores CIA-Kollegen würden ihn sowieso gründlich in die Mangel nehmen. Es könnte eine Woche oder sogar noch länger dauern, um diesen Kerl zu knacken – aber knacken würden sie ihn.

Als Ozzys Männer schließlich zum Hubschrauber zurückkehrten, befragte Moore sie noch einmal, bevor sie abflogen.

»Dieses Bauernhaus hier ganz rechts«, sagte Moore und deutete auf dessen Abbildung auf einem Satellitenfoto. »Das ist ziemlich abgelegen. War jemand dort?«

»Waren wir«, sagte Bob-O. »Dort lebt ein alter einäugiger Bauer mit seinen Söhnen. Sie waren gar nicht glücklich, uns zu sehen. Sie entsprachen auch nicht der Beschreibung der Typen, die du suchst.«

»Pech gehabt«, sagte Ozzy.

Moore schüttelte den Kopf. »Sie *sind* hier. Wahrscheinlich beobachten sie uns gerade.«

»Und was sollen wir jetzt tun?«, fragte Ozzy und hob die Hände zum Himmel. »Wir sind umgeben von Felsen, noch mehr Felsen, einem Haufen von Bergen und einigen angepissten Stammeskriegern. Und einigen toten Taliban. Du solltest deinen Jungs daheim vorschlagen, diesen Leuten hier für ihre Mühe ein paar Walmart-Geschenkgutscheine zu schicken.«

Allerdings war diese Razzia nicht völlig vergeblich gewesen. Moores Vorgesetzte hatten seit Langem Zweifel, wem die Loyalität dieses Stammeshäuptlings eigentlich galt. Jetzt wussten sie es. Es war lächerlich anzunehmen, dass kein Mensch in diesem Teil Schawals Moores Zielpersonen gesehen hatte. Sie hatten sie gesehen, mit ihnen gesprochen, vielleicht sogar mit ihnen trainiert und gegessen. Moore hatte so etwas schon oft erlebt. Im Moment konnte er nur noch seine Fotos hier zurücklassen und den Häuptling um Unterstützung bitten, auch wenn ihm klar war, dass dies wenig bewirken würde.

»War die Mission ein Fehlschlag?«, fragte Rana.

»Kein Fehlschlag«, antwortete Moore. »Wir erlitten nur durch eine unvorhergesehene Wetterlage eine leichte Verspätung.«

»Wetterlage?«

Moore prustete. »Ja. Ein gewaltiger Sturm von Scheiße hat die Mäuler dieser Leute hier verstopft.«

Rana schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht, warum sie den Taliban helfen.«

»Das sollten Sie aber verstehen. Sie bekommen von den Taliban mehr als von allen anderen«, erklärte Moore. »Sie sind Opportunisten. Das müssen sie auch sein. Schauen Sie sich doch an, wo und wie sie leben.«

»Glauben Sie, dass wir diese Typen jemals erwischen werden?«

»Ganz bestimmt. Aber es wird einige Zeit dauern. Und das ist mein Problem, stimmt's?«

»Vielleicht kann uns Wazir inzwischen etwas über unseren verschollenen Freund mitteilen.«

Moore seufzte frustriert. »Das wäre wirklich gut. Wie auch immer, ab morgen Nacht bin ich nicht mehr hier. Ich hätte wirklich gerne den Tod des Obersts und seiner Familie gerächt. Wenn diese Typen einfach so davonkommen, wird mir das ewig auf der Seele brennen.« Sie stiegen in den Hubschrauber. Zehn Minuten später waren sie in der Luft.

Noch bevor sie in Kabul landeten, fand Moore auf seinem Telefon eine Botschaft von Slater vor.

Den Mexikaner auf dem Foto, Tito Llamas, ein Unterführer des Juárez-Kartells, hatte man mit einer Kugel im Kopf im Kofferraum eines geparkten Autos gefunden. Auch Khodais korrupte Offizierskollegen, die auf dem Foto neben Llamas standen, waren inzwischen alle ermordet worden. Die beiden Taliban waren die Einzigen auf diesem Bild, deren Leichen bisher noch nicht gefunden worden waren. Moore musste so bald wie möglich nach Islamabad zurückkehren. Er wollte unbedingt mit der dortigen Polizei über Llamas reden. Vielleicht konnte er doch noch ein paar weitere Spuren und Hinweise finden. Er dachte bereits darüber nach, ob er nicht »zufällig« seinen Rückflug in die Vereinigten Staaten verpassen sollte, um sich noch ein wenig Zeit zu verschaffen.

Als sie am nächsten Morgen in Islamabad ankamen, forderte er Rana auf, nach Hause zu gehen und sich erst einmal richtig auszuschlafen. Er selbst ging zum Polizeihauptquartier, traf sich mit den zuständigen Ermittlern und identifizierte offiziell Tito Llamas' Leiche. Da dieser falsche Papiere, einschließlich eines gefälschten Passes, dabeigehabt hatte, waren die örtlichen Polizisten jetzt für alles dankbar, was ihnen die CIA über dieses Kartellmitglied mitteilen konnte.

Moore war zuerst einmal freudig überrascht, als er plötzlich vom alten Wazir eine E-Mail erhielt – bis er deren Inhalt gelesen hatte.

Die beiden Taliban auf dem Foto, das Moore Wazir gezeigt hatte, waren unwichtig und tatsächlich sogar Punjabi-Taliban, die so genannt wurden, weil sie aus dem südlichen Punjab stammten. Sie sprachen nicht einmal Paschtu und arbeiteten traditionell mit Gruppen wie der Jaish-e-Mohammed zusammen. Die Punjabi-Taliban operierten gegenwärtig in Nord-Waziristan, wo sie den Kampf der pakistanischen Taliban und Al-Kaida unterstützten.

Aber diese Geschichtslektion war nicht der wichtigste Teil der E-Mail. Tatsächlich hatte Wazir die beiden Männer gefunden.

Allerdings waren beide ermordet worden. Die Taliban hatten ihr Sicherheitsleck aufgedeckt und alle umgebracht, die damit zu tun hatten ... natürlich mit Ausnahme von Moore, der zweifellos jetzt an der Spitze ihrer Todesliste stand.

Vielleicht war es wirklich Zeit, nach Hause zurückzukehren.

Reisepläne

*Schawal-Region
Afghanistan*

Samad und seine beiden Unterführer waren vor Anbruch der Dämmerung aus dem Bauernhaus geflohen, um zu Fuß die 10 Kilometer über die Grenze hinüber nach Afghanistan zu wandern. Sie nutzten einen gut ausgetretenen Weg und hatten sich einer kleinen Gruppe von fünf Kaufleuten angeschlossen, um möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen. Samad hatte seine Männer noch einmal daran erinnert, dass sie die Amerikaner vom Himmel aus beobachteten. Selbst wenn sie einen Weg gewählt hätten, auf dem ihnen ein dichter Baumbewuchs nach oben hin Deckung verschafft hätte, konnten ihre Vibrationen immer noch von einem der vielen REMBASS-II-Bodensensoren aufgefangen werden, die die Amerikaner entlang der Grenze verlegt und sorgfältig getarnt hatten. Diese Bewegungsmelder würden dann automatisch einen der zahlreichen Kennan-»Keyhole-class«(KH)-Aufklärungssatelliten anweisen, Aufnahmen von ihnen zu machen. Diese Bilder würden fast zeitgleich auf den Bildschirmen des CIA-Hauptquartiers in Langley auftauchen, wo hoch qualifizierte Analysten rund um die Uhr darauf warteten, dass Taliban-Kämpfer wie Samad solche Fehler machten. Die Antwort wäre schnell und tödlich: Eine Predator-Drohne, die von einem Airforce-Leutnant von einer Luftwaffenbasis

in der Nähe von Las Vegas aus ferngesteuert wurde, würde Hellfire-Raketen auf sie abfeuern.

Schließlich erreichten sie das Tal, in dem das Taliban-Lager mit seinen etwa zwölf Zelten lag, die in einem Halbkreis unter Walnussbäumen und Eichen aufgestellt waren. Nach Osten hin war das Lager durch ein ganzes Feld von Laubkaktussträuchern geschützt. In einem Zelt saß Mullah Omar Rahmani auf einem Stapel von Decken. Das Morgengebet war gerade verrichtet, und Rahmani nippte nun an einem Tee. Sein Frühstück bestand aus ein paar runden süßen Fladenbrot, die die Afghanen *Roht* nannten, einigen Aprikosen, Pistazien und einem dicken Joghurt, der hier in den Bergen ein echtes Luxusgut war.

Er begrüßte die Männer mit einem kurzen Nicken, dann strich er sich über den Bart, der bis zu seinem Schlüsselbein hinabreichte und in einer scharfen Spitze endete. Sein Blick, der von einer dicken Drahtgestellbrille leicht vergrößert wurde, erschien dauerhaft verengt, was es schwer machte, seine jeweilige Stimmungslage zu erraten. Er hatte seinen weißen Turban so weit nach hinten geschoben, dass die tiefen Falten auf seiner Stirn und das bohnenförmige Muttermal auf seiner linken Schläfe sichtbar wurden. Sein langes Leinenhemd und seine weiten Pumphosen übertünchten etwas seinen beträchtlichen Leibesumfang. Ohne seine schulterbetonende Tarnjacke hätte er wohl weit weniger einschüchternd gewirkt. Diese alte, an den Ellbogen verschlissene Jacke hatte er bereits in seinen Schlachten gegen die Russen getragen.

Samad musste annehmen, dass Rahmani über all die Aufmerksamkeit, die diese Gegend in letzter Zeit erregt hatte, nicht gerade glücklich war, obwohl er Samad dessen schnelle, richtige Entscheidungen und die Tatsache, dass er die Amerikaner wieder einmal übertölpelt hatte, zugutehalten musste.

Rahmani reckte ihnen das Kinn entgegen. »Friede sei mit euch, Brüder. Lasst uns Gott danken, dass wir heute Morgen dieses Essen

genießen und einen weiteren Tag erleben dürfen, denn die Tage werden für uns immer schwieriger.«

Samad und seine Begleiter nahmen um Rahmani herum Platz. Einige junge Männer brachten ihnen Tee. In der Gegenwart seines Oberbefehlshabers lief es Samad jedes Mal eiskalt über den Rücken. Er versuchte seinen Atem zu beruhigen, während er an seinem Tee nippte.

Schließlich gab es gute Gründe, diesen Mann zu fürchten. Wenn man ihn verärgerte, wenn man ihn gar enttäuschte, konnte er einen auf der Stelle hinrichten. Das war kein Gerücht. Samad hatte ihn mit eigenen Augen Männer köpfen sehen. Manchmal schlug er ihnen die Köpfe einfach ab. Manchmal sägte er sie jedoch ganz langsam ab, während das Opfer grauenhaft brüllte, bis es am eigenen Blut erstickte.

Rahmani atmete noch einmal tief durch, setzte seinen Teebecher ab und verschränkte die Arme vor der Brust, wodurch sich sein schwarzer Hemdkragen und sein gleichfarbiges Halstuch noch enger um seinen Hals legten. Er fixierte jeden einzelnen von ihnen in aller Ruhe, was Samad erneut erschauern ließ. Dann räusperte er sich und begann zu sprechen: »Auf die pakistanische Armee können wir uns nicht mehr verlassen. So viel steht jetzt fest. Khodai hätte sogar noch mehr Schaden anrichten können. So dankbar ich für die Arbeit deiner Männer in Islamabad bin, so gibt es doch noch einige unerledigte Probleme, vor allem diesen Agenten, von dem unser Scharfschütze im Hotel erzählt hat. Wir suchen immer noch nach ihm. Und jetzt ist auch noch unsere neue Partnerschaft mit dem mexikanischen Juárez-Kartell bedroht, weil wir ihre Männer töten mussten. Für dies alles müssen wir schleunigst Lösungen finden.«

»Ich verstehe«, sagte Samad. »Die CIA hat in unserer Gegend viele Helfershelfer rekrutiert. Sie zahlt gut. Junge Männer können dem nur schwer widerstehen. Ich habe im Moment zwei Mann auf einen von ihnen angesetzt, einen Jungen namens Israr Rana. Wir

glauben, dass er für die Aufdeckung unserer Verbindungen zur Armee und zum Kartell mitverantwortlich ist.«

Rahmani nickte. »Einige von uns behaupten, dass am Ende die Geduld siegen wird. Die Amerikaner könnten und wollten nicht für immer und ewig hier bleiben. Wenn sie abziehen, würden wir bereit sein und dem Volk von Pakistan und Afghanistan Allahs Willen übermitteln. Ich bin jedoch dagegen, bis dahin einfach nur dazusitzen und zu warten, bis der Sturm vorüber ist. Wir müssen diesem Problem an die Wurzel gehen. Ich arbeite seit fünf Jahren an einem Projekt, das schon bald umgesetzt werden kann. Die Infrastruktur ist bereits vorhanden. Jetzt benötige ich nur noch die Kämpfer, die diesen Plan ausführen.«

»Es wäre uns eine Ehre.«

»Samad, du wirst sie anführen. Du wirst den Dschihad in die Vereinigten Staaten tragen. Dazu musst du dich der Kontakte mit den Mexikanern bedienen, die du in letzter Zeit geknüpft hast. Du verstehst doch, was ich meine?«

Obwohl Samad nickte, machte ihn die Sache ein wenig nervös. Er wusste, dass es die Mexikaner beleidigen und wütend machen konnte, wenn er irgendwelche Gefälligkeiten von ihnen verlangte. Wenn er sich allerdings ihre Unterstützung sichern könnte, hätte seine Aufgabe eine weit höhere Erfolgschance.

Aber wie sollte er das erreichen?

Er musste sich der Lüge bedienen, wie es ihnen der Koran im Umgang mit den Ungläubigen erlaubte.

»Ich muss dich und alle deine Männer jedoch warnen und zur Vorsicht mahnen, Samad«, fuhr Rahmani fort. »Fast hundert unserer Krieger haben bereits ihr Leben für diesen Plan hingegeben. Es steht viel auf dem Spiel, und ein Fehlschlag hätte sehr, sehr schwerwiegende Folgen.«

Samad spürte bereits die Schneide des Messers an seiner Kehle. »Wir alle haben verstanden.«

Rahmani erhob die Stimme, als er einen Vers aus der 4. Sure des Koran rezitierte: »Und wer für Allahs Sache kämpft, ob er dabei fällt oder siegt, dem werden Wir einen überaus großen Lohn gewähren.«

»Uns erwartet das Paradies«, fügte Samad mit einem heftigen Nicken hinzu. »Aber selbst wenn wir als Märtyrer sterben, nur um dann wiedererweckt zu werden, um erneut das Martyrium zu erleiden, werden wir das tun. Deshalb lieben wir den Tod.«

Rahmani kniff die Augen noch enger zusammen. »Fürwahr.... Nun denn, lasst uns essen, und ich werde euch alle Einzelheiten erläutern. Die Komplexität und Kühnheit dieser Mission wird euch beeindrucken, davon bin ich überzeugt. In ein paar Tagen werdet ihr auf dem Weg sein. Und wenn die Zeit kommt, werdet ihr eine Botschaft Allahs übermitteln, wie sie die Amerikaner nie zuvor gehört haben.«

»Wir werden dich nicht enttäuschen«, sagte Samad.

Rahmani nickte langsam. »Ihr dürft Allah nicht enttäuschen.«

Samad senkte den Kopf. »Wir sind seine Diener.«

*Gandhara International Airport
Islamabad, Pakistan*

Moore war auf dem Weg nach San Diego, wo er sich mit seiner neuen vereinigten Taskforce treffen sollte, und ihm graute vor den mehr als 17 Stunden, die er insgesamt unterwegs sein würde. Im Moment saß er noch am Gate des Flughafens von Islamabad und wartete auf den ersten Flug seiner Reise. Er hielt ein wachsames Auge auf die Mitreisenden, hauptsächlich Geschäftsleute, internationale Journalisten (so nahm er zumindest an) und einige Familien mit kleinen Kindern, von denen eine eindeutig aus England stammte. Gelegentlich nahm er seinen Tablet-Computer zur Hand, auf dem alle Daten durch ein doppelt verschlüsseltes Passwort gesichert waren. Jeder Versuch, ohne seinen Daumenabdruck Zugang zu

erlangen, würde automatisch die gesamte Festplatte löschen. Er schaute gerade einige erst kürzlich deklassifizierte CIA-Berichte über die Tätigkeiten der Kartelle entlang der mexikanisch-amerikanischen Grenze durch (die geheimen hatte er bereits an einem weniger öffentlichen Ort gelesen). Er interessierte sich am meisten für Geheimdiensterkenntnisse über eventuelle Verbindungen mit nahöstlichen, mittelasiatischen oder arabischen Gruppen. Die meisten Berichte befassten sich jedoch mit den Bandenkriegen zwischen rivalisierenden Kartellen, vor allem mit der Auseinandersetzung zwischen dem Sinaloa- und dem Juárez-Kartell.

In letzter Zeit wurden immer häufiger Massengräber entdeckt, und einige enthielten gleich Dutzende von Leichen. Enthauptungen und von Brücken baumelnde Leichname deuteten auf eine Verschärfung der Kämpfe zwischen den *Sicario*-Banden hin, die meist von früheren Angehörigen der Spezialeinheit der mexikanischen Luftwaffe geführt wurden. Regierungsvertreter behaupteten, die Kartell-Kriege zeugten vom Erfolg der Regierungspolitik, die die Drogenhändler dazu zwingt, sich gegenseitig zu bekämpfen. Moore war hingegen überzeugt, dass die Kartelle inzwischen so mächtig waren, dass sie weite Teile des Landes restlos kontrollierten. Seiner Meinung nach war die Gewalt einfach ein Ergebnis ihrer Bandengesetze. Moore las den Bericht eines Journalisten, der mehr als ein Jahr lang die Aktivitäten der Kartelle verfolgt und dokumentiert hatte. Laut diesem waren die Kartelle in einigen ländlichen Städten im Südosten Mexikos die einzigen Organisationen, die den Einwohnern Jobs und Schutz bieten konnten. Der Journalist veröffentlichte ein halbes Dutzend Reportagen, bevor er von siebzehn Kugeln durchsiebt wurde, als er vor einem Supermarkt auf seine Mutter wartete. Offensichtlich missfiel den Kartellen das, was er zu sagen hatte.

Ein anderer Bericht verglich die kleinen Städte in Mexiko mit denen in Afghanistan. Auch Moore hatte bemerkt, dass die Taliban die gleichen Taktiken und Methoden anwandten und genauso

agierten wie die Kartelle. Sowohl die Taliban als auch die Drogenkartelle genossen viel mehr Vertrauen in der Bevölkerung als die Regierungen und ganz gewiss mehr Vertrauen als die ausländischen Eindringlinge. Sowohl die Taliban als auch die Kartelle wussten, welche Macht ihnen der Drogenhandel verlieh, und sie gebrauchten diese Macht, um sich die Unterstützung unschuldiger Zivilisten zu sichern, die von ihren Regierungen im Stich gelassen oder einfach nur ignoriert wurden. Moore wusste, dass es schwer war, apolitisch zu bleiben, wenn man es mit einer Regierung zu tun hatte, die korrupter war als die Führung ihrer Feinde, die man eigentlich eliminieren sollte.

Allerdings durfte Moore bei alledem auch nicht die Gräueltaten vergessen, die diese beiden Gruppen begangen hatten.

Er blätterte einige Tatortfotos durch, auf denen Beamte der mexikanischen Bundespolizei in ihrem eigenen Blut lagen, wobei einige niedergeschossen worden waren, während man anderen die Kehle durchgeschnitten hatte. Er betrachtete voller Entsetzen die Aufnahme von zwei Dutzend Immigranten, denen man die Köpfe abgeschlagen hatte, um deren kopflose Leichen danach in einem alten Schuppen aufeinanderzustapeln. Die Köpfe waren bis heute nicht gefunden worden. Einen *Sicario* hatten sie vor seinem Haus gekreuzigt und das Kreuz dann in Brand gesetzt, sein Vater und seine Geschwister mussten zusehen.

Die Brutalität der Kartelle war maßlos. Moore hatte den heimlichen Verdacht, dass seine Bosse ihm noch gar nicht offenbart hatten, was sie wirklich von ihm erwarteten. Der schlimmste Albtraum aller US-Amerikaner wäre es, wenn diese Gewalt den Weg über die Grenze finden würde. Allerdings war das wohl nur noch eine Frage der Zeit.

Als er auf seinem Telefon nachschaute, fand er drei E-Mails von Leslie Hollander vor. In der ersten bat sie ihn, ihr mitzuteilen, wann er nach Kabul zurückkehren werde. In der zweiten fragte sie ihn, ob er ihre erste E-Mail erhalten habe.

In der dritten wollte sie dann wissen, warum er sie ignorierte. Sollte er ihr doch noch antworten, würde sie ihn erwarten und ihn, wie sie es in aller Dezenz ausdrückte, so lange ficken, bis er nur noch wie ein o-beiniger Cowboy gehen könne.

Leslie arbeitete im Pressebüro der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit der US-Botschaft zuerst in Islamabad und seit einiger Zeit in Kabul. Sie war 27 Jahre alt, sehr schlank, dunkelhaarig und Brillenträgerin. Auf den ersten Blick hatte sie Moore für eine verklemmte Büromaus gehalten, deren Jungfernschaft intakt bleiben würde, bis irgendein blasser übergewichtiger Buchhalter (also ihr männliches Gegenstück) vorbeikommen und sie ihr nach einer zweistündigen Diskussion nehmen würde, in der sie zuerst den Sex an und für sich analysieren und sich danach über die einzunehmende Beischlafposition einigen würden. Der Akt selbst wäre dann eher klinisch und würde beide in keiner Weise befriedigen.

Aber, mein lieber Gott, als sie ihre Bluse ausgezogen und ihre Brille abgenommen hatte, zeigte sich bei Ms. Hollander ein bemerkenswerter Widerspruch zwischen ihrer äußeren Erscheinung und der tief in ihr schlummernden Sinnlichkeit. Moore war stets von den gemeinsamen Exzessen überwältigt, wenn er es einmal nach Kabul schaffte, um dort ein Wochenende mit ihr zu verbringen. Allerdings kannte er bereits das Ende dieses Films, da seinem privaten Drehbuchschreiber inzwischen die Ideen ausgegangen waren: Der Junge erzählt dem Mädchen, dass sein Job zu wichtig sei und er deshalb die Beziehung mit ihr abbrechen müsse. Der Junge muss der Arbeit wegen die Stadt verlassen und weiß nicht, wann er zurückkehren wird. Aus dem Ganzen wird also wie üblich nichts werden.

Interessanterweise hatte er ihr all das bereits bei ihrem ersten gemeinsamen Abendessen erklärt. Er benötige sie erst einmal als Informationsquelle, und wenn die Operation, an der er gerade beteiligt sei, erfolgreich verlaufe, dann könne man ja einmal sehen.

Allerdings erlaube ihm seine Karriere im Moment keine festen Langzeit-Beziehungen.

»Okay«, war ihre lapidare Antwort.

Moore hätte sich fast an seinem Bier verschluckt.

»Hältst du mich für eine Schlampe?«

»Nein.«

»Nun, ich bin aber eine.«

Er hatte gegrinst. »Nein, du weißt nur, wie man Männer manipuliert.«

»Und, wie bin ich?«

»Ziemlich gut, aber bei mir musst du dich gar nicht so sehr anstrengen.«

»Hey, Mann, schau doch, wo wir hier sind. Kabul gehört ja nicht gerade zu den zehn besten Plätzen, wenn man ein bisschen Spaß haben will, oder? Das ist nicht gerade der glücklichste Ort der Welt. Also müssen wir uns selbst um den Spaß kümmern. Wir bringen den Spaß einfach mit.«

Gerade diese positive Lebenseinstellung in Verbindung mit ihrem Sinn für Humor ließ sie Moore so reif erscheinen und zog ihn unwiderstehlich an. Aber inzwischen lief bereits der Abspann des Films. Das Popcorn war aufgegessen. Die Lichter gingen wieder an, und die schönen Tage waren vorbei. Sollte er ihr das in einer E-Mail erklären, wie er es bereits bei mindestens zwei Frauen gemacht hatte? Er war unschlüssig. Er hatte das Gefühl, dass er ihr mehr schuldete als eine E-Mail. Diese früheren Geschichten waren flüchtige Affären gewesen. Da hatte eine kurze Nachricht ausgereicht. Dabei hatte er immer die Schuld auf sich genommen. Er hatte immer erklärt, dass er leider ihnen gegenüber nicht fair gewesen sei. Er hatte dann auch schon ein ganzes Jahr ohne jede Beziehung verbracht und in dieser Zeit bezahlten Sex vorgezogen, dessen Effizienz und Bequemlichkeit genau das waren, was ein Mann wie er brauchte. Und dann kam von Zeit zu Zeit eine Leslie

vorbei und brachte ihn wieder einmal dazu, über sein Leben nachzudenken.

Er rief sie in ihrem Büro an und hielt den Atem an, während das Telefon klingelte.

»Hey, Hengst«, sagte sie. »Hattest du keinen Satellitenempfang? Du siehst, ich eröffne dir einen Ausweg und liefere dir sogar eine Ausrede auf dem Tablett ...«

»Ich habe deine E-Mails erhalten. Es tut mir leid, dass ich es nicht nach Kabul geschafft habe.«

»Wo bist du gerade?«

»Auf dem Flughafen, ich steige gleich ins Flugzeug.«

»Wohin fliegst du? Darfst du mir erzählen, wohin?«

»Leslie, sie ziehen mich ab von hier. Ich weiß wirklich nicht, wann ich zurückkomme.«

»Das ist aber nicht lustig.«

»Ich mache keine Witze.«

Schweigen.

»Bist du noch dran?«

»Ja«, sagte sie. »Also, ähm, kam das so plötzlich? Hast du nichts davon gewusst? Wir hätten uns noch einmal treffen können. Ich konnte mich nicht einmal von dir verabschieden.«

»Du weißt doch, dass ich unterwegs war. Ich hatte einfach keine Zeit. Es tut mir leid.«

»Also, das ist echt beschissen.«

»Ich weiß.«

»Vielleicht schmeiße ich einfach meinen Job hin und folge dir überallhin.«

Er musste beinahe lächeln. »Du bist keine Stalkerin.«

»Wirklich? Wahrscheinlich hast du recht. Also, was soll ich jetzt tun?«

»Wir bleiben in Kontakt.«

Einen Moment lang herrschte peinliches Schweigen, nur noch das Summen der Verbindung war zu hören. Moores Schultern

zogen sich zusammen ... plötzlich fiel ihm das Atmen noch schwerer.

Er schloss die Augen und hörte sie in seinem Kopf rufen: »*Verlass mich nicht! Verlass mich nicht!*«

»Ich glaube, ich war gerade dabei, mich in dich zu verlieben«, brach es aus ihr heraus. Ihre Stimme wurde brüchig.

»Nein, warst du nicht. Schau, wir wollten nur ein bisschen Spaß haben. Du wolltest es so. Und ich habe dir immer gesagt, dass dieser Tag einmal kommen würde. Aber du hast recht. Das Ganze ist beschissen. Wirklich und wahrhaftig beschissen.« Seine Stimme nahm einen sanfteren Ton an. »Ich möchte, dass wir in Kontakt bleiben. Aber das ist deine Entscheidung. Wenn es zu weh tut, dann respektiere ich das. Du kannst wahrscheinlich sowieso etwas Besseres kriegen als mich. Schnapp dir einen Jüngeren mit weniger Verpflichtungen.«

»Na ja, wie auch immer. Wir haben mit dem Feuer gespielt und uns die Finger verbrannt. Aber trotzdem war es doch schön.«

»Ich weiß wirklich nicht, ob ich das noch einmal schaffe.«

»Was meinst du?«

»Mich auf diese Weise zu verabschieden, glaube ich.«

»Also keine Beziehungen mehr?«

»Ich weiß nicht.«

»Hey, erinnerst du dich noch, wie du mir gesagt hast, ich würde dir bei deinen Albträumen helfen? Und als ich dir meine alten College-Geschichten erzählt habe, während du versucht hast einzuschlafen?«

»Ja.«

»Vergiss das nicht, okay?«

»Wie könnte ich.«

»Ich hoffe, du kannst schlafen.«

»Das hoffe ich auch.«

»Ich wünschte, du hättest mir erzählt, was dich bedrückt. Vielleicht hätte ich dir dann noch mehr helfen können.«

»Das ist schon okay. Ich fühle mich jetzt viel besser. Vielen Dank dafür.«

»Danke für den Sex.«

Er kicherte in seinen Bart. »Bei dir klingt das irgendwie schmutzig.«

Sie atmete schwer ins Telefon hinein und sagte: »Das war es doch auch.«

»Du bist ein verrücktes Miststück.«

»Du auch.«

Er zögerte einen Moment. »Ich melde mich. Pass auf dich auf.« Er schloss die Augen und beendete die Verbindung. *Ich melde mich.* Das würde er nicht tun. Sie wusste das.

Moore biss die Zähne zusammen. Er sollte von hier abhauen und zu ihr zurückkehren und sie aus diesem Job herausholen und seinen eigenen Job aufgeben, und sie sollten ein gemeinsames Leben anfangen.

Und in sechs Monaten würde er sich tödlich langweilen.

Und in acht Monaten würden sie sich scheiden lassen, und er würde ihr die Schuld geben und sich wieder einmal selbst hassen.

In diesem Moment kam die Aufforderung, ins Flugzeug zu steigen. Moore stand zusammen mit den anderen Passagieren auf und ging langsam und zögerlich auf den Check-in-Schalter zu.

Jorges Schatten

Casa de Rojas

Punta de Mita, Mexiko

Am Morgen nach der Wohltätigkeitsveranstaltung führte Miguel Sonia noch vor dem Frühstück in die Bibliothek. Eigentlich hatte er ihr den Raum erst danach zeigen wollen, aber auf dem Weg zur Hauptküche waren sie daran vorbeigekommen, und sie hatte an der Wand ein paar gerahmte Fotos bemerkt und ihn gefragt, ob sie nicht ein paar Minuten hierbleiben könnten.

Der steinerne Kamin mit seinem großen Bogen und seinem Sims aus gemasertem schwarzem Eschenholz, sowie die deckenhohen Bücherregale aus exotischen Hölzern raubten ihr beinahe den Atem. Auf beiden Seiten des Raumes standen Rollleitern. Sonia stieg auf eine hinauf, um die gesamten hundert Quadratmeter von oben herab bewundern zu können.

»Dein Vater muss ein Büchernarr sein«, rief sie, als sie die Augen über die Tausende von Bänden schweifen ließ. In der ganzen Bibliothek gab es jedoch kein einziges Taschenbuch. Sein Vater hatte darauf bestanden, dass alle Bücher gebunden sein mussten. Viele hatten sogar einen kostbaren Ledereinband.

»Wissen ist Macht, nicht wahr?«, erwiderte er mit einem Grinsen.

In der Nähe des Eingangs stand eine kleine Hausbar, in der Jorge sich und seinen Gästen oft Cognacs aus solchen Häusern wie Courvoisier, Hardy und Otard einschenkte. In der Mitte der Bibliothek luden Ledersofas und Tigerfelle zum Sitzen und Schmökern ein. An allen Seiten des Raumes standen schwere Ledersessel. Auf breiten Couchtischen lagen Vergrößerungsgläser und ganze Stapel alter *Forbes*-Magazine, deren Eselsohren bewiesen, wie oft sie sein Vater bereits durchgeschaut hatte. Die daneben stehenden Untersetzer waren mit achtzehnkarätigem Gold eingelegt.

Sonia stieg von der Leiter herunter und kehrte zu einem Foto zurück, das ihr vorhin ins Auge gefallen war.

»Wie hieß deine Mutter?«

»Sofia.«

»Sie ist wunderschön.«

»Das war sie«, sagte er mit einem leichten Zittern in der Stimme. Plötzlich musste er wieder an das Begräbnis seiner Mutter denken, an dem er nicht teilnehmen durfte, weil es angeblich »zu traumatisch für ihn« gewesen wäre. Er wünschte, sein Vater könnte sich die Schuldgefühle vorstellen, die ihn gequält hatten, als er in einem Flugzeug saß, während alle anderen seiner Mutter die letzte Ehre erwiesen. Er weinte auf dem ganzen Flug in die Schweiz.

Das Foto seiner Mutter war am Strand von Punta de Mita aufgenommen worden. Vor einem türkisfarbenen Meer stand sie in ihrem schwarzen Bikini da und lächelte vergnügt in die Kamera. Sie sah wirklich aus wie ein glamouröser Filmstar aus den goldenen Zeiten Hollywoods.

»Mein Vater liebte dieses Bild.«

»Und was hat es mit diesem auf sich?«, fragte Sonia und ging zu einer kleineren Aufnahme hinüber, auf der Vater, Mutter und ihr in Leinen und Seide gewickeltes Baby zu sehen war. Sie standen vor einem Meer von Kerzen. Die Wände waren mit Glasmalereien und Heiligenbildern geschmückt.

»Das ist meine Taufe. Und dort drüben ist meine erste Heilige Kommunion und das da meine Firmung.«

Sonia war immer noch von seiner Mutter fasziniert. »Sie sieht aus wie ... ich weiß nicht ... Sie wirkt ungeheuer stark.«

»Niemand hat jemals meinem Vater auch nur zu bedeuten gewagt, was er zu tun hat. Niemand außer ihr. Sie war der Boss. Ich glaube nicht, dass ich dir die Geschichte schon erzählt habe, aber einmal waren wir in Cozumel in Urlaub und gingen alle zusammen schnorcheln. Wir schauten uns dieses versunkene Flugzeug an und dann hatte sie das Gefühl, etwas hätte sie gebissen. Wir verloren sie aus den Augen, und sie wäre fast ertrunken. Mein Vater fand sie gerade noch rechtzeitig, zog sie aus dem Wasser und gab ihr eine Mund-zu-Mund-Beatmung. Schließlich kam sie wieder zu sich und spuckte eine Menge Wasser, wie man es immer in diesen Fernseh-sendungen sieht.«

»Wow, das ist ja eine erstaunliche Geschichte. Er hat ihr das Leben gerettet.«

»Genau das hat sie zu ihm gesagt. Da hat er ihr geantwortet: ›Nein, du hast meins gerettet.‹«

»Dein Vater ist ein Romantiker!«

»Das stimmt. An diesem Abend erzählte er mir, dass er nicht gewusst hätte, was wir hätten tun sollen, wenn sie gestorben wäre. Er wäre dann vollkommen verloren gewesen. Einige Monate später stellten die Ärzte fest, dass sie Krebs hatte. Im Nachhinein sah es so aus, als ob diese Reise eine Art Vorahnung gewesen wäre, und dass Gott uns auf das vorbereiten wollte, was geschehen würde. Aber es hat nicht funktioniert.«

»Das ist ... Ich weiß nicht, was ich sagen soll ...«

Er lächelte schwach. »Lass uns frühstücken.«

Als sie am Esstisch Platz genommen hatten, servierte ihnen Juan Carlos, der Privatkoch seines Vaters, den jeder nur J. C. nannte, Omeletten mit Salsa, Monterey-Jack-Käse, Kümmel und Knoblauchpulver. Er erzählte ihnen, dass Jorge zum Joggen an den

Strand gegangen sei. Alexsi saß am Swimmingpool und genehmigte sich bereits ihren dritten Sekt mit Orangensaft, wie ihnen J. C. zuflüsterte.

Nach dem Essen zeigte Miguel Sonia den Fitnessraum. Sie meinte bewundernd, dass man einen so gut eingerichteten Raum in kaum einem 5-Sterne-Hotel finden würde. Er erzählte ihr, dass sein Vater sehr viel für seine Fitness tue und an fünf Tagen der Woche jeweils zwei Stunden mit einem Privatcoach trainieren würde.

»Und du spielst nur Fußball?«, fragte sie.

»Ja. Diese Eisenhanteln sind mir einfach zu schwer.«

Sie grinste, und sie gingen in den Medienraum weiter, in dem vor riesigen Projektionsfernsehern 25 Personen Platz nehmen konnten.

»Das wirkt mehr wie ein Kino«, rief sie aus.

Er nickte. »Und jetzt zeige ich dir meinen Lieblingsplatz im ganzen Haus.« Er führte sie zu einer Tür, dann zwei Stockwerke die Treppe hinunter bis in den Keller. Dort gingen sie einen Gang entlang, dessen Wände mit schalldämpfendem Material beschichtet waren. An der nächsten Tür musste Miguel einen Sicherheitscode in das Elektronikschloss eintippen. Als sie die Tür öffneten, gingen automatisch die Lichter an, die sich in einem glänzend weißen Marmorboden spiegelten, der sich vor ihnen in einer Länge von mindestens 20 Meter erstreckte. Ein dicker schwarzer Teppich teilte den Raum in zwei Hälften. Auf beiden Seiten standen Metallvitрины aus Panzerglas und Schaukästen, die jetzt ebenfalls beleuchtet waren.

»Was ist das denn? Eine Art Museum?«, fragte sie, während ihre hohen Absätze auf dem Marmor klickten.

»Das ist meines Vaters Waffensammlung. Schusswaffen, Schwerter, Messer – er liebt Waffen. Siehst du die Tür da drüben? Dahinter ist eine Schießanlage. Das Ganze ist ziemlich cool.«

»Mensch, schau dir das an. Er hat sogar Pfeil und Bogen. Ist das eine Armbrust?« Sie deutete auf eine Waffe, die an einem Deckenhaken hing.

»Ja, ich glaube, sie ist ein paar Hundert Jahre alt. Komm mal hier rüber.«

Er führte sie zu einer Vitrine, in der moderne Handfeuerwaffen ausgestellt waren. Dort gab es AR-15-Selbstladegewehre, MP-5-Maschinenpistolen und AK-47, die sein Vater »Ziegenhörner« nannte. Daneben lagen Dutzende anderer Handfeuerwaffen, von denen einige mit Diamanten eingelegt und mit Silber und Gold plattiert waren und den Familiennamen eingraviert hatten. Dies waren Liebhaberstücke, die auf Anweisung seines Vaters niemals benutzt werden durften.

»Mit denen da drüben schießen wir«, sagte er und deutete auf eine Reihe von Berettas, Glocks und SIG-Sauer-Pistolen. »Such dir eine aus.«

»Was?«

Er zog die Augenbrauen hoch. »Ich sagte, such dir eine aus.«

»Meinst du das im Ernst?«

»Hast du schon mal mit einer Pistole geschossen?«

»Natürlich nicht. Spinnst du? Wenn mein Vater das erfährt ...«

»Wir werden es ihm einfach nicht erzählen.«

Sie wand sich ein wenig und biss sich auf die Lippen. *Mein Gott, ist sie sexy.* »Miguel, ich weiß nicht recht ... Wird dein Vater nicht böse werden?«

»Überhaupt nicht. Wir kommen oft hier herunter«, log er. Tatsächlich hatte er seit Jahren keine Schießübungen mehr gemacht. Aber das brauchte sie ja nicht zu wissen.

»Können wir nicht mit Platzpatronen schießen wie die im Film?«

»Hast du Angst?«

»Ein bisschen.«

Er zog sie an die Brust. »Keine Angst. Wenn du diese Macht erst einmal in deiner Hand verspürt hast, wirst du süchtig danach werden. Es ist wie eine Droge.«

»Da gibt es etwas, das ich jetzt viel lieber in die Hand nehmen würde.« Sie hob die Augenbrauen.

Er schüttelte den Kopf. »Komm schon. Wir machen jetzt einen auf böse Jungs und ballern ein bisschen herum.«

Sie seufzte und wählte eine Beretta aus. Er griff sich eine ähnliche Pistole, ging dann zu einem Wandschrank hinüber, öffnete das Vorhängeschloss und holte ein paar volle Magazine heraus. Er führte sie zur Hintertür, gab den Code ein und sie betraten die Schießanlage, wobei wieder einmal automatisch die Lichter angingen. Sie suchten sich eine Schießkabine aus, in der er beide Pistolen lud und ihr einen Gehörschutz und eine Sicherheitsbrille reichte.

»Muss ich das aufsetzen?«, fragte sie und blickte auf ihren Gehörschutz. »Der ruiniert mir die Frisur.«

Er begann zu lachen. »Was ist dir lieber? Frisur ruiniert oder Gehör?«

»Wenn's denn sein muss ...« Sie zog eine Schnute und setzte den Gehörschutz auf.

Er gab ihr ein Zeichen, dass er als Erster schießen würde und sie ihm dabei zuschauen sollte. Er demonstrierte ihr, wie man die Waffe hielt und wie man sie entsicherte, dann feuerte er zwei Schüsse auf die Zielscheibe ab, die allerdings die innersten Ringe etwas verfehlten. Anscheinend war er doch mehr eingerostet, als er gedacht hatte.

Dann war sie an der Reihe. Er stellte sich hinter sie, blies ihr ins Haar und zeigte ihr noch einmal, wie sie die Pistole halten sollte. Dann ließ er sie ganz langsam los, tippte ihr auf die Schulter und gab ihr das Zeichen zu schießen.

Auch sie feuerte zweimal. Die Scheiben waren die Umrisse von Männern, wie sie Soldaten und Polizisten bei ihren Übungen benutzten. Sie landete zwei perfekte Kopfschüsse.

»Boa!«, rief sie aus. »Das gibt's doch nicht!«

Sie schaute ihn verblüfft an. »Anfängerglück, nehme ich an. Lass es mich noch einmal versuchen.«

Bei ihrem dritten Schuss muckte sie beim Abziehen und traf nicht einmal das Ziel.

»Versuch's noch einmal!«, forderte er sie auf.

Dieses Mal schloss sie die Augen. Trotzdem erzielte sie einen Volltreffer.

Als sie die Pistole danach auf dem Tischchen vor sich ablegte, stieß sie plötzlich einen Schrei aus und schüttelte die Hände. »Der Lauf ist ja glühend heiß! Das hat richtig wehgetan!«

Er nahm Gehörschutz und Schutzbrille ab. Die Luft war noch voller Pulverdampf. »Lass mich deine Hand sehen.« Er nahm sie in die seine und drückte seinen Daumen in ihre weiche Haut. Dann rückte er ihr ganz nahe, legte ihr den Arm um die Schulter und zog sie ganz sanft an sich heran, während er gleichzeitig ihren Schenkel zwischen seine Beine drückte.

Jetzt hatte sie ihn endgültig am Haken. Weitere drei Minuten später wälzten sie sich auf dem Boden. Ihr Stöhnen tönte durch den gesamten Schießstand. Er legte immer wieder den Zeigefinger auf die Lippen, da er Angst hatte, sein Vater könnte nach seiner Rückkehr vom Joggen nach ihnen suchen. Castillo wusste bestimmt, dass sie hier unten waren. Er wusste alles und würde es Jorge auch berichten. Über den Verlauf ihres Besuchs in der Schießanlage würde er jedoch diskret hinweggehen.

Plötzlich riss er sich von ihr los.

Sie setzte sich auf und zog eine Schnute. »Habe ich etwas falsch gemacht?«

»Nein, nein, es geht um mich.«

»Sollen wir darüber reden?«

»Ich weiß nicht ... es ist nur ... die Benefizveranstaltung, all diese Menschen ... Jeder, der für meinen Vater arbeitet, hat Angst, gefeuert zu werden, und kriecht uns deshalb ständig in den Hintern. Aber mögen sie uns wirklich? Vielleicht halten sie uns nur für ein paar Idioten. Sie tun so, als ob sie uns respektieren, sie tun so, als ob sie uns achten, aber hinter unserem Rücken verfluchen sie uns.«

»Das ist nicht wahr. Denk daran, was dein Vater gestern Abend gesagt hat. Er ist ein guter Mensch.«

»Aber die meisten Leute haben Angst vor ihm.«

»Womöglich verwechselst du Angst mit Respekt.«

»Mag sein, aber die Art von Macht, die mein Vater hat, kann einem schon Angst machen, selbst mir als seinem Sohn. Ich meine, wir können niemals richtig allein sein.«

»Dein Vater nutzt seine Stellung, um in dieser Welt Gutes zu tun. Warum denkst du ausgerechnet jetzt darüber nach?«

Er atmete tief durch. Schließlich nickte er. Er hatte Schuldgefühle, als sie sich anzogen. Er hatte ihr nicht von den versteckten Sicherheitskameras erzählt. Ihr gesamtes Liebespiel war aufgenommen worden. Hätte er die Kameras abgestellt, hätte das sofort Castillo alarmiert. In der Casa de Rojas gab es keine Privatsphäre, weil der Preis für diesen bescheidenen Luxus zu hoch gewesen wäre.

Den Rest des Tages verbrachten sie am Strand. Sie gingen schwimmen, gönnten sich feine Drinks und machten Fotos. Obwohl Sonia einen blauen Bikini trug, erinnerten ihn einige dieser Aufnahmen sehr an seine Mutter, da die Fotos in der Bibliothek am selben Strand aufgenommen worden waren. Selbst ihre Namen ähnelten sich – Sofia und Sonia. Allmählich fühlte er sich wie in einer antiken griechischen Tragödie.

Obwohl sie sich so diskret wie möglich benahmen, war doch klar, dass zwei Sicherheitsmänner etwa 10 Meter von ihnen entfernt auf Strandstühlen saßen und über sie wachten. Castillo selbst beobachtete sie immer wieder von der Pool-Terrasse aus mit dem Fernglas.

»Diese Leute arbeiten sicher auch für deinen Vater«, sagte Sonia und schaute über den Rand ihrer Sonnenbrille zu ihnen hinüber.

»Wie kommst du bloß auf diese Idee?«, fragte er sarkastisch.

»Ich nehme an, du bist das gewöhnt, oder?«

»Das war das Schöne drüben in Spanien. Ich glaube, mein Vater hat uns auch dort von ein paar Leuten bewachen lassen, aber da ich sie nicht kannte, habe ich sie auch nie richtig bemerkt.«

Sie zuckte die Achseln. »Wenn du Geld hast, hassen dich manche Leute eben.«

»Natürlich. Außerdem muss mein Vater immer mit Entführungen rechnen. Er hat Freunde, die entsetzliche Martyrien erleiden mussten, als ihre Lieben entführt wurden. Die Polizei ist dabei nutzlos. Die Lösegeldforderungen sind grotesk hoch. Entweder du zahlst, oder du siehst deine Angehörigen nie wieder.«

»Die Gangs der Kartelle machen so etwas ständig.«

»Ich bin mir sicher, dass sie nichts lieber täten, als meinen Vater zu entführen und ein riesiges Lösegeld zu erpressen.«

»Ich weiß nicht, er ist so gut bewacht. Ich bezweifle, dass dies je passieren wird. Außerdem ist er ständig auf Achse. Man weiß nie, wo genau er zu einem bestimmten Zeitpunkt sein wird. Tatsächlich hat er mir gestern erzählt, dass er schon wieder am Packen ist.«

»Ja, er reist bald ab.«

»Wohin? Zur Internationalen Raumstation?«

Er lachte. »Wahrscheinlich Kolumbien. Er hat davon gesprochen, den Präsidenten und vielleicht ein paar andere Freunde dort unten zu besuchen. Wir besitzen ein paar Firmen in Bogotá. Außerdem kennt er dort jemand, der ihm Spezialanzüge schneidert.«

»Mein Vater ist während der Tour de France einmal dem französischen Präsidenten begegnet, aber er ist nicht mit Präsidenten auf der ganzen Welt befreundet wie dein Vater.«

»Weißt du was?«, sagte er plötzlich. Er strahlte, als ob er unverhofft eine gute Idee gehabt hätte. »Vielleicht sollten wir selbst eine kleine Reise unternehmen ...«

Das Abendessen wurde wie üblich pünktlich um 18.00 Uhr serviert. Miguel und Sonia hatten zuvor eine Dusche genommen und sich angemessen gekleidet. Miguel hatte Sonia darauf hingewiesen, dass sein Vater großen Wert auf diese Familienessen legte, weil sie so selten waren. Gemeinsame Abendessen waren deshalb wertvolle

Erfahrungen, die mit dem größten Respekt gestaltet werden mussten.

Da sie nur zu viert waren, aßen sie an einem kleineren Tisch direkt vor der Hauptküche. J. C. hatte ein köstliches 4-Gänge-Menü mit Rindfleisch und Hühnchen vorbereitet, dessen Rezept in allen Sofia-Restaurants auf der ganzen Welt nachgekocht wurde. Die Familie hatte insgesamt sechzehn dieser exquisiten Fresstempel eröffnet, die für ihre traditionelle und moderne mexikanische Küche bekannt waren. Auf ihren Speisekarten standen Gerichte aus allen sechs Regionen des Landes. Sie wurden in einer Atmosphäre serviert, die nach Jorges Willen an die großen alten mexikanischen Kulturen von den Olmeken bis zu den Azteken erinnern sollte. Kolossale Kopfskulpturen, Schilfboote und antike Masken hingen neben anderen Kunstwerken an den Wänden. Ein Dinner für zwei Personen im Sofia's in Dallas, Texas, kostete die meisten Gäste fast 200 Dollar – und da war der Wein nicht einmal mit eingerechnet.

»Sonia, wie gefällt Ihnen denn Ihr Aufenthalt bei uns?«, fragte Jorge nach einem tiefen Schluck aus seinem Glas mit Mineralwasser.

»Also ich finde hier alles ganz schrecklich. Ich werde in diesem Haus so schlecht behandelt, dass ich nur noch heimfahren möchte. Ihr Leute seid unausstehliche, fürchterliche Gastgeber und das Essen ist wirklich entsetzlich.«

Miguel hätte fast seine Gabel fallen lassen. Er schaute sie entgeistert an.

Sie brach in lautes Lachen aus: »Also, jetzt ernsthaft, das war selbstverständlich ein Witz. Natürlich ist es hier unglaublich schön.«

Jorge lächelte jetzt auch und wandte sich Alexsi zu: »Siehst du? Das ist Humor. Das versuche ich dir dauernd zu erklären. Du bist viel zu reizend und viel zu ernsthaft.«

Alexsi lächelte und griff nach ihrem Weinglas. »Reizend zu sein erfordert harte Arbeit.«

»Und du bist klug«, fügte Jorge hinzu, lehnte sich zu ihr hinüber und gab ihr einen Kuss.

Miguel seufzte und schaute weg.

Während des ganzen Essens drehte sich die Unterhaltung um Sonia, um ihre Schulerfahrungen, ihre Ansichten über die Politik der spanischen Regierung und ihre Meinung über die europäische Wirtschaft im Allgemeinen. Sie erwies sich den Fragen seines Vaters als durchaus gewachsen. Als sie sich nach dem Essen alle zurücklehnten und das reichhaltige Essen zu verdauen begannen, beugte sich Jorge plötzlich über den Tisch und richtete den Blick auf Miguel.

»Ich habe gute Neuigkeiten für dich, mein Sohn. Ich wusste nicht, wann ich es dir erzählen sollte, aber ich glaube, jetzt ist eine gute Gelegenheit. Ich konnte dir ein Sommerpraktikum bei der Banorte-Bank verschaffen.«

Miguel versuchte, ruhig zu bleiben und sich seinen Ärger nicht anmerken zu lassen. Sein Vater strahlte ihn an. So zufrieden hatte er ihn seit Jahren nicht mehr gesehen.

Ein Praktikum bei Banorte? Was sollte er dort machen? Finanzunterlagen ordnen? Würde er in einer Filiale oder im Hauptbüro arbeiten? Was hatte sein Vater vor? Wollte er ihm den ganzen Sommer ruinieren?

»Miguel ... was ist los mit dir?«

Er schluckte hart.

Sein Vater fuhr fort: »Du wirkst nicht gerade begeistert, aber das wird eine wertvolle Erfahrung für dich werden. Du kannst jetzt endlich einmal anwenden, was du im Studium gelernt hast. Theorien allein bringen dich nicht weiter. Du musst in der Praxis arbeiten, um zu verstehen, wie diese Dinge in der Realität funktionieren. Und wenn du dann auf die Uni zurückkehrst, um deinen Master in Betriebswirtschaft zu machen, weißt du bereits, wie es in einer Bank zugeht. Diese Erfahrungen kannst du auf keine andere Weise machen.«

»Wenn du meinst ...«

»Bist du anderer Ansicht?«

»Ähm, ich ...«

»Würdet ihr mich für einen Augenblick entschuldigen?«, fragte Sonia und erhob sich von ihrem Stuhl. Miguel sprang sofort auf, um ihr beim Aufstehen zu helfen. »Ich muss mich ein wenig frischmachen«, erklärte sie.

»Ich auch«, sagte Alessi und warf Miguel einen bedeutungsvollen Blick zu.

Jorge wartete, bis die beiden Frauen gegangen waren und die Diener ihre leeren Teller abgeräumt hatten. Dann gab er ihm das Zeichen, mit ihm auf die Terrasse hinauszutreten, um den mondbeschienenen Ozean zu bewundern.

Sie stellten sich beide ans Geländer und betrachteten das Meer. Während Jorge einen Drink in der Hand hielt, nahm Miguel allen Mut zusammen, um das Angebot seines Vaters abzulehnen.

»Miguel, hast du geglaubt, du könntest einfach so den ganzen Sommer verbummeln?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Das ist doch eine großartige Chance für dich.«

»Ich verstehe.«

»Aber du möchtest nicht.«

Miguel seufzte und schaute endlich seinem Vater ins Gesicht. »Ich wollte mit Sonia eine kleine Reise machen.«

»Aber ihr seid doch gerade erst aus Spanien zurückgekehrt.«

»Ich weiß, aber ich wollte ihr *unser* Land zeigen. Ich dachte an San Cristóbal de las Casas.«

Jorges Gesichtszüge begannen sich zu entspannen. Er schaute an seinem Sohn vorbei auf den Pazifik hinaus. Miguels Eltern waren oft in San Cristóbal gewesen. Seine Mutter hatte diese mexikanische Stadt geliebt. Sie liebte die Hochebene von Chiapas und erzählte immer wieder von den gewundenen Sträßchen, den hellbunten

Häusern mit ihren roten Ziegeldächern und den grünen Bergen in der Umgebung. Der Ort war reich an Kultur und Maya-Geschichte.

»Ich erinnere mich an das erste Mal, als ich mit deiner Mutter dort war ...« Er atmete tief durch und konnte den Satz nicht beenden.

»Ich glaube, Sonia würde die Stadt ebenfalls lieben.«

Jorge nickte. »Ich rufe die Bank an. Du nimmst den Hubschrauber und verbringst eine Woche in San Cristóbal. Danach gehst du arbeiten. Wenn du möchtest, dass Sonia in dieser Zeit hier bleibt, geht das in Ordnung, aber du wirst in der Bank arbeiten.«

Miguel warf schockiert den Kopf in den Nacken. »Danke.«

»Ich gebe dir eine Begleiteskorte mit«, teilte ihm sein Vater mit.

»Ich verstehe. Aber könnten sie vielleicht so diskret auftreten, wie sie es in Spanien getan haben?«

»Dafür werde ich sorgen. Also, was denkst du über dieses Mädchen?«

»Sie ist ... toll.«

»Der Meinung bin ich auch.«

»Natürlich. Du hast sie ja für mich ausgesucht.«

»Nein, nicht nur deshalb. Sie ist sehr elegant. Sie würde großartig in unsere Familie passen.«

»Stimmt, aber ich möchte nichts überstürzen.«

»Natürlich nicht.«

»Wir wollten eigentlich dieses großartige Dessert probieren«, rief jetzt Miguels Tante zu ihnen herüber. Hinter ihr stand Arturo.

»Sind wir zu spät dran?«

»Ihr seid doch immer willkommen«, sagte Jorge, gab ihr einen Kuss und schüttelte Arturo die Hand.

Während sie plauderten, trat Castillo an Miguel heran. Dieser fragte ihn: »Alles in Ordnung, Fernando?«

»Ja, ich habe versucht, die Bildschirme mit meinem schlechten Auge zu beobachten, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Vielen Dank.«

»Ich würde das jedoch nicht noch einmal tun. Dein Vater würde das gar nicht gut finden. Er würde dir vorwerfen, dass du sie nicht wie eine Dame behandelst.«

»Verstanden. Danke, Fernando. Das war dumm von mir.«

»Ich war auch einmal jung und habe solche Sachen angestellt.«

Miguel legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Du bist ein guter Freund.« Dann ging er auf die Terrasse zurück, wo sein Vater gerade Arturo erklärte, dass sie beide zusammen etwas gegen die Welle der Gewalt in Juárez unternehmen sollten.

»Ich bin nur der Gouverneur, Jorge. Meine Möglichkeiten sind beschränkt. Die Politik des Präsidenten bewirkt nichts, sie führt allenfalls nur zu noch mehr Gewalt. Ich habe heute erfahren, dass die Tötungsdelikte in der Stadt weiter zugenommen haben, und ich selbst habe erst gestern eine neue Morddrohung erhalten.«

»Du bist der Beste und Klügste, den wir haben. Du weißt, was zu tun ist. Vor allem solltest du dich nicht entmutigen lassen. Diese Gewalt wird ein Ende finden. Ich werde alles tun, um dir bei ihrer Bekämpfung zu helfen.«

»Jorge, du hast das bestimmt schon einmal gehört, allerdings nicht von mir. Ich kann mich dem jedoch nur anschließen.«

»Wovon sprichst du?«

»Du solltest der nächste Präsident von Mexiko werden.«

Jorge zuckte zusammen. »Ich?«

»Du hast die Verbindungen und das nötige Geld. Du könntest einen fantastischen Wahlkampf führen.«

Jorge begann zu lachen. »Nein, nein, nein. Ich bin Geschäftsmann, nichts weiter.«

Miguel konnte die Skepsis auf dem Gesicht seines Vaters erkennen. Darüber hinaus bemerkte er jedoch in seinen Augen einen Anflug von Schuldgefühl, so als ob er alle enttäuschen würde, wenn er sich nicht aufstellen ließe.

»Hast du mich vermisst?«, fragte Sonia und legte den Arm um Miguel.

Er flüsterte ihr zu: »Habe ich. Und ich habe eine Überraschung für dich.«

Confianza

Bonita-Real-Hotel

Juárez, Mexiko

Er wollte sie während des Liebesspiels würgen, weil er schon einmal etwas über erotische Asphyxie gelesen hatte. Außerdem hatte sie ihm erzählt, es mache sie unheimlich an, von ihm im Bett beherrscht zu werden.

Als Dante Corrales dann jedoch beide Hände um Marias Hals schlang, während sie ihm die Fersen fest auf die Schultern drückte, ging etwas mit ihm durch. Als er seinen Orgasmus bekam, rührte sich Maria nicht mehr.

»Maria! Maria!«

Er schob ihre Beine beiseite, ließ sich neben sie fallen und hielt das Ohr an ihren Mund. Er hörte genau hin, während sein eigener Puls immer schneller raste, während vor seinem inneren Auge Bilder von Marias Begräbnis abliefen.

Die Panik jagte ihm Schauer über den Rücken. »O mein Gott. O mein Gott.«

Plötzlich schlug sie die Augen auf. »Du Scheißkerl! Du hast mich beinahe umgebracht!«

»Verdammt! Du hast das nur vorgetäuscht!«

»Was hast du denn gedacht? Glaubst du, ich bin so dämlich, mich von dir umbringen zu lassen? Dante, du musst in Zukunft wirklich besser aufpassen.«

Er versetzte ihr einen Schlag ins Gesicht. »Du verdammte Schlampe! Wegen dir habe ich mir fast in die Hosen gemacht!«

Sie schlug zurück, ihre Augen wurden ganz groß, sie ballte die Faust und knirschte mit den Zähnen.

Dann schaute sie ihn einfach nur an und brach in Gelächter aus. Er packte sie und legte sie übers Knie, sodass sich ihm ihr fester, glänzender Hintern entgegenwölbte. Er versohlte sie, bis ihre Po-backen glühten. »Mach das nie wieder! Hörst du!«

»Ja, Daddy. Jaaa ...«

Fünfzehn Minuten später verließ er das Hotel. Vorher vergewisserte er sich, dass Ignacio an der Rezeption alles unter Kontrolle hatte. Einige Kleindealer sollten später vorbeikommen, um Stoff abzuholen, und er ging mit ihm noch einmal die Einzelheiten des Verkaufs durch.

Corrales hatte das Hotel erst vor ein paar Monaten gekauft und war gerade dabei, es gründlich zu renovieren, den Anstrich, die Teppichböden, die Möbel, alles. Er wünschte sich, seine Eltern könnten ihn jetzt sehen. »*Ich arbeite nicht hier*«, hätte er zu ihnen gesagt, »*der Schuppen gehört mir*.«

Das Gebäude war nur vierstöckig und hatte insgesamt nicht mehr als vierzig Zimmer. Er plante jedoch, zehn von ihnen in »Luxussuiten« umzuwandeln, in denen er wichtige Kunden unterbringen könnte. Er hatte nur das Problem, die dafür nötigen Bauingenieure zu finden, da die meisten beim Tunnelbau an der Grenze eingesetzt waren. Er fand das ziemlich kurios. Die Installateure, Maler und Zimmerleute hatten jedoch mit ihrer Arbeit bereits begonnen. Er heuerte einen Innendesigner aus San Diego an, und Maria hatte ihn dazu überredet, die Dienste einer befreundeten Maklerin in Anspruch zu nehmen, die sich in Feng-Shui auskannte und jetzt jeden

Raum so gestaltete, dass sich keine »verstockten Energien« darin festsetzen konnten. Da dies Maria glücklich machte, hatte er eingewilligt, ohne die Augen zu verdrehen.

Er verließ die Stadt auf dem Manuel-Gómez-Morín-Boulevard und folgte der breiten Straße entlang der Grenze, bis er ein kleines Reihenhaushausviertel erreichte. Die Zufahrten lagen hinter hohen schmiedeeisernen Toren, und die Fenster waren alle vergittert. Die Häuser waren noch ziemlich neu, was vor allem an den Ziegeldächern zu erkennen war. Überall parkten große, kugelsichere Limousinen. Die meisten Bewohner waren Kartellmitglieder oder deren Verwandte. Corrales fuhr in eine Sackgasse hinein, drehte um und wartete. Plötzlich tauchten Raúl und Pablo aus einem Hauseingang auf und sprangen in den Escalade. Beide trugen maßgeschneiderte Hosen, Hemden und Lederjacken.

»Lasst uns heute Abend ein Exempel statuieren«, sagte Corrales. »Wissen die vier anderen Arschlöcher, was sie zu tun haben?«

»Ja«, antwortete Pablo. »Alles klar.«

»Das hast du letztes Mal auch gesagt«, erinnerte ihn Corrales. Er bezog sich auf das Hotel in Nogales, wo sie Zúñigas zweiten Spion fangen wollten. Tatsächlich war er ihnen jedoch entwischt. Sie hatten danach den Leichnam des ersten vor dem Eingang eines Hauses in Nogales abgeladen, von dem sie wussten, dass es Zúñiga gehörte. Seitdem hatten sie nichts mehr von ihm gehört. Ernesto Zúñiga, auch bekannt als »El Matador«, besaß Häuser in vielen Städten Mexikos. Erst neulich hatte er sich ein Landhaus in den Vorbergen südwestlich von Juárez bauen lassen. Es hatte eine Grundfläche von 380 Quadratmetern, eine geklinkerte Zufahrt und mit Kameras bestückte Sicherheitstore. Auch außerhalb des Anwesens waren in den gesamten Vorbergen Wachen postiert.

Man konnte sich also nicht unbemerkt an Zúñigas Wohnsitz heranschleichen. Daran war Corrales auch nicht interessiert. Er wollte den Rivalen einfach nur wissen lassen, dass sie da waren – und ihm eine unvergessliche Botschaft senden.

Corrales hatte in den letzten beiden Jahren Zúñiga, seine Männer, seine Operationen und seine Geschichte genau studiert. Bereits im *Paten* hatte es ja geheißen: »Halte deine Freunde nahe bei dir, aber deine Feinde noch näher.« Corrales hielt neuen *Sicarios* öfter Vorträge über die Gerissenheit und tödliche Kampfkraft des Sinaloa-Kartells.

Zúñiga selbst war der 52-jährige Sohn eines Rinderzüchters. Er wurde im mexikanischen La Tuna in der Nähe von Badiraguato geboren. Als Kind verkaufte er Zitrusfrüchte. Außerdem wurde gemunkelt, dass er ab dem Alter von 18 Jahren auf der Ranch seines Vaters Schlafmohn angebaut habe. Zúñigas Vater und Onkel vermittelten ihm dann einen Job als Lastwagenfahrer beim Sinaloa-Kartell. Den Großteil seiner zwanziger Jahre transportierte er Marihuana und Kokain an Bestimmungsorte in ganz Mexiko.

Spätestens mit dreißig hatte er seine Bosse so sehr beeindruckt, dass sie ihn zum Leiter aller Drogentransporte von der Sierra in die Städte und an die Grenze machten. Er war einer der Ersten, der Flugzeuge einsetzte, um das Kokain direkt in die Vereinigten Staaten zu bringen. Darüber hinaus koordinierte er alle Kokaintransporte mit Schiffen oder Booten. Er begann, im ganzen Land Einsatzleitzentralen einzurichten. Außerdem gelang es ihm immer wieder, die Drogenlieferungen anderer Kartelle abzufangen. Auch das Juárez-Kartell war nicht weniger als zwölf Mal von seinen Leuten beraubt worden.

Eine umfassende verdeckte Operation der Bundespolizei hatte in den 1990er-Jahren dafür gesorgt, dass das Sinaloa-Kartell plötzlich ohne Führer dastand. Zúñiga nutzte diese Gelegenheit und füllte die Lücke. Er heiratete einen 19-jährigen Soap-Opera-Star und zeugte mit ihr zwei Kinder. Die beiden Jungen und seine Ehefrau wurden jedoch ermordet, nachdem er zuvor dem Juárez-Kartell Kokain im Wert von 2 Millionen Dollar gestohlen hatte. Zúñiga schickte tausend rote Rosen zu ihrem Begräbnis, erschien aber nicht selbst, was eine sehr kluge Entscheidung war. Er wäre von Juárez-Leuten

erschossen worden, die in der Nähe der Friedhofskapelle auf ihn warteten.

Corrales träumte von einem Angriff militärischen Stils auf Zúñiga Anwesen, bei dem er Panzerfäuste und Maschinengewehre einsetzen würde, um schließlich eine Javelin-Rakete abzufeuern, die in einem hohen Bogen im Dach einschlagen und dabei Zúñiga und seinen kleinen Palast mit einem Schlag wie einen explodierenden Stern verglühen lassen sollte. Er hatte einmal einen Fernsehbericht gesehen, in dem die Wirkung dieser Rakete demonstriert worden war.

Seine Vorgesetzten wollten von einer solchen Operation vorerst jedoch nichts wissen. Corrales sollte sich auf kleinere Angriffe beschränken, um Zúñiga etwas zu piesacken, bis sie die Erlaubnis erteilten, ihn frontal anzugehen. Außerdem wäre es von Vorteil, wenn sie ihn lebend erwischen würden. Es würde ihnen sicher leichterfallen, sein Vermögen zu konfiszieren und seine gesamten Schmuggeloperationen zu übernehmen, wenn sie die näheren Einzelheiten aus ihm herausfoltern könnten. Als Corrales noch einmal nachhakte, warum sie nicht gleich zuschlagen sollten, bekam er nur die vage Antwort, es sei im Moment der falsche Zeitpunkt und es gebe auch politische Erwägungen, die dagegen sprächen. Danach beschloss er, seinen verbliebenen Handlungsspielraum auszunutzen und ein paar eigene Pläne umzusetzen.

Corrales fuhr seine Männer zum Abbruchgelände eines alten Apartmentgebäudes, von dem jetzt nur noch Betonblöcke und Gipschaufen übrig waren, aus denen Holzbalken wie die Krallen von Fabeltieren in die Dunkelheit hinausragten. Sie stellten den Wagen ab und gingen an den beiden ersten Schutthalden vorbei. Dahinter fanden sie ihre vier neu rekrutierten Männer, die zwei Kerle mit vorgehaltener Waffe in Schach hielten. Keiner der Neulinge war älter als zwanzig, alle trugen Baggy Pants und T-Shirts, zwei waren überall tätowiert. Ihre beiden Gefangenen waren ähnlich angezogen, beide hatten dichte Haarbüschel unter den Lippen.

»Gut gemacht«, lobte Corrales seine Männer. »Ich dachte wirklich, dass ihr es verzockt.«

Ein schlaksiger Junge mit einem Giraffenhals warf Corrales einen bösen Blick zu. »Diese Ärsche waren leicht zu fangen. Ich finde, du könntest durchaus etwas mehr Vertrauen in unsere Fähigkeiten haben.«

»Tatsächlich?«

»Klaro, Mann«, spukte er heraus.

Corrales ging dicht an ihn heran, musterte ihn von oben bis unten und fragte dann: »Lass mich mal deine Knarre sehen.«

Der Typ runzelte die Stirn, händigte Corrales jedoch seine Pistole aus. Der trat einen Schritt zurück und schoss dem Arschloch in den Fuß. Der Getroffene ließ einen markerschütternden Schrei hören, während die anderen drei sichtbar zu zittern begannen. Einer machte sich sogar in die Hose.

Auch die zwei Gefangenen schrien jetzt wie am Spieß. Corrales wirbelte herum, sah sie an und ächzte: »Maul halten.« Dann schoss er beide in den Kopf.

Der Aufprall der Kugeln riss sie nach hinten, und sie fielen rücklings auf den von Müll übersäten Boden.

Corrales seufzte. »Also gut, gehen wir an die Arbeit.«

Er schaute den Jungen an, den er in den Fuß geschossen hatte. »Zu dumm, dass es dir an Respekt fehlt. Wir hätten dich brauchen können.«

Als Corrales seine Pistole in Anschlag brachte, hob der Neuling beide Hände und schrie. Ein Schuss beendete dieses schreckliche Geräusch. Corrales atmete noch einmal tief durch und schaute die anderen mit erhobenen Augenbrauen an. »Fünf Minuten.«

Sie nahmen den direkten Weg zu Zúñigas Anwesen und hielten direkt vor dessen Haupteingangstor an. Zwei Sicherheitswachen näherten sich von der anderen Seite. Corrales verbliebene Männer zogen in aller Eile die Leichen der Gefangenen aus dem Wagen und

warfen sie in der Nähe des Tores auf den Boden. Dann trat Corrales aufs Gas und fuhr wieder den geschotterten Zugangsweg hinunter. Nach ein paar Sekunden hielt er jedoch an und beobachtete in seinem Rückspiegel, wie die Wachen über Funk Verstärkung anforderten, das Tor öffneten und die Leichen untersuchten.

Als sie nahe genug waren, griff sich Corrales den Fernzünder und drückte auf den Knopf.

Seine Männer begannen zu jubeln, als die Explosion den Boden erschütterte, das Eingangstor wegpustete und die Wachleute in einem Feuerball verschwinden ließ, der sich wie eine Pilzwolke in die Luft erhob.

»Wir haben ihm gesagt, er solle seine Männer von der Grenze abziehen, sonst gebe es Ärger«, sagte Corrales zu seinen Leuten. »Und was passiert? Er hört nicht auf uns. Vielleicht wacht er jetzt auf ...«

Am Fuß des Hügels erschien plötzlich eine dunkle Limousine. Corrales hielt neben ihr an und ließ sein dunkel getöntes Seitenfenster herunterfahren. Der andere Fahrer tat dasselbe. Corrales lächelte dem grauhaarigen, schnurrbärtigen Mann mit seiner löwenhaften Erscheinung zu, der gerade sein Walkie-Talkie sinken ließ.

»Dante, ich dachte, wir hätten ein Abkommen.«

»Es tut mir leid, Alberto, aber auch du hast dein Versprechen gebrochen.« Corrales drehte den Kopf, bis er den aufsteigenden Rauch auf dem Hügel sehen konnte. »Wir haben zwei weitere Panner erwischt, die einen unserer Tunnel hochjagen wollten, und mussten sie ausschalten. Du hast mir versprochen, du würdest uns helfen, sie von der Grenze fernzuhalten.«

»Von dieser Sache hatte ich keine Ahnung.«

»Nun, das ist genau das Problem. Haben deine Leute einfach zu viel Bammel, um uns zu helfen? Haben sie?«

»Nein. Ich werde mich darum kümmern.«

»Das hoffe ich.«

Alberto seufzte frustriert. »Sieh mal, wenn du so etwas durchziehst, machst du es mir sehr schwer.«

»Ich weiß, aber das geht vorüber.«

»Das sagst du immer.«

»Und es stimmt auch immer.«

»Na gut. Verschwinde von hier, bevor die anderen Einheiten eintreffen. Wie viele Tote sind es diesmal?«

»Nur zwei.«

»Okay ...«

Corrales nickte und trat so fest aufs Gas, dass sie beim Losfahren eine hohe Staubwolke zurückließen.

Alberto Gómez war Inspektor der mexikanischen Bundespolizei mit über fünfundzwanzig Dienstjahren. Mehr als zwanzig davon stand er auf der Gehaltsliste der unterschiedlichsten Kartelle. Corrales war in letzter Zeit aufgefallen, dass der gute Alberto immer schrulliger und auf unangenehme Weise vorsichtiger wurde, je näher seine Pensionierung rückte. Sein Nutzen für das Kartell schwand allmählich, aber für den Augenblick würde Corrales mit seiner Unterstützung noch weitere Beamte wie ihn anwerben. Die Bundespolizei würde ihnen am Ende helfen, das Sinaloa-Kartell zu vernichten. Sie könnte sich dann mit diesem Erfolg brüsten, und für das Juárez-Kartell wäre es ein gutes Geschäft.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Pablo.

Corrales schaute ihn an. »Zur Feier des Tages gehen wir einen trinken.«

»Darf ich dich etwas fragen?«, meldete sich Raúl vom Rücksitz aus und strich sich nervös über seinen dünnen Bart.

»Was denn jetzt schon wieder?«, grunzte Corrales leicht genervt.

»Du hast diesen Jungen erschossen. Aus dem hätte ein guter Mann werden können. Er war etwas hochnäsig, aber das waren wir doch alle – vor allem am Anfang. Ist dir eine Laus über die Leber gelaufen?«

»Was meinst du damit?«

»Ich meine, bist du, ich weiß nicht ... wegen irgendetwas sauer?«

»Du glaubst, ich habe meinen Ärger an diesen Pennern ausgelassen?«

»So in etwa.«

»Ich will dir mal was sagen, Raúl. Ich bin erst 24 Jahre alt, aber selbst ich kann es sehen. Diesen jungen Pennern heutzutage mangelt es an dem Respekt, den unsere Väter noch hatten und den auch wir haben sollten.«

»Aber *du* hast uns doch gesagt, dass es keine Grenzen und Tabus mehr gibt und dass heute jeder zum Ziel werden kann, Mütter, Kinder, eben jeder. Du hast gesagt, wir müssten es ihnen mit gleicher Münze heimzahlen, wenn sie uns angreifen.«

»Das stimmt.«

»Also das verwirrt mich jetzt ...«

»Ach, halt einfach die Klappe, Raúl«, sagte Pablo. »Du bist ein Idiot. Er meint, dass wir unsere Vorgesetzten und einander respektieren sollen und nicht unsere Feinde, hab ich recht, Dante?«

»Wir müssen vor allem respektieren, wie lebensgefährlich unsere Feinde werden können.«

»Und deshalb müssen wir ihnen das Herz herausreißen und es ihnen in den Hals stopfen«, ergänzte Pablo. »Verstehst du?«

»Aber dieser Junge hätte uns noch nützlich sein können«, wandte Raúl ein. »Mehr sage ich ja gar nicht. Wir hätten einen solchen großmäuligen Penner durchaus brauchen können.«

»Einen Typen wie dich?«, fragte Corrales Raúl.

»So meine ich das nicht.«

Corrales musterte Raúl im Rückspiegel. Seine Augen waren glasig geworden und er ließ den Blick ständig zum Seitenfenster hinüberwandern, als ob er nach einem Fluchtweg suchen würde.

Jetzt hob Corrales die Stimme: »Raúl, ich sag dir mal was ... einem solchen Typen kann man nicht trauen. Wenn er seinem Boss die Stirn bietet, denkt er auch später nur immer an sich selbst.«

Raúl nickte.

Corrales ließ seine Aussage nachwirken. Der Penner, den er erschossen hatte, ähnelte ihm tatsächlich ...

Auch ihm konnte man nicht trauen. Solange er für dieses Kartell arbeitete, würde er niemals vergessen, dass das Blut seiner Eltern an dessen Händen klebte.

INDOC und BUD/S

*Naval Special Warfare Center
Coronado, Kalifornien*

In einer kalten Nacht im Oktober 1994 lag Maxwell Steven Moore auf seiner Pritsche in der Kaserne des Navy-Ausbildungszentrums für spezielle Kriegführung und dachte darüber nach, an einem Ort zum »Versager« zu werden, an dem niemand das Wort »aufgeben« auch nur in den Mund nahm. Wenn dieses Wort nämlich in deiner Psyche Fuß fasste, warst du gewiss kein echter Navy-SEAL. Erfolgreich die Kampfschwimmer- und Waffentaucherausbildung BUD/S (Basic Underwater Demolition/SEAL; »Unterwasserzerstörungsgrundkurs/SEAL«) zu absolvieren, sollte das Leben des 18-Jährigen für immer verändern. Es hatte ihm bisher alles bedeutet.

Sein Weg zu diesem Ziel hatte fast zwei Monate zuvor begonnen, als er im Naval Special Warfare Center angekommen war, um den INDOC, den fünfwöchigen »Indoctrination-Course«, zu beginnen, der einem die Grundvoraussetzungen für jeden SEAL »eintrichtern« sollte. Ihr Chefausbilder, der ledergesichtige Jack Killian, dessen Augen immer zu schmal waren, als dass man in ihnen hätte lesen können, und dessen Schultern aus einem einzigen riesigen Muskel zu bestehen schien, hatte Moores Klasse als Erstes

eine Frage gestellt, die man in Coronado oft zu hören bekam: »Ich habe gehört, ihr Jungs wollt Froschmänner werden?«

Alle antworteten darauf wie ein Mann mit dem Schlachtruf der SEALs: »Hooyah!«

»Gut, dann müsst ihr jedoch erst einmal mich hier überleben. In den Liegestütz, fallt!«

Moore und der Rest der »Klasse 198«, die aus insgesamt 123 Kandidaten bestand, ließen sich fallen und begannen mit ihren Liegestützen. Da sie immer noch Kandidaten waren, durften sie ihre Übungen noch nicht auf dem heiligen »Schwarzen Schleif-Platz« der BUD/S ausführen, auf dem diejenigen, die den INDOC-Kurs bestanden hatten, ihre Gymnastikübungen und andere Formen der angewandten Körperpolter betrieben, die ein Teil der »Ersten Phase« der BUD/S-Ausbildung waren: sieben Wochen, die die körperliche Kondition, die Fertigkeiten im Wasser, die Fähigkeit zum Teamwork und die mentale Standfestigkeit eines Mannes überprüfen sollten. Allerdings durfte niemand diese »Erste Phase« beginnen, ohne zuvor den zweiwöchigen INDOC-Kurs erfolgreich absolviert zu haben. Dessen erster Ausdauertest bestand aus folgenden Übungen:

Eine Strecke von 500 Yards (457,2 Meter) in Brust- und/oder Seitenschwimmtechnik in weniger als 12 Minuten und 30 Sekunden schwimmen

Mindestens 42 Liegestütze in 2 Minuten

Mindestens 50 Sit-ups in 2 Minuten

Mindestens 6 vollständige Klimmzüge
(keine Zeitbegrenzung)

Ein Lauf über 1,5 Meilen (2414 Meter) in langen Hosen und Stiefeln in weniger als 11 Minuten

Während Moores Oberkörperkraft noch etwas zu wünschen übrig ließ, glänzte er besonders beim Schwimmen und Laufen. In beiden

Disziplinen schlug er seine Klassenkameraden regelmäßig um Längen. In dieser Zeit lernte Moore auch das »Swim-Buddy-Prinzip« kennen. Dies bedeutete, dass man seinen »Schwimmkameraden« niemals allein ließ und dass kein Mann, ob lebendig oder tot, jemals zurückgelassen werden durfte. »Ihr werdet niemals allein gelassen, niemals«, hatte Killian ihnen versichert. »Wenn ihr jemals euren Swim-Buddy verlasst, werdet ihr hart bestraft werden. Sehr hart!«

Moores Schwimmkamerad war Frank Carmichael, ein sandhaariger, blauäugiger Junge, den man leicht für einen Berufssurfer hätte halten können. Er hatte immer ein leichtes Grinsen im Gesicht und sprach in einem lässigen Tonfall, der Moore daran zweifeln ließ, dass aus diesem Kerl jemals ein SEAL werden könnte. Carmichael war in San Diego aufgewachsen und hatte zum INDOC einen ähnlichen Weg wie Moore hinter sich. Nach der Grundausbildung hatte man auch ihn für das SEAL-Programm empfohlen. Er meinte, er wäre lieber nach Annapolis gegangen und Mitglied des »Kanuclubs« geworden, wie der Spitzname für die dortige Marineakademie lautete. Aber er hatte auf seiner Highschool zu oft gefaulenzt. Seine Noten waren also für eine Aufnahme in diese Akademie viel zu schlecht. An seiner Schule hatte er nicht einmal an den angebotenen Kursen für künftige Reserveoffiziere teilgenommen. Tatsächlich waren etliche Kandidaten Offiziere: Annapolis-Absolventen, Jungs, die die Officer Candidate School (Offiziersanwärterschule) als O-1 Ensign (Fähnrich zur See) verlassen hatten, und sogar einige, die bereits einige Zeit auf einem Flottenschiff gedient hatten. In der BUD/S-Ausbildung waren jedoch alle gleich. Jeder musste dieselben Prüfungen absolvieren. Es gab keinerlei Privilegien für Offiziere.

Moore und Carmichael verstanden sich von Anfang an hervorragend. Beide waren Mittelschicht-Jungs, die versuchten, aus ihrem Leben etwas ganz Besonderes zu machen. Sie litten zusammen auf den Strandläufen über 4 Meilen (6437 Meter), die sie in weniger als 32 Minuten zurücklegen mussten. Darüber hinaus schien Killian

jeden Befehl mit dem Satz »Werdet nass und sandig« zu würzen. Dann rannte die ganze Klasse in die eiskalte Brandung hinein, kam wieder heraus und rollte sich im Sand. Hinterher stellten sie sich wieder in Reih und Glied auf, wobei sie wie Untote oder Mumien aussahen. Danach wurden sie in diesem Zustand zur nächsten Aufgabe geschickt. Sie hatten sofort gelernt, dass man sich hier nur noch im Laufschrift fortbewegte, auch wenn sie die 1,6 Kilometer zur Kantine zurücklegten.

Dies war das Jahr 1994, in dem das *Time*-Magazin das Internet noch als »seltsame neue Welt« beschrieb. Heute können die Kandidaten zuvor ins Internet gehen und zehnmal mehr über ihr kommandes Training erfahren, als es Moore damals möglich gewesen war. Immerhin widmen sich gegenwärtig ganze Websites dem BUD/S, und man kann sich Streaming Videos und gut gestaltete Sendungen des Discovery Channel über dieses Thema anschauen. Moore und seine Kameraden kannten jedoch nur die Schauergeschichten, die ihnen ehemalige Kandidaten erzählten, und die Gerüchte und Warnungen in einigen wenigen Newsgroups, die sich mit den unsäglichen Schrecknissen befassten, die sie alle angeblich erwarteten. Waren das alles Übertreibungen? In einigen Fällen schon. Trotzdem konnten sich Moore und Carmichael kaum so gut auf diese Herausforderungen vorbereiten wie die heutigen Bewerber.

Von allen Ausbildungsbestandteilen des INDOC mochte Moore das Schwimmen am meisten. Neben den unterschiedlichen Schwimm- und Gleitstilen brachten sie ihm vor allem bei, wie man sich wie ein Fisch im Wasser fühlte. Auf diesem Feld hatten die SEALs einen Vorsprung gegenüber allen anderen Waffengattungen. Die Erkenntnisse, die sie bei ihren verdeckten Wasserooperationen gewannen, waren für die Marines und viele andere Kampfeinheiten eine große Hilfe. Moore lernte, unter Wasser auch noch die kompliziertesten Knoten zu binden. Er geriet auch nicht in Panik, als er mit hinter dem Rücken gebundenen Händen versuchen musste, ein

Ertrinken zu vermeiden. Tatsächlich entspannte er sich, arbeitete sich mit den Füßen wieder an die Wasseroberfläche empor, machte einen tiefen Atemzug, ließ sich wieder sinken und wiederholte diesen Ablauf, während gleichzeitig einige Mitglieder des Kanuclubs in seiner unmittelbaren Nähe ausrasteten und die Übung und damit automatisch auch die gesamte INDOC-Ausbildung aufgaben. Als Moores Ausbilder dann in ihren Taucheranzügen um ihn herum-schwebten und darauf warteten, dass er doch noch in Panik geriet, überraschte er sie mit einem unerwarteten Manöver. Er ließ sich bis zum Boden des Teichs hinabsinken und hielt den Atem an ...

Fast fünf Minuten lang.

Ein Ausbilder schwamm ganz dicht an ihn heran, schaute ihn mit seinen Käferaugen an, die durch die Maske unnatürlich vergrößert wirkten, und bedeutete ihm durch ein Zeichen, er solle sofort zur Oberfläche auftauchen. Er lächelte, wartete noch ein paar Sekunden, dann schwamm er empor und holte tief Atem. Durch seine Laufübungen und Schwimmsprints hatte er gelernt, seine anärobische Schwelle beträchtlich zu erhöhen. Er war sich deshalb sicher, den Atem ohne Gefahr noch länger anhalten zu können.

Als Killian von dieser »Stunt-Nummer« hörte, warnte er Moore, dies nicht noch einmal zu versuchen. Als er dies sagte, zwinkerte er ihm verschwörerisch zu.

50 Meter unter Wasser zu schwimmen war für viele eine interessante Erfahrung. Killian beendete seine Beschreibung des Tests mit den folgenden Worten: »Und habt keine Angst – wenn ihr das Bewusstsein verliert, werden wir euch wiederbeleben.« Moore glitt dagegen die ganzen 50 Meter durch das Wasser, als ob er noch nie etwas anderes gemacht hätte. Er war einfach der geborene Froschmann. Carmichael erzählte ihm später, dass sogar einige Ausbilder respektvoll geflucht hätten.

Moores natürliche Begabungen hatte Mr. Loengard entdeckt, als sein Schützling erst sechzehn Jahre alt war. Loengard war nicht nur Sportlehrer, sondern auch ein begeisterter Radfahrer. Einmal ließ

er Moore einen Test auf einem Fahrradergometer machen und fand heraus, dass dieser einen VO₂max-Wert von 88,0 hatte, der mit dem zahlreicher Weltspitzensportler vergleichbar war. Moores Ruhepuls lag unter 40 Schlägen pro Minute. Sein Körper konnte Sauerstoff weit effizienter transportieren und verbrauchen als ein Durchschnittsmensch. Loengard versicherte ihm, dies sei eine äußerst vorteilhafte genetische Veranlagung. Damals brachte er auch zum ersten Mal das Militär, vor allem die SEALs, ins Gespräch. Ironischerweise war weder der Mann selbst noch einer seiner Verwandten jemals bei der Navy gewesen. Er bewunderte und respektierte einfach deren Leistungen und ihren Einsatz für ihr Land.

Wenn Moore und seine INDOC-Klassenkameraden nicht gerade im Schwimmbecken übten, jagte man sie zurück zum Strand und in die Brandung. Danach war jede ihrer Körperöffnungen voller Sand, den selbst die eiskalten Hochdruckduschen nicht mehr restlos beseitigen konnten. Die Navy wollte, dass er und die anderen im Wortsinne eins mit dem Strand und dem Pazifik wurden.

Mit Carmichael immer an seiner Seite, legte er sich mit lang ausgestreckten Beinen auf den Rücken und vollführte Dutzende von Wechselschlägen, ohne auch nur ein einziges Mal mit den Füßen den Boden zu berühren. Ziel war es, die Beine jedes Mal 20 bis 30 Zentimeter nach oben und unten zu bewegen. Bei allem, was später bei den SEALs auf sie zukam, würden sie starke Bauchmuskeln benötigen. Nicht zuletzt deswegen hatten Killian und die anderen Ausbilder eine richtige Obsession für solche Übungen wie diese Wechselschläge oder Flutter-Kicks, die Moores Bauchmuskulatur eisenhart werden ließen. Trotzdem versuchte er, seinen Oberkörper nicht zu vernachlässigen, da ihn Killian ständig vor der zweiten Woche warnte, obwohl er ihnen nicht erzählen wollte, was auf sie zukommen würde.

Am Ende der ersten Woche waren bereits 16 Jungs abgesprungen. Sie hatten anscheinend mitten in der Nacht ihre Siebensachen gepackt und waren verschwunden. Moore und

Carmichael hatten sie nicht gesehen und sprachen auch kaum über sie, um sich selbst eine starke und positive Einstellung zu bewahren.

Genau um 5 Uhr am ersten Tag der zweiten Woche begrüßte Klasse 198 leicht resigniert den Hinderniskurs, einen Trip durch die Hölle, den einige bösartige Männer ersonnen hatten, um andere in ihrem privaten Eliteclub zu begrüßen.

Zwanzig mit Schildern bezeichnete Hindernisse waren direkt am Strand aufgebaut worden. Als Moore den Blick über sie wandern ließ, schien ihm jede Hindernisvorrichtung komplizierter und schwieriger zu sein als die vorhergehende. Killian trat an Moore und Carmichael heran. »Ihr beide habt zwölf Minuten, um meinen H-Kurs zu schaffen.«

»Hooyah!«, war ihre gemeinsame Antwort. Moore übernahm die Spitze und rannte auf das erste Hindernis, die Parallelstangen, zu. Er schwang sich hinauf und hangelte sich mit den Händen die parallelen Stahlträger entlang. Seine Schulter und sein Trizeps brannten wie Feuer, als er auf der anderen Seite auf den Sand hinuntersprang. Bereits außer Atem bog er scharf nach rechts ab, hob die Arme über den Kopf und arbeitete sich durch ein Feld von Lastwagenreifen (etwa fünf nebeneinander und zehn hintereinander) hindurch, bis er zu einer niedrigen Wand kam. Zuerst benutzte er zwei hintereinanderstehende Steigklötze – rechter Fuß, linker Fuß –, dann zog er sich mit einem lauten Stöhnen auf die Spitze der Holzwand hinauf und schwang sich hinüber. Unten kam er viel härter auf dem Boden auf, als er erwartet hatte. Mit schmerzdem Knöchel joggte er zur hohen Wand hinüber, die knapp 4 Meter entfernt lag. Moore kam die Strecke jedoch wie mindestens 15 Meter vor. Er packte eines der herunterhängenden Taue, um sich daran emporzuhangeln, wobei das Seil tief in seine Handflächen einschnitt.

Vom Startpunkt des Laufs aus bellte Killian Befehle und/oder zu vermeidende Fehler herüber, die er jedoch aufgrund seines keuchenden Atems und seiner lauten Herzschräge kaum verstehen

konnte. Er erreichte jetzt den über eine Reihe von Hölzern gespannten Stacheldraht, unter dem zwei lange Geländefurchen ausgegraben worden waren. Er sprang in den ersten Graben auf der linken Seite und kroch auf Händen und Füßen unter dem Stacheldraht hindurch. Eine Sekunde lang kam es ihm so vor, als sei er an einem der Drähte hängen geblieben, aber tatsächlich hatte er sich nur an einem Stück Holz verhakt. Mit einem Seufzer der Erleichterung kroch er jetzt bis zum Ende des Grabens weiter. Als er sich wieder aufrichtete, murmelte er nur *Schöne Kacke*.

Direkt vor ihm war zwischen zwei Pfosten ein riesiges Frachtnetz gespannt, das bestimmt 12 Meter hoch war. Moore schloss sofort, dass das Netz an den Pfosten fester sein musste als in der Mitte. Deshalb wählte er sich einen von ihnen aus und begann direkt daneben seinen schnellen Aufstieg.

»Du hast es bald geschafft, Buddy«, rief Carmichael, der direkt hinter ihm war.

Hinunterzuschauen war jedoch ein Fehler gewesen, da er bemerkte, dass es keinerlei Sicherung für den Fall eines Absturzes gab. Oben angelangt, wurde ihm plötzlich schwindlig. Er konnte es kaum erwarten, wieder unten anzukommen, und fing an, das Netz hinunterzueilen. Plötzlich verfehlte er eine Masche, glitt aus und fiel fast 2 Meter nach unten, bis er sich wunderbarerweise wieder im Netz festkrallen und dadurch seinen Sturz aufhalten konnte. Die ganze Klasse hatte den Atem angehalten. Jetzt schrie sie laut »Hooyah!«, während er sich wieder erholte und sicher den Boden erreichte.

Als Nächstes nahmen er und Carmichael die runden Balancierbalken in Angriff. Der Name sagte alles. Wenn sie herunterfielen, würde sie Killian diesen Fehler mit einigen Liegestützen büßen lassen. Moore konzentrierte sich und arbeitete sich vorsichtig auf dem ersten Balken voran. Nach einer scharfen Linkswendung balancierte er auf dem nächsten, leicht versetzten Balken ohne anzuhalten bis zu seinem Ende. Er war völlig verblüfft, dass er kein

einziges Mal abgeglitten war. Carmichael war ihm direkt auf den Fersen, als sie an den Hooyah-Stangen ankamen, einem Hindernis, das aus sechs Holzstämmen bestand, die zu einer Pyramide zusammengebunden waren. Mit den Händen hinter dem Kopf rannten sie über diese Pyramide und dann direkt weiter zu einem Seilhindernis. Zu diesem Zeitpunkt hatte Moore noch keinerlei Kreislaufprobleme. Carmichael war hingegen völlig außer Atem, und seine Herzfrequenz war ganz klar im roten Bereich.

»Wir packen das! Auf geht's!«, sprach Moore seinem Buddy Mut zu. Dann griff er nach dem ersten Seil, kletterte es etwa 1,80 Meter hinauf, versetzte es in Schwingung, bis er mit einer Hand einen Metallring erreichen konnte, der an dem Gerüst angebracht war, an dem die Seile hingen. Von dort schwang er sich zum zweiten Seil hinüber, auf dem er wieder zum Boden hinabkletterte. Carmichael musste zwar zweimal nachfassen, um den Metallring zu fassen zu bekommen, schaffte es dann aber ohne Probleme wieder herunter.

Auf dem Schild vor der nächsten Herausforderung stand »Dirty Name«. Ein Blick zeigte Moore, warum: Es bestand aus drei n-förmigen Holzgestellen, von denen die beiden kleineren N nebeneinander standen, sodass zwei Reihen von Kandidaten sie gleichzeitig überwinden konnten. Die längere, höhere n-förmige Barriere stand dahinter. Moore lief zu dem Holzblock vor dem N, sprang zur ersten Barriere hinüber und zog sich auf sie hoch. Dann richtete er sich auf und wagte den Sprung hinüber zur höheren Barriere, wo er sich mit den Beinen in deren Querbalken einhakte und emporschwang. Zuvor war er auf diesen Balken mit solcher Wucht aufgeprallt, dass er das berühmt-berüchtigte Schimpfwort ausstieß. Er wiederholte es danach noch einmal, als er hinter der Barriere äußerst unsanft auf dem Boden landete.

Dahinter wartete eine weitere Hooyah-Pyramide auf sie, die allerdings nicht mehr aus sechs, sondern aus zehn Holzstangen zusammengezimmert war, was sie höher und steiler machte. Als er deren Spitze erreicht hatte, rutschte er mit dem Stiefel ab und fiel

mit dem Gesicht nach vorn der Länge nach in den Dreck. Bevor er wusste, was los war, half ihm bereits jemand auf die Füße.

Carmichael schrie ihm mit weit aufgerissenen Augen ins Gesicht: »Los! Weiter!« Dann drehte er sich um und rannte davon.

Moore folgte ihm auf dem Fuß.

Direkt vor ihnen lag etwas, das einem Paar riesiger Leitern ähnelte, die in einem 45-Grad-Winkel aneinandergefügt waren. Killian rief ihnen zu: »Das ist der Webstuhl. Ihr müsst euch durch die Stangen hindurchweben.« Moore klammerte sich an die erste Stange, wirbelte von oben um sie herum, schlängelte sich dann unter der nächsten durch und wiederholte diesen Vorgang immer wieder. Als ob er ein Faden wäre, »nähte« er sich selbst durch die Stangen, bis ihm schwindlig wurde. Carmichael arbeitete sich durch das daneben liegende Hindernis hindurch und gelangte ein paar Sekunden vor ihm an dessen Ende an.

Die Seilbrücke, die jeder hier nur »Burmabrücke« nannte, bestand aus einem einzigen dicken Seil, das an Hilfsseilen aufgehängt war, die der Brücke eine V-Form verliehen. Carmichael arbeitete sich bereits auf dem Seil vor. Als auch Moore sich auf die Brücke hinaufgeschwungen hatte, merkte er bald, dass er seine Füße am besten immer dorthin setzen musste, wo die Trageleinen am Hauptseil befestigt waren. Er bewegte sich also von Knoten zu Knoten über das Seil. Erschwerend kam hinzu, dass Carmichael vor ihm die Brücke in eine lästige Schwingung versetzte. Als Moore jedoch das Ende erreichte, hatte er seinen Rhythmus gefunden. Er nahm sich vor, diesen bis zum nächsten Hindernislauf nicht zu vergessen.

Nachdem er und Carmichael eine weitere aus zehn Holzstangen bestehende Hooyah-Pyramide überwunden hatten, warteten die hohen Plattformen des Hindernisses auf sie, das den bezeichnenden Namen »Rutsch um dein Leben« trug. Tatsächlich bestand es aus einem Holzgerüst aus vier übereinanderliegenden Plattformen, auf die sie sich ohne Seile oder Leitern nacheinander hinaufschwingen mussten, bis sie ganz oben angelangt waren. Von dort bis zum

Boden waren in einem 45-Grad-Winkel zwei Seile gespannt, auf denen sie sich wieder hinunterarbeiten mussten. Auf der obersten Etage griff sich Carmichael das linke Seil. Moore packte das rechte und beugte sich nach vorn, bis er sein rechtes Bein mit dem Fuß von oben in das Seil einhaken konnte. Mit dem Tau zwischen den Beinen begann er, mit dem Gesicht voraus nach unten zu rutschen, wobei er mit beiden Händen diese Bewegung beschleunigte. Er hatte noch nicht einmal die Hälfte des Weges zurückgelegt, als alle Körperstellen, die Kontakt zu diesem Seil hatten, entsetzlich zu brennen begannen. Trotzdem war er dieses Mal schneller als Carmichael und erreichte zwei Sekunden vor seinem Kumpel den Boden. Mithilfe eines Schwingseils musste er sich auf ein Rundholz hinaufkatapultieren, danach an einem Klettergerüst entlanghangeln und am Ende einen weiteren Balken überwinden. Er packte das Seil und beschleunigte. Als er sich dann zum Balken hinauftragen lassen wollte, verpasste er diesen. Carmichael machte es besser. Er hängte sich an das Seil und brachte es in Schwingung, bis es ihn ohne Schwierigkeiten auf den Balken hochtrug. Moore folgte beim zweiten Versuch seinem Beispiel, aber Carmichael hatte jetzt natürlich erneut die Führung übernommen.

Nachdem sie sich durch ein zweites Reifenfeld hindurchgearbeitet hatten, erreichten sie eine 1,50 Meter hohe Schrägwand, auf die sie sich von hinten hinaufzogen, um dann die Schräge hinunterzurutschen. Dahinter drohte bereits die berüchtigte »Spinnenmauer«, die etwa 5,50 Meter hoch war. Auf ihr waren kleine, leicht vorstehende Holzstückchen eingelassen, die beim genaueren Hinsehen zwei treppenstufenähnliche Muster ergaben. Sie bildeten tatsächlich eine Leiter mit sehr schmalen Stufen. Um sie zu erklimmen und wieder herunterzukommen, konnte man nur die Finger- und Zehenspitzen verwenden. Dabei klebte man die ganze Zeit wie eine Spinne an der Wand. Da Moore von seiner Abseilnummer am »Rutsch um dein Leben«-Hindernis immer noch die Hände brannten, verlor er jetzt bei der allerletzten »Stufe« den

Halt, konnte jedoch von der Mauer herunterspringen und damit einen schmerzhaften Sturz vermeiden.

Gleichzeitig rutschte Carmichaels Stiefel jedoch von einer der hölzernen Stufen ab. Er rutschte zu Boden und musste ganz von vorn beginnen, was ihn wertvolle Zeit kostete.

Jetzt lagen nur noch ein einziges Hindernis und ein kleiner Sprint vor ihnen. Das Hindernis trug den bezeichnenden Namen »Überschwungstrecke« und bestand aus einem rechteckigen Holzgerüst auf Hüfthöhe, das im Abstand von etwa 1,80 Meter von querliegenden Holzstangen unterbrochen wurde. Moore musste jetzt hindurchlaufen, wobei er jede Querstange mit einem weiten Schwung aus den Armen heraus überwinden musste.

»Deine Beine dürfen die Stangen auf keinen Fall berühren!«, warnte ihn Killian. »Nur deine Hände!«

Moore fluchte in sich hinein, als er sich auf diese Weise über die erste Stange schwang. Und noch einmal. Und noch einmal. Carmichael lag dicht hinter ihm. An der letzten Stange rutschte Moore aus und schlug sich an dem Holz das Knie an. Er glitt zu Boden und stöhnte vor Schmerzen. Carmichael zog ihn wieder auf die Füße, fasste einen seiner Arme und legte sich ihn um die Schulter. Zusammen absolvierten sie dann noch den Sprint (in ihrem Fall eher ein Hinkmarsch), um damit den Hindernislauf korrekt zu beenden.

»Carmichael, du hast genau das Richtige getan«, lobte ihn Killian. »Ich habe gemerkt, dass ihr um die Wette gelaufen seid, aber du hast dann doch deinen Swim-Buddy nicht im Stich gelassen. Das war fürs erste Mal gar nicht so schlecht.« Er schaute Moore an und runzelte die Stirn: »Wie geht's dem Bein?«

Dieses schwoll gerade an wie eine Grapefruit. Moore ignorierte den Schmerz und rief: »Das Bein ist in Ordnung, Instructor Killian!«

»Gut, dann ab zum Strand und ins Wasser!«

Der Hindernislauf war nur eine der vielen Herausforderungen, denen sie sich stellen mussten. Selbst wenn es gerade einmal kein

Training gab, sondern sie »nur« ihre Kasernenstube in Ordnung brachten, mussten sie auf das Schlimmste gefasst sein. Ihre Ausbilder kamen dann schon einmal herein und rissen ihre gesamte Ausrüstung aus den Spinden, um zu sehen, wie sie mit solchen Widrigkeiten zurechtkamen. Moore konnte dies alles nichts anhaben. Als letzten Teil des INDOC übten sie schließlich den Umgang mit ihren Schlauchbooten. Diese waren knapp 4 Meter lang und wogen etwa 80 Kilo. Jede Bootsmannschaft bestand aus sieben Mann. Diese lernten jetzt, wie man ordentlich paddelte, wie man das Boot zu Wasser ließ und wie man dieses schwere Ding auf dem Kopf trug. Man erzählte ihnen, dass sie während der BUD/S-Ausbildung ihr Boot immer dabei haben würden. Sie führten eine Reihe von Wettrennen durch und mussten sogar Liegestütze machen, während der Gummiwulst des Bootes auf ihnen lastete. Der eher schwächliche Carmichael war trotzdem ein ausgezeichnete Paddler. Nicht zuletzt seinetwegen gewann seine Mannschaft zahlreiche Rennen. Die Gewinner durften sich danach kurz ausruhen. Die Verlierer wurden zu unterschiedlich vielen Liegestützen verdammt. Man brachte ihnen bei, die Brandung zu lesen. Vor allem hatten sie zu lernen, wann sie plötzlich mitsamt ihrem Boot losrasen mussten, damit sie es trotz der schweren Brecher auf eine Weise zu Wasser brachten, dass es nicht sofort kenterte.

Am Ende der zweiten Woche hatten 27 Männer aus Moores Klasse aufgegeben. Killian erzählte den Übrigen mit einem warnenden Unterton, dass dies gute Männer gewesen seien, die sich jetzt für etwas anderes entschieden hätten. Er wollte ihnen dadurch klar machen, dass man auf gar keinen Fall über diese Aussteiger spotten durfte.

Trotzdem war es eine Tatsache, dass diese niemals ihren Naval-Special-Warfare-Classification(NEC)-Code erhalten würden, der bewies, dass sie die ultimative Prüfung ihrer körperlichen und geistigen Stärke und Motivation bestanden hatten. Ein großes Schild

mitten im Ausbildungszentrum erinnerte alle Kandidaten ständig an das Motto der SEALs: »Der einzige leichte Tag war gestern.«

Am Ende der INDOC-Ausbildung schüttelte Killian Moore die Hand und sagte: »Sie haben großes Talent. Ich möchte, dass Sie sich hier bei uns einen Namen machen. Und vergessen Sie nie: Sie sind einer *meiner* Rekruten. Also machen Sie mir keine Schande.«

»Hooyah!«

Moore und Carmichael summten fröhlich vor sich hin, als sie ihre Ausrüstung in die Naval-Special-Warfare-Kaserne brachten. Sie waren jetzt keine Besucher mehr. Ab heute waren sie echte Anwärter.

Diese Hochstimmung hielt allerdings nicht lange an.

Bereits in der ersten Stunde der BUD/S-Ausbildung warfen 31 Männer das Handtuch. Dafür gab es ein ganz bestimmtes Ritual: Sie läuteten die Glocke vor dem Büro des Kommandeurs und legten dann ihre grünen Helme mit der weißen Klassennummer in einer sauberen Reihe vor dessen Türe ab.

In dieser Stunde hatten die Ausbilder die Gruppe bis zum absoluten Überlastungspunkt beansprucht: Mehrmals mussten sie sich in die kalte Brandung stürzen und danach im Sand wälzen. Sie mussten auf dem »Schleifplatz« die schwierigsten Übungen absolvieren und sich in Schlauchboote werfen, die bis zum Rand mit Eiswasser gefüllt waren. Die Männer zitterten, weinten, litten an Unterkühlung oder verloren sogar das Bewusstsein.

Dabei fingen die Ausbilder gerade erst an.

Immer wieder schickten sie ihre Schützlinge auf Strandläufe über 4 Meilen. Besonders brutal war eine ganz neue Art von Balken-tragübung, zu der sie alle in 7-Mann-Teams eingeteilt wurden. Jeder dieser Holzbalken war 2,40 Meter lang und wog bis zu 72 Kilo. Einige Balken waren etwas leichter, andere viel schwerer. Die Teams mussten bei dem bleiben, für den sie sich anfänglich entschieden hatten. Sie zogen den Balken in die Brandung, sodass

er nass und sandig wurde, dann hoben sie ihn auf den Rücken und marschierten mit ihm viele Kilometer am Strand entlang. Dabei wurden sie von den Ausbildern ständig überwacht, beschimpft und schikaniert, vor allem die kleineren Kandidaten, denen man immer wieder vorwarf, sie würden die Größeren die ganze Last tragen lassen. Moore und Carmichael hielten dies alles stoisch durch und ließen ihren Balken nicht einmal fallen, als der hinterste Mann ihres Teams das Gleichgewicht verlor und in die Brandung stürzte.

Am Ende der ersten Woche hatten neun weitere Kandidaten aufgegeben. Klasse 198 bestand jetzt noch aus 56 Mann. Die Helmreihe vor dem Büro des Kommandeurs war auf alarmierende Weise angewachsen. Moore schaute sie jeden Tag mit einer Mischung aus Entschlossenheit und banger Vorahnung an.

Während eines Frühstücks am Ende der ersten Woche sagte Carmichael etwas, das Moore nachhaltig beeindruckte: »Warum diese Jungs aufgeben haben? Ich glaube, ich weiß, was bei ihnen das Fass zum Überlaufen gebracht hat.«

»Was meinst du damit?«

»Ich meine, in einer Minute sind sie noch eisern dabei und in der nächsten geben sie plötzlich auf. Wie McAllen zum Beispiel. Er dachte gar nicht daran, aufzugeben. Er hatte keinerlei Absicht, aufzugeben, und eine Minute später rennt er den Strand hoch, um die Glocke zu läuten.«

»Und du weißt jetzt, warum er das Handtuch geworfen hat?«, fragte Moore mit einem zweifelnden Blick.

Carmichael nickte. »Ich weiß, warum sie alle aufgeben – weil sie nicht jede Stunde und jede Übung als einzige Aufgabe anpacken. Sie haben zu viel über ihre Zukunft nachgedacht und wie viele Tage sie noch hier leiden müssen, und das hat dann das Fass zum Überlaufen gebracht.«

Moore seufzte. »Du könntest recht haben.«

In der dritten Woche übten sie, mit ihrem Schlauchboot an einer Felszunge anzulegen und es danach an Land zu bringen. An dieser Stelle hämmerte die Brandung wie ein Heavy-Metal-Schlagzeuger auf die Steinküste ein, und das Salzwasser spritzte ihnen in die Augen, während Carmichael an Land sprang, nachdem er sich die Fangleine um die Taille gebunden hatte. Er kletterte auf den Felsen hoch, suchte nach einem festen Halt für seine Stiefel und lehnte sich dann nach vorn, um sicherzugehen, dass das Boot nicht ins Meer zurückglitt. Moores Aufgabe war es jetzt, sich alle Paddel des Teams zu greifen, aus dem Boot zu springen, zum Felsen hinüberzuschwimmen, aus der Brandung zu steigen und die Paddel auf sicherem Grund zu lagern. Jetzt folgten ihm alle anderen. Jeder von ihnen versuchte, sich aus den hochwogenden Wassermassen herauszuarbeiten, während ihm die Wellen ununterbrochen ins Gesicht schlugen.

Carmichael rief Moore herbei, und gemeinsam zogen sie das Boot aus dem Wasser und die Felszunge hinauf. Wer immer es an Land geschafft hatte, gesellte sich zu ihnen, um ihnen zu helfen.

Als sie es schließlich geschafft hatten, standen sie auf der Felsküste, schnappten nach Luft, und der Wind peitschte ihnen die Gischt ins Gesicht. Ihr Ausbilder schüttelte jedoch den Kopf und schrie: »Viel zu langsam!«

Die nach vier Wochen anstehende Beurteilung war für die Männer, aber auch für die Ausbilder eine schmerzliche Zeit. Kandidaten, die bisher durchgehalten und ihr Bestes gegeben hatten, mussten die Klasse verlassen, weil ihnen einige der erforderlichen Eigenschaften fehlten. Ihre Kondition und ihre Ausdauer hatten nicht gereicht, um die geforderten Zeiten auf der Hindernisbahn zu erzielen. Dies waren Männer, die das Herz und die Seele eines SEAL besaßen, deren Körper jedoch den Belastungen eines solchen Kämpfers nicht gewachsen waren.

Moore und sein Schwimmkamerad Carmichael überstanden auch diese 4-Wochen-Tests und bereiteten sich jetzt auf die berühmte und legendäre »Höllenswoche« vor, fünfeinhalb Tage ständiger Trainingsübungen, in denen sie insgesamt nur vier Stunden schlafen durften. Moore zweifelte sogar, ob der menschliche Körper so lange ohne Schlaf auskommen konnte. Sein Chef und die anderen Ausbilder hatten ihm jedoch versichert, dass es die »meisten« von ihnen schaffen würden.

Wegen seiner beispielhaften Leistungen im Wasser und bei den Wettläufen wurde Moore als einer der Team-Führer ausgewählt. Er hatte bereits bewiesen, dass er schneller laufen, ausdauernder schwimmen und den Atem länger anhalten konnte als jeder andere in seiner Klasse. Am Sonntagnachmittag vor dem Beginn der Höllenswoche warteten sie alle in einem Unterrichtsraum, in den man sie eingeschlossen hatte. Dort bekamen sie jede Menge Pizza, Nudeln, Hamburger und Hotdogs zu essen, die sie mit Unmengen von Cola hinunterspülen durften. Sie schauten sich die Videos alter Steven-Seagal-Filme an und versuchten, sich zu entspannen.

Gegen 23 Uhr trat jemand die Klassenzimmertür ein, das Licht ging aus, und ein Höllenspektakel brach los. Von überall her war Gewehrfeuer zu hören. Die Woche der Wahrheit hatte begonnen. Moore ließ sich zu Boden fallen und versuchte, sich selbst davon zu überzeugen, dass diese Männer trotz des Lärms nur Platzpatronen abfeuerten. Ein Ausbilder hatte ein Maschinengewehr Kaliber .50, das so laut war, dass Moore fast den zweiten Ausbilder überhört hätte, der ihnen zuschrie: »Hört ihr die Pfeife? Hört ihr die Pfeife? Kriecht auf die Pfeife zu!« Er und Carmichael folgten dem Befehl, schlichen aus dem Raum und eilten zum Schleifplatz hinüber, wo sie erst einmal mit Feuerwehrschräuchen nass gespritzt wurden, ohne dass ihnen jemand einen Befehl erteilt hätte. Sie konnten nur noch ihre Augen mit den Händen schützen und versuchen, dem direkten Wasserstrahl zu entkommen. Schließlich befahl man ihnen, zum Strand und in die Brandung hineinzulaufen. Die

Instruktoren schossen immer weiter. Moore schätzte, dass sie mehr als zwei Dutzend weitere Ausbilder angefordert haben mussten, die ihnen während der Höllenwoche einheizen sollten.

Du darfst gar nicht erst ans Aufgeben denken, befahl er sich selbst. *Aufgeben kommt nicht infrage*.

Jeder schweren Übung folgte die nächste: Gymnastikübungen in der Brandung, Balkentragübungen, und schließlich mussten sie sogar als Team ihr Boot über den Hinderniskurs bringen. Danach befahl man ihnen, es zu Wasser zu lassen und mehrmals an der Felszunge anzulegen. Als sie nach zehn Stunden harter Arbeit an diesem ersten Tag zur Kantine liefen, um Essen zu fassen, mussten sie auch dabei ihr Boot auf dem Rücken tragen.

Da sie am Tag zuvor vor Aufregung kaum geschlafen hatten und danach die ganze Nacht eine Übung nach der andern absolvieren mussten, forderte bereits am Morgen des ersten Tages der Schlafmangel seinen Tribut. Moores Hirn zeigte erste Ausfallerscheinungen. So rief er zum Beispiel nach Ausbilder Killian, bis ihn Carmichael daran erinnerte, dass sie nicht mehr in der INDOC waren, sondern im wirklichen Leben und in der berühmten Höllenwoche. Ihnen allen wurden die Augenlider schwer, sie sagten absolut sinnloses Zeug und führten verrückte Gespräche mit den Geistern in ihren Köpfen.

Dies war vor allem für die Team-Führer ein Problem, die immer genau auf die Befehle ihrer Ausbilder achten mussten. Diese ließen nämlich ganz bewusst ab und zu Anweisungen für eine bestimmte Aufgabe aus, um zu sehen, ob ihre Team-Führer immer noch am Ball waren. Wenn diese den Irrtum bemerkten und ihre Ausbilder darauf hinwiesen, konnten sie die Aufgabe ihres Teams dadurch beträchtlich erleichtern. Manchmal brauchten sie sogar die gesamte Übung nicht mehr zu absolvieren.

Moore war inzwischen jedoch zu erschöpft, stand kurz vor dem Zusammenbruch und hatte wie der Rest seines Teams gar keine Lust auf die drohende Balkentragübung.

»Greift euch euren Balken und macht euch bereit!«, schallte tatsächlich jetzt der Befehl über den Platz.

Die meisten Männer eilten zurück zu ihren Balken, nur einige Team-Führer blieben erst einmal zurück. Moore gehörte nicht zu ihnen. Hinter seinem Rücken hörte er jetzt einen anderen Team-Führer sagen: »Ausbilder, möchten Sie nicht, dass wir unsere Balken aufnehmen und nass und sandig machen?«

»Genau das möchte ich. Ihre Gruppe kann diese Übung auslassen.«

Moore ließ die Schultern sinken. Er hatte es verpennt, und sein ganzes Team würde jetzt für seinen Fehler büßen müssen.

An diesem Abend gestand man ihnen eine Ruhezeit von genau 105 Minuten zu. Moore saß wie ein Häufchen Elend da und hielt sich den Arm vor die Augen. Carmichael hatte recht gehabt. Er konnte nur noch an die Schmerzen und Leiden denken, die in den nächsten Tagen auf sie warteten, vor allem jedoch an den Druck der Verantwortung für sein Team. Sie hatten ihm eine Führungsstellung gegeben, und er hatte versagt.

»Hey, Kumpel«, war plötzlich eine Stimme aus der Dunkelheit zu hören.

Er ließ den Arm sinken und sah Carmichael, der sich über ihn beugte. »Du hast Mist gebaut, na und?«

»Du hattest recht. Ich bin bereit aufzugeben.«

»Nein, bist du nicht.«

»Ich habe versagt. Ich sollte jetzt aufhören, bevor ich noch den Rest des Teams mit mir herunterreiße. Ich mache es nur schwerer für uns alle.«

»Vielleicht haben wir diese Balkentragübung wirklich noch gebraucht.«

»Na, also ganz bestimmt nicht.«

Carmichaels Augen weiteten sich. »Sieh es mal so. Unser Training ist eben härter als das von allen anderen. Wenn wir da

durchkommen, können wir mit Fug und Recht behaupten, dass wir jede Herausforderung angenommen und den schwierigsten Weg gewählt haben. Wir haben eben nicht nach Ausflüchten oder Erleichterungen gesucht. Wir sind einfach das beste Team.«

»Sie haben zwar nichts gesagt, aber die anderen Jungs geben mir die Schuld für diese unnötige Anstrengung.«

»Ich habe mit ihnen gesprochen. Das tun sie nicht. Sie sind genauso fertig wie du. Wir sind doch alle Zombies, Mann, also vergiss es endlich!«

Moore lag eine Zeit lang ganz ruhig da, nur sein Atem war noch zu hören. Dann sagte er: »Ich weiß nicht recht.«

»Jetzt hör mir mal zu. Du passt weiterhin auf – aber selbst wenn der Ausbilder einen Befehl auslässt, sagst du kein Wort.«

Moore zuckte zusammen. »Du bist verrückt, Mann. Das werden wir nicht überleben.«

Moore machte keine Witze. Erst ein Tag der Höllenwoche war vorbei, und bereits mehr als die Hälfte der Jungs hatte aufgegeben.

Carmichaels Stimme nahm einen noch ernsteren Ton an. »Wir werden ihnen zeigen, was in uns steckt. Vor ein paar Wochen forderten sie uns auf, uns zu einem Leben als Kämpfer zu verpflichten. Kannst du dich daran erinnern?«

»Ja.«

»Wir sind hierhergekommen, um zu kämpfen. Und wir werden ihnen zeigen, wie hart wir kämpfen können. Verstehst du mich!«

Moore biss sich auf die Lippen.

»Kannst du dich an den Spruch erinnern, den sie uns mitgegeben haben? Man kann uns nur auf zwei Arten besiegen: Entweder wir sterben, oder wir geben auf. Und *wir* geben auf keinen Fall auf.«

»Okay.«

»Also abgemacht!«

Moore ballte die Fäuste und setzte sich auf seiner Pritsche auf. Er schaute Carmichael an, der mit seinen blutunterlaufenen Augen, seinem zerschundenen und sonnenverbrannten Gesicht und seinem

verschorften Kopf wahrscheinlich ein exaktes Ebenbild seiner eigenen angeschlagenen Verfassung abgab. Trotzdem brannte in Carmichaels Augen immer noch dieses Feuer. Moore entschied sich in diesem Moment, dass sein Schwimmkumpel recht hatte und immer recht gehabt hatte: Eine Herausforderung nach der anderen bewältigen. Nicht den leichten Ausweg wählen. Und auf jeden einfachen Tag verzichten.

Moore machte einen tiefen Atemzug. »Ich habe es einmal verzoxt. Aber das ist nicht wichtig. Wir lassen uns nicht aufhalten. Wir ziehen das hier ohne Rücksicht auf Verluste durch. Und jetzt lassen wir es krachen!«

Und, bei Gott, das taten sie dann auch. Sie krochen auf dem Hinderniskurs unter dem Stacheldraht durch, während links und rechts von ihnen simulierte Sprengladungen hochgingen und von überall her Rauch in ihren Gräben eindrang.

Von oben bis unten schlammbedeckt, erfüllte Moores Herz für einen kurzen Augenblick der pure Schrecken. Aber er fasste sich wieder und beendete diese Aufgabe. Er würde nicht aufgeben, das stand jetzt fest.

Dann »vergaß« der Ausbilder vor einem ihrer 4-Meilen-Läufe einen Befehl. Die anderen Team-Führer protestierten sofort.

»Haben Sie das schon wieder übersehen, Moore?«, schrie ihn der Ausbilder an.

»Nein, habe ich nicht.«

»Warum haben Sie dann nichts gesagt?«

»Weil dieses Team keinen Freischein möchte! Dieses Team kam hierher, um härter zu kämpfen als alle anderen! Dieses Team hat auch den Mumm dazu!«

»Lieber Gott, Moore, das klingt wirklich beeindruckend. Das erfordert Mut. Sie haben gerade Ihr ganzes Team dem Untergang geweiht.«

»Nein, habe ich nicht, Master Chief, Sir!«

»Dann beweist es mir!«

Sie machten sich sofort ans Werk. Es war der fünfte und letzte Tag der Höllenwoche, und sie legten die gesamten 6437 Meter in schnellem Laufschrift zurück, obwohl sie insgesamt nur vier Stunden geschlafen hatten. Sie schafften dies mit einer Willenskraft, von der bisher keiner von ihnen gewusst hatte, dass er sie überhaupt besaß.

Tatsächlich erregte der Durchhaltewille, den Moore und sein Team bewiesen, die höchste Achtung auch der Ausbilder, wie er später erfuhr. Die Torturen waren danach jedoch noch nicht zu Ende. Sie absolvierten weitere Läufe, gefechtsmäßige Anlege-manöver mit ihrem Schlauchboot bei absoluter Dunkelheit und paddelten einmal »um die Welt«, um das Nordende der Insel herum, und dann zurück zur Bucht von San Diego und seiner Amphibien-Basis. Sie sprangen in die schmutzige, klebrige Brühe der Übungsgräben hinunter und arbeiteten sich dann mühevoll wieder heraus. Sie sahen dabei aus wie braune Gliederpuppen mit leuchtenden Klappaugen.

»Im unwahrscheinlichen Fall, dass ihr tatsächlich die nächsten beiden Tage übersteht, wartet ein schönes Essen auf euch!«, rief ihnen ein Ausbilder zu.

»Wir haben nur noch einen Tag vor uns!«, rief Moore zurück.

»Nein, ihr habt zwei.«

Die Ausbilder logen sie an, um sie zu verwirren, aber Moore machte das jetzt überhaupt nichts mehr aus.

Sie mussten so lange in der eiskalten Brandung stehen, bis sie nur noch ein paar Minuten von einer absoluten Unterkühlung entfernt waren. Dann zog man sie heraus, gab ihnen eine warme Suppe und schickte sie wieder hinein. Einige Jungs fielen in Ohnmacht, wurden wiederbelebt und kehrten ins Wasser zurück. Moore und Carmichael standen dies alles mit stoischem Gleichmut durch.

Als die letzte Stunde anbrach, fühlten sich Moore, Carmichael und ihre Klassenkameraden dem Tode nahe. Sie bekamen den Befehl, die Wasser des Pazifiks zu verlassen und sich im Sand zu

wälzen. Plötzlich rief der Ausbildungsleiter, dass sich alle um ihn versammeln sollten. Als sie alle zitternd um ihn herumstanden, nickte er ganz langsam.

»Jeder von euch schaut sich jetzt diesen Strand an. Schaut nach links. Und jetzt schaut nach rechts! Ihr seid die Klasse 198. Ihr seid die Kämpfer, die wegen ihrer Teamarbeit überlebt haben. Für die Klasse 198 ist die Höllewoche hiermit beendet!«

Moore und Carmichael fielen mit Tränen in den Augen auf die Knie. Moore war noch nie in seinem Leben so erschöpft und gleichzeitig so voller Hochgefühl gewesen. Das Triumphgeheul der gerade einmal 26 Mann, die bis zum Schluss durchgehalten hatten, klang wie das von 100 000 Römern, die zum Angriff übergingen.

»Frank, Kumpel, ich stehe tief in deiner Schuld.«

Carmichael musste schlucken. »Du schuldest mir gar nichts.«

Dann brachen sie plötzlich in Gelächter aus, und die Freude, die reine, ungetrübte Freude, dass sie es tatsächlich geschafft hatten, ergriff von ihnen Besitz. Moore lief es eiskalt den Rücken hinunter. Er dachte, er würde zusammenbrechen, als sich in diesem Augenblick auch noch die Erdachse bewegte. Tatsächlich war es jedoch nur Carmichael, der ihm auf die Füße half.

Später wurde Moore zum Ehrensoldaten der Klasse 198 ernannt. Die Begründung lautete, er habe es verstanden, seinen Klassenkameraden neuen Mut einzuflößen, wenn diese aufgeben wollten. Dabei hatte ihn Carmichael das gelehrt. Als er seinem Swim-Buddy erklärte, dass eigentlich ihm der Titel Ehrensoldat gebühren würde, lächelte Carmichael nur. »Du bist der härteste Junge hier. Ich habe es nur geschafft, weil ich dich ständig beobachtet habe.«

Vereinigte Taskforce Juárez

*DEA, Office of Diversion Control
San Diego, Kalifornien
Gegenwart*

Als Moore von der Interstate 15 abbog, die Balboa Avenue hinunterfuhr und schließlich am Büro der Bundesdrogenbehörde DEA an der Viewridge Avenue ankam, war das Treffen bereits seit 20 Minuten im Gange. Die Haare hingen ihm in die Augen, und sein Bart reichte ihm immer noch bis zum Schlüsselbein. Es hatte ganze zwei Jahre gedauert, ihn wachsen zu lassen. Jetzt durfte er ihn endlich abrasieren, und er war froh darüber, da am Kinn bereits die ersten grauen Härchen zu sehen waren. Als er den langen Gang zum Konferenzraum hinunterging, warf er einen kurzen missbilligenden Blick auf seine Dockers-Hosen, deren Stoff inzwischen fast nur noch aus Knitterfalten bestand. Dass er sich auf der Fahrt Kaffee auf sein Hemd geschüttet hatte, machte seinen Auftritt auch nicht besser. Daran war diese Lady mit den drei Kindern im Auto schuld gewesen, die nicht gesehen hatte, dass der riesige Zementlaster direkt vor ihr plötzlich langsamer fuhr. Sie stieg auf die Bremse, Moore tat es ihr nach, und sein Kaffee gehorchte den Gesetzen der Physik. So sehr ihn sein abgerissenes Aussehen auch störte, gegenwärtig beschäftigte ihn etwas ganz anderes.

Leslie Hollander hatte ihm eine E-Mail mit dem Handyfoto ihres hinreißenden Lächelns geschickt, und jetzt fiel es ihm schwer,

dieses Bild aus seinem Gedächtnis zu verbannen, während er die Tür öffnete und in den Konferenzraum hineinplatzte.

Alle Köpfe drehten sich nach ihm um.

Er seufzte. »Entschuldigen Sie die Verspätung. Ich war wohl zu lange am Hintern der Welt und habe vergessen, wie der Verkehr in der Zivilisation fließt.«

Eine kleine Gruppe saß an einem Konferenztisch von der Länge eines Flugzeugträgers. Er schien lang genug zu sein, um darauf ein Mannschaftspicknick zu veranstalten, Touch-and-go-Landungen durchzuführen und vielleicht noch ein paar Harrier-Senkrechtstarter zu parken. Am vorderen Tischende hatten fünf Personen ihre Stühle dicht nebeneinandergestellt, während eine sechste, ein Mann mit einem Bürstenschnitt, dessen Haare unter der Neonlampe wie Stahlspäne glitzerten, sich jetzt von der Weißwandtafel zu ihm umdrehte, auf die er gerade seinen Namen geschrieben hatte: Henry Towers.

»Wen haben wir denn da?«, fragte Towers und deutete mit seinem Filzstift auf einen leeren Stuhl. »Sind Sie ein Mensch oder ein Außerirdischer?«

Moore zwang sich ein Grinsen ab. Seine Haare und sein Bart sahen wirklich aus, als ob er die Nacht in einem Kühlkasten verbracht hätte. Ein sauberer Haar- und Bartschnitt würde ihn jedoch bald zu seinem alten Selbst zurückkehren lassen. Er freute sich darauf, endlich wieder seine Wangen zu spüren. Er zog den Kopf zurück. »Wo ist Polk? Man hat mir erzählt, der National Clandestine Service NCS würde diese Taskforce leiten.«

»Polk ist draußen, ich bin drin«, blaffte Towers. »Ihr Leute habt wirklich Glück, glaube ich.«

»Und wer sind Sie?«, fragte Moore, während er mit einer Info-Mappe in der einen und seinem Kaffee in der anderen Hand seinen Platz am Tisch einnahm.

Towers musterte ihn mit einem schiefen Grinsen. »Lesen können Sie nicht besonders, oder?«

Ein schlanker Latino, der nach dem Bild und der Kurzbiografie, die sich Moore zuvor angesehen hatte, Ansara sein musste, wandte sich jetzt dem Neuankömmling zu und begann zu lachen. »Nur die Ruhe, dasselbe Spielchen hat er auch mit uns gespielt. Er ist cool. Er will nur die Atmosphäre ein wenig auflockern.«

»Das stimmt, ich *bin* cool«, sagte Towers. »Wir müssen hier wirklich etwas lockerer werden, denn das, was wir zu tun haben, wird ziemlich stressig werden. Sehr stressig.«

»Für welche Behörde arbeiten Sie?«, fragte Moore.

»BORTAC. Sie wissen doch, wofür das steht?«

Moore nickte. Die U. S. Border Patrol Tactical Unit war das globale Spezialeinsatzteam des Bureau of Customs and Border Protection (CBP/»Zoll- und Grenzschutzbehörde der Vereinigten Staaten«), das seinerseits dem Heimatschutzministerium unterstand. BORTAC-Agenten wurden als Reaktion auf terroristische Bedrohungen in mehr als achtundzwanzig Ländern überall auf der Welt eingesetzt. Ihre Waffen und ihre Ausrüstung waren mit denen der SEALs, der Sondereinsatzkommandos der Army, der Fernaufklärer der Marines und anderer Sondereinsatzkräfte vergleichbar. BORTAC-Teams arbeiteten mit Militäreinheiten im Irak und Afghanistan zusammen, um Opium und andere Drogen zu finden, zu konfiszieren und zu vernichten, die über die Grenze geschmuggelt werden sollten. Sie hatten sich innerhalb der Spezialkräfte einen guten Ruf erworben. Auch Moore selbst hatte einige Male Informationen mit BORTAC-Agenten ausgetauscht, die sich als höchst professionell erwiesen hatten.

Die Einheit wurde im Jahr 1984 gegründet. Bereits drei Jahre später nahm sie im Rahmen der von 1987 bis 1994 laufenden Operation Snowcap an Drogenbekämpfungseinsätzen in Südamerika teil. BORTAC-Agenten halfen, den Anbau, die Verarbeitung und den Schmuggel von Kokain in zahlreichen Ländern zu unterbinden, darunter Guatemala, Panama, Kolumbien, Ecuador und Peru. Dabei

arbeiteten sie mit der DEA und dem Einsatzteam der US-Küstenwache zusammen.

In jüngerer Zeit hatten BORTAC-Teams noch weiter gehende Aufgaben übernommen, wozu auch Hilfeinsätze bei Wirbelstürmen, Überschwemmungen und anderen Naturkatastrophen zählten. Sie leisteten personelle Unterstützung und Ausrüstungshilfe und bildeten lokale Polizeikräfte aus.

Moore sollte später erfahren, dass Towers seit mehr als fünfundzwanzig Jahren für die BORTAC tätig war. Er war bei den Rassenunruhen in Los Angeles im Einsatz gewesen, die nach dem Ende des Rodney-King-Prozesses ausgebrochen waren. Er hatte auch an der Operation Reunion teilgenommen, in deren Rahmen die BORTAC ein Haus in Miami, Florida, stürmte, um den von seinem Großonkel dorthin gebrachten siebenjährigen »Flüchtling« Elián González seinem Vater in Kuba zurückzugeben. Nach den Anschlägen auf das World Trade Center wurde Towers nach Afghanistan geschickt, um dort die Army-Spezialkräfte bei einem ihrer ersten Angriffe zu unterstützen. Im Jahr 2002 arbeitete er mit dem Secret Service zusammen, um die Veranstaltungen der Winterolympiade in Salt Lake City zu sichern.

»Eigentlich leite ich den Bereich San Diego«, fuhr Towers fort. »Aber mein stellvertretender Chef meinte, ich sollte bei dieser Operation mit euch Gorillas zusammenarbeiten. Meiner bescheidenen Meinung nach bin ich für diesen Job auf einzigartige Weise qualifiziert, da unsere Mission sowohl die Entlarvung und Zerschlagung des Juárez-Drogenkartells als auch die Aufklärung von dessen Verbindungen mit Terroristen im Nahen und Mittleren Osten beinhaltet. Ich darf Sie daran erinnern, dass Letzteres in Mr. Moores Fachgebiet fällt.«

»Melde mich wie befohlen zum Dienst ... Sir!«, bellte Moore mit komisch übertriebener Schneidigkeit.

»So lobe ich mir das«, sagte Towers mit einem ehrlichen Lächeln. »Willkommen in der Vereinigten Task-force Juárez, unserer VTF.

Tatsächlich hat man mir sogar aufgetragen, Sie zum Leiter unseres Einsatzteams zu ernennen.«

Moore kicherte leise. »Welcher verrückte Trunkenbold ist denn darauf gekommen?«

»Ihr Boss.«

Jetzt war es an den anderen, zu lachen.

»Also gut, Team, jetzt einmal im Ernst, wir müssen heute noch so einiges besprechen. Ich habe gehört, ihr mögt PowerPoint-Präsentationen, deshalb habe ich eine vorbereitet. Gebt mir nur eine Minute, um sie hochzuladen.«

Ansara stöhnte und wandte sich dann an Moore: »Schön, Sie kennenzulernen. Allzu viel stand in Ihrer Kurzbiografie ja nicht drin.«

»Das machen sie immer so. Ich bin einfach nur der nette Spion von nebenan.«

»Und Sie waren ein Navy-SEAL.«

»Mit ein bisschen Unterstützung von meinen Freunden.«

»Sie sollen ja drüben in Afghanistan und Pakistan einiges geleistet haben. Ich glaube, ich würde dort nur fünf Minuten überleben.«

Moore lächelte. »Vielleicht sogar zehn.«

Ansara war ein verdammt guter FBI-Agent, der sich zahlreicher erfolgreicher Operationen rühmen konnte. Erst neulich hatte er eine Aufklärungsmission im Sequoia-Nationalpark durchgeführt, in dem die Kartelle Marihuana anbauten. Dort hatte er vor allem nach einem *Sicario* gesucht, der einen seiner Kollegen ermordet hatte. Nach Moores Geschmack legte er etwas zu viel Wert auf sein Aussehen, aber sein einladendes Lächeln und sein verbindlicher Ton machten ihm Hoffnung, dass sie Freunde werden könnten.

Neben Ansara saß Gloria Vega, eine 32-jährige CIA-Agentin, eine Kollegin Moores, die jedoch der mexikanischen Bundespolizei zugeteilt werden würde. Sie war eine breitschultrige Latina ohne kulturspezifische Vorurteile, die ihr schwarzes Haar zu einem straffen

Knoten zusammengebunden hatte. Ein paar von Moores Kollegen hatten ihm erzählt, dass sie wegen ihrer fordernden Art und der absoluten Hingabe an ihren Beruf ebenso geschätzt wie gefürchtet würde. Sie war alleinstehend, ein Einzelkind, und ihre Eltern waren bereits gestorben. Die Agency war ihr Leben. Punkt. Ihr prüfender Blick, als Moore den Raum betreten hatte, war wahrscheinlich nur der Anfang ihrer Untersuchung, mit wem sie es hier zu tun hatte. Dass die mexikanische Bundespolizei die Kartelle in ihrem Land unterstützte und deckte, war eine bekannte Tatsache. Dass eine amerikanische CIA-Agentin mit ihnen zusammenarbeiten würde, konnte zu ganz neuen Erkenntnissen führen, aber es konnte diese Agentin auch das Leben kosten. Der NCS hatte mit der Führung der Federales vereinbart, dass Vega an allen Operationen voll beteiligt werden würde, man gleichzeitig jedoch ihre wahre Identität auf keinen Fall enthüllen dürfe. Das klang in der Theorie richtig gut. Trotzdem warf man Ms. Vega in eine Schlangengrube. Moore war wirklich froh, nicht ihren Job machen zu müssen.

Ihr gegenüber saß David Whittaker, ein Spezialagent des Bureau of Alcohol, Tobacco, Firearms and Explosives (ATF), das dem US-Justizministerium unterstehende »Amt für Alkohol, Tabak, Schusswaffen und Sprengstoffe«. Er hatte dünne, straff nach hinten gekämmte graue Haare und einen grau melierten Kinnbart. Auf seiner Nase saß eine Drahtgestellbrille. Er trug ein blaues Polohemd, auf dessen Brust das Abzeichen seiner Behörde prangte. Um den Hals hatte er eine Kette hängen, an der eine Dienstmarke angebracht war. Jetzt stand er von seinem Stuhl auf, um Towers einen USB-Stick auszuhändigen, der wahrscheinlich seine Präsentation enthielt. Laut den Unterlagen untersuchte Whittaker seit einigen Jahren den Waffenschmuggel der Kartelle. Erst neulich hatte er in sieben Grenzstädten den Aufbau von 10-Mann-Teams mitgestaltet, die sich diesem Problem annehmen sollten. Die Kartelle suchten sich in den Vereinigten Staaten Strohmänner, die für sie Waffen kauften, die sie danach durch bezahlte Helfershelfer über die

Grenze bringen ließen. In einem seiner Berichte stellte Whittaker fest, dass das Juárez-Kartell ein ausgefeiltes Waffenschmuggelnetz aufgebaut hatte, dessen Zentrale sich ausgerechnet in Minnesota befand. Da die Polizeikräfte in den an Mexiko grenzenden Bundesstaaten wie Kalifornien, Texas und Arizona in letzter Zeit ihre Anstrengungen verdoppelt und verdreifacht hatten, griffen die Kartelle jetzt zu extremeren Maßnahmen und wählten weit im Norden der USA gelegene Orte als Umschlagplätze für ihr Schmuggelgut. Whittakers Kontakte brachten ihn auch zu der Überzeugung, dass russische Kriegswaffen durch Südamerika in das mittelamerikanische Land gebracht wurden. Der Kampf gegen diese Aktivitäten der Kartelle war mindestens so schwierig, gefährlich und frustrierend wie die Bekämpfung ihrer Drogengeschäfte. Auch Whittakers Bericht endete mit einer düsteren Feststellung: Er zweifelte, ob diese Kartelle jemals zerschlagen werden könnten. Ihre Aktivitäten ließen sich wahrscheinlich nur verlangsamen und verzögern und höchstens zeitweise aufhalten ...

Moore merkte, dass er von dem Mann am oberen Ende des Tisches beobachtet wurde. Thomas Fitzpatrick hätte man trotz seines Nachnamens ganz leicht für einen mexikanischen *Sicario* halten können. Sein Vater war halb irischer und halb guatemalteckischer Abstammung, während seine Mutter Mexikanerin war. Er selbst war in den Vereinigten Staaten geboren und aufgewachsen. Die DEA hatte ihn bereits auf dem Community College angeworben. Vor achtzehn Monaten hatte man ihn nach Mexiko geschickt, wo er das Juárez-Kartell infiltrieren sollte. Doch es war ihm leichter gefallen, ins Sinaloa-Kartell einzudringen und zu dessen geachtetem, »vertrauenswürdigen« Mitglied zu werden. Er arbeitete für einen Mann namens Luis Torres, der Zúñigas rechte Hand und der Anführer seiner Killerbande war.

Fitzpatricks sehnige Arme waren geschmückt mit Tätowierungen, die der katholischen Bilderwelt und Symbolik entlehnt waren. Sein Schädel war glatt rasiert. Er kniff jetzt die Augen zusammen und

sagte blitzschnell auf Spanisch: »Was geht ab, Moore? Ich hoffe, Ihr Spanisch ist gut, denn diese Kerle legen Sie sofort um, wenn Sie nicht absolut echt klingen. Und um ehrlich zu sein: Meine Tarnung ist mir im Augenblick wichtiger als Sie. Also polieren Sie Ihr Spanisch auf und vergessen Sie alle diese Terroristensprachen, die Sie bisher gesprochen haben. Sie spielen jetzt bei den großen Tieren mit.«

Moore's Spanisch war ausgezeichnet, aber seine Kenntnisse des mexikanischen Kartell- und Gangster-Slangs waren eher dürftig. Er würde sie wirklich aufpolieren müssen. Er antwortete ebenfalls auf Spanisch: »Keine Sorge, *Vato*. Ich weiß, was ich zu tun habe.«

Fitzpatrick, dessen Spitzname Flexxx war, langte mit einer Hand über den Tisch und ballte sie zur Faust, wobei man sah, dass er an drei Fingern dicke Goldringe trug. Er und Moore stießen die Fäuste zusammen, dann nahm er wieder auf seinem Stuhl Platz.

Gloria Vega blickte zu Moore hinüber und fragte ihn auf Spanisch: »Wann haben Sie zuletzt geduscht?«

»Ich ... äh ... ich habe wohl immer noch einen Jet-lag.«

Sie verdrehte die Augen und schaute auf die Projektionsleinwand, die Towers gerade heruntergezogen hatte.

Auch Moore betrachtete jetzt die Geheimdienstfotos zweier junger Latinos.

»Ich nehme an, Sie haben diese Fotos alle schon mal gesehen?«, fragte Towers.

»Ja«, ergriff Moore als Erster das Wort. Er wollte den anderen beweisen, dass er nicht der Penner war, nach dem er aussah. »Der Typ links ist Dante Corrales. Er ist der Anführer der Killerbande des Kartells. Sie nennen sich selbst ›Los Caballeros‹, wenn ich mich recht erinnere. Der rechte Typ ist Pablo Gutiérrez. Er hat in Calexico einen FBI-Agenten umgebracht. Mr. Ansara möchte ihn bestimmt am Kanthaken kriegen.«

»Sie können sich gar nicht vorstellen, was mir das für ein Vergnügen wäre«, fauchte dieser wütend.

Towers nickte. »Unser guter Corrales ist ein cleverer Junge, aber er geht die Sinaloas immer wieder frontal an. Wir wissen nicht, ob seine Vorgesetzten dies befürworten.«

»Weshalb?«, fragte Moore.

Towers schaute Fitzpatrick an. Der räusperte sich und sagte: »Wegen der Escuadrones de la Muerte, den guatemaltekischen Todesschwadronen, denen er dabei vielleicht in die Quere kommen könnte. Sie sind nach einer zweijährigen Pause zurück im Geschäft. Sie haben sich reorganisiert und töten jetzt die Betreiber der Meth-Labore von Guatemala City und die Leute, die von Puerto Barrios und Santo Tomás de Castilla aus Drogen auf dem Seeweg über die Karibik schmuggeln. Außerdem haben sie auch auf der pazifischen Seite in den Häfen von San José und Camperico etliche Kartellmitglieder liquidiert.«

»Lassen Sie mich raten. Es trifft immer die Mitglieder der anderen Kartelle, während das Juárez-Kartell ungeschoren davonkommt.«

»Genau«, bestätigte Towers. »Wenn sie also die Sinaloas terrorisieren wollen, warum sollten sie sich dann nicht der Los Buitres Justicieros bedienen? So nennt sich nämlich das gefährlichste Mordkommando der Schwadronen ... die Rachegeier.«

»Und wir glauben, dass sich gegenwärtig zwölf von ihnen in Juárez aufhalten«, ergänzte Fitzpatrick. »Wenn Sie bereits die normalen *Sicarios* für harte Jungs halten, dann sind diese Kerle vollkommen irre.«

»Klingt nach einem Pulverfass«, sagte Moore.

»Torres und Zúñiga wissen, dass diese Typen in der Stadt sind, und das macht ihnen große Sorgen«, sagte Fitzpatrick. »Es gibt Gerüchte, dass sie einen Schlag gegen die Juárez-Leute planen, aber Zúñiga hat im Moment eher das Problem, dass er einen Tunnel unter der Grenze hindurch braucht, aber nicht bereit ist, das Juárez-Kartell dafür zu bezahlen, dass er einen seiner Tunnel benutzen darf.«

»Warum gräbt er sich nicht seinen eigenen?«, fragte Vega.

Fitzpatrick zog die Nase hoch. »Das hat er versucht. Jedes Mal kamen dann Corrales und seine Jungs und haben alle Arbeiter getötet. Sie verfügen über weit mehr Geld als wir. Sie haben überall ihre Spitzel. Ein riesiges Informationsnetz. Corrales hat auch den meisten Bauingenieuren in der Stadt Geld gegeben, damit sie niemals für Zúñiga tätig werden. Der kleine Bastard hat den ganzen Ort unter Kontrolle.«

Towers deutete auf das Foto. »Also, wir haben da ein Problem. Corrales ist im Moment das höchstrangige Kartellmitglied, das wir kennen, und er steht bestimmt nicht ganz oben. Auch in diesem Fall gilt ja die alte Binsenweisheit: Wenn wir den Anführer aufspüren und ausschalten können, bricht fürs Erste das gesamte Kartell zusammen. Dies sind komplexe und ausgefeilte Operationen, da braucht es schon einen hellen Kopf. Hinter einigem, was sie da anstellen, steckt meiner Meinung nach ein richtiges Genie. Wer immer dieser Typ ist, er hat sich vorzüglich getarnt, während seine Organisation gleichzeitig zum aggressivsten Kartell von ganz Mexiko aufgestiegen ist.«

»Irgendwelche Vermutungen, wer es sein könnte?«, fragte Moore.

»Nicht sehr viele«, antwortete Towers. »Wir haben den Bürgermeister, den Polizeichef und sogar den Gouverneur überprüft – ohne Ergebnisse. Weniger gebildete Typen wie Zúñiga protzen schon einmal mit ihrem Reichtum, um ihr Ego zu befriedigen, aber dieser Junge hat sich verdammt gut abgeschottet.«

Towers projizierte jetzt ein Flussdiagramm auf die Leinwand, das die unterschiedlichen Facetten der Operationen des Juárez-Kartells in mehreren Farben aufzeigte. Dann fuhr er fort: »Fassen wir zusammen: Wir müssen alle Verbindungen aufdecken, die das Juárez-Kartell zu den Terroristen in Afghanistan und Pakistan und den Meth- und Kokainlaboren in Kolumbien und Guatemala haben könnte, und wir müssen ihren Waffenschmuggel in den Vereinigten

Staaten unterbinden. Außerdem müssen wir die Kontakte des Kartells zur örtlichen und zur Bundespolizei aufdecken, und zwar möglichst mit handfesten Beweisen. Das ist die Phase eins. Die Phase zwei ist dann ganz einfach: Wir zerschlagen sie.«

Ansara schüttelte den Kopf. »Das sieht nach einer Menge Hausaufgaben aus. Und ich hasse Hausaufgaben.«

»Ich habe da eine Frage«, meldete sich Moore. »Ist man schon einmal an Zúñiga herangetreten, ob er uns behilflich sein könnte, die Juárez-Jungs zu erledigen? Vielleicht weiß er ja, wer deren Operationen leitet.«

»Langsam, langsam, Junge«, rief Towers und hob die Hand. »Sie reden hier von der Regierung der Vereinigten Staaten, die eine Partnerschaft mit einem mexikanischen Drogenkartell einget.«

Moore strahlte übers ganze Gesicht. »Genau.«

»Das scheint mir die übliche Vorgehensweise zu sein«, mischte sich jetzt Vega ein. »Wir gehen mit einem Teufel ins Bett, um einen anderen Teufel zur Strecke zu bringen.«

»Sind Sie gerade zu Sarkasmus aufgelegt?«, fragte sie Moore.

»Sie merken aber auch alles. Ganz recht. Die Idee entzückt mich nicht gerade ...«

»Zugegeben, es ist nicht die feine englische Art, aber es funktioniert.«

»Ich muss jedoch befürchten, dass wir dafür keine Erlaubnis bekommen würden«, sagte Towers. »Sie können aus beiden Kartellen Informanten anwerben, aber ich muss Sie warnen: Leider leben diese Leute meist nicht sehr lange.«

Moore nickte. »Da habe ich ein paar Ideen. Und, Fitzpatrick, Sie sollten weiterhin die Ohren offen halten. Wenn Sie etwas über Aktivitäten im Nahen Osten, Arabien oder Zentralasien hören, sollte ich das sofort erfahren.«

»Bisher kam das noch nicht vor, aber ich passe auf. Wenn Sie meinen Bericht gelesen haben, wissen Sie ja, dass ich Zúñiga bisher noch nicht begegnet bin, deshalb kann ich Ihnen auch nicht sagen,

ob er weiß, wer das andere Kartell beherrscht. Ich habe Luis gefragt, aber der hat keine Ahnung.«

»Okay«, erwiderte Moore.

Da es Fitzpatrick gelungen war, in das Sinaloa-Kartell einzudringen und es erfolgreich auszuspähen, beschrieb er den anderen einige Minuten lang dessen Operationen und Vermögenswerte und wies noch einmal auf das Ziel des Kartells hin, die Aktivitäten des Juárez-Kartells zu übernehmen, vor allem jedoch dessen Grenzblockade zu überwinden.

»Mr. Moore, wir wissen nicht sehr viel über Ihre Tätigkeiten in Pakistan«, sagte Towers, nachdem Fitzpatrick wieder Platz genommen hatte. »Man hat uns nur den Bericht über Tito Llamas gegeben, dessen Leiche in einem Kofferraum in Pakistan aufgefunden wurde.«

»Den habe ich auch gelesen«, antwortete Moore. »Der Mann war unser erster konkreter Anhaltspunkt für eine Verbindung. Das Kartell kauft in Afghanistan immer mehr Opium, aber wir wissen nicht, weshalb Llamas dorthin geschickt wurde. Sein Tod könnte ihr Verhältnis beschädigt haben.«

»Das wäre zu hoffen.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Kartell tatsächlich Terroristen über die Grenze in die Vereinigten Staaten bringen würde«, sagte Vega. »Warum sollten sie ihre besten Kunden umbringen lassen und die massive Vergeltung der USA riskieren?«

»Und was ist mit Zúñiga?«, fragte Moore Fitzpatrick. »Glauben Sie, er könnte den Taliban über die Grenze helfen, nur um dem Juárez-Kartell eins auszuwischen?«

»Auf keinen Fall. Nach allem, was ich von Luis gehört habe, weiß ich, dass dies bereits ausführlich diskutiert wurde. Ich glaube nicht, dass ein Mitglied irgendeines Kartells ausgewiesene Terroristen unterstützen würde. Das müsste dann schon eine unabhängige Splittergruppe sein, die auf einen einzigen, schnellen Gewinn aus ist. So etwas in der Richtung. Aber die Kartelle haben diese Gruppen

immer im Auge. Die können normalerweise nichts unternehmen, ohne dass die Kartelle es sofort erfahren.«

»Nun, dann kann ich ja gleich nach Hause gehen«, sagte Moore mit einem leichten Grinsen, »denn die Kartelle schützen unsere Grenzen gegen jede terroristische Bedrohung, damit wir weiterhin ihre Drogen kaufen können.«

»Nicht so schnell, Kumpel«, sagte Towers, der über die ironische Bemerkung grinsen musste. »Die Kartelle helfen vielleicht nicht aus freien Stücken, aber Al-Kaida oder die Taliban könnten sie dazu zwingen.«

Fitzpatrick seufzte frustriert: »Da kann ich ihnen nur empfehlen, dass sie ein paar ganz schwere Geschütze mitbringen, denn jedes Mal, wenn die Sinaloas mit den Juárez-Leuten aneinandergeraten, verlieren wir.«

»Macht euch doch nichts vor. Die Terroristen sind bereits hier. Wir sind von ihnen umgeben. Überall warten Schläfer nur noch auf ihre Einsatzbefehle«, sagte Vega.

»Sie hat recht«, sagte Fitzpatrick.

»Halleluja«, sagte Moore mit einem Grunzen.

»Also gut, Leute, wir machen einen Schritt nach dem anderen. Ich kann uns beträchtliche Mittel und personelle Unterstützung besorgen, wenn das nötig werden sollte. Sonst verschafft uns die Kleinheit unserer Gruppe einen gewichtigen Vorteil. Ansara, Sie gehen als Erstes nach Calexico. Vielleicht können Sie dort ein paar Drogenkuriere umdrehen, damit sie unserem Team Informationen liefern. Die Agenten am dortigen Grenzübergang haben allein in der letzten Woche Kokain und Marihuana im Wert von fast einer Million Dollar konfisziert. Das Kartell versteckte den Stoff in einem Geheimfach hinter dem Armaturenbrett eines Lastwagens. Das war vermutlich das Raffinierteste, was wir bisher gesehen haben. Man brauchte eine Fernbedienung und einen Zugangscode, um dieses Geheimfach zu öffnen. Wirklich ein ganz erstaunliches Ding. Sie haben die Drogen sogar mit einem Tuch umhüllt, das sie zuvor mit

einer tödlich scharfen Soße getränkt hatten. Dies sollte die Hunde täuschen. Mit solchen raffinierten Methoden müssen wir ab jetzt immer rechnen. Vega, Sie wissen ja, was zu tun ist. Passen Sie aber gut auf sich auf. Flexxx, Sie kehren einfach wieder zu Zúñiga zurück. Whittaker, Sie gehen heim nach Minnesota. Und damit bleiben nur noch Sie übrig, Mr. Moore.«

Der grinste. »Packen wir's an. Nächster Halt: Mexiko.«

Feinde und Verbündete

*Aéroport Paris-Charles de Gaulle
Terminal 1*

Ahmad Leghari war Mitglied der Punjabi-Taliban. Er war unterwegs, um sich mit Mullah Abdul Samad in Kolumbien zu treffen. Der 26-jährige Leghari trug eine dunkle Wollhose, ein Seidenhemd und ein leichtes Jackett. Er hatte nur einen Reiserucksack als Handgepäck dabei, seinen Koffer hatte er bereits eingchecked. In seinem Gepäck befand sich nichts Verdächtiges. Auch seine Papiere waren in Ordnung. Bisher hatte es auch keinerlei Schwierigkeiten gegeben. Die Frau am Check-in-Schalter war sogar sehr freundlich gewesen und hatte sein kaum verständliches Französisch toleriert. Dabei hatte man ihn vor den überarbeiteten und unhöflichen Angestellten gewarnt, für die dieser Flughafen berüchtigt war. Darüber hinaus gab es keinen Anlass für die Befürchtung, dass er auf der amerikanischen No-Fly-Liste der unerwünschten Flugpassagiere stehen könnte. In dieser Beziehung war seine Zuversicht wohl begründet. Der Nutzen dieser Liste mit ihren etwa 9000 Namen war schon häufig kritisiert worden. Sie koste eine Menge, verursache viel zu viele Fehlmeldungen und sei leicht auszutricksen. So hatte sich zum Beispiel herausgestellt, dass zahlreiche Kinder auf der Liste standen, von denen einige noch nicht einmal fünf Jahre alt waren. Andererseits tauchten auf ihr weder der Terrorist Umar

Farouk Abdulmutallab, der den Northwest-Airlines-Flug 253 zwischen Amsterdam und Detroit sprengen wollte, noch Faishal Shazad, der Autobombenleger vom New Yorker Times Square, auf. Die bekannteste Falschanzeige betraf jedoch den kürzlich verstorbenen Senator Edward »Ted« Kennedy. Der Listeneintrag »T. Kennedy« bescherte dem angesehenen Politiker bei etlichen Flügen beträchtliche Unannehmlichkeiten und Verspätungen. Offensichtlich hatte ein Terrorverdächtiger diesen Namen einmal als Pseudonym benutzt. Die Tatsache, dass »Ted« nur der Spitzname des Senators war, schien die zuständigen Beamten dabei nicht weiter zu beeindrucken. Kennedy musste sogar persönlich beim Heimatschutzminister intervenieren, damit man seinen Namen von der Liste strich. Er äußerte danach seine Besorgnis angesichts der Tatsache, dass eine solche Intervention dem Normalbürger natürlich nicht möglich sei.

Wie Personen auf diese Liste gerieten, sollte eigentlich ein streng gehütetes Geheimnis bleiben. Selbst bei Kongressanhörungen wurden nur Teile davon gelüftet. Trotzdem hatten die Taliban eine Analyse erstellt, wie einige ihrer Leute auf der Liste gelandet waren. Danach begann der Prozess mit einem Polizeibeamten oder Geheimdienstagenten, der seine Erkenntnisse dem Nationalen Terrorbekämpfungszentrum in Virginia übermittelte. Diese wurden in einer geheimen Datenbank namens Terrorist Identities Datamart Environment (TIDE) gespeichert. Die einzelnen Informationen wurden dann zusammengeführt, um die Namen mit gewissen Individuen zu verbinden. Wenn dieser Vorgang zu belastbaren Ergebnissen führte, wurden die Daten dem Terrorist Screening Center, das ebenfalls in Virginia lag, geschickt, wo sie weiteren Analysen unterzogen wurden. Jeden Tag wurden dem Center auf diese Weise mehr als dreihundert Namen gemeldet. Wenn an diesem Punkt die Informationen über einen Verdächtigen einen »begründeten Verdacht« rechtfertigten, wurde er auf die »Terror Watch List«, die Terror-Beobachtungsliste, des FBI gesetzt, auf deren Grundlage die Sicherheitsleute auf den Flughäfen bestimmte Personen besonders

gründlich untersuchten. Wenn dabei nichts herauskam, durften diese ihren Flug antreten. Die Taliban hatten nun herausgefunden, wann eine Person tatsächlich in die Flugverbotsliste aufgenommen wurde. Dazu mussten die zuständigen Behörden den vollen Namen und das Alter der Person kennen und die Information erhalten haben, dass sie eine Bedrohung der zivilen Luftfahrt oder der nationalen Sicherheit darstellte. Obwohl die Taliban dies nicht definitiv bestätigen konnten, hatten sie doch gehört, dass die endgültige Entscheidung, einen Namen auf die Liste zu setzen, bei sechs Administratoren der amerikanischen Verkehrssicherheitsbehörde Transportation Safety Administration (TSA) liege. Wenn sie auf der No-Fly-Liste standen, durften einige Verdächtige immer noch fliegen, sofern sie einer bewaffneten Begleitung durch Sicherheitsleute zustimmten. Wurden sie nicht wegen eines bestimmten Verbrechens gesucht, wurden die meisten Personen, deren Namen auf der Liste auftauchte, einfach am Flugsteig aufgehalten, einige Zeit festgehalten, verhört und schließlich freigelassen.

Andere Verdächtige konnten auch auf der »Selectee List« landen, was dazu führte, dass sie besonders gründlich gefilzt und verhört wurden, bevor sie das Flugzeug besteigen durften. Dazu mussten sie zuvor bestimmte Kriterien erfüllen, wozu etwa die Buchung eines Einfachflugs oder die Barzahlung des Flugtickets gehörten. Außerdem machte man sich verdächtig, wenn man den Flug erst am Reisetag reservierte oder ohne Ausweis unterwegs war.

Leghari hatte fast neun Monate für diese Reise trainiert. Er hatte sich den Grundriss des Terminals eingeprägt, und man hatte ihm beigebracht, was andere Personen zu ihm sagen könnten und wie er darauf reagieren sollte. Er hatte den Großteil seines Lebens in Dera Ghazi Khan, einer armen Grenzstadt der Punjab-Provinz verbracht, die sich vor allem durch ihre stetig wachsende Zahl von fundamentalistischen Koranschulen auszeichnete.

Seine Eltern hatten an dem vom pakistanischen Staat unterstützten Aufstand gegen die indischen Sicherheitskräfte in

Kaschmir teilgenommen, bis der Druck der Vereinigten Staaten den damaligen Präsidenten Pervez Musharraf dazu zwang, die Hilfe für diese Punjabi-Gruppe einzustellen. Seine Eltern mussten danach in die Stammesgebiete flüchten, wo sie ihre Verbindungen zu den Taliban und Al-Kaida vertieften. Leghari selbst wurde bei Verwandten zurückgelassen.

Dies trieb den verbitterten Jungen mehr als irgendetwas sonst in die örtliche Madrasa, die von Muhammad Ismail Gul geleitet wurde. Diese Koranschule war jedoch in Wirklichkeit ein Rekrutierungszentrum der verbotenen punjabischen Lashkar-i-Jhangvi-Taliban.

Leghari atmete tief durch und betrat dann den sechseckigen Millimeterwellen-Ganzkörperscanner. Der Flughafen testete diese umstrittene Technologie seit Monaten an allen Passagieren der Flüge in die Vereinigten Staaten. Seit Kurzem hatte er den Einsatz des Scanners auch auf andere Fluggäste ausgedehnt. Leghari wurde angewiesen, die Arme zu heben. Danach tasteten bewegliche Platten die Vorder- und Rückseite seines Körpers simultan mit extrem hochfrequenten EHF-Wellen ab. Die reflektierte Energie produzierte ein Bild, das von den Sicherheitsleuten interpretiert wurde. Natürlich trug er keine Flüssigkeiten, scharfe Gegenstände oder irgendetwas anderes bei sich, das einen Alarm ausgelöst hätte.

Als er hinterher jedoch großen gelben Zeichen durch einen Korridor aus poliertem Stahl und Glas folgte, traten zwei Männer in dunkelblauen Uniformen an ihn heran, die von der freundlichen Check-in-Dame begleitet wurden.

»Ist er das?«, fragten sie sie auf Englisch.

»Oui.«

Der Größere der beiden sagte etwas zu Ahmed, das dieser nicht ganz verstand, nur ein paar Worte jagten ihm einen kalten Schauer über den Rücken: U. S. Customs and Border Protection, Immigration Advisory, Zoll- und Grenzschutzbehörde der Vereinigten

Staaten, Einreiseberatung. Auf einem Uniform-Aufnäher des Mannes sah er die amerikanische Flagge.

Leghari trat einen Schritt zurück und schluckte. Hier gab es amerikanische Sicherheitsleute? Das hatten seine Ausbilder nicht vorausgesehen.

Es verschlug ihm den Atem.

Sie versuchten ihm ganz langsam etwas zu erklären. Die Frau teilte ihm danach auf Französisch mit, dass er diesen Männern folgen müsse.

Ahmed rang nach Luft. Und dann, ohne zu denken und ohne jede Vorwarnung, begann er zu rennen. Immer geradeaus, den Korridor hinunter. Die Männer riefen hinter ihm her. Er schaute sich nicht um.

Als er sich an den Reisenden vorbeischlängelte, die Rollkoffer hinter sich herzogen oder sorgfältig ihre Kaffeebecher balancierten, riss er sich den Rucksack herunter, der ihn am Laufen hinderte. Er ließ ihn fallen und sprintete los, so schnell er konnte.

Hinter sich hörte er wieder die Rufe der Männer.

Er hielt nicht an. Er würde auf keinen Fall anhalten. An einer Kreuzung bog er scharf nach rechts ab. Im ganzen Terminal heulte ein Alarm los, und aus den Lautsprechern drangen aufgeregte Durchsagen durch die Flughafenhalle.

Eine männliche französische Stimme befahl schließlich allen Passagieren, an ihren Gates zu bleiben.

Vor ihm tauchte eine bewegliche Glastür auf. Dahinter befand sich ein Wartungsbereich, in dem in sauber ausgerichteten Reihen Gepäckwägelchen abgestellt waren. Auf dem Schild an der Tür stand etwas über einen beschränkten Zugang. Darauf konnte er jetzt keine Rücksicht nehmen.

Nach draußen. Er musste es unbedingt nach draußen schaffen.

Aber dann lief er direkt einem Flughafensicherheitsbeamten in die Arme. Zuerst versuchte er noch, an dem ziemlich beleibten Mann vorbeizukommen, aber dieser stürzte sich auf ihn, und

Ahmad fiel zusammen mit ihm zu Boden. Leghari tastete mit den Händen nach der Pistole des Mannes, packte sie, riss sich von ihm los und jagte ihm zwei Kugeln in die Brust. Er sprang auf die Füße, und die Leute in seiner Umgebung schrien und flüchteten in alle Richtungen, er hörte hinter sich die Amerikaner rufen – und dann ein Prasseln wie von Feuerwerkskörpern ...

Im Rücken verspürte er einen scharfen, stechenden Schmerz. Etwas riss ihn auf den Boden. Plötzlich begann er zu würgen. Sein eigenes Blut begann ihn zu ersticken. Er drehte sich auf den Rücken und stellte sich vor, in die offenen Arme unzähliger Jungfrauen zu fallen. *Allahu Akbar!*

Die immer noch schreienden Amerikaner beugten sich über ihn, ihre Gesichter verzerrten sich zu hässlichen Masken und sie richteten ihre Waffen auf ihn, während die Welt von den Rändern her langsam dunkel wurde.

Dschungelhaus

Nordwestlich von Bogotá, Kolumbien

Samad wischte sich den Schweiß von der Stirn und sah von dem Bildschirm seines Laptops auf. Gerade hatte er einen Al-Dschasira-Bericht über die Schießerei auf dem Charles-de-Gaulle-Flughafen in Paris verfolgt.

Von den fünfzehn Taliban, die alle auf unterschiedlichen Wegen nach Kolumbien kommen sollten, hatte man also nur einen einzigen erwischt – natürlich den jüngsten und unerfahrensten. Ahmad Leghari hatte nicht begriffen, dass es den Amerikanern überhaupt nicht erlaubt gewesen wäre, ihn in Paris zu verhaften. Sie durften dort nur als Berater tätig werden. Seine Papiere, vor allem sein Pass, waren einwandfrei. Man hätte ihn in Gewahrsam genommen, befragt und höchstwahrscheinlich wieder freigelassen. Stattdessen war er in Panik geraten. Trotzdem stellte sich die Frage, wie man auf ihn aufmerksam geworden war. Die Amerikaner zahlten

Stammesangehörigen hohe Summen, um die Operationen der Taliban auszuspionieren. Samad nahm an, dass genau das hier passiert war. Er seufzte tief auf und schüttelte den Kopf, als er sich Niazi und Talwar zuwandte, die ihm gegenüber saßen und ab und zu einen Schluck aus ihren kleinen Pepsi-Cola-Flaschen nahmen, da ihr barbarischer Gastgeber ihnen keinen Tee anbieten konnte.

Während er selbst an seiner Flasche nippte, hörte Samad wieder einmal die Stimme Mullah Omar Rahmanis in seinem Kopf: *»Samad, du wirst sie anführen. Du wirst den Dschihad in die Vereinigten Staaten tragen. Dazu musst du dich der Kontakte mit den Mexikanern bedienen, die du in letzter Zeit geknüpft hast. Du verstehst doch, was ich meine?«*

Samad betrachtete voller Verachtung das fette Schwein, das gerade das Haus betrat und zwischen dessen Lippen wieder einmal eine kalte Zigarre steckte. Wenn Juan Ramón Ballesteros in der letzten Woche tatsächlich gebadet haben sollte, würde er einen Anwalt brauchen, um das zu beweisen. Er nahm die Zigarre aus dem Mund, strich sich über den silbergrauen Bart und sagte auf Spanisch: *»Ich werde euch helfen, nach Mexiko zu gelangen, aber das U-Boot ist gerade nicht einsatzbereit.«*

»Was?«, schrie Samad und bewies dabei seine eigenen Spanischkenntnisse. *»Das hat man uns versprochen, und wir haben Sie sehr gut dafür bezahlt.«*

»Es tut mir leid, aber wir müssen unsere Vorgehensweise ändern. Das U-Boot wird bereits mit meiner – und Ihrer! – Lieferung überladen sein, und die beiden anderen werden gerade gewartet und repariert. Als wir unsere Abmachung trafen, habe ich Rahmani ausdrücklich darauf hingewiesen, dass ich die Verschiffung des Opiums leite, sobald es in Kolumbien eingetroffen ist. Auf diese Weise habt ihr viel bessere Erfolgchancen. Verstehen Sie?«

Samad biss sich auf die Zähne. Ihre Zusammenarbeit war etwas völlig Neues, die Idee war jedoch genial. Das Juárez-Kartell deutete sogar an, dass ein wirkliches Genie dahintersteckte. Es wäre doch

wirklich unnötig, dass sich Ballesteros' Kokain und das eingeschmuggelte Opium aus Afghanistan gegenseitig Konkurrenz machten. Wenn sie zusammenarbeiteten, konnte man den gemeinsamen Lieferprozess einfacher und kostengünstiger gestalten. Das Juárez-Kartell war sogar bereit, beiden Organisationen einen Sonderbonus zu zahlen, wenn sie kooperierten und keine Händel anfangen. Das Ganze war eine einzigartige Beziehung. Nicht zuletzt deshalb hofften alle Beteiligten, dass die Amerikaner darauf völlig unvorbereitet waren. Ballesteros hatte bereits ein Dutzend Schmuggelrouten zu Lande, zu Wasser und in der Luft eingerichtet. Rahmani hatte die Vorteile dieser Vereinbarung sofort begriffen, und war deshalb auch bereit, für die Nutzung dieser Routen und die benötigten Kuriere zu zahlen.

»Der Rest meiner Gruppe wird bald hier sein«, teilte Samad Ballesteros mit. »Wie wollen Sie uns jetzt nach Mexiko bringen? Zu Fuß?«

»Ich erwäge, ein Flugzeug zu besorgen, das Sie erst einmal nach Costa Rica bringt. Aber darum brauchen Sie sich im Moment keine Gedanken zu machen. Erst einmal müssen wir nach Bogotá fahren. Vielleicht schon morgen. Schauen Sie, wir beide mögen uns nun einmal nicht, aber unsere Auftraggeber haben für das alles eine Menge Geld ausgegeben, da müssen wir einfach miteinander auskommen.«

»Einverstanden.«

»Außerdem müssen Sie mir versprechen, niemandem zu erzählen, wie ich Sie bei Ihnen, nennen wir es ›Reiseplänen‹ unterstützt habe. Nicht einmal Ihrem Auftraggeber. Niemandem!«

»Es gibt keinen Grund, darüber mit irgendjemand außer Ihnen zu sprechen«, log Samad. Er wusste bereits, dass der Chef des Juárez-Kartells ihm und seinen Männern helfen konnte, auf sicheren Routen in die Vereinigten Staaten zu gelangen. Er würde auf jeden Fall die Hilfe dieses hohen Tiers in Anspruch nehmen. Sicher, das Schwein Ballesteros konnte ihn nach Mexiko bringen. Für die

Überwindung der amerikanischen Grenze würde er jedoch die Unterstützung eines anderen benötigen.

Ballesteros fluchte über die Hitze, während er sich zum Gehen bereit machte.

In diesem Augenblick war lautes Gewehrfeuer zu hören, Kugeln schlugen durch die Wände und Fenster, Glassplitter flogen durch den Raum und draußen schrien Männer. Dem ersten folgten jetzt weitere Feuerstöße.

Samad warf sich zusammen mit seinen Unterführern auf den Boden. Ballesteros folgte ihnen. Er war unverletzt, verzog jedoch das Gesicht, als ein weiterer Kugelhagel die dünnen Holzwände zerfetzte und Millionen von aufgewirbelten Staubpartikeln zur Decke aufstiegen.

»Was ist denn jetzt los?«, rief Samad.

»Wir alle haben Feinde«, antwortete Ballesteros mit einem Grunzen.

Islamabad-Serena-Hotel

Islamabad, Pakistan

Israr Rana hatte lange gezögert, sich von der CIA anheuern zu lassen. Moore hatte fast drei Monate gebraucht, um Rana davon zu überzeugen, dass diese Arbeit nicht nur aufregend und lukrativ sei, sondern dass er dadurch auch dem Guten in der Welt dienen und vor allem die Sicherheit seines eigenen Landes befördern könne. Eigentlich hatte er sich trotzdem vornehmlich seinem Studium widmen wollen, aber als Moore ihn dann ausgebildet und ausgeschickt hatte, um Informationen zu sammeln, fand er diese Arbeit ausgesprochen spannend. Er hatte alle James Bond-Filme gesehen und sogar einige ihrer Dialoge auswendig gelernt, die er bei Gesprächen mit Moore sehr zu dessen Leidwesen immer wieder zitierte. Tatsächlich hatte Rana sein Englisch durch amerikanische Kinofilme »perfektioniert«. Leider würden seine wohlhabenden Eltern ihm

niemals gestatten, einen solchen Beruf zu ergreifen. Er dachte also, dass er mit seinem neuen Nebenjob zumindest eine Weile eine Menge Spaß haben würde – wenigstens bis er ihn langweilen würde. Tatsächlich hätte Moore auch zu anderen, weniger ethischen Mitteln wie Erpressung greifen können, um ihn zu rekrutieren, aber er hatte seinem Schützling versichert, dass auch ihre berufliche Beziehung auf gegenseitigem Vertrauen beruhen sollte. Rana imponierte dies so sehr, dass er sich nur noch mehr bemühte, Informationen für seinen Freund und Mentor zu beschaffen.

Im Augenblick lag er in einem kleinen Graben auf dem Hügel über dem Hotel, von dem aus er alle Vorgänge dort unten genau beobachten konnte. Sein Herz schlug jetzt schneller, als er eine SMS für Moore in sein Handy eintippte:

HABE GALLAGHER AUFGESPÜRT. SERENA-HOTEL. ISLAMABAD.

Rana wollte Moore mitteilen, dass ihr lieber Kollege Dreck am Stecken hatte. Gallagher arbeitete jetzt mit bekannten lokalen Taliban-Kommandeuren zusammen. Mit einigen von ihnen traf er sich gerade in diesem Hotel. Rana glaubte, dass er durchaus auch Khodais Familie umgebracht haben könnte. Immerhin war er ja dort gewesen, um sie zu »beschützen«. Jeder hatte seinen Preis, und die Taliban hatten offensichtlich seinen ermittelt.

Rana hatte sie nicht kommen hören. Plötzlich riss ihm jemand von hinten das Handy aus der Hand. Als er sich umdrehte, sah er einen Knüppel auf sich heruntersausen. Dann wurde es dunkel um ihn.

Ranas Kopf hing ihm auf die Brust. In seinem Genick und auf einer Seite seines Gesichts verspürte er ein schmerzhaftes Pochen.

Als er die Augen öffnete, sah er erst einmal nur ziemlich unscharf etwas, das wie blaugrüne Vorhänge aussah, bis ihm plötzlich jemand mit einem hellen Licht in die Augen leuchtete.

»Du bist doch der Verräter, der für die Amerikaner arbeitet, stimmt's?«

Der Mann, der diese Frage gestellt hatte, war ganz in seiner Nähe, obwohl Rana ihn nicht sehen konnte. Immer noch war alles verschwommen. Offensichtlich hatte er die Kontrolle über seinen Kopf noch nicht zurückgewonnen.

Nach dem Ton seiner Stimme zu schließen, war der Mann jung, nicht älter als dreißig, wahrscheinlich einer der Unterführer, die Rana beobachtet hatte.

»Es tut mir wirklich leid, du Armer«, meldete sich jetzt eine andere Stimme, die er sofort erkannte. Es war Gallagher. Sein Akzent war unverkennbar.

Jetzt wollte Rana unbedingt etwas sagen, auch wenn seine Lippen sich immer noch seltsam taub anfühlten. »Was tun Sie denn bei denen?«

»Moore hat dich auf mich angesetzt, stimmt's? Das hätte er besser lassen sollen. Du bist ein guter Junge.«

»Bitte, lassen Sie mich gehen.«

Eine Hand schlug ihm ganz leicht auf die Wange. Endlich fand er die Kraft, seinen Kopf zurückzulehnen und nach oben zu schauen. Jetzt konnte er Gallaghers runzliges Gesicht erkennen, das sofort danach wieder unscharf wurde. Rana wurde plötzlich bewusst, dass sie sich gar nicht in einem Hotelzimmer, sondern irgendwo in einer Höhle befanden, die wahrscheinlich im Stammesbezirk Bajaur nordwestlich des Hotels lag. Das Blau und Grün, das er vorhin gesehen hatte, war tatsächlich der Stoff von Gallaghers Umhang und Hosen.

»In Ordnung, wir lassen dich gehen, aber zuerst stellen wir dir ein paar Fragen über deine Tätigkeiten in der letzten Zeit und darüber, was du und Moore hier in Pakistan erfahren habt. Verstehst du? Wenn du kooperierst, lassen wir dich frei. Dir wird nichts geschehen.«

Alles an Rana wollte das glauben, aber Moore hatte ihm erzählt, dass sie genau das sagen würden, wenn sie ihn jemals in die Finger bekommen sollten. Sie würden ihm die Freiheit zusichern, ihn zum Sprechen bringen und ihn dann töten, wenn sie erfahren hatten, was sie wissen wollten.

Rana wurde mit einem Schauer bewusst, dass er ein toter Mann war.

Dabei war er noch so jung, nicht einmal mit dem Studium fertig. Nie verheiratet. Keine Kinder. Sein ganzes Leben lag noch vor ihm – aber er würde niemals erfahren, wie es hätte verlaufen können.

Seinen Eltern würde das Herz brechen.

Bei diesem Gedanken knirschte er mit den Zähnen und keuchte vor Wut.

»Rana, mach es uns beiden doch nicht so schwer.«

Rana holte jedoch tief Atem und benutzte dann die englischen Ausdrücke, die er von Moore gelernt hatte: »Fuck you, Gallagher, du verflickter Verräter. Du wirst mich sowieso töten, also mach es jetzt gleich, du Drecksack!«

»Jetzt nimmst du den Mund noch voll, aber die Folter wird lang und entsetzlich sein. Und dein Freund, dein Held, dieser Mr. Moore, lässt dich hier verrotten. Willst du jemand treu bleiben, der dich so im Stich gelassen hat? Denk gut darüber nach, Rana. Denk darüber nach.«

Rana wusste, dass Moore nicht aus freien Stücken Pakistan verlassen hatte. Man hatte ihn abberufen. Dies war eben ein Teil seines Agentenjobs. Er hatte das mehrfach erwähnt und ihm erklärt, dass andere Agenten Kontakt zu ihm aufnehmen würden und dass die Beziehung zu ihm für die CIA sehr wichtig sei.

Andererseits fürchtete Rana, dass er der Folter nicht standhalten könnte. Er stellte sich vor, dass sie ihm die Finger und Zehen abschneiden, Stromkabel an seine Genitalien anschließen und ihm die Zähne herausreißen würden. Er stellte sich vor, wie sie ihm Schnitt- und Brandwunden zufügen, ihm ein Auge ausschlagen und ihn von

Schlangen beißen lassen würden. Er sah sich selbst im Dreck liegen, wie ein Lamm zerhackt werden und verbluten, bis die ewige Kälte ihn erfassen würde.

Er zerrte an den Fesseln um seine Hand- und Fußgelenke.

Plötzlich wurde seine Sicht ganz klar. Gallagher stand vor ihm. Die beiden Taliban-Kommandeure schauten ihm über die Schulter. Einer von ihnen hatte ein gewaltiges Messer in der Hand, während der andere sich auf ein langes Metallrohr wie auf einen Gehstock stützte.

»Schau mich an, Rana«, sagte Gallagher. »Ich verspreche dir, dass wir dich gehen lassen, wenn du uns erzählst, was wir wissen wollen.«

»Halten Sie mich für so blöd?«

Gallagher zuckte zurück. »Hältst du mich für so skrupellos?«

»Fuck you.«

»Wie du willst. Tut mir leid.« Er schaute die Männer an. »Du wirst flennen wie ein Baby, und du wirst uns alles erzählen, was wir wissen wollen.« Gallagher gab dem Mann mit dem Messer ein Zeichen. »Schneide seine Fesseln durch. Und dann fangen wir mit seinem Fuß an.«

Rana zitterte. Ihm stockte der Atem. Und tatsächlich begann er jetzt, wie ein Kind zu weinen.

Die nackte Panik schoss ihm in immer neuen Schüben durch Brust und Bauch. Wenn er doch reden würde, wenn er ihnen alles erzählen würde, würden sie ihn vielleicht wirklich gehen lassen. Nein, würden sie nicht. Oder vielleicht doch? Da war nichts mehr, an das er noch glauben konnte. Jetzt schüttelte es ihn so heftig, dass er sich beinahe übergeben hätte.

»Okay, okay, ich werde euch helfen!«, schrie er.

Gallagher beugte sich mit einem düsteren Lächeln ganz nahe an ihn heran. »Wir wussten, dass du das tun würdest ...«

Wohin wir gehören

Bonita-Real-Hotel

Juárez, Mexiko

Alle Hightech-Geräte der Welt konnten die altgedienten Agenten vor Ort nicht ersetzen, die das sammelten, was im CIA-Jargon HUMINT, »Human Intelligence«, hieß, also die Erkenntnisse, die aus menschlichen Quellen kamen. Moore musste oft daran denken, dass genau das ihm in all den Jahren einen recht einträglichen Beruf gesichert hatte. Erst wenn die Ingenieure einen Androiden erfinden würden, der diese Arbeit genauso gut erledigen konnte wie er, würde er seinen Job an den Nagel hängen und seine Dienstmarke abgeben müssen. Seiner Meinung nach würde die Welt aber sowieso bald untergehen, wenn die Maschinen erst einmal die Herrschaft übernommen hätten. Eine uralte Science-Fiction-Vision würde dann Wirklichkeit werden. Moore wollte sich das eines Tages von der Tribüne aus mit einem Hotdog in der einen und einem Bier in der anderen Hand anschauen.

Trotzdem wunderte er sich immer noch über die hoch verschlüsselten Daten, die er auf seinem Smartphone empfangen konnte. Im Moment betrachtete er Echtzeit-Satellitenbilder des Hotels, die es ihm erlaubten, das Kommen und Gehen und alle Vorgänge draußen zu beobachten, während er selbst es sich auf seinem Bett bequem gemacht hatte und im Hintergrund das Gebrabbel der TV-

Frühnachrichten zu hören war. Die Spionagesatelliten, die ihm diese Bilder lieferten, wurden vom National Reconnaissance Office (mit seinem Militär- und CIA-Personal) betrieben. Sie umkreisten die Erde auf niedrigen Umlaufbahnen und konnten die Bildauflösung für einige Minuten optimieren, bevor sie ihren Job dem nächsten Satelliten in der Reihe überließen, der nach ihnen das Zielgebiet überflog.

Dazwischen empfangt Moore immer wieder kleine Textmeldungen von den Analysten im Hauptquartier, die dieselben Bilder wie er sahen und deshalb bei Bedarf seine Aufmerksamkeit auf das lenken konnten, was ihnen auffiel. Andere Fenster gaben ihm jederzeit die genaue GPS-Position aller Mitglieder seiner Task-force an oder zeigten ihm die Satellitenfotos anderer Ziele in dieser Stadt wie etwa Zúñigas Landhaus. Das Ganze war eine komplexe und umfassende Überwachungsoperation, die von Computerfreaks geleitet wurde, die eine halbe Welt von hier entfernt ihren Cappuccino schlürften.

Moore hatte ganz bewusst Dante Corrales' Hotel gewählt, weil dieser ja laut Towers das höchstrangige Kartellmitglied war, das man bisher identifizieren konnte. Wie alle guten Drogendealer machte auch Corrales ständig neue ganz legale Geschäfte auf, mit denen er sein schmutziges Geld waschen konnte. Wenn er jedoch Fehler machte und aufflog, würden die armen, ehrlichen Leute, die für ihn arbeiteten, ihren Job verlieren. Andere würde er in Verbrechen verstricken, an die sie zuvor nicht im Traum gedacht hätten.

Andererseits würde er in nächster Zeit bestimmt nicht verhaftet werden. Seine Verfolger ließen ihm erst einmal freie Hand, da sie mit seiner Hilfe den eigentlichen Leiter der Operationen zu identifizieren hofften. Corrales hielten sie für die tickende Zeitbombe, die sie dafür benötigten.

Die Angaben über seine Person waren äußerst fragmentarisch und stammten meist von Straßeninformanten oder von

persönlichen Dokumenten, die sie hatten beschaffen können. Dass seine Eltern bei einem Hotelbrand ums Leben gekommen waren und er sich jetzt selbst ein Hotel gekauft hatte, erregte ihr Interesse. Die CIA kannte seine Anmaßung und Selbstüberschätzung und hoffte daraus einmal Nutzen ziehen zu können. Seine Vorliebe für protzige Autos und teure Kleidung machte die Verfolgung seiner Wege und Aufenthaltsorte in dieser Stadt lächerlich einfach. Über seinem Bett hing bestimmt ein Plakat des Al-Pacino-Films *Scarface*. In gewisser Weise erinnerte er Moore an sich selbst, als er siebzehn gewesen war, kämpferisch, großsprecherisch und ohne viel Ahnung, auf welche Weise die Entscheidungen, die er jetzt traf, sein ganzes künftiges Leben beeinflussen würden.

Moore stieg aus dem Bett, legte das Telefon auf den Nachttisch und zog ein Polohemd und teure Stoffhosen an. Seine Haare hatte er inzwischen geschnitten und zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden. Sein sauber gestutzter Bart hatte nichts mehr mit dem Hummerlatz gemein, den er in Afghanistan und Pakistan getragen hatte. Um sich selbst ein wenig Pep zu verleihen, trug er außerdem einen falschen Diamantohrring. Er griff sich eine Ledermappe und wandte sich zum Gehen. Auf seinem Breitling Chronomat war es genau 9.21 Uhr.

Er fuhr mit dem Aufzug von seinem Zimmer im dritten Stock ins Erdgeschoss hinunter. Der Mann an der Rezeption, der laut seinem Namensschild *Ignacio* hieß, nickte ihm höflich zu.

Hinter ihm stand eine absolut umwerfende junge Frau mit langen dunklen Haaren und den Augen eines Vampirs. Sie trug ein braunsilbernes Kleid und ein Goldkreuz, das fast in ihrem Ausschnitt verschwand. Ihre kessen Titten waren ganz offensichtlich leicht vergrößert worden, aber sie glichen doch nicht den lächerlichen Wasserballons, wie sie die Pornosternchen liebten.

Moore holte sein Smartphone aus der Tasche, wartete einen Moment, tat so, als ob er eine E-Mail lesen würde, und schoss dann heimlich ein Foto von der Frau.

Er runzelte die Stirn, blätterte mit dem Daumen auf eine andere Seite und blickte dann auf. Die Frau gönnte ihm ein flüchtiges Lächeln. Er erwiderte es und begab sich nach draußen zu seinem Mietwagen. Nach dem Einsteigen schickte er das Foto der Frau an die Leute in Langley.

Fünfzehn Minuten später traf er sich am anderen Ende der Stadt mit einer Maklerin. Auf dem Weg dorthin kam er an einer kleinen Kneipe vorbei, vor der mehrere Polizeiwagen standen. Polizisten führten gerade ein paar Männer in Handschellen aus der Taverne. Eine frühmorgendliche Bar-Razzia in Juárez, wer hätte das gedacht.

Die Maklerin war eine beleibte Frau mit hellblauen Augenschatten und einem leichten Damenbart. Sie hatte große Mühe, sich aus ihrem verrosteten und staubbedeckten Kia herauszuwinden. Sie schüttelte ihm kräftig die Hand und sagte: »Ich muss ehrlich zu Ihnen sein, Mr. Howard. Dieses Objekt ist seit über zwei Jahren auf dem Markt, und bisher hat sich noch kein Einziger dafür interessiert.«

Moore, alias Mr. Scott Howard, betrachtete die beiden alten Fabrikgebäude, die nebeneinander auf einem Grundstück von insgesamt achtzig Hektar kahlem, staubigem Land standen. Die Gebäude selbst sahen aus, als ob schon mehrere Wirbelstürme über sie hinweggegangen wären. Ihre mit Graffiti beschmierten Wände standen zwar noch aufrecht, aber sonst war kaum noch etwas in Ordnung. Moore betrachtete die mit Glassplittern übersäten Flächen und den grauen Dunst, der sich wohl auf Dauer auf diesem trostlosen Stück Erde niedergelassen hatte, und verzog das Gesicht. Er holte sein Handy heraus und machte einige Bilder. Dann zwang er sich zu einem breiten Grinsen und sagte: »Señora García, ich bin Ihnen dankbar, dass Sie mir das hier gezeigt haben. Wie ich Ihnen bereits am Telefon erklärt habe, suchen wir in ganz Mexiko nach Grundstücken, auf denen wir Montagewerke für unsere Sonnenkollektoren bauen können. Unsere Fertigungsstätten werden hier

sein, während unsere Verwaltung, Entwicklungsabteilung und unsere Lager in San Diego und El Paso bleiben werden. Ich suche also genau nach einem solchen Stück Land, das in der Nähe einer Autobahn liegt.«

Moore bezog sich auf das Geschäftsmodell der »Maquiladoras«, das auf eine US-amerikanisch-mexikanische Vereinbarung zurückging, die niedrige Zölle für in Mexiko montierte Industriegüter vorsah. Seitdem waren auf der mexikanischen Seite der Grenze Tausende solcher Maquiladoras entstanden.

Die Idee war Moore bei einem Essen mit einem alten SEAL-Kameraden gekommen, der inzwischen für das Telekom-Unternehmen General Instruments (GI) arbeitete. Sein Kumpel war inzwischen immerhin zum Geschäftsführer aller GI-Maquiladoras aufgestiegen. Dabei war er auf Schwierigkeiten gestoßen, als er Halbfertigprodukte zur Endmontage nach Mexiko einführen wollte. Die Mexikaner waren nämlich der Meinung, dass alle diese Güter aus mexikanischen Fabriken kommen müssten, die auch auf keinen Fall im Besitz von GI sein durften. Moores Ex-Kamerad hatte sich jedoch eine clevere Lösung ausgedacht. Er verkaufte die amerikanischen Halbfertigprodukte an ein unabhängiges mexikanisches Fuhrunternehmen, das sie nach Mexiko transportierte. Dort kaufte er die Waren zum Selbstkostenpreis zuzüglich einer *Mordita*, eines Bestechungsgelds, wieder zurück. Als einheimische Güter konnte er sie jetzt in seinen Maquiladoras weiterverarbeiten. Er hatte seine Erzählung mit der Feststellung abgeschlossen: »Ganz Mexiko funktioniert nur mit *Morditas*.« Als Moore sich eine Tarnung für seinen Aufenthalt in Juárez überlegte, hatte er sich an dieses Essen erinnert.

Während ihn die Maklerin anlächelte, schaute Moore zu den beiden Typen hinüber, die auf der anderen Seite der Straße parkten. Sie beschatteten ihn, und das war gut so. Er hatte nichts anderes erwartet. Allerdings wusste er nicht, ob sie zum Juárez- oder zum Sinaloa-Kartell gehörten.

Schlimmer noch ... sie könnten Guatemalteken sein. Rachegeier

...

Moore zog die Augenbrauen hoch. »Ich glaube, dieses Grundstück wäre ideal für unsere Zwecke. Ich würde mich gerne mit dem Eigentümer treffen, um über den Preis zu sprechen.«

Die Frau zuckte zusammen. »Leider ist das nicht möglich.«

»Oh, schade, warum?« Moores Neugier war gespielt, weil er die Antwort bereits kannte. Das Land gehörte Zúñiga, dem Chef des Sinaloa-Kartells.

»Der Eigentümer lebt sehr zurückgezogen. Außerdem ist er oft auf Reisen. Sie müssten also die Angelegenheit mit seinen Anwälten besprechen.«

Moore verzog das Gesicht. »Ich mache normalerweise keine Geschäfte mit Strohmännern.«

»Verstehe«, erwiderte sie. »Aber er ist wirklich ein sehr beschäftigter Mann. Auch ich bekomme ihn nur ganz selten ans Telefon.«

»Nun, ich hoffe, Sie versuchen es wenigstens. Und ich hoffe, dass er in meinem Fall eine Ausnahme machen wird. Sagen Sie ihm, dass er seine Zeit nicht verschwenden würde und das Projekt ihm eine Menge Geld einbringen könnte. Und um das zu untermauern ...« Moore holte aus seiner Aktentasche eine Werbemappe, die ausführliche Informationen über sein fiktives Unternehmen enthielt. Im Umschlag dieser Mappe war ein hauchdünner GPS-Peilsender versteckt. Moore hoffte, sie werde das Material tatsächlich Zúñiga übergeben. Dieser würde dann wohl Informationen über sein »Unternehmen« einholen und herausfinden, dass es gar nicht existierte.

Man konnte ja nicht einfach an der Haustür eines Kartellchefs klingeln und fragen, ob er mit einem ins Geschäft kommen wollte. Auf diese Weise würde man ihn nie zu Gesicht bekommen. Man musste also zuerst dessen Neugier wecken und ihn sogar so neugierig machen, dass er von sich aus ein Treffen vorschlagen würde.

Das Ganze war ein Spiel, das Moore bereits oft mit Kriegsherren in Afghanistan gespielt hatte.

»Bitte sorgen Sie dafür, dass der Eigentümer dieses Informationsmaterial bekommt.«

»Mr. Howard, ich werde mein Bestes tun, aber ich kann Ihnen nichts versprechen. Ich hoffe, dass Sie dieses Grundstück auf jeden Fall in Betracht ziehen. Wie Sie gesagt haben, für Ihre Zwecke ist es einfach ideal.«

Sie hatte ihre Werbebotschaft gerade erst beendet, als in der Ferne das Feuer von Sturmgewehren zu hören war. Kurz darauf zerriß ein weiterer Feuerstoß die Morgenruhe, gefolgt von einer Polizeisirene.

Die Maklerin lächelte beinahe schuldbewusst. »Das ist, äh, okay, das ist, na, Sie wissen ja wohl bereits, eher der rauere Teil der Stadt«, stotterte sie.

»Ja, kein Problem«, beruhigte sie Moore und winkte ab. »Mein neues Unternehmen wird eine Menge Sicherheitsleute benötigen, das weiß ich. Außerdem werde ich viel Unterstützung und gute Informationen brauchen. Das ist ein Grund, warum ich gerne selbst mit dem Eigentümer gesprochen hätte. Bitte teilen Sie ihm das mit.«

»Das werde ich tun. Vielen Dank, dass Sie sich das Objekt angeschaut haben, Mr. Howard. Ich melde mich.«

Er schüttelte ihr die Hand, dann ging er zu seinem Auto zurück. Er achtete darauf, nicht in die Richtung seiner Beschatter zu schauen. Er setzte sich in den Wagen, ließ das Fenster herunter und wartete eine Weile. In der Zwischenzeit musterte er die letzten Aufnahmen des Hoteleingangs und der dort geparkten Autos. Auch die Männer rührten sich nicht vom Fleck. Er versuchte, ihr Nummernschild zu lesen. Als ihm dies nicht gelang, ließ er den Wagen an und fuhr auf direktem Weg zurück ins Hotel. Dabei kam er an einer Werbetafel für Windhunderennen auf einem Rennplatz

mitten in der Stadt vorbei, bei denen man ganz legal wetten durfte, wie das Schild betonte.

Vor vielen Jahren hatten Moore und seine Eltern einmal eine Reise nach Las Vegas unternommen, von der sein Vater immer geträumt hatte. Die Fahrt dorthin kam dem Zehnjährigen unendlich lang vor. Die meiste Zeit spielte er auf dem Rücksitz mit seinen Soldatenfiguren und seinen Baseballkarten. Auch seine Mutter beklagte sich ständig, dass die Fahrt viel zu lang und zu teuer sei. Sein Vater verteidigte sich, sie werde schon sehen, er habe ein Gewinnsystem, und mit Zahlen kenne er sich eben aus. Wenn sie zur Abwechslung einmal an ihn glauben würde, könnten sie vielleicht sogar Glück haben.

Aber sie hatten kein Glück. Sein Vater verlor eine Menge Geld. Danach konnten sie sich nicht einmal mehr etwas zu essen kaufen, weil das restliche Geld für Benzin für die Rückfahrt draufgegangen war. Moore war in seinem Leben noch nie so hungrig gewesen. Als er stundenlang in diesem heißen Auto sitzen musste, dessen Klimaanlage zu allem Überfluss auch nicht mehr funktionierte, hatte er wohl begonnen, einen tiefen Hass auf die Zahlen, auf das Glücksspiel und auf alles, was sein Vater mochte, zu entwickeln. Natürlich brauchte er die Zahlen später im Leben in seinen Mathematikkursen, aber damals waren das Geld und die Buchhaltung für ihn böse Obsessionen, die seine Mutter zum Weinen brachten und ihm Bauchweh verursachten.

Immer wenn er als Teenager die Filmversion von Dickens' Roman *Eine Weihnachtsgeschichte* anschaute, stellte er sich seinen Vater in der Rolle des Geizkragens Scrooge vor. Heute wusste er, dass er es mit seiner jugendlichen Aufsässigkeit seinem Vater heimzahlen wollte, weil er nicht der Superheld war, den er sich gewünscht hätte. Tatsächlich war er ein beeindruckender, wenn auch sehr eigensinniger Mann, bis ihn der Krebs zu einem schwachen Schatten seiner selbst und danach zu einem aufgedunsenen, medikamentenschluckenden Opfer machte, das

ausgerechnet am Weihnachtsabend starb und damit seiner Familie, die sich zuvor über ihn mokiert hatte, einen allerletzten Streich spielte.

Moore hätte sich einen Vater gewünscht, der ihn gelehrt hätte, was es heißt, ein Mann zu sein, und der ihn in die Freuden des Fischens und Jagens eingeführt hätte, und nicht so einen grifelspitzenden mittleren Angestellten mit einer überkämmten Glatze und einem Schmerbauch. Er wollte seinen Vater lieben, aber zuvor musste er ihn erst einmal respektieren. Dies fiel ihm jedoch umso schwerer, je mehr er über dessen Leben nachdachte.

Als Ersatz für diese fehlende Vaterfigur hatte Moore dann den Kameradschaftssinn beim Militär gefunden. Und so war er Teil einer sagenumwobenen Gemeinschaft geworden, deren Name bereits bei allen, die ihn hörten, Ehrfurcht und Angst erweckte.

»Oh, Sie waren beim Militär. Und bei welcher Einheit?«

»Ich war ein Navy-SEAL.«

»Ach du Scheiße, wirklich?«

Nach dem BUD/S-Kurs war er zusammen mit Frank Carmichael für das SEAL-Team 8 ausgewählt und nach Little Creek, Virginia, geschickt worden, um dort die Gefechtsausbildung zu beginnen, also das, was die alten Hasen die »echte Sache« nannten, womit sie die Vorbereitung auf den Kampfeinsatz meinten. Ausbildung, Einsatz und Einsatznachbereitung dauerten insgesamt 24 Monate. Er wurde zum Petty Officer Second Class E-5 (Bootsmaat) befördert. Im Jahr 1996 erhielt er drei offizielle Belobigungsurkunden, die es seinem Kommandeur erlaubten, ihn für die Offiziersanwärterschule vorzuschlagen. Dort verbrachte er zwölf lange Wochen. Nach dem erfolgreichen Abschluss wurde er zum O-1 Ensign, zum Fähnrich zur See, ernannt. 1998 wurde er dann nach einer weiteren Belobigungsurkunde und der Verleihung der Verdienstmedaille des Marinestaatssekretärs Leutnant zur See. Wegen seiner besonderen Leistungen wurde er vorzeitig im März 2000 zum Kapitänleutnant befördert.

Im September 2001 ging es dann richtig los. Moore und sein SEAL-Team wurden nach Afghanistan geschickt, wo sie an zahlreichen Spezialaufklärungsmissionen teilnahmen und mit der Presidential Unit Citation und der Navy Unit Commendation zwei wichtige Auszeichnungen für ihren Kampf gegen die Taliban-Aufständischen erhielten. Im März 2002 nahmen sie an der Operation Anaconda teil, in deren Rahmen es gelang, Taliban- und Al-Kaida-Einheiten aus dem Schah-i-Kot-Tal und den Arma-Bergen in Afghanistan zu vertreiben.

Selbst Moore konnte es zu diesem Zeitpunkt kaum noch glauben, wie sehr er seit seiner Zeit als Highschool-Rowdy gereift war.

In Juárez gab es natürlich immer noch eine Menge Rowdys, musste er jetzt denken. Er bog auf den Hotelparkplatz ein und nahm erst einmal mit seinem Handy die Kennzeichen aller anderen dort abgestellten Autos auf. Er schickte sie sofort nach Langley, dann ging er hinein und ließ sich in der Lobby einen Becher Kaffee aus dem Automaten, während Ignacio ihn beobachtete. Von draußen drang das Geräusch von Hämmern und Sägen und das Rufen von Bauarbeitern herein.

»War Ihre Geschäftsbesprechung erfolgreich, Señor?«, fragte der Mann an der Rezeption auf Englisch.

Moore antwortete auf Spanisch: »Ja, alles lief glatt. Ich suche hier in Juárez nach ein paar gut gelegenen Grundstücken, um mein Geschäft zu erweitern.«

»Señor, das ist großartig. Ihre Kunden könnten dann ja bei uns absteigen. Wir werden gut für sie sorgen. Viel zu viele Leute haben Angst, nach Juárez zu kommen, dabei hat sich die Stadt in letzter Zeit sehr verändert. Es gibt keine Gewalt mehr.«

»Das hört man gerne.« Moore machte sich auf den Weg in sein Zimmer, das nach Ignacios Angaben »billig, billig« sein würde, da das Hotel ja noch renoviert werde. Tatsächlich hatte Moore sich beim Einchecken nicht vorstellen können, wie laut es hier werden

würde, weil die Arbeiter da noch nicht mit dem Hämmern und Sägen begonnen hatten.

Zurück in seinem Zimmer las er auf seinem Smartphone alles durch, was die CIA über diese dunkelhaarige Frau herausgefunden hatte. Ihr Name war Maria Puentes-Hierra, sie war 22 Jahre alt, ihr Geburtsort war Mexico City und sie war die Freundin von Dante Corrales. Viel mehr wussten sie nicht über sie, außer dass sie ein Jahr im Monarch-Club, einer der wenigen verbliebenen Rotlichtbars der Stadt, gearbeitet hatte. Die meisten anderen waren entweder von der Bundespolizei geschlossen oder vom Sinaloa-Kartell niedergebrannt worden. Das Monarch gehörte jedoch dem Juárez-Kartell und wurde von der Polizei gut geschützt, deren Beamte laut Bericht dort häufig auch als Gäste verkehrten. Moore nahm an, dass Corrales die junge Schönheit dort kennengelernt hatte, als sie sich im bunten Disco-Licht an der Metallstange rekelte. Ihre Liebe war wahrscheinlich zwischen verwässerten Drinks und dichtem Zigarettenrauch aufgeblüht.

Als er schließlich mit dem Bericht fertig war, schaute Moore nach, was die anderen Taskforce-Mitglieder gerade trieben.

Fitzpatrick war nach seinem »Urlaub« in den Vereinigten Staaten in das Sinaloa-Landhaus zurückgekehrt. Er und sein »Boss« Luis Torres bereiteten einen Angriff auf das Juárez-Kartell vor. Dieser sollte eine Rache für die Explosion vor dem Landhaus werden, bei der mehrere von Zúñigas Männern getötet worden waren und am Haupttor und dem elektronischen Sicherheits- und Überwachungssystem ein Schaden von mehr als 10 000 US-Dollar entstanden war.

Gloria Vega begann gerade ihren ersten Tag als Kommissarin der Bundespolizei in Juárez. Sie würde heute wohl eine Menge Neues zu sehen und zu hören bekommen, nahm Moore an.

Dann rief ihn Ansara an, um ihm mitzuteilen, dass er bereits in Calexico, Kalifornien, eingetroffen war und jetzt mit Zollbeamten an den wichtigsten Grenzübergangsstellen zur mexikanischen

Nachbarstadt Mexicali zusammenarbeitete, um Drogenschmuggler aufzuspüren und einen davon für ihr Team zu rekrutieren.

ATF-Agent Whittaker war zurück in Minnesota und kundschaftete bereits einige Mietlager aus, die die Kartelle als Waffenverstecke nutzten.

Die Maklerin war in ihr Büro zurückgekehrt und führte einige Telefonate, die von Analysten in Langley abgehört und interpretiert wurden.

Moore wollte sich zurück aufs Bett legen, an seinem Kaffee nippen und sich ein wenig entspannen, bevor sie ihn abholen würden

...

Als er gerade versonnen den Kaffeesatz auf dem Boden seines Styroporbechers betrachtete, erhielt er eine SMS von einer höchst ungewöhnlichen Quelle: Nek Wazir, dem alten Mann und Informanten aus Nord-Waziristan. Die Botschaft schreckte Moore auf. Sie lautete ganz einfach: BITTE ZURÜCKRUFEN.

Moore wählte sofort die Nummer von Wazirs Satellitentelefon. Er nahm auch keine Rücksicht auf den Zeitunterschied, der nach seiner Berechnung mehr als zehn Stunden betrug. Wazir hatte ihm die SMS also um etwa 23 Uhr seiner Zeit geschickt.

»Hallo, sind Sie das, Moore?«, meldete sich Wazir.

Nur wenige Leute kannten Moores richtigen Namen, aber angesichts der besonderen Fähigkeiten und Kontakte Wazirs hatte er ihm diese heiligste Information anvertraut, teilweise um zu zeigen, wie sehr er ihm vertraute, teilweise aber auch um dem alten Mann zu beweisen, dass er ihn wirklich und wahrhaftig zum Freund haben wollte.

»Wazir, ich bin es. Ich habe Ihre Botschaft bekommen. Haben Sie etwas für mich?«

Der Alte zögerte, und Moore hielt den Atem an.

Die ganze nächste Stunde telefonierte Moore mit Slater und O'Hara. Erst als er seinen ganzen Ärger und seine Wut an seinen

Chefs ausgelassen hatte und danach lange stumm aus seinem Zimmerfenster geschaut hatte, füllten sich seine Augen endlich mit brennenden Tränen.

Diese Hurensöhne hatten den armen Rana umgebracht. Er war doch nur ... nur ein kluger Junge, der eine große Dummheit gemacht hatte: Er war bereit gewesen, mit Moore zusammenzuarbeiten. Und das nicht einmal wegen des Geldes. Seine Eltern waren ja reich genug. Er war ein Abenteurer, der das Leben ein wenig würzen wollte. Irgendwie steckte ein Stück Moore in ihm. Jetzt trugen sie seine Leiche in alte Decken gehüllt aus den Bergen des Stammesbezirks Bajaur in die Stadt hinunter. Aus dem wenigen, was er wusste, ging hervor, dass er voller Stich- und Brandwunden war. Wazir hatte gemeint, es habe wahrscheinlich höchstens zehn bis fünfzehn Stunden durchgehalten, bevor er gestorben war. Gerüchte von der Folterung hatten Wazirs Männer erreicht, die dann zu den Höhlen hinaufgestiegen waren und den Leichnam gefunden hatten. Die Taliban hatten Rana dort als Botschaft an alle anderen Pakistani liegen lassen, die den »falschen« Weg zur Gerechtigkeit wählten.

Moore saß auf dem Bett und ließ die Tränen fließen. Er fluchte und fluchte, dann stand er auf, wirbelte herum, zog seine Glock aus dem Schulterholster und zielte auf das Fenster, wobei er sich vorstellte, dahinter die Köpfe der Taliban zu sehen, die Rana auf dem Gewissen hatten.

Dann steckte er die Pistole wieder weg, atmete tief durch und legte sich zurück aufs Bett. Mein Gott, wenn er sich eine Zeit lang selbst bemitleiden wollte, dann konnte er das genauso gut gleich hier erledigen, bevor die Jungs, die ihn beschatteten, an die Türe klopfen.

Er schickte Leslie eine SMS, dass er sie vermissen würde und dass sie ihm doch bitte ein weiteres Bild von sich schicken solle, dass die Dinge hier nicht so gut laufen würden und dass er ein bisschen Aufmunterung brauchen könnte. Er wartete ein paar

Minuten, aber da drüben war es schon spät, und es kam keine Antwort. Er lag auf dem Bett und wurde von demselben Gefühl überwältigt, das ihn einst während des BUD/S-Kurses übermannt hatte, diesem brennenden Verlangen, aufzugeben und die eigene Niederlage einzugestehen. Er wünschte sich, dass Frank Carmichael jetzt bei ihm wäre und ihn überzeugen würde, dass Khodais und Ranas Tod einen Sinn hatten und dass wegzulaufen das Schlimmste wäre, was er jetzt tun könnte. Aber eine andere innere Stimme, die weit vernünftiger zu sein schien, erklärte ihm, dass er nicht jünger wurde und dass es weit weniger gefährliche, dafür aber einträglichere Wege gebe, seinen Unterhalt zum Beispiel als Berater eines privaten Sicherheitsunternehmens oder als Vertreter eines großen Herstellers von Militär- und Polizeiausrüstungen zu verdienen. Wenn er dagegen in seiner gegenwärtigen Stellung verbleibe, werde er nie Frau und Kinder haben. Sein Job machte ihm immer solange Spaß, bis jemand, den er kannte, jemand, zu dem er eine tiefe Verbindung aufgebaut hatte, die auf gegenseitigem Respekt und Vertrauen beruhte, gefoltert und ermordet wurde. Jedes Mal, wenn Moore seinen inneren Schutzschild senkte und sich echte Gefühle für jemand gestattete, wurde ihm dieser Mensch irgendwann entrissen. Wollte er so für den Rest seines Lebens weitermachen?

Ende 1994 saßen Moore und Carmichael in einer Bar in Little Creek, Virginia, und feierten die Nachricht, dass sie bald Terrorbekämpfungsspezialisten bei ihrem neuen SEAL-Team werden würden. Sie kamen dabei mit einem anderen SEAL mit dem Spitznamen Captain Nemo, einem Artilleriemat, ins Gespräch, der der Task Unit Bravo als Pilot des »SEAL Delivery Vehicle« SDV, eines besonderen Mini-U-Boots, und als Leiter der Instandsetzungsabteilung zugeteilt war. Bei einer Übung unter realen Bedingungen, bei der Nemo dieses Kleinst-U-Boot steuerte, ertrank zufällig ein Besatzungsmitglied. Er wollte nicht über die näheren Umstände des Unfalls sprechen, von dem Moore und Carmichael bereits gehört hatten. Nemo erzählte ihnen jedoch, dass er die SEALs verlassen

wolle. Er fühlte sich für den Unfall verantwortlich, obwohl ihn die anschließende Untersuchung von jedem Fehlverhalten freigesprochen hatte.

Da saßen sie nun und bereiteten sich auf ihre Karriere als Mitglied der SEALs vor, und dann tauchte dieser Nemo auf und dämpfte ihren Enthusiasmus ganz gewaltig.

Aber auch bei dieser Gelegenheit fühlte sich der gute, alte Carmichael genötigt, die passenden Worte zu finden: »Du kannst nicht so einfach aufhören«, erklärte er Nemo.

»Oh, und warum?«

»Wer soll denn künftig deine Aufgaben erledigen?«

Nemo feixte. »Ihr Jungs. Die Neuen, diejenigen, die noch zu naiv sind, um zu begreifen, dass es das Ganze hier einfach nicht wert ist.«

Carmichael entgegnete ihm: »Jetzt hör mir mal zu, Kumpel. Dass wir hier sind, ist ein Geschenk. Wir sind diesem Ruf gefolgt, weil wir tief drinnen – und ich möchte, dass du darüber nachdenkst – dass wir also tief in unserem Inneren wissen, ohne den geringsten Zweifel zu verspüren, dass wir nicht geboren wurden, um hundsgewöhnliche Leben zu leben. Wir wussten das bereits, als wir noch Kinder waren. Und wir wissen es jetzt. Du kannst dieses Gefühl nicht abschütteln. Du wirst es für den Rest deines Lebens verspüren, ob du nun von hier weggehst oder nicht. Und wenn du jetzt aufhörst, wirst du es später bereuen. Du wirst dich umschauchen und denken: *Ich gehöre nicht hierher. Ich gehöre dorthin.*«

Moore stand von seinem Bett in diesem trostlosen Hotelzimmer auf, drehte sich einmal um sich selbst und murmelte: »Ich gehöre hierher, verdammt.«

Sein Handy piepste. Eine SMS. Er schaute nach. Leslie. Er seufzte.

Sangre fría

*Polizeistation Delicias
Juárez, Mexiko*

Gloria Vega sprang auf den Beifahrersitz eines Ford F-150 Allrad-Geländewagens, auf dessen Türen die Wörter *Policía Federal* prangten. Sie trug die volle Kampfausrüstung, zu der eine kugelsichere Kevlar-Weste und ein Helm gehörten, der mit einem festen Kinnriemen gesichert war. Ihr Gesicht war hinter einer Sturmmaske verborgen. Im Hüft holster trug sie zwei Glocken und über der Schulter eine Heckler & Koch 9-mm-Maschinenpistole. Dass eine Polizeikommissarin mit einer solchen Ausrüstung und Bewaffnung ausrücken musste, wäre für einige Ermittler in den USA eine echte Überraschung gewesen. Die konnten an einem Tatort ganz bequem in Zivilkleidung mit einer einzigen Seitenwaffe und ohne Schutzweste auftauchen und dabei noch den Zucker ihres letzten Donuts am Mund kleben haben.

Der grauhaarige Mann am Steuer, Alberto Gómez, war genauso gekleidet und ausgerüstet wie Vega. Er hatte sie gewarnt, dass ein Besuch am Ort eines Verbrechens »nach begangener Tat« genauso gefährlich sein konnte, als ob man der Tat selbst beiwohnen würde. Die Leichen dienten oft als Köder, um Anschläge auf Polizisten zu verüben. Wenn die Polizisten sich näherten, zündeten die *Sicarios* die an den Leichen angebrachten Sprengladungen, was dann auch

die Beamten das Leben kostete. Manchmal wurden die Polizisten auch von den umliegenden Dächern aus von Heckenschützen beschossen, wobei sie natürlich leichte Ziele abgaben.

Es sei also auch für Kriminalpolizisten nicht mehr möglich, in Zivilkleidung auszurücken, schloss Gómez seine Erläuterungen mit einem Schulterzucken. Dabei schaute er sie mit derart müden Augen an, dass sie sich fragte, warum er nicht schon längst in Pension gegangen war.

Allerdings kannte sie die Antwort bereits. Sie war ihm nicht aus Zufall zugeteilt worden. Wenngleich die Bundespolizei keine konkreten Beweise besaß, stand Gómez doch auf der Liste der Kommissare mit mutmaßlichen Verbindungen zu den Kartellen ganz weit oben. Allerdings hatte er jetzt schon so viele Berufsjahre auf dem Buckel und so viele »erfolgreiche« Verhaftungen getätigt, dass niemand den Mann auf seine alten Tage einer ernsthaften Untersuchung unterziehen wollte. Man war stillschweigend übereingekommen, ihn für den Rest seiner Dienstzeit bis zu seiner Pensionierung in Ruhe zu lassen. Er war ein echter Familienmensch mit vier Kindern und elf Enkeln. Außerdem hielt er den Schulkindern freiwillig Vorträge über Sicherheitsfragen und wie sie die gefährlichen Plätze in ihrer Stadt tunlichst vermeiden sollten. Er war Kirchendiener in seiner lokalen katholischen Gemeinde und ein geachtetes Mitglied der Kolumbusritter, zu deren Bezirksvorsitzendem er sogar aufgestiegen war. Er leistete Freiwilligenarbeit im örtlichen Krankenhaus, und mitunter half er sogar an den Wochenenden alten Damen über die Straße.

Vega hielt dies alles für eine raffinierte Tarnung und vorgetäuschte Rechtschaffenheit, was wohl sein schlechtes Gewissen beruhigen sollte, weil er auf der Gehaltsliste des Kartells stand.

Die hochrangigen jüngeren Angehörigen der Bundespolizei hatten eine völlig andere Einstellung zur Korruption und waren nicht bereit, sie in den Reihen der Federales zu akzeptieren. Die örtlichen Dienststellen schauten dagegen in dieser Frage noch viel zu oft weg

– aus Respekt vor einem Vorgesetzten, meistens jedoch aus Angst. Und so kam es, dass Vega jetzt neben einem Mann saß, der vielleicht einer der korruptesten Polizisten in ganz Juárez war.

»Wir haben drei Leichen. Wenn wir dort sind, sagen Sie kein Wort«, wies sie Gómez an.

»Und warum nicht?«

»Weil Sie zu dieser Sache nichts beizutragen haben.«

»Was soll das denn heißen?«

»Das heißt, dass es mir völlig egal ist, wie lange Sie in Mexico City tätig waren. Ich interessiere mich nicht für Ihre lange und beeindruckende ›Erfolgsgeschichte‹. Ich interessiere mich nicht für Ihre Beförderung, und ich pfeife auf alle diese freundlichen Worte, die Ihre Kollegen in Ihrer Akte über Sie geschrieben haben. Im Moment ist meine einzige Sorge, dass Sie am Leben bleiben. Verstehen Sie das, junge Dame?«

»Durchaus. Aber ich verstehe nicht, warum es mir nicht erlaubt sein soll, etwas zu sagen. Ich weiß nicht, ob Sie das schon mitbekommen haben, aber in Mexiko dürfen die Frauen wählen und sogar für öffentliche Ämter kandidieren. Vielleicht sollten Sie ab und zu mal in eine Zeitung schauen.«

»Sehen Sie? Genau das ist Ihr Problem. Diese Einstellung. Ich schlage vor, dass Sie die in Ihrem Damenhandtäschchen verstauen und, solange Sie in Ciudad Juárez sind, nie mehr hervorholen.«

»Oh, lassen Sie mich mal sehen, ob ich mein Handtäschchen finde. Mist, ich habe gerade nur diese dicken Knarren und ein paar Reservemagazine dabei.«

Er feixte sie an.

Sie schüttelte den Kopf und biss sich auf die Zähne. Nach acht Jahren Armeegeheimdienst und vier Jahren als gestandene CIA-Außenagentin saß sie jetzt in diesem Auto und musste sich den sexistischen Blödsinn eines abgehalfterten, korrupten Kommissars der mexikanischen Bundespolizei anhören. Die Fehlgeburt, die Scheidung, die Entfremdung von ihren Geschwistern ... und wofür

das alles? *Dafür?* Sie schaute zu Gómez hinüber und durchbohrte ihn mit ihren Blicken.

Im Polizeifunk hörten sie die Meldungen der anderen Einheiten. Zehn Minuten später rollten sie eine schmale Straße hinunter. Auf beiden Seiten standen rosarote, weiße und lilafarbene Mietshäuser. Über die Gässchen zwischen ihnen waren Leinen gespannt, an denen Wäsche trocknete. Ein paar schwächliche zehn- bis zwölfjährige Jungs standen in den Hauseingängen, beobachteten sie und telefonierten mit ihren Handys. Sie waren die Späher des Kartells, und Gómez behielt sie im Auge.

Am Ende dieses Straßenabschnitts blockierten in der Nähe der nächsten Kreuzung drei Leichen die Fahrbahn. Vega holte einen Feldstecher aus dem Ablagefach und stellte ihn scharf.

Alle drei waren junge Männer. Zwei lagen in großen Blutlachen auf dem Bauch. Der dritte lag auf dem Rücken und hatte sich mit der Hand noch ans Herz gefasst. Sie hatten dunkle Jeans und T-Shirts an. Sollten sie irgendwelchen Schmuck getragen haben, so war der inzwischen längst gestohlen worden. 20 Meter von ihnen entfernt parkten zwei Polizeiwagen, hinter deren Türen zwei Beamte kauerten. Gómez hielt hinter einem der Streifenwagen an und wandte sich Vega zu: »Sie wissen ja, kein Wort!«

Sie stiegen aus, und Vega ließ den Blick über die Flachdächer streifen, auf denen mindestens ein halbes Dutzend Männer saßen und den Einsatz beobachteten. Ein paar von ihnen sprachen in ihr Handy. Vega fasste ihre MP fester. Ihr Mund wurde trocken.

Plötzlich hielt hinter ihnen ein Kleintransporter, aus dem zwei weitere Polizisten mit zwei Spürhunden ausstiegen, die auf Sprengstoffe ausgebildet waren. Als sie an ihnen vorbei in Richtung der Leichen gingen, klingelte Gómez' Handy. Er verzog sich hinter den Transporter, um den Anruf entgegenzunehmen. Vega fiel auf, dass der alte Mann zwei Handys dabei hatte. Jetzt benutzte er jedoch nicht das Handy, mit dem er sie gewöhnlich anrief und dessen

Nummer sie gespeichert hatte. Dieses Mal rief jemand das zweite Mobiltelefon an. *Interessant.*

Die Beamten vor ihnen machten so viel Lärm, dass sie Gómez' Telefonat nicht verstehen konnte. Die Hundeführer näherten sich ganz langsam dem Tatort. Nachdem sie mit ihren Hunden die Leichen und deren unmittelbares Umfeld untersucht hatten, hob einer von ihnen die Hand und rief seinen Kollegen zu, dass keine Gefahr bestehe.

In diesem Moment traf ihn die Kugel eines Scharfschützen, der auf dem Dach links von ihnen stand, und riss ihm den halben Schädel weg.

Einfach so. Ohne Vorwarnung. Am helllichten Tag. Unter den Augen der Mieter auf ihren Balkonen.

Während sich die anderen zu Boden warfen, wurde der zweite Hundeführer in den Hals getroffen. Das Geschoss drang im Genick ein und zerschmetterte ihm den Unterkiefer.

In diesem Moment zerfetzte ein Feuerstoß aus einer Kalaschnikow die auf der Straße liegenden Leichen der Polizisten und streckte auch die beiden Hunde zu Boden. Vega kroch auf allen vieren nach vorn bis zum Vorderrad des Transporters. Sie hob ihre MP und feuerte auf das Flachdach. Die Kugeln schlugen in den Sims ein, und pulverisierter Gips spritzte in alle Richtungen.

»Feuer einstellen!«, schrie Gómez. »Feuer einstellen!«

Und danach ... nichts. Einige Schreie, überall Pulvergestank und die Hitze des Asphalts, die in Wellen in Vegas Gesicht stieg.

Dann erregten quietschende Bremsen ihre Aufmerksamkeit. Am Eingang der nächsten Querstraße hielt ein weißer Pick-up, dem die hintere Stoßstange fehlte. Aus einem Seitengässchen stürzten drei Männer heraus, zwei waren mit AR-15-Sturmgewehren und einer mit einer AK-47 bewaffnet. Die Männer sprangen auf die Ladefläche des Trucks hinauf. Einige Polizisten eröffneten das Feuer, aber der Pick-up fuhr unbeirrt davon. Tatsächlich wirkten die Schüsse auch ziemlich ungezielt, kein einziger schlug in dem Fluchtfahrzeug ein.

Vega sprang auf die Füße und lief zur Beifahrerseite hinüber, wo Gómez in Deckung gegangen war. Er schüttelte den Kopf.

»Los! Hinterher!«, rief sie ihm zu.

»Ich fordere Verstärkung an. Andere Einheiten werden sie verfolgen.«

»Wir werden das erledigen!«, schrie sie ihn an.

Er kniff die Augen zusammen und seine Stimme nahm einen scharfen Ton an: »Was habe ich Ihnen vorhin gesagt?«

Sie zog die Luft ein und verkniff sich einen Fluch. Plötzlich bemerkte sie auf dem Dach eine Bewegung. Als sie emporschaute, sah sie, dass der Scharfschütze, der die beiden Hundeführer niedergestreckt hatte, sie genau im Visier hatte.

»O mein Gott«, keuchte sie. Eine Sekunde später war der Killer hinter der Dachbrüstung verschwunden.

Sie blinzelte. Atmete.

Und kehrte in die Gegenwart zurück.

»Er ist noch hier«, rief sie. »Dort oben!«

Die anderen Beamten blieben hinter ihren Autotüren in Deckung, schüttelten den Kopf und gaben ihr das Zeichen, sich auch in Sicherheit zu bringen.

Sie kauerte sich neben Gómez. »Wir lassen ihn entkommen.«

»Die anderen Einheiten werden ihn erwischen. Es ist nur eine Frage der Zeit. Wir sind nicht hierhergekommen, um uns ein Gefecht mit ihnen zu liefern. Wir sind hier, um einen Tatort zu untersuchen. Und jetzt *halten Sie den Mund*.«

Vega schloss die Augen. Genau in diesem Moment hatte sie eine Eingebung. Bisher hatte sie alles falsch gemacht. Sie musste die Nähe dieses Mannes suchen, sein Vertrauen gewinnen und ihn nicht zu ihrem Feind machen, nur weil sie davon ausging, dass er das ohnehin schon war. Sie musste seine Vatergefühle wecken und ihm erlauben, sie alles über diese Stadt zu lehren. Wenn er sie dann schätzen lernte und sie womöglich sogar zu respektieren begann,

würde vielleicht seine Wachsamkeit so weit nachlassen, dass sie zuschlagen konnte.

Bisher hatten sie ihr Ego und ihre dominante Art behindert. Sie musste sich eingestehen, dass sie gleich den Beginn dieser Beziehung ziemlich verpatzt hatte.

Nach weiteren zwei oder drei Minuten arbeiteten sich die vordersten Polizisten langsam und vorsichtig zu den Leichen vor. Gleichzeitig kehrten die Mieter auf ihre Balkone zurück, um den Rest der Vorstellung zu genießen.

»Ist das deine neue Partnerin?«, wollte ein älterer Beamter von Gómez wissen.

»Ja«, antwortete dieser kurz angebunden.

»Bis zum Wochenende ist sie tot.«

Gómez schaute Vega an. »Hoffentlich nicht.«

Sie schluckte. »Es tut mir leid. Ich wusste nicht, was mich hier erwartet ...«

Gómez hob eine Augenbraue. »Vielleicht sollten Sie ab und zu mal in eine Zeitung schauen.«

Monarch-Club

Juárez, Mexiko

Dante Corrales hatte wirklich Lust, jemanden zu töten. Drei seiner *Sicarios* waren gerade erst in Delicias über den Haufen geschossen worden, und Kommissar Gómez hatte ihn angerufen und ihm mitgeteilt, dass er sich Sorgen mache. Die Bundespolizei würde ihn in letzter Zeit genauer beobachten und habe ihm eine Kommissarin zugeteilt, die wahrscheinlich für das Präsidentenamt arbeitete. Man könne ihr nicht trauen, deshalb müsse er in nächster Zeit vorsichtiger auftreten.

Darüber hinaus hatte ein Amerikaner, ein Mr. Scott Howard, in seinem Hotel eingekcheckt. Ignacio hatte erfahren, dass der Typ Grundstücke für seine Unternehmen suchte. Corrales konnte das

nicht ganz glauben und ließ den Mann vorsichtshalber überwachen. Bisher hatte jedoch nichts gegen die Angaben des Mannes gesprochen.

Während Raúl und Pablo einem Kontaktmann, den alle nur den »Banker« nannten, eine Menge Bargeld überbrachten, fuhr Corrales ins Monarch, um dort etwas zu essen und sich ein paar *Cervezas* zu genehmigen. Unterwegs klingelte sein Telefon: Ballesteros rief ihn aus Bogotá an. Was zum Teufel wollte der fette Bastard denn jetzt schon wieder?

»Dante, wissen Sie, dass mich die Jungs von der FARC schon wieder überfallen haben? Ich brauche mehr Unterstützung.«

»Okay, okay. Sie können es ihnen erzählen, wenn sie bei Ihnen ankommen.«

»Und wann wird das sein?«

»Bald.«

»Haben Sie das von Puerto Rico gehört?«

»Was denn?«

»Sehen Sie keine Nachrichten im TV?«

»Ich hatte viel zu tun.«

»Das FBI hat nach einer internen Ermittlung eine Menge Polizisten auffliegen lassen. Über hundert Beamte wurden verhaftet. Wissen Sie, was mir das für Schwierigkeiten macht? Auf die haben wir uns verlassen. An einem einzigen Tag habe ich eine ganze Lieferroute verloren. Wissen Sie, was das für mich bedeutet?«

»Ach, seien Sie doch still und hören Sie auf zu winseln, Sie fetter alter Sack! Der Boss wird bald bei Ihnen sein. Und jetzt halten Sie gefälligst Ihre verdammte Klappe!«

Corrales legte auf, fluchte und bog auf den Club-Parkplatz ein.

Zu dieser frühen Tageszeit waren nur zwei Stripperinnen auf der Bühne, Frauen, die abends daheim ihre Kinder hüten mussten und tagsüber seelenruhig einsamen Männern ihre Kaiserschnittnarben zeigten. Tatsächlich saßen an der Haupttheke nur zwei weitere

Gäste, alte Männer mit breitkrepfigen Hüten, breiten Ledergürteln und Cowboystiefeln.

Corrales ging zu einem Tisch im rückwärtigen Teil des Clubs, wo sein Freund Johnny Sanchez auf ihn wartete. Der hochgewachsene, langhaarige hispanoamerikanische Drehbuchschreiber und Reporter trug wie gewöhnlich eine winzige Brille auf der Nase und einen College-Ring der Eliteuniversität Berkeley am Finger. Johnny war der Sohn von Corrales' Patentante. Er war in die Vereinigten Staaten ausgewandert und hatte dort studiert. Doch nun war er zurückgekehrt, um mit Corrales Kontakt aufzunehmen, weil er ein paar Artikel über die mexikanischen Drogenkartelle schreiben wollte. Allerdings hatte er Corrales nie unterstellt, für die Kartelle zu arbeiten. Er hatte nur die Vermutung geäußert, dass Corrales eine Menge über sie wisse. Dabei hatten sie es dann beide belassen.

In den letzten Monaten hatte Corrales immer wieder mit ihm gesprochen und ihm beim Entwurf eines Drehbuchs geholfen, das Corrales' Leben zum Gegenstand haben sollte. Ihre gemeinsamen Essen waren für Corrales oft der Höhepunkt des Tages, natürlich nur der Tage, an denen er nicht mit Maria bumste.

Mit Corrales' Erlaubnis hatte Johnny gerade einen Artikel in der *Los Angeles Times* über die Gewalttaten der Kartelle an der Grenze veröffentlicht. Der Bericht befasste sich hauptsächlich mit der Korruption in den Polizeibehörden. Sie sei inzwischen so weitverbreitet, dass die zuständigen Behörden die Guten nicht mehr von den Bösen unterscheiden könnten, was natürlich Wasser auf die Mühlen des Juárez-Kartells war.

»Der Artikel wurde sehr gut aufgenommen«, sagte Johnny und nahm einen tiefen Schluck von seinem Bier.

»Das freut mich.«

»Das ist eine ziemlich aufregende Zeit für mich.«

Sie sprachen natürlich Spanisch, aber ab und zu wechselte Johnny wie eben unbewusst ins Englische hinüber, was Corrales nicht verstand. Diesen verärgerte das manchmal so sehr, dass er mit

der Faust auf den Tisch schlug. Johnny zuckte dann zusammen und entschuldigte sich.

»Was hast du gerade gesagt?«, fragte Corrales.

»Oh, Entschuldigung. Ich habe über hundert E-Mails über diesen Artikel erhalten. Der Chefredakteur würde gerne eine ganze Serie daraus machen.«

Corrales schüttelte den Kopf. »Ich glaube, du solltest dich auf unser Drehbuch konzentrieren.«

»Das werde ich auch. Keine Angst.«

»Ich rede mit dir, weil du der Sohn meiner Patentante bist und weil ich dir meine Lebensgeschichte erzählen möchte, die einen sehr guten Film abgeben würde. Ich möchte jedoch nicht, dass du weitere Artikel über die Kartelle schreibst. Das würde gewisse Leute sehr verärgern. Und ich hätte dann Angst um dich. Okay?«

Johnny versuchte, seine Enttäuschung zu verbergen. »Okay.«

Corrales lächelte. »Gut.«

»Stimmt etwas nicht?«

Corrales fuhr mit dem Finger durch das Kondenswasser auf seiner Bierflasche und sagte: »Ich habe heute ein paar gute Männer verloren.«

»Das wusste ich nicht. Die Nachrichten haben nichts gebracht.«

»Ich hasse die Nachrichten.«

Er starrte auf den Tisch. Das Juárez-Kartell hatte die örtlichen Medien weitgehend in der Hand. Manchmal begehrten diese zwar ein wenig auf, aber die kürzlich erfolgte Ermordung zweier bekannter Reporter, die direkt vor ihren Fernsehsendern enthauptet aufgefunden worden waren, hatten zu beträchtlichen »Verzögerungen« entsprechender Berichte geführt, wenn man seitdem nicht sogar ganz auf gewisse Themen verzichtete. Viele Journalisten wollten sich nicht einschüchtern lassen, aber andere waren zu verängstigt, um überhaupt noch über die Kartelle und deren Gewalttaten zu berichten.

»Ich möchte mit dir über den Tag reden, an dem dich diese *Sicarios* bedroht haben«, sagte Johnny. Er wollte die Atmosphäre ein wenig auflockern. »Das wäre eine wirklich gute Szene in unserem Film. Und danach würden wir zeigen, wie du vor dem Hotel auf die Knie sinkst, während im Hintergrund das Feuer wütet. Dann ein Schnitt auf dich in Großaufnahme, wie du weinst, weil du weißt, dass deine Eltern in dem Haus verbrennen, und das nur, weil du dich gegen das Kartell aufgelehnt hast. Kannst du diese Szene vor deinem geistigen Auge sehen? O mein Gott! Was für eine Szene! Das Publikum wird mit dir weinen! Da kniest du nun, ein armer kleiner Junge ohne Zukunft, der sich einfach nur von der Welt des Verbrechens fernhalten wollte und der dann dafür grausam bestraft wird. Sie bestrafen dich! Und du verlierst alles. Absolut alles! Und du musst wieder von ganz unten anfangen. Du musst dich wieder aufrappeln, und alle Zuschauer drücken dir den Daumen! Und dabei hast du eigentlich gar keine Wahl. Du bist in einer Stadt gefangen, die nichts zu bieten hat und in der es nur ein einziges Business gibt – das Verbrechen. Also tust du, was du tun musst, weil du überleben willst.«

Wenn Johnny über den Film sprach, redete er sich immer in Begeisterung. Corrales wurde von seinem Enthusiasmus regelmäßig angesteckt. Er wollte gerade auf Johnnys Andeutung reagieren, dass er tatsächlich ein Kartellmitglied sei, als dieser den Kopf herumwarf und einen Punkt hinter dem Haupttresen fixierte.

»Runter!«, schrie er, während er über den Tisch hechtete und Corrales mit sich zu Boden riss, gerade als aus dieser Richtung ein Pistolknall zu hören war, dem mindestens ein halbes Dutzend weiterer Schüsse folgten, die in den Tisch und die Wand hinter ihnen einschlugen. Die Stripperinnen kreischten, und der Barkeeper rief nur hysterisch: »Nicht schießen! Nicht schießen!«

Noch während sich Corrales vom Tisch wergrollte, überraschte ihn Johnny aufs Neue, als er eine Beretta hervorzog und das Feuer erwiderte.

»Ist es das, was du willst?«, rief er dabei auf Spanisch. »Ist es das, was du von mir willst?«

Der Pistolenschütze neben dem Bartresen drehte sich blitzschnell um und machte sich aus dem Staub, während Johnny hinter ihm herschoss, bis sein Magazin leer war.

Danach saßen sie auf dem Boden, schöpften keuchend Atem und schauten sich an.

Johnny zischte nur: »Arschficker ...«

»Wo hast du die Pistole her?«

Es dauerte einige Zeit, bis die Antwort kam: »Von meinem Cousin in Nogales.«

»Und wo hast du schießen gelernt?«

Johnny lachte. »Ich habe zuvor nur einmal mit ihr geübt.«

»Nun, das hat gereicht. Du hast mir das Leben gerettet.«

»Ich habe ihn einfach als Erster gesehen.«

»Wenn nicht, wäre ich jetzt tot.«

»Wir wären beide tot.«

»Das stimmt«, sagte Corrales.

»Warum wollen sie dich töten?«

»Weil ich nicht im Kartell bin.«

Johnny seufzte. »Corrales, wir sind doch inzwischen wie Blutsbrüder. Ehrlich gesagt, ich glaube dir nicht.«

Er nickte langsam.

»Willst du mir nicht die Wahrheit sagen?«

»Ich nehme an, die schulde ich dir jetzt. Okay. Ich bin der Chef des Juárez-Kartells«, log er. »Ich kontrolliere sämtliche Operationen. Diese Jungs waren vom Sinaloa-Kartell. Wir führen Krieg mit ihnen wegen der Grenztunnel und weil sie unsere Lieferungen blockieren oder abfangen wollen.«

»Ich dachte, du wärst vielleicht ein *Sicario*. Und jetzt bist du sogar der Anführer?«

Er nickte.

»Dann solltest du aber nicht einfach so in der Öffentlichkeit erscheinen. Das ist äußerst unklug.«

»Ich werde mich nicht verstecken wie ein Feigling. Nicht so wie die anderen Anführer. Ich will mich auf der Straße zeigen, damit mich die Leute sehen können und damit sie erkennen, wer ihr wahrer Freund ist – nicht die Polizei oder die Regierung, sondern wir ...«

»Aber das ist sehr gefährlich«, sagte Johnny.

Corrales begann zu lachen. »Vielleicht könnten wir das auch in unserem Film bringen?«

Beim Gedanken daran änderte sich Johnnys Gesichtsausdruck. Während er bisher die Stirn gerunzelt hatte, starrte er jetzt Corrales mit großen Augen an, so als ob er bereits durch eine Kamera blicken würde. »Bestimmt«, sagte er schließlich, »ganz bestimmt.«

Der Baumeister und der Maulesel

*Grenztunnel-Bauplatz
Mexicali, Mexiko*

Pedro Romero schätzte, dass sie in einer Woche die Arbeiten unter Tage abschließen könnten. Das Haus, in dem der Tunnel im kalifornischen Calexico enden sollte, lag in einem dicht besiedelten Wohnviertel, in dem vor allem Familien aus der unteren Mittelschicht lebten, deren Ernährer in den benachbarten Einkaufszentren und Gewerbegebieten arbeiteten. Das Juárez-Kartell hatte dieses Haus auf Romeros Empfehlung hin gekauft. Zuvor hatte er seine Baupläne sorgfältig mit dem jugendlichen »Beauftragten« des Kartells, Mr. Dante Corrales, durchgesprochen, der Romero von einem anderen Bauprojekt im »Silicon Border«-Hochtechnologiepark abgeworben hatte, wo einige seiner Kollegen in letzter Zeit ihren Job verloren hatten. Nach Einsetzen der Wirtschaftskrise waren einige Investitionen und damit auch Arbeitsplätze gestrichen worden.

Romero stieg mit zwei seiner Arbeiter in den Tunnel hinunter. Der Schacht war fast 1,80 Meter hoch, 90 Zentimeter breit, und nach seiner Vollendung würde er fast 600 Meter lang sein. Sie gruben in einer Tiefe von nur 3 Metern, da der Grundwasserspiegel in diesem Gebiet unangenehm hoch lag. Bereits zwei Mal mussten

sie Wasser aus dem Tunnel pumpen, als sie versehentlich zu tief gegraben hatten.

Die Wände und die Decke waren mit schweren Betonträgern verstärkt, und Romero hatte provisorische Gleise verlegen lassen, auf denen der Aushub von den Arbeitern auf Wägelchen abtransportiert werden konnte. Dieser Abraum wurde danach auf schwere Kipplaster geladen und zu einem Bauplatz etwa 16 Kilometer weiter südlich gebracht, wo er bei einem anderen Projekt verwendet wurde.

Um keinen Lärm zu erregen, führten sie die gesamten Grabungsarbeiten nur mit Schaufeln durch. Romero hatte Arbeitsteams von jeweils fünfzehn Mann gebildet, die den Tunnelbau rund um die Uhr vorantrieben. Obwohl sie ständig mit einem Einsturz von Teilen der Decke rechneten, hatten sie vier Männer auf höchst unerwartete Weise verloren. Um etwa 2.30 Uhr morgens war Romero von einem Anruf seines Vorarbeiters geweckt worden. Im Tunnelboden hatte sich ein 2 Meter breiter Krater aufgetan und vier Männer verschlungen. Danach waren die Wände des Kraters eingestürzt. Das Loch war fast 3 Meter tief und sein Boden mit Wasser gefüllt. Die Männer wurden von dem nachrutschenden Sand unter Wasser gedrückt, wo sie ertranken oder im schweren Schlamm erstickten, bevor man sie retten konnte. Obwohl die ganze Mannschaft durch diesen Unfall ziemlich verstört war, musste die Arbeit natürlich weitergehen.

Die mexikanische Seite des Tunnels begann in einem kleinen Lagerhaus auf der Großbaustelle einer künftigen Produktionsstätte der Firma Z-Cells. Dort waren fünf Gebäude für diesen Solarzellenhersteller im Bau. Der starke Lastwagenverkehr war eine hervorragende Tarnung für die Tunnelbauarbeiten. Diese brillante Idee stammte jedoch nicht von Romero. Corrales hatte ihm eröffnet, dass der Kartellchef sich dies selbst ausgedacht hatte, ein Mann, dessen Identität aus Sicherheitsgründen geheim bleiben musste. Die »regulären« Arbeiter auf der Z-Cells-Baustelle kümmerten sich

nicht um den Tunnelbau, weshalb Pedro annahm, dass jeder hier auf der Gehaltsliste des Kartells stand – selbst der Vorstandsvorsitzende von Z-Cells. Jeder wusste, was hier gespielt wurde, aber solange alle gut bezahlt wurden, würde diese Mauer des Schweigens nicht einstürzen.

Nach Romeros Plänen sollte dieser Tunnel die komplizierteste und gewagteste Grabung werden, die das Kartell jemals unternommen hatte. Deswegen bekam Romero auch den Gegenwert von 100 000 US-Dollar für seine Dienste. Zuerst hatte er einmal gezögert, für das Kartell zu arbeiten, aber diesem Geld, das man ihm in bar und weitgehend im Voraus übergeben hatte, konnte er nicht widerstehen. Immerhin war er fast vierzig. Außerdem litt die älteste seiner beiden Töchter, Bianca, die gerade erst sechzehn geworden war, an einer chronischen Nierenkrankheit und würde bald eine Transplantation benötigen. Auch jetzt schon waren ihre Dialysen ziemlich kostspielig. Mit dem Geld, das er für diesen Tunnelbau bekam, würde er die stetig wachsenden Behandlungskosten begleichen können. Obwohl er das nur ganz wenigen seiner Arbeiter mitgeteilt hatte, machte diese Information schnell die Runde. Ein Vorarbeiter erzählte Romero, dass jeder Mann, der hier für ihn arbeitete, sein Bestes geben werde, um ihm zu helfen, seine Tochter zu retten. Plötzlich war Romero kein Verbrecher mehr, der vom Kartell bestochen wurde; er war jetzt ein Familienvater, der versuchte, sein kleines Mädchen zu retten. Die Männer hatten sogar schon für ihn gesammelt und ihm dieses Geld am Ende der letzten Arbeitswoche zusammen mit einer von allen unterschriebenen Grußkarte übergeben. Romero hatte das sehr gerührt. Er hatte ihnen gedankt und mit ihnen zusammen gebetet, dass sie ihre Arbeit hier beenden könnten, ohne aufzufliegen.

Tatsächlich war die heimliche Beseitigung der riesigen Aushubmengen nicht ihr einziges und schon gar nicht ihr größtes Problem. Sowohl die mexikanischen als auch die amerikanischen Behörden setzten bodendurchdringendes Radar ein, um die Hohlräume

aufzuspüren, die auf Tunnelbauten hindeuteten. Andererseits überdeckte der Lärm auf dem riesigen Bauplatz des Fabrikgeländes die Geräusche ihrer Grabungsarbeiten, die sonst vielleicht von den REMBASS-II-Sensoren aufgezeichnet worden wären, die das Militär dem Grenzschutz zur Verfügung gestellt hatte. Darüber hinaus war der Tunnel nicht völlig gerade und eben in Richtung Norden geplant worden, sondern bestand aus mehreren hintereinander gesetzten Abschnitten, die in 45-Grad-Winkeln abwechselnd nach oben und nach unten verliefen. Damit wollten sie Abwasserkanäle vortäuschen. Romero wusste auch, dass ständig alle seismischen Daten aufgezeichnet wurden, selbst wenn die Computer gerade einen anderen Teil der Grenze überwachten. Grenzschutzbeamte konnten also bei Bedarf eine ganze Reihe von Karten auswerten, die die Dichte und Häufigkeit der sogenannten »seismischen Ereignisse« anzeigten. Damit konnten sie Verkehrsmuster und Arbeiten über und unter der Erdoberfläche aufspüren. Auch der Tunnel selbst würde das seismische Feld beeinflussen, da er Tonwellen absorbierte oder verlangsamte, was zu einem Echo- oder Nachhalleffekt führte, der als »Geistererscheinung« auf den Überwachungsgeräten der Grenzschrützer auftauchte. Zur Lösung dieses Problems hatte Romero Tausende von Akustikpaneelen bestellt und an die Tunnelwände montieren lassen. Diese schluckten nicht nur einen Großteil der Grabungsgeräusche, sondern imitierten auch weitgehend die Tonleitungseigenschaften der natürlichen Bodenumgebung. Er hatte sogar aus Mexico City einen Ingenieur für seismische Berechnungen kommen lassen, der ihnen half, diese Arbeiten zu optimieren. Aber bald schon würde alles vorbei und der Job vollendet sein, und Romero würde seine letzte Zahlung erhalten. Damit und mit Gottes Hilfe würde er seiner Tochter dann eine Nierentransplantation ermöglichen können.

Romero beriet sich mit einem seiner Elektriker, der gerade Stromkabel in den neuen Tunnelabschnitten verlegte, während zwei weitere Männer Belüftungsrohre aufhängten. Seine

Grabungsarbeiter hatten ihn gefragt, ob sie nicht einen kleinen Altar aufstellen könnten, wo sie nach einem Unfall wenigstens beten könnten. Er hatte ihnen erlaubt, eine kleine Nische zu graben, in der sie Kerzen aufstellen und Fotos ihrer Familien aufhängen konnten. Fortan versammelten sich die Männer vor jeder Schicht dort zu einem kurzen Gebet. Dies waren harte Zeiten, und sie gingen einer harten Arbeit nach, die sie durchaus ins Gefängnis bringen konnte. Romero wusste, dass ihnen das Beten die Kraft zum Durchhalten gab.

Er schlug dem Elektriker auf die Schulter. »Wie geht's dir heute, Eduardo?«

»Ausgezeichnet, wirklich ausgezeichnet! Die neuen Leitungen werden heute Abend fertig sein.«

»Du verstehst dein Handwerk tatsächlich, das muss ich sagen.«

»Danke, Señor, danke.«

Romero grinste und ging weiter in den Tunnel hinein, wobei er aufpasste, im Halbdunkel nicht über die Gleise zu stolpern. Er machte seine Taschenlampe an und roch die kühle, feuchte Erde, die seine Männer nur mit Schaufeln, Pickeln und der Kraft ihrer Arme, Rücken und Schultern herausschlugen und abtransportierten.

Er versuchte, den Zweck des Tunnels zu verdrängen, das Geld, die Drogen und Waffen im Wert von Millionen von Dollar, die dank ihm und seiner Mannschaft durch ihn befördert werden würden, und die Leben, die auf so unglaubliche wie tragische Weise durch ihn beeinflusst werden würden. Er redete sich ein, er sei ein Mann mit einem guten Job und das sei alles. Seine Tochter brauchte ihn. Trotzdem nagte die Schuld an ihm, sie raubte ihm den Schlaf und er zitterte bei der Vorstellung, verhaftet zu werden und für den Rest des Lebens im Gefängnis zu landen.

»Was machen Sie, wenn das hier vorbei ist?«, fragte ihn einer der Grabungsarbeiter in einer Pause.

»Eine andere Arbeit suchen.«

»Bei denen?«

Romero erstarrte. »Ich hoffe nicht, wenn ich ehrlich sein soll.«

»So geht es mir auch.«

»Gott wird uns schützen.«

»Ich weiß. Das hat er schon getan, als er Sie zu unserem Chef gemacht hat.«

»Ist schon gut, jetzt ist es genug«, sagte Romero mit einem Grinsen. »Zurück an die Arbeit!«

*Grenze zwischen Calxico und Mexicali
Östlicher Grenzübergang Richtung Norden*

Wenn der Hauptgrenzübergang zwischen Calxico und Mexicali überfüllt war und es mehr als eine Stunde dauern würde, um in die Vereinigten Staaten zu gelangen, hatte man den 17-jährigen US-amerikanischen Highschool-Schüler Rueben Everson angewiesen, zum 10 Kilometer östlich liegenden, kleineren Übergang hinüberzufahren, den hauptsächlich die Einheimischen und nur selten Touristen benutzten.

Der Maulesel Rueben arbeitete seit fast einem Jahr als Rauschgiftkurier für das Juárez-Kartell. Er hatte schon mehr als zwanzig Kurierfahrten unternommen und dafür über 80 000 Dollar bar auf die Hand bekommen. Dies würde ihm sein vierjähriges Studium an der Staatsuniversität finanzieren. Bisher hatte er deshalb nur etwa 1500 Dollar des Geldes ausgegeben. Der Rest lag auf der Bank. Seine Eltern hatten keine Ahnung von seiner neuen Tätigkeit und wussten auch nichts von seinem Bankkonto. Seine Schwester Georgina, die gerade zwanzig Jahre alt geworden war, hatte Verdacht geschöpft und ihn wiederholt gewarnt, aber er hatte sie jedes Mal abblitzen lassen.

Rueben hatte von diesem Job von einem Freund auf einer Party erfahren, der auf eine Anzeige in einer mexikanischen Zeitung geantwortet hatte, mit der eine gut bezahlte Arbeit mit vielen

Vergünstigungen angeboten worden war. Rueben traf sich danach mit einem Mann namens Pablo, der ihn »interviewte« und ihm Gras im Wert von 2000 Dollar gab, damit er es zu Fuß über die Grenze brachte. Nachdem er dies erfolgreich erledigt hatte, hatten sie ihm einen Ford-Geländewagen zur Verfügung gestellt, dessen Armaturenbrett und Tank so verändert worden waren, dass man dort größere Mengen Kokain und Marihuana verstecken konnte. Wenn man einen geheimen Code in eine Fernbedienung eintippte, klappte die Mittelkonsole des Armaturenbretts, wo das Radio und die Klimaanlage eingebaut waren, motorgetrieben auf. Dabei öffnete sich der Zugang zu einem Geheimfach, das sich bis zum Feuerschutzblech erstreckte. Als er diese ausgefeilte Vorrichtung zum ersten Mal in Aktion erlebte, war Rueben völlig von den Socken. Er hatte danach auch den Mut, größere Lieferungen zu übernehmen. Den Benzintank hatte man in zwei Hälften geteilt, von denen die hintere ganze Drogenblöcke aufnehmen konnte, während der Gestank des Benzins in der vorderen Hälfte den Drogengeruch übertönte. Den Tank hatte man zur Tarnung von unten mit Schlamm bespritzt, da die Grenzer die Unterseite der Autos immer wieder mit Spiegeln nach Anzeichen von kürzlich erfolgten Arbeiten absuchten. Schon zwei Mal hatte man Rueben aus der Schlange herausgewinkt, um seinen Wagen genau zu inspizieren. Beide Male hatte er jedoch keine Drogen dabeigehabt. Dies gehörte zur Taktik bei diesen Aktionen. Man überquerte so oft die Grenze, dass die Grenzer einen kennenlernten. Außerdem dachte man sich eine solide Begründung aus, etwa einen Job in Mexiko. Auch dafür hatte in seinem Fall das Kartell gesorgt. Allmählich erinnerten sich die meisten Grenzer an ihn und sein Auto und ließen ihn meist ungehindert passieren. Er war einfach nur ein weiterer Highschool-Boy, der einen Teilzeitjob in Mexiko gefunden hatte.

Heute war jedoch alles anders. Sie hatten ihn aus der normalen Warteschlange herausgeholt und zum Inspektionsbereich umgeleitet. Dort erblickte er einen hochgewachsenen, schmalen

Latino, der wie ein Filmstar aussah und ihn nicht aus den Augen ließ. Rueben stellte den Wagen ab und stieg aus. Ein Grenzbeamter fragte nach seinem Führerschein und sagte dann: »Rueben, das ist Mr. Ansara vom FBI. Er möchte ein paar Minuten mit Ihnen reden, während wir hier Ihr Auto überprüfen. Kein Grund zur Beunruhigung, okay?«

Rueben folgte seiner gewohnten Routine: Er stellte sich schöne Situationen mit seiner Freundin vor, mit ihr essen zu gehen, sie zu küssen und ihr mit dem Extrageld, das er heute verdienen würde, tolle Kleider zu kaufen. Er entspannte sich. »Klar, Mann, kein Problem.«

Ansara kniff die Augen zusammen und sagte nur: »Folge mir.«

Sie betraten das Wachgebäude, das voller Menschen war. Mindestens fünfzehn Mexikaner saßen von oben bis unten mit Staub bedeckt auf einfachen Plastikstühlen und zogen lange Gesichter. Rueben nahm an, dass man sie alle zusammen bei einem illegalen Grenzübertritt erwischt hatte. Wahrscheinlich hatten sie sich hinter der Ladung eines Sattelschleppers oder eines ähnlichen Fahrzeugs versteckt. Eine Mutter und zwei kleine Mädchen schluchzten herzerreißend. Sechs oder sieben Grenzschutzbeamte saßen hinter einem langen Schalter. Einer von ihnen versuchte gerade einem alten Mann zu erklären, dass jemand, der so viel Bargeld bei sich hatte, durchsucht und festgesetzt und das Geld deklariert werden müsse.

Rueben ließ sich von der Szene möglichst wenig beeindrucken und eilte Ansara hinterher, der ihn einen langen, steril aussehenden Gang hinunterführte. Rueben war noch nie in diesem Wachgebäude gewesen, und sein Puls begann sich zu beschleunigen, als Ansara die Tür zu einem kleinen Verhörraum öffnete, an dessen Tisch bereits ein junger Mann in Ruebens Alter saß und vor sich hinbrütete. Es war ein weißer Junge mit braunen Haaren und Sommersprossen. Seine Arme waren mit Tätowierungen übersät, und er trug einen goldenen Ohrring in Form eines Totenkopfs.

Ansara schloss die Tür. »Setz dich.«

Rueben tat, wie ihm geheißen, während der andere Junge immer noch auf den Boden starrte.

»Rueben, das ist Billy.«

»Was soll das?«, fragte Rueben.

»Alter, du hast keine verflixte Ahnung«, stöhnte der Junge, ohne aufzuschauen.

Rueben schaute jetzt Ansara fragend an: »Was ist hier eigentlich los? Ich komme von meinem Job zurück. Was wollen Sie von mir?«

»Ich will gleich zum Punkt kommen. Sie rekrutieren euch Jungs auf eurer Highschool, deshalb fangen wir mit unseren Ermittlungen immer dort an. Ein paar deiner Freunde haben uns dann einen Tipp gegeben, weil sie Angst um dich haben. Ich habe auch deiner Schwester ein Versprechen gegeben. Aber keine Angst ... sie wird deinen Eltern nichts erzählen. Billy habe ich mitgebracht, damit er dir etwas zeigt. Zeig es ihm, Billy.«

Der Junge rückte plötzlich mit seinem Stuhl nach hinten und legte seine beiden nackten Füße auf den Tisch.

Er hatte keine Zehen mehr.

Jeder einzelne Zeh war ihm abgehackt worden. Die Narben waren noch frisch und rosa und so hässlich, dass Rueben sich beinahe übergeben hätte.

»Ich bin mit einer Lieferung im Wert von 50 000 Dollar aufgefliegen. Ich bin erst siebzehn, deshalb habe ich Bewährung gekriegt. Das hat die vom Kartell aber nicht interessiert. Eines Tages kamen sie über die Grenze und passten mich nach der Schule ab. Sie warfen mich in einen Lieferwagen. Und jetzt sieh dir an, was diese Scheißkerle mir angetan haben.«

»Wer?«

»Dein Kumpel Pablo und sein Boss Corrales. Sie haben mir die Zehen abgehackt – und sie werden dasselbe auch mit dir machen, wenn du etwas vermasselst. Verdammt noch mal, steig aus, solange du noch kannst, Alter. Steig jetzt sofort aus!«

In diesem Moment klopfte es an der Tür. Ansara ging einen Moment nach draußen, um mit einem Beamten zu sprechen.

»Und sie haben dir das wirklich angetan?«

»Du hast es doch gesehen! Verdammt, Alter, meinst du, ich kriege so jemals noch eine Tussi ins Bett? Glaubst du, irgendeine Frau geht mit einem Typen mit so verfuckten Füßen?« Er warf den Kopf zurück und begann zu weinen, und dann schrie er: »Ansara! Ich will hier raus! Holen Sie mich, verdammt noch mal, hier raus! Ich halt's hier nicht mehr aus!«

Die Tür öffnete sich, und Ansara winkte Billy heraus. Der Junge stand auf und humpelte zur Tür. Unter dem Arm trug er ein Paar seltsam aussehende Stiefel.

Die Tür schloss sich wieder.

Rueben saß fünf, zehn, fünfzehn Minuten da, während seine Fantasie Amok lief. Er sah sich im Gefängnis und stellte sich vor, wie er dort von vierzehn verfetteten Bandenmitgliedern in der Dusche festgehalten wurde, die ihn alle herzhaft vergewaltigten – und das alles nur, weil er aufs College gehen und ein bisschen Extrageld verdienen wollte. Er war kein besonderer Schüler. Er würde kaum ein Stipendium bekommen. Er brauchte das Geld.

Plötzlich kehrte Ansara zurück und sagte: »Dein Wagen hat ein ziemlich einzigartiges Armaturenbrett, und der Tank ist auch recht ungewöhnlich.«

»Scheiße«, sagte Rueben und rang nach Luft.

»Glaubst du, weil du noch nicht achtzehn bist, kommst du ganz frei oder kriegst Bewährung?«

Rueben verlor die Fassung und begann zu weinen.

»Hör mir gut zu, Junge. Wir wissen, dass die Späher des Kartells dort draußen sind und dies alles beobachten. Wir haben so getan, als ob wir nichts gefunden hätten. Du wirst deinen heutigen Auftrag zu Ende bringen und die Drogen zustellen. Aber ab heute arbeitest du für mich. Und wir haben eine Menge zu besprechen ...«

Der Mann auf dem Rücksitz

Bonita-Real-Hotel

Juárez, Mexiko

Moore konnte den Gedanken an Ranas Ermordung nur verdrängen, indem er sich auf den Augenblick und die beiden Männer, die ihn verfolgt hatten, konzentrierte. Sie parkten jetzt vor dem Hotel auf der gegenüberliegenden Straßenseite. *Sie müssen sich inzwischen zu Tode langweilen*, dachte er. Sie saßen jetzt seit zwei Stunden da, spielten mit ihren Handys und beobachteten den Hoteleingang und den Parkplatz. Einige Aspekte der Kartelltätigkeiten mochten höchst raffiniert und ausgefeilt sein, andere wie etwa die Personenüberwachung waren immer noch ziemlich primitiv und unterentwickelt. Einige Male stiegen sie aus ihrem Corolla aus (dessen vordere Seitenwand rot, dessen Rest jedoch schwarz war), lehnten sich auf die Motorhaube, rauchten Zigaretten und schauten immer wieder in Richtung Hotel. Diese jungen Gecken waren zweifellos echte Genies und Intelligenzbolzen. Moore verstand jetzt, warum man ihnen diesen Idiotenjob übertragen hatte. Jeder *Sicario* mit einem Funken Verstand würde solchen Schwachköpfen weder Geld, Waffen noch Drogen anvertrauen. Bei seiner Rückkehr hatte Moore zwei Späher auf dem Hoteldach bemerkt, die beide wie Bauarbeiter angezogen waren, in Wirklichkeit jedoch Corrales und seine Kumpane alarmieren sollten, wenn das Hotel selbst

angegriffen wurde. Ob sie mit seinen Verfolgern in Verbindung standen, konnte Moore nicht sagen.

Er hatte die beiden Kerle mitsamt ihrem Auto bereits mehrere Male fotografiert und die Bilder nach Hause geschickt, wo Analysten sie identifizierten und die mexikanischen Polizeiakten nach weiteren Angaben durchforsteten. Beide Männer hatten Einträge im Strafregister, allerdings meist für Kleindelikte wie Diebstähle und Drogenbesitz. Keiner der beiden musste bisher längere Gefängnisstrafen absitzen. In den Polizeiunterlagen wurden sie als »mutmaßliche Kartellmitglieder« geführt. Irgendwo da draußen gab es einen mexikanischen Polizisten mit einem guten Auge für das Offensichtliche.

Moore schickte Fitzpatrick eine SMS, der ihm in seiner Antwort versicherte, dass sie keine Mitglieder des Sinaloa-Kartells seien und folglich wohl für Corrales arbeiteten.

Dies war sowohl eine Enttäuschung als auch ein Problem, da er ja immer noch den Führer der Sinaloa über seine Maklerin zu einem Treffen bewegen wollte. Fitzpatrick teilte ihm jedoch mit, dass bisher weder er noch Luis Torres den Auftrag erhalten hätten, einen Amerikaner aus dem Hotel abzuholen.

Moore dachte kurz darüber nach, dann rief ihn auch schon Gloria Vega an.

»Ich mache es kurz«, sagte sie. »Wir hatten ein Feuergefecht mit einigen Kartellmitgliedern. Fitzpatrick hat bestätigt, dass es Zúñigas Männer waren. Drei Juárez-Jungs wurden getötet. Die Polizei hat Angst, und Gómez steckt ganz tief drin. Er könnte die wichtigste Verbindung zum Kartell sein. Er hat immer zwei Handys dabei, und für die anderen hier im Revier ist er ein halber Gott. Ich sollte so viel Informationen über ihn sammeln, dass ich ihn umdrehen kann. Wir werden dann sehen, wie viele er uns auf dem Tablett serviert. Was mich betrifft, sehe ich keine andere Möglichkeit. Wir müssen einen Deal mit ihm machen.«

»Da brauchen Sie kein schlechtes Gewissen zu haben.«

»Hab ich auch nicht. Mich wurmt nur, dass er uns natürlich nicht alles offenbaren wird und wir deshalb ihre Operationen nur ein wenig behindern können. Das ist alles.«

»Was immer wir tun können, werden wir tun. Ohne Ausnahme.«

»Ja, das habe ich kapiert. Oder ich versuche es zumindest.«

Ihr Zynismus war zwar verständlich, aber auch verdrießlich, deshalb wechselte er das Thema. »Hey, haben Sie schon von dieser riesigen Verhaftungswelle in Puerto Rico gehört?«

»Ja, ein weiterer großer Sieg für das FBI.«

»Auch unsere Zeit wird kommen, glauben Sie mir. Wir müssen einfach am Ball bleiben.«

»Das ist gar nicht so einfach. Gómez ist ein absoluter Chauvi. Meine Zunge tut mir schon weh, weil ich ständig draufbeißen muss.«

Moore besänftigte seinen Ton: »Also, wenn jemand das schafft, dann Sie.«

Sie schnaubte. »Woher zum Teufel wollen Sie das wissen?«

»Vertrauen Sie mir, meine Schöne, Ihr Ruf eilt Ihnen voraus.«

»Okay, bis bald.« Sie legte auf.

Ihr Telefongespräch war natürlich verschlüsselt gewesen und würde weder auf ihrem Handy, ihrer Rechnung noch irgendwo sonst auftauchen. Wenn die CIA Verbindungsdaten verschwinden lassen wollte, verschwanden sie auch. Punkt.

Moore erhielt eine Meldung von Towers, der ihn über eine Schießerei im Monarch-Strip-Club informierte, wo ihr Lieblingsmafioso Dante Corrales regelmäßig verkehrte. Inzwischen war die örtliche Polizei dort eingetroffen. Niemand war verletzt worden, es gab nur einen kurzen Schusswechsel, dann war der Angreifer geflüchtet. Moore kam die Idee, dass die lokalen Fernsehsender über die Schießereien des jeweiligen Tages so routinemäßig wie über die Temperatur und erwarteten Regen berichten sollten.

Nachdem er sich wieder einmal durch einen Blick aus dem Fenster vergewissert hatte, dass seine beiden Supergangster noch da

waren, zog er sich einen Schlabberpullover an, um das Schulterholster mit seiner Glock zu verbergen, und verließ dann sein Zimmer. Er wollte auf die andere Seite der Stadt zur V-Bar fahren. Fitzpatrick hatte ihm erzählt, dass dort oft die Sinaloa-Sicarios herumhingen.

Als Moore auf den Parkplatz trat, musste er wieder einmal an Rana und seinen blöden Batman-Witz denken. Er hatte ihn damals ja diesen Spezialtruppenführern als seinen Assistenten »Robin« vorgestellt, und Rana hatte ihn daraufhin nur verständnislos angeblickt. Moore hatte hinterher jedoch vergessen, ihm die Geschichte von Batman und seinem Robin zu erklären.

Plötzlich überfiel ihn wieder die Erinnerung an die Ermordung seines jungen Freundes. Er erstarrte und ballte die Faust. Er bemerkte den Mann hinter sich erst, als er etwas Stumpfes und Hartes – wahrscheinlich den Lauf einer Pistole – an seinem Hinterkopf fühlte.

»Ganz ruhig!«, sagte der Mann auf Englisch mit einer tiefen, heiseren Stimme, die von einem langjährigen Tabakkonsum zeugte. »Die Arme über den Kopf!«

Moore achtete normalerweise unbewusst auf alle Bewegungen in seiner Umgebung. Ein solches Versäumnis wie hier konnte durchaus seine Karriere in der Special Activities Division oder sogar bei der CIA selbst beenden. Aber Ranas Tod hatte er fast wie den Verlust eines jüngeren Bruders empfunden. Seine Trauer und seine Wut hatten ihn jetzt kurzzeitig seiner gewohnten Konzentration und Wachsamkeit beraubt.

Der Mann tastete Moores Hüften ab, dann fuhr er nach oben und entdeckte sofort das Schulterholster. Er zog den Reißverschluss des Pullovers nach unten, machte den Klettverschluss des Holsters auf und holte die Glock heraus.

»Einsteigen und losfahren!«

Moore knirschte mit den Zähnen und verfluchte sich selbst für diesen schweren Fehler. Sein Herz schlug rasend schnell. Er war

sich nicht sicher, was der Typ mit seiner eigenen Waffe angestellt hatte, aber er fühlte immer noch die andere an seinem Kopf. Zu nahe. Zu gefährlich, selbst für eine schnelle Bewegung. Er konnte die eine Waffe vielleicht wegschlagen, nur um dann zu merken, dass die andere auf seine Brust gerichtet war. *Bumm*. Erschossen mit seiner eigenen Glock. »Sie sind der Boss«, sagte er. Er stieg ganz langsam in den Wagen. Der Mann öffnete blitzschnell die Hintertür und rutschte auf den Sitz direkt hinter ihm. Danach presste er ihm die Pistole erneut an den Hinterkopf.

»Wollen Sie das Auto?«, fragte Moore. »Oder mein Geld?«

»No ese. Machen Sie einfach nur, was ich sage.«

Moore bog aus dem Parkplatz aus. Im Rückspiegel sah er, wie die beiden Typen im Corolla in ihre Rostlaube sprangen, um ihnen zu folgen.

Er konnte auch einen kurzen Blick auf den Mann auf dem Rücksitz erhaschen. Sein Bart war am Ergrauen, und auch seine lockigen Haare waren bereits aschfarben. Er trug einen blauen Pullover, Jeans und in seinem linken Ohr einen goldenen Kreolenohrring. Er kniff die Augen ständig zusammen. Von seiner ganzen Erscheinung her war er meilenweit von den Möchtegern-Gangstern im Wagen hinter ihnen entfernt, und auch sein Englisch war erstaunlich gut. Diese Idioten nahmen jetzt die Verfolgung auf. Moore bezweifelte jedoch, ob sie überhaupt mitbekommen hatten, dass man ihn gerade entführte. Er wusste auch nicht, ob sein Entführer sie schon bemerkt hatte.

Nach einer Minute bog er, wie befohlen, rechts ab. Dann sagte er: »Hinter uns fährt ein Auto, der Toyota mit der roten Seitenwand und zwei Insassen. Sie verfolgen uns. Gehören sie zu Ihnen?«

Der Mann auf dem Rücksitz drehte sich blitzschnell um, sah das Auto und fluchte auf Spanisch.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Moore.

»Fahren Sie einfach weiter.«

»Ich vermute, das sind keine Freunde von Ihnen?«

»Halten Sie den Mund!«

»Also, wenn Sie weder das Auto noch mein Geld wollen, um was geht es dann?«

»Dass Sie einfach weiterfahren.«

Moore's Handy klingelte. *Scheiße*. Es steckte in seiner Brusttasche und der Typ hatte es vorhin nicht gefunden.

»Denken Sie gar nicht erst daran!«, warnte der Mann.

Der Klingelton zeigte an, dass Fitzpatrick ihm eine SMS geschickt hatte. Wenn diese Botschaft etwas mit Moore's Fahrgast zu tun haben sollte, kam Fitzpatrick's Warnung ein wenig zu spät.

»Werfen Sie dieses verdammte Handy aus dem Fenster.«

Moore fasste in seine Brusttasche, stellte das Handy auf Vibration und warf dann dessen Lederhülle aus dem Fenster, bevor der Kerl sie sich genau anschauen konnte.

»Wohin fahren wir?«, fragte er und ließ das Handy wieder in die Tasche gleiten.

»Keine Fragen mehr.«

Als Moore noch einmal in den Rückspiegel blickte, drehte sich auch sein Entführer gerade zu ihren Verfolgern um.

Deren Auto beschleunigte jetzt und schloss bis auf zwei Wagenlängen zu ihnen auf. Der Mann auf dem Rücksitz wurde immer unruhiger. Zuerst beugte er sich nach vorn, dann blickte er immer wieder durch das Rückfenster. Er keuchte vor Stress, hielt aber immer noch Moore die Pistole ins Genick. Moore's Glock hatte er in den Hosensack gesteckt. Moore fuhr langsamer, als die Ampel direkt vor ihm auf Rot schaltete. Er schaute sich um: Wendy's, Denny's, McDonald's, Popeyes und Starbucks. Für einen Augenblick fühlte er sich ins heimische San Diego versetzt, während der Smog, der Benzingestank und die Abgase trotz der Klimaanlage ihren Weg in den Wagen fanden. Im übelsten Teil der Stadt. Ein übler Kerl auf dem Rücksitz. Wirklich ein Tag, wie er ihn liebte ...

»Warum halten Sie an?«, schrie sein ungebetener Fahrgast.

Moore deutete nach vorn. »Es ist rot!«

»Los, fahren Sie weiter!«

Aber es war zu spät. Der Wagen hinter ihnen fuhr dicht an sie heran, die beiden Kerle sprangen heraus und begannen zu schießen.

»Nein, nein, nein!«, schrie Moore, während er aufs Gaspedal trat und mit quietschenden Reifen und qualmendem Gummi über die Kreuzung fuhr. Dabei hätte er beinahe einen alten Pick-up erwischt, dessen Stoßstange fast auf dem Boden schleifte.

Die beiden Clowns hinter ihnen mussten inzwischen mehrere Magazine geleert haben. Die Geschosse schlugen in Moores Kofferraum ein und zerschmetterten das Rückfenster und das linke hintere Seitenfenster. Plötzlich gab Moores Passagier einen erstickten Schrei von sich.

Moore schaute nach hinten und wünschte sich dann, er hätte es nicht getan. Der Mann lag mit Schusswunden im Kopf und in der Schulter auf dem Rücksitz.

Er bewegte sich nicht. Sein Blut lief über das Polster. Moore fluchte.

Im Rückspiegel konnte er jetzt beobachten, wie die Kerle zu ihrem Wagen zurückeilten, hineinsprangen und die Verfolgung wieder aufnahmen. Sie brausten über die Kreuzung und überholten zwei kleinere Limousinen.

Vor ihnen lag eine schmale Querstraße und dahinter der »bessere« Teil des Barrio, in dem die Blechdächer mit Nägeln anstatt mit alten Lastwagenreifen fixiert waren. Moore wusste nicht, wo er sich gerade befand. Er hatte eigentlich geplant, mithilfe des GPS seines Smartphones den Weg zu der Bar zu suchen. Allerdings hatte er jetzt nicht die Zeit, sein Handy neu zu programmieren ...

Trotzdem holte er es aus der Tasche und tippte mit dem Daumen die Durchwahlnummer von Langley ein. Es meldete sich eine vertraute Männerstimme: »Hier ist drei-zwo-sieben. Was brauchen Sie?«

»Den Weg zur V-Bar. Fitzpatrick ist gerade dort.«

»Verstanden. Bleiben Sie dran ...«

Moore schaute noch einmal in den Rückspiegel. Seine beiden Verfolger scherten gerade vor einem viertürigen Van aus und versuchten, wieder zu ihm aufzuschließen.

Gerade als Moore über die nächste Kreuzung fuhr, schaltete die Ampel hinter ihm auf Rot.

Ein alter Mann schob sein Fahrrad über die Straße, an dem vorn und hinten Körbe angebracht waren, die hoch mit Woldecken, Plastikflaschen und mehreren Rucksäcken gefüllt waren.

Die Idioten, die Moore verfolgten, konnten nicht mehr rechtzeitig anhalten.

Der Mann und das Fahrrad wurden wie Spielzeug in hohem Bogen über das ganze Auto geschleudert und trafen auf dem Kofferraum auf, der hinterher wie ein Taco gefaltet war. Der Fahrer fuhr jedoch mit unverminderter Geschwindigkeit weiter, während der Alte und das Fahrrad hinter ihm auf der Straße liegen blieben und die Fußgänger, die das Ganze beobachtet hatten, vor Entsetzen schrien.

Plötzlich war aus Moores Handy-Lautsprecher eine Stimme zu vernehmen: »Die nächste Straße links. Ein Stück geradeaus. An der dritten Ampel rechts abbiegen. Ich rufe die örtliche Polizei an und schau mal, ob sie Ihnen nicht zu Hilfe kommen kann. Ich habe Augen am Himmel, die auf Sie gerichtet sind. Ich kann Ihre Verfolger sehen.«

»Danke.« Moore drückte das Gaspedal durch, als die nächste Ampel vor ihnen auf Gelb schaltete. Er hatte inzwischen begriffen, dass rote, gelbe oder grüne Ampeln in Juárez bloße Empfehlungen waren. Viele fuhren etwas langsamer, wenn sie eine rote Ampel sahen, um danach möglichst ungebremst durchzubrausen, selbst wenn sie nicht gerade an einer Verfolgungsjagd teilnahmen. Wie angewiesen, bog er jetzt links ab.

Auf dem Straßenschild stand *Paseo Triunfo de la República*. Die Bushaltestellen, Werbetafeln und sauberen Gehsteige dieses

Geschäftsviertels waren für Moore eine gewisse Erleichterung. Hier waren so viele Fußgänger unterwegs, dass es sich die Hohlköpfe hinter ihm bestimmt zweimal überlegten, bevor sie ein solches rücksichtsloses Manöver wie gerade eben wagten.

Beim Vorbeifahren schaute er in die Seitenstraßen hinein. Er bemerkte, dass dort auf beiden Seiten Autos parkten. Auf diese Weise konnte man sie nur in einer Richtung passieren, obwohl sie nicht als Einbahnstraßen ausgewiesen waren.

Seine hirnamputierten Verfolger schlossen immer mehr zu ihm auf. Plötzlich lehnte sich der Beifahrer weit aus dem Fenster und richtete eine Pistole auf Moores Wagen.

Da war sie ja. Die dritte Ampel. »Drei-zwo-sieben? Ich brauche Sie jetzt nicht mehr, danke.«

»Sind Sie sicher?«

»Definitiv. Ich melde mich später.«

Moore hielt die Luft an, bog hart rechts in die nächste Seitenstraße ein und drückte das Gaspedal durch. Er japste nach Luft, während er die Straße hinunterschoss, erneut scharf links abbog, es gerade noch um einen Müllcontainer herum schaffte und weiterfuhr. Auf diese Weise würde er die links von ihm liegende V-Bar von der Rückseite erreichen.

Er schaute nach hinten – alles klar.

Da schoss ein Auto über die nächste Kreuzung und kam direkt auf ihn zu. Plötzlich begriff er, dass dies seine Verfolger waren. Sie hatten seine Absicht durchschaut. Er hatte sie doch für Idioten gehalten. Warum waren sie plötzlich so clever geworden? Und jetzt waren sie direkt vor ihm, und er konnte ihnen nicht mehr ausweichen.

Er versuchte, mit der rechten Hand auf dem Rücksitz eine der Pistolen zu ertasten. Die des Toten lag auf dem Boden und seine eigene Glock steckte noch in dessen Hosenbund. Beide waren außer Reichweite.

Dann hielt er an und wollte gerade den Rückwärtsgang einlegen, als hinter ihm ein anderer Wagen heranschoss, ein älterer Range Rover, der von einem riesigen Latino gesteuert wurde, der so massig war wie ein Sumoringer oder ein samoanischer Krieger. Auf dem Beifahrersitz saß Moores Taskforce-Kollege Fitzpatrick. Waren sie die Kavallerie oder die Hinrichtungsmannschaft? Auf jeden Fall saß Moore im Moment mit einem Toten auf dem Rücksitz in der Falle zwischen den Mitgliedern zweier rivalisierender Kartelle.

Jetzt tat er genau das, was er in seiner Ausbildung gelernt hatte. Er bereitete sich darauf vor, das sinkende Schiff zu verlassen. Er schaltete das Getriebe auf Parkstellung, wirbelte herum und griff sich seine Glock, dann ließ er sich aus der Tür fallen und rollte auf der Fahrbahn in die Deckung zweier geparkter Autos. In diesen fünf Sekunden wurde die Fahrertür von unzähligen Geschossen durchlöchert.

Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. Höchste Zeit für Moore, sich selbst zu helfen.

Er lugte ganz kurz hinter dem Wagen hervor, der ihm als Deckung diente. Er sah, dass seine beiden Verfolger tot waren. Sie lagen auf der Fahrbahn und ihre Körper waren mit Einschüssen übersät.

Moore dachte über seine nächsten Schritte nach. Da Fitzpatrick ja zu den Sinaloas gehörte, würde er ihm vielleicht helfen, wenn er jetzt kapitulierte. Zumindest konnte er dafür sorgen, dass sie erst einmal mit ihm sprachen, anstatt ihn sofort zu erschießen. Würde er jetzt dagegen einen Fluchtversuch unternehmen, würde er nicht nur ihr Feuer auf sich ziehen, sondern auch gegen seine ursprünglichen Absichten handeln. Immerhin wollte er sich ja mit deren Boss treffen. Allerdings hätte er lieber eine andere Vorgehensweise gewählt, um die Aufmerksamkeit des Kartells auf sich zu lenken.

Sein Name war ja Scott Howard. Was würde ein Solarzellenfabrikant in einem solchen Fall tun, ein Mann, der seine gefährlichsten Momente bisher auf dem Golfplatz und nicht auf den bösen Straßen von Juárez erlebt hatte?

Er zögerte noch einen Moment, dann rief er auf Spanisch zu den Männern im Range Rover hinüber: »Ich bin Amerikaner. Ich bin geschäftlich hier. Ich wurde gekidnappt!«

»Klar, und zwar von uns!«, antwortete ein Mann, der eindeutig nicht Fitzpatrick war. Moore wagte einen kurzen Blick.

Ein ganz in Leder gekleideter Gangster mit einem Nasenring lehnte an der Hintertür des Range Rover und zog ein leeres Magazin aus seiner Pistole.

»Diese Kerle haben auf mich geschossen. Sie haben den Mann auf meinem Rücksitz getötet«, erklärte Moore.

Jetzt war eine andere Stimme zu hören: »Das wissen wir. Komm jetzt endlich da raus!«

Moore richtete sich ganz langsam mit erhobenen Händen auf, wobei er seine Pistole deutlich sichtbar in der rechten Hand hielt. Zwei Männer mit kahl geschorenem Kopf legten gerade die Leichen seiner beiden Verfolger in den Toyota mit dem roten Seitenteil. Einer von ihnen sprang hinter das Steuer und fuhr davon. Drei weitere Männer, einschließlich des Tätowierten mit dem Ring in der Nase, umringten Moore. Einer von ihnen war Fitzpatrick, der seinem Blick auswich. *Gut*. Ein anderer Typ stieg jetzt in Moores Wagen, setzte zurück und brauste davon.

Der fette Fahrer des Geländewagens wog nach Moores Schätzung gute 180 Kilo. Sein Bauch bewegte sich bei jedem Atemzug in großen Wellen. Das musste der berühmt-berüchtigte Luis Torres sein, der Anführer der Killerbande des Sinaloa-Kartells und Fitzpatrick's »Boss«. Er trug eine nach hinten gedrehte Baseballkappe. Seine massigen Arme bedeckten eintätowierte Blitze. Auf einem Bizeps prangte das Tattoo eines Skeletts, das in wallende geistliche Gewänder gekleidet war. Das war Santa Muerte, die Todesheilige, die von allen Drogenhändlern verehrt wurde. Noch seltsamer war jedoch etwas anderes: Auf seine Augenlider hatte er sich die Abbildungen zweier weiterer Augen tätowieren lassen. Wenn er die Augen schloss, schien er einen also weiterhin

anzustarren. Dieser Anblick war fast genauso entnervend wie der Rest dieser dicken, runden, puttenhaften Visage. Man wunderte sich, wie er überhaupt noch an den Fettpolstern um seine Augen vorbeisehen konnte. Und dann die Zähne ... diese faulen, gelblichen Zähne, die sicherlich von dem Junkfood zerstört worden waren, das er pausenlos vertilgte. Moore hütete sich jedoch, seinen Abscheu zu zeigen. Er seufzte ... Zumindest hatten sie nicht auf ihn geschossen. Wenigstens vorläufig.

Okay. Er war jetzt in der Gewalt des Sinaloa-Kartells. *Und jetzt?*

Lass dich nicht umbringen, dachte er. *Und zittere nicht in ihrer Gegenwart.*

Torres spitzte die Lippen und schaute Moores Pistole stirnrunzelnd an. »Und was machen Sie damit?« Seine Nasenlöcher blähten sich, als er Moore jetzt auf Englisch ansprach.

»Ich habe es Ihnen doch erzählt, ich bin ein Amerikaner auf Geschäftsreise.«

»Amerikaner bin ich auch.«

»Wirklich?«

Torres zog die Nase hoch. »Ich stamme aus South Central L. A.«

»Ich bin aus Colorado«, erwiderte Moore.

»Also sind Sie geschäftlich hier? Was für Geschäfte?«

»Solarzellen.«

»Und weshalb haben Sie eine Pistole dabei?«

»Ich habe sie von dem Kerl auf dem Rücksitz.«

Torres Blick verhärtete sich, und er kicherte. »Und Sie tragen immer ein Schulterholster, falls Sie zufällig mal eine Pistole finden?«

Erst jetzt merkte Moore, dass der Reißverschluss seines Pullovers immer noch offen stand.

»Du bist bereits tot. Weißt du das? Du bist ein toter Mann.«

»Hören Sie, ich weiß nicht, wer Sie sind, aber Sie haben mir das Leben gerettet. Ich werde Sie dafür gut bezahlen.«

Torres schüttelte den Kopf. »Du laberst nur Scheiße.«

Ein paar Straßen entfernt hörte man jetzt eine Polizeisirene. Aha, die örtliche Polizei, die Moores Kollege in Langley angefordert hatte. Weder Torres noch seine Begleiter schien das Geräusch jedoch zu stören.

»Es tut mir leid, dass Sie mir nicht glauben. Vielleicht könnte ich mit jemand anderem sprechen?«

Torres fluchte leise vor sich hin. »Bringt dieses Arschloch ins Haus.«

Man führte Moore in ein Büro, das eine Etage über der Tanzfläche des Clubs lag. Da saß er nun auf einem metallenen Klappstuhl und betrachtete die aus den 1970er-Jahren stammende braune Holztafelung der Wände und den schweren Stahlschreibtisch, der in der Nähe des Fensters stand. Ein Regal hinter diesem Schreibtisch brach fast unter der Last Dutzender Aktenordner zusammen. An der Decke summte eine nackte Neonröhre. Das einzig Moderne in diesem Raum war das iPad auf dem Schreibtisch. Fitzpatrick, zwei weitere Gangmitglieder und Torres leisteten Moore Gesellschaft. Torres setzte sich ganz langsam und vorsichtig auf den Schreibtischstuhl, wie ein altes Walross, das das Wasser überprüfte, bevor es in die Brandung glitt. Der fette Mann wollte sichergehen, dass das Sitzmöbel nicht unter seinem imposanten Gewicht zusammenbrach.

»Und was passiert jetzt?«, fragte Moore. Alle anderen in dem Raum begannen zu grinsen.

»Hör gut zu, du Arschloch, du packst jetzt aus, sonst droht dir *el Guiso*. Verstehst du?«

Moore schluckte und nickte.

El Guiso, oder »der Eintopf«, war eine bei den Kartellen beliebte Hinrichtungsart. Man steckte den Delinquenten in ein leeres 200-Liter-Ölfass, überschüttete ihn mit Benzin oder Diesel und zündete ihn an. Mit dieser Methode machte man einen »Eintopf« aus ihm.

Das war lustig, und obendrein erleichterte das Metallfass die saubere Entsorgung der Leiche natürlich sehr.

Torres faltete die Arme vor der Brust. »Arbeiten Sie für die Bundespolizei?«

»Nein.«

»Für die Ortspolizei?«

»Nein.«

»Warum zum Teufel treiben Sie sich dann auf diesen alten Grundstücken herum?«

»Ich hoffte, den Eigentümer zu treffen. Also Sie haben diesen Typen geschickt, der mich entführt hat?«

»Ja, das habe ich«, sagte Torres. »Hat aber wohl nicht so richtig geklappt.«

»Eigentlich schon. Schließlich sitze ich jetzt hier«, sagte Moore.

»Wer sind Sie?«

»Also gut. Es geht um Folgendes: Ich kann Ihrem Boss helfen. Ich muss ihn treffen und mit ihm reden, Mano-a-Mano.«

Torres gluckste in seinen Bart. »Nicht in diesem Leben.«

»Luis, hören Sie mir jetzt gut zu.«

Torres' Blick verhärtete sich. »Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Wir wissen viel mehr als das, aber ich möchte zum Kern der Sache kommen. Ich arbeite für eine internationale Investorengruppe. Wir sitzen in Pakistan und haben mit dem Juárez-Kartell einige einträgliche Opiumgeschäfte getätigt, bis wir von diesem übel gelinkt wurden. Meine Bosse möchten deswegen das Juárez-Kartell aus dem Verkehr ziehen. Punkt.«

»Und was haben wir damit zu tun?«

»Man hat mich hergeschickt, um die Führer dieses Kartells zu liquidieren. Und Sie werden mir dabei helfen.«

Torres grinste über das ganze Gesicht und rief den anderen auf Spanisch zu: »Hört ihr, was dieser Gringo schwafelt? Glaubt ihr das?«

»Sie sollten es glauben. Geben Sie mir mein Telefon. Ich zeige Ihnen ein paar Bilder.«

Torres nickte Fitzpatrick zu, der Moores Smartphone an sich genommen hatte. Er reichte es Moore, und Torres beugte sich zu ihm hinüber.

»Wenn Sie jemanden anrufen oder eine Warnung absenden, erschießen wir Sie«, warnte er Moore.

»Sie wollen mich gar nicht töten. Ich bin nämlich Ihr neuer bester Kumpel.« Moore blätterte mit dem Daumen die Screens durch, bis er zu seiner Fotogalerie gelangte. Er rief ein Bild von Dante Corrales auf. »Ist das einer der Wichser, die Sie lieber tot sehen würden?«

»Corrales ...« Torres verschlug es offensichtlich den Atem.

»Ich muss mit Ihrem Boss reden. Ich zahle Ihnen 50 000 Dollar, wenn Sie das ermöglichen.«

»50 000?« Torres war völlig perplex. »Sie sind nicht allein hier, oder?«

Moore hätte fast in Fitzpatrick's Richtung geschaut. Fast. »Gegen euch haben wir nichts. Vielleicht kommen wir mit euch später sogar ins Geschäft. Aber zuerst heißt es *el Guiso* für Corrales und alle seine Freunde ...«

Torres lehnte sich zurück, wobei sein Stuhl gefährlich knackte. Nach einem gewaltigen Atemzug nickte er. »Wo haben Sie das Geld? Im Hotel?«

»Elektronische Überweisung.«

»Das tut mir leid, Gringo. Nur Bargeld.«

»Ich verstehe. Ich besorge das Bargeld. Und Sie verschaffen mir ein Treffen mit Ihrem Boss. Und Sie haben recht. Ich bin nicht allein hier.«

Einige haben Geld und Waffen

Rojas' Boeing 777

Unterwegs nach Bogotá, Kolumbien

Jorge Rojas starrte geistesabwesend durch das ovale Fenster und seufzte. Sie flogen jetzt in einer Höhe von 12 500 Meter, und die Rolls-Royce-Trent-800-Turbinen waren in der gut isolierten Kabine nur noch als schwaches Surren zu hören. Das war erstaunlich, da die 777 die Mantelstromtriebwerke mit dem größten Durchmesser besaß, die derzeit auf dem Markt erhältlich waren. Das Flugzeug sollte auch große Triebwerke besitzen, wenn man dessen Kosten berücksichtigte, musste er denken. Er hatte für seine VIP-Maschine, den weltweit größten zweistrahligen Jet, immerhin fast 300 Millionen Dollar bezahlt. Er konnte damit um die halbe Welt fliegen, bevor sie zum Auftanken landen mussten. Wenn er es eilig hatte, konnten sein Pilot und Kopilot, beides altgediente ehemalige Offiziere der mexikanischen Luftwaffe, die Maschine bis auf 0,89 Mach (945 km/h) beschleunigen. Der Jet war wie seine vielen Wohnhäuser ein Ausweis seines Erfolgs und ein großartiger Rückzugsort. Nach der Fertigstellung im Boeing-Werk in Seattle ließ er das Flugzeug zum Lufthansa-Stützpunkt in Hamburg fliegen, wo es mit einer speziell für ihn hergestellten Kabine ausgestattet wurde, die seinen Ansprüchen voll und ganz entsprach. Während die Erste-Klasse-Abteilung bis zu fünfzig Passagiere aufnehmen konnte, war

der Großteil der Maschine zu seinem fliegenden Heim und Büro umgewandelt worden. Da gab es eine Schlafzimmer-Suite, deren Einrichtungsgegenstände sich durch die warmen Töne ihrer Schwarzesche-Maserung auszeichneten. Das Travertin-Badezimmer besaß eine Sechserdusche und eine Sauna für vier Personen sowie eine Badewanne mit Whirlpool. Das anschließende Büro war mit antiken französischen Möbeln eingerichtet, die man am Boden festgeschraubt hatte. Selbst seine Bücherregale waren mit kleinen Rahmengestellen ausgestattet, die das Herausfallen der wertvollen Bände verhinderten. Die Möbel mochten zwar alt und erlesen sein, die technische Ausstattung war jedoch auf dem allerneusten Stand: Drucker, Scanner, Computer, Wi-Fi-Netzwerke, Webcams und alles andere, was sein ständig mitreisender Informationstechnologieexperte für nötig hielt. Gegenüber seinem Schreibtisch stand ein Konferenztisch mit einem Flachbildfernseher und einem Beamer. Daneben standen elegante Polsterstühle, die so bequem waren, dass seine Gäste vor Behagen aufseufzten, wenn sie sich auf ihnen niedergelassen hatten. Neben dem Büro lag ein Medienraum mit einem weiteren Breitbildfernseher, Sesseln und Sofas sowie eine vollständig eingerichtete Bar, die das Wirkungsfeld von Hans DeVaughn war, einem Weltklasse-Barkeeper, den Rojas bei einer Spanienreise angeworben hatte. DeVaughn hatte zuvor einen Wettbewerb gewonnen, der als eine Art Weltmeisterschaft der Bartending-Kunst galt. Er hatte dabei mit seinem Wissen und Geschick und seiner Kreativität mehr als 6000 Barkeeper aus 24 Ländern geschlagen. Tatsächlich hatte Rojas alle seine sieben persönlichen Bediensteten auf Geschäftsreisen nach Europa gefunden. Sie verfügten alle über ihre eigenen, nicht sehr großen, aber sehr funktionellen Wohnbereiche, die mit einer Dusche und Schlafkojen für längere Flüge ausgestattet waren. Schließlich gab es da noch eine große Küche mit einem Umluftofen und einem spektakulären Herd, die ganz nach den Wünschen seines langjährigen Küchenchefs J. C. entworfen worden war. Dieser wollte alle seine

Utensilien dabei haben, wohin auch immer sie reisen mochten. Einige von Rojas' ganz speziellen VIPs hatten schon mehrmals geäußert, dass die Air Force One des amerikanischen Präsidenten mit Rojas' fliegendem Palast nicht konkurrieren könne. Der König von Jordanien meinte einmal im Spaß, er sei allerdings ein wenig enttäuscht, weil es in dieser Maschine keinen Swimmingpool gebe.

»Lachen Sie nicht«, hatte Rojas darauf geantwortet. »Die Russen hatten Salzwasserpools an Bord ihrer U-Boote der Typhoon-Klasse. Aber seien Sie versichert, dass mein nächstes Flugzeug noch größer werden wird – und Sie Ihren fliegenden Swimmingpool bekommen werden.«

»Nicht nötig. Was Sie schon haben, ist spektakulär genug.«

Tatsächlich war Rojas auch jetzt von teuerstem Leder und Holz umgeben, das täglich hochglanzpoliert wurde. J. C. bereitete ihm gerade ein köstliches frühes Abendessen zu, und er besaß bereits mehr Geld, als er in tausend Leben ausgeben konnte. Die Börsenkurse in Nord- und Südamerika hatten gerade ein Fünfmonatshoch erreicht. Das Leben war großartig. Er hatte wirklich keinen Grund dafür, dass er gerade ein wenig verdrießlich war.

Trotzdem, Miguel wurde einfach viel zu schnell erwachsen. Zwar hatte ihm Rojas geholfen, eine ausgesprochen reizvolle Freundin zu finden, aber er begann dies bereits ein wenig zu bereuen, da dieses Mädchen, das ihn in so vielem an seine geliebte Sofía erinnerte, jetzt zum Lebensmittelpunkt des Jungen werden würde. Rojas lächelte in sich hinein. Er empfand einfach nur den Schmerz eines Vaters, der mit dem Flüggewerden seines Sohnes fertigwerden musste. Das war alles. Auch in diesem Fall musste die Logik über die Gefühle siegen. Aber das war leichter gesagt als getan. Wenn er die beiden beobachtete und sie so jung und lebendig und wunderschön aussahen, musste er immer an sich und Sofía denken. Natürlich war er eifersüchtig, eifersüchtig auf die Jugend seines Sohnes und die Tatsache, dass er eine Frau gefunden hatte, die er liebte, während

Rojas die Liebe seines Lebens verloren hatte. Waren solche Gefühle akzeptabel? Den eigenen Sohn zu beneiden?

Auf der anderen Seite der Kabine saß Jeffrey Campbell, ein alter Studienfreund aus seiner Zeit an der Universität von Südkalifornien, der danach Betatest gegründet hatte, ein Unternehmen, das Zulieferteile für die Handyproduktion herstellte. Campbell hatte viele Millionen verdient und dehnte jetzt seine Geschäftstätigkeit mit Rojas' Hilfe auf Südamerika aus. Beide hatten in der Baseballmannschaft ihrer Uni gespielt und waren einmal sogar zur selben Zeit mit zwei Zwillingsschwestern liiert gewesen, was auf dem Campus ziemliches Aufsehen erregte, weil die jungen Damen zuvor von Legionen anderer Studenten angehimmelt worden waren.

»Du siehst aus, als ob du eine Million Kilometer von hier entfernt wärst«, sagte Campbell.

Rojas lächelte schwach. »Nicht ganz eine Million. Und wie geht es dir?«

»Es geht so. Ich habe immer gedacht, dass ich vor ihm diese Welt verlassen würde. Es ist nicht leicht, seinen jüngeren Bruder zu begraben.«

Der letzte Satz versetzte Rojas einen Stich. »Natürlich nicht.«

Campbells Bruder, ebenfalls ein ehemaliger College-Sportler, der in seinem Leben nie auch nur eine einzige Zigarette geraucht hatte, war ganz plötzlich an Lungenkrebs gestorben. Dabei war er erst achtunddreißig Jahre alt gewesen. Die Ärzte vermuteten, er sei abgereichertem Uran ausgesetzt gewesen, als sein M1A1-Abrams-Panzer im Irak auf eine improvisierte Bombe auffuhr. Allerdings würde es schwierig sein, dies zu beweisen und vom Militär eine Entschädigungszahlung zu bekommen.

Rojas' älterer Bruder war gestorben, als er erst siebzehn und Rojas fünfzehn Jahre alt war. Sie waren in Apatzingán, einer damals noch viel kleineren Stadt im Staat Michoacán in Südwestmexiko, aufgewachsen. Ihr Vater war ein Bauer und Viehzüchter, der an den Wochenenden Landwirtschaftsgeräte und die Taxis eines örtlichen

Transportunternehmens reparierte. Er war ein breitschultriger Mann mit einem dicken Schnurrbart und einem hellbraunen Filzhut, von dem viele Leute behaupteten, er trage ihn auch nachts im Bett. Ihre Mutter, die Rojas mit ihren großen braunen Augen und dichten Brauen auf eine Weise ansehen konnte, dass es ihm kalt und heiß über den Rücken lief, schuftete endlos auf dem Bauernhof und hielt gleichzeitig ihr Heim tadellos in Ordnung. Seine Eltern hatten ihm ein Arbeitsethos eingepflanzt, das ihm keine Zerstreuungen erlaubte. Er hatte auch wenig Verständnis und Geduld für all jene, die leicht und locker durch das Leben surften.

Die Nacht war kalt und klar, der Wind wehte von den Bergen herunter und ließ das Grundstückstor, dessen Riegel längst weggerostet war, hin- und herschwingen. Im Gegenlicht des abnehmenden Mondes standen die drei Gangster da und warteten darauf, dass Rojas' Bruder Esteban herauskam und sich ihnen stellte. Sie waren dunkel gekleidet. Zwei von ihnen sahen mit ihren Kapuzen wie der leibhaftige Sensenmann aus. Der Größte wartete etwas weiter hinten, wie ein Wächter, der alle Geschehnisse für ein Auge beobachten sollte, das mächtiger war als er.

Rojas trat auf die Veranda hinaus und fasste seinen Bruder am Handgelenk. »Gib es ihnen einfach zurück!«

»Ich kann nicht«, sagte Esteban. »Ich habe es bereits ausgegeben.«

»Wofür?«

»Für die Reparatur des Traktors und der Wasserrohre.«

»Und du hast das Geld auf diese Weise bekommen?«

»Ja.«

»Warum hast du das getan?« Rojas' Stimme wurde brüchig.

»Warum? Schau uns doch an! Wir sind Bauern! Wir arbeiten den ganzen Tag, und wofür? Für fast nichts! Die arbeiten für das Kartell, und in fünf Minuten verdienen sie so viel wie wir in einem ganzen Monat! Das ist nicht fair!«

»Ich weiß, trotzdem hättest du es nicht tun dürfen!«

»Okay, du hast recht. Ich hätte ihr Geld nicht stehlen sollen, aber ich habe es getan. Und jetzt ist es zu spät. Jetzt muss ich mit ihnen reden. Vielleicht lassen sie es mich abarbeiten.«

»Geh nicht!«

»Ich muss das hinter mich bringen. Ich kann schon nicht mehr schlafen. Ich muss mich irgendwie mit ihnen einigen.«

Esteban riss sich los, stieg von der Veranda herunter und machte sich auf den Weg zum Zaun.

Seit dieser Zeit sah Rojas in Albträumen seinen Bruder immer wieder diesen Sandweg hinuntergehen. Er merkte sich jeden Schritt und jeden Schatten, der über die Cordjacke seines Bruders huschte. Esteban zupfte nervös an deren Ärmeln und zog den Stoff immer weiter in seine Handfläche hinein. Rojas hatte immer zu seinem älteren Bruder aufgesehen. Noch nie hatte er ihn ängstlich erlebt.

Aber diese Hände, die an den Ärmeln zogen ... und sein bemüht gemessener Schritt, bei dem er jedoch mit den Stiefeln fester auftrat als gewöhnlich ... zeigten ihm, dass sein Held, sein Beschützer, der Junge, der ihm das Angeln, das Steinewerfen und das Traktorfahren beigebracht hatte, große Angst hatte.

»Esteban«, rief er ihm hinterher.

Sein Bruder drehte sich um und hob einen Finger. »Bleib auf der Veranda!«

Rojas hätte nichts lieber getan, als seinen Bruder zu begleiten oder ins Haus zurückzulaufen und seine Eltern zu alarmieren. Diese waren jedoch in die Stadt gefahren, um ihren Hochzeitstag zu feiern. Rojas' Vater hatte sich sogar gebrüstet, er habe so viel Geld gespart, dass er heute seine Frau zu einem teuren Essen einladen könne.

Einer der Gangster sagte etwas zu Esteban, der mit erhobener Stimme etwas erwiderte. Esteban näherte sich jetzt dem Tor. Seltsamerweise hatten die Kerle Scheu, das Grundstück zu betreten, als ob sie eine seltsame Kraft davon abhalten würde.

Erst als Esteban aus dem Tor auf den davorliegenden Feldweg hinaustrat, umringten sie ihn. Rojas fiel die Schrotflinte ein, die sein Vater unter dem Bett aufbewahrte. Er dachte daran, mit ihr dorthin zu eilen und jedem von diesen Teufeln eine Ladung ins Gesicht zu schießen. Er konnte es nicht länger mit ansehen, wie diese *Cabrones* seinen Bruder in die Zange nahmen.

Er musste an die Süßigkeiten denken, die Esteban ihm in der letzten Woche mitgebracht hatte, die für beide ein echter Luxus waren. Jetzt begriff er, dass er auch sie mit dem gestohlenen Geld gekauft hatte.

»Hier«, hatte Esteban gesagt. »Ich weiß doch, wie sehr du Schokolade magst.«

»Vielen Dank! Ich kann gar nicht glauben, dass du tatsächlich welche hast!«

»Ich weiß. Ich auch nicht!«

Als sie die Schokolade aufgegessen hatten, in ihren Betten lagen und zur Decke emporstarrten, hatte Esteban noch gesagt: »Du solltest niemals vor irgendjemand Angst haben, Jorge. Die Leute werden versuchen, dich einzuschüchtern, aber niemand ist besser als der andere. Nur haben einige eben Geld und Waffen. Das ist der ganze Unterschied. Hab keine Angst. In diesem Leben muss man ein Kämpfer sein.«

»Ich weiß nicht, ob unser *Padre* mit diesen Aussagen einverstanden wäre«, hatte er geantwortet. »Er hat uns doch gesagt, dass wir uns vor den Gangs fürchten sollten.«

»Nein! Du darfst niemals Angst haben.«

Aber Rojas fürchtete sich jetzt mehr als jemals zuvor, als er beobachtete, wie die Gangster seinen Bruder anschrien.

Der Kleinste schubste jetzt Esteban und der schubste zurück und schrie: »Ich werde das Geld zurückzahlen!«

Und dann griff der größte von ihnen, der Wächter, der immer ein paar Schritte hinter ihnen geblieben war und bisher kein einziges Wort gesagt hatte, in seine Jacke und holte eine Pistole hervor.

Rojas stockte der Atem, er verkrampfte, streckte hilflos die Hand aus ...

Der Pistolenschuss ließ ihn zusammenzucken. Er sah, wie die Kugel Estebans Kopf zur Seite riss und sein Bruder zu Boden sank.

Ohne ein Wort rannte Rojas ins Haus in das Elternschlafzimmer und schnappte sich die Schrotflinte. Dann eilte er nach draußen. Die Gangster sprinteten bereits über das Feld, dem Mond entgegen, der kurz über dem Horizont hing. Rojas rannte aus dem Tor und schrie ihnen nach. Er feuerte zweimal die Schrotflinte ab, das Echo der Schüsse hallte vom Haus und den Bergen in der Umgebung wider. Die Gangster selbst waren längst außer Reichweite. Er fluchte, hielt an und schöpfte keuchend Atem.

Dann drehte er sich zu seinem Bruder um, der bewegungslos im Staub lag. Er eilte an seine Seite ... und die Schrotflinte fiel ihm aus der Hand. Das klaffende Loch in Estebans Kopf ließ ihn erschauern. Sein Bruder schaute ihn mit einer seltsamen Widerspiegelung in seinen Augen an. In seinen Träumen und Albträumen würde Rojas später den Mond in diesen Augen sehen, und vor diesem Mond stand als Silhouette der Wächter und hob die Pistole. Rojas bemühte sich dann stets, das Gesicht des Mörders zu erkennen, aber es wollte ihm nie gelingen.

Er legte den Kopf auf die Brust seines Bruders und begann zu weinen. Nachbarn fanden ihn so einige Minuten später, und schließlich kamen auch seine Eltern zurück. Die ganze Nacht über war das Jammern und Klagen seiner Mutter zu hören.

Aber das war in einem anderen Leben, dachte Rojas und strich mit dem Finger über die Armlehne aus Wurzelholz. Die Vom-Tellerwäscher-zum-Millionär-Geschichte sei ein Klischee, hatte man ihm erzählt, aber er wäre jedem entgegengetreten, der sein Leben als Klischee bezeichnet hätte. So sehr er seinen Bruder weiterhin liebte und bewunderte, verstand Rojas jetzt, dass Esteban einen schweren und dummen Fehler gemacht hatte. Rojas hatte fast

sein halbes Leben damit verbracht, den Mörder von Esteban zu suchen, aber niemand hatte ihm dabei helfen können.

»Jorge, ich kann dir gar nicht genug danken. Für all das hier danken. Immerhin bin ich noch nie persönlich dem Präsidenten eines Staates begegnet.«

»Ich habe bereits viele kennengelernt«, sagte Rojas. »Und weißt du was? Das sind auch nur Menschen. Die Leute werden versuchen, dich einzuschüchtern, aber niemand ist besser als der andere. Nur haben einige eben Geld und Waffen. Das ist der ganze Unterschied.«

»Und einige haben Privatjets«, fügte Campbell mit einem Grinsen hinzu.

Rojas nickte. »Ich reise eben gern.«

»Sicher hat man dir diese Frage schon einmal gestellt, aber Leute wie du faszinieren mich einfach. Was hat deiner Meinung nach am meisten zu deinem Erfolg beigetragen? War es Disziplin oder einfach nur dein helles Köpfchen? Oder von beidem etwas? Ich meine, du hast mir ja die Geschichte von dieser Kleinstadt erzählt, in der du aufgewachsen bist. Und jetzt bist du buchstäblich einer der reichsten Männer der Welt. In diesem Artikel in *Newsweek* hieß es, dass dein geschätztes Vermögen wenigstens acht Prozent des mexikanischen Bruttoinlandsprodukts ausmacht. Das ist – atemberaubend. Wer hätte am College von so etwas auch nur geträumt?«

»Du hast ja auch ganz schöne Erfolge erzielt. Mach dich nicht kleiner, als du bist.«

Campbell nickte. »Aber das ist nicht mit dem hier vergleichbar. Also, wenn ich mich so in deinem wunderbaren Jet umschaue, frage ich dich noch einmal: Wie hast du das gemacht?«

»Unternehmen gekauft, kluge Investitionen getätigt ... Ich weiß das eigentlich gar nicht. Meine Freunde haben mir am meisten geholfen.«

»Sei nicht so bescheiden.«

»Ich meine es ernst. Die Freundschaften, die ich gemacht habe, sind zum wichtigsten Erfolgsfaktor geworden. Du wirst das selbst sehen, wenn wir in Kolumbien sind.«

Campbell dachte ein wenig darüber nach und nickte schließlich. Anscheinend war Rojas seiner Frage erfolgreich ausgewichen. Aber dann fing Campbell doch wieder an: »Glaubst du, es war die Uni? Das erfolgreiche Studium?«

»Klar, das ist es. Freunde und die Uni.«

»Aber das beantwortet noch nicht das *wirkliche* Geheimnis.«

Rojas runzelte die Stirn. »Und was sollte das Geheimnis sein?«

»Warum so viele deiner Unternehmen die gegenwärtige Wirtschaftskrise so gut überstehen. Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, ist bisher keine deiner Firmen pleitegegangen. Wenn man an alle diese Marktschwankungen denkt, ist das wirklich unglaublich.«

Rojas gestattete sich ein kleines Grinsen. »Für mich arbeiten halt wirklich gute Leute und eine ganze Armee von Anwälten, die mich und meine Investitionen schützen.«

»Deine Subway-Restaurants hier in Mexiko machen mehr Geld als die in den Vereinigten Staaten, obwohl die Mexikaner ein geringeres Einkommen haben. Wie machst du das?«

Rojas begann zu lachen. »Wir verkaufen eine Menge Sandwiches.« Plötzlich musste er sich an eine Aufsichtsratssitzung im vergangenen Monat erinnern, als seine Leute ihm die Geschäftszahlen der Autohandelsketten mit ihren Standorten überall in Mexiko vorlegten, die ebenfalls zu seinem Besitz gehörten. Die Zahlen waren absolut enttäuschend. Trotzdem versicherte Rojas seinen Leuten, dass die Händler-Boni nicht nur nicht gekürzt, sondern sogar verzehnfacht werden würden.

»Aber wie schaffen Sie das bei diesen drastisch gesunkenen Verkaufszahlen?«, fragte ihn sein Unternehmenschef. Das war eine gute Frage, und alle an diesem Konferenztisch spitzten die Ohren. Der an der Stirnseite sitzende Rojas stand auf und sagte: »Ich stehe

gerade in direkten Verhandlungen mit den Herstellern, und ich verspreche Ihnen, dass Ihre Boni beträchtlich steigen werden.«

Sie zuckten ungläubig die Achseln. Aber Rojas hielt sein Wort. Von überall her erreichten ihn jetzt Anrufe und E-Mails, in denen sie sich tausendfach bedankten.

Ein Manager meinte sogar, dass »Señor Rojas offensichtlich einen Zaubertresor besitzt, der mit Zaubergeld gefüllt ist, das Leben rettet und den Bestand von Familien und Schulen sichert«.

Diese eigentlich spaßig gemeinte Bemerkung traf in Wirklichkeit voll ins Schwarze. Der Tresorraum in seinem Landhaus in Cuernavaca direkt vor den Toren von Mexico City war tatsächlich vom Boden bis zur Decke mit Dollars und Pesos gefüllt. Ein Geldstapel stand neben dem andern. Millionen und Abermillionen, die durch die Netzwerke und Strohfirmen sauber gewaschen und auf Überseekonten deponiert werden würden. Darüber hinaus würden sie Rojas' legale Unternehmen, seine Handelsketten, Restaurants, Zigarettenfabriken und Telekomfirmen stärken und unterstützen.

Dies alles war wegen des einzigen Geschäftszweigs möglich, der wirtschaftlich schlechte Zeiten nicht nur mühelos überstand, sondern in diesen sogar aufblühte: des Drogenhandels. Manchmal wünschte sich Rojas, er könnte dieses Geschäftsfeld aufgeben, mit dessen Hilfe er sein Imperium aufgebaut hatte. Er hatte wirklich alles unternommen, um seine Identität und seine Rolle im Kartell geheim zu halten. Weder seine Frau noch sein Sohn erfuhren je etwas über das Juárez-Kartell und wie Rojas in seinem letzten Studienjahr zu diesem Geschäft gekommen war.

Rojas hatte damals einen Doktoranden namens Enrique Juárez kennengelernt, den seine Kollegen und Professoren für ein Genie auf dem Gebiet der rekombinanten DNA-Technologie und des Insulinherstellungsprozesses hielten. Juárez wollte in Mexiko ein Pharmaunternehmen gründen, um von den niedrigen Arbeitskosten zu profitieren. Rojas war von dessen Geschäftsidee so beeindruckt, dass er einen großen Teil seiner bisherigen Ersparnisse (fast 20 000

Dollar) investierte, um Teilhaber dieser Firma zu werden. Die Produktionsstätte der Firma GA Lab (Genetics Acuña) lag in Ciudad Acuña, einer Stadt mit 209 000 Einwohnern an den Ufern des Rio Grande, südlich von Del Rio, Texas. Juárez hatte seinem Partner den Herstellungsprozess ausführlich erläutert. In Mexiko sollte die A-Kette mit 21 Aminosäuren und die B-Kette mit 30 Aminosäuren hergestellt werden, die man für die künstliche Synthese von Humaninsulin benötigte.

Die beiden Substanzen mit den A- und B-Aminosäureketten wurden dann in das GA-Werk in den Vereinigten Staaten geschafft, wo sie mit molekularchirurgischen Methoden und der Hilfe spezieller Enzyme zu ringförmigen DNA-Strängen, den sogenannten Plasmiden, zusammengefügt wurden, die für den nächsten Schritt im Insulinherstellungsprozess benötigt wurden.

Die Idee erwies sich als überaus profitabel, und die Firma konnte sich bald vor Aufträgen nicht mehr retten. In den nächsten fünf Jahren genehmigten sich sowohl Rojas als auch Juárez sechsstellige Gehälter. Rojas begriff schnell den Vorteil, ein Pharmaunternehmen als legale Fassade zu besitzen, und stellte Leute ein, die hinter Juárez' Rücken Schwarzmarktversionen solch bekannter Arzneimittel wie Dilaudid, Vicodin, Percocet und Oxycontin produzierten, die der Firma noch mehr Geld einbrachten als die Insulinherstellung.

An einem Freitagabend schaute Juárez während eines langen Abendessens voller hitziger Diskussionen Rojas durch seine dicken Brillengläser an und sagte: »Jorge, ich mag die Richtung nicht, in die du unsere Firma lenkst. Hier steht zu viel auf dem Spiel. Es ist mir egal, wie viel wir mit diesen Schwarzmarktmedikamenten verdienen können. Wenn das auffliegt, verlieren wir alles.«

»Ich weiß, was du sagen willst. Deshalb bin ich auch bereit, dir deinen Teil am Unternehmen abzukaufen. Du kannst dann mit dem Geld ein neues Projekt starten. Ich werde dir ein großzügiges Angebot machen. Ich möchte, dass wir in Freundschaft auseinandergehen. Wir haben das hier mit einigen großen Ideen und vielen

Gebeten begonnen. Ich möchte dir deshalb die Freiheit geben, ganz neue Wege zu gehen.«

»Aber ich habe dieses Unternehmen doch gegründet. Es war von Anfang an mein geistiges Kind. Das weißt du. Ich werde es dir gewiss nicht einfach so überlassen. Wir waren Partner, aber du hast mich zu diesen illegalen Geschäften kein einziges Mal konsultiert. Du hast mich hintergangen. Ich traue dir nicht mehr.«

Rojas erstarrte. »Ohne mein Geld wärest du gar nichts.«

»Ich werde dir die Firma nicht verkaufen. Ich bitte dich nur, nicht mehr alles mit illegalen Produkten aufs Spiel zu setzen.«

»Ich rate dir dringend, mein Angebot anzunehmen.«

»Nein, das werde ich auf keinen Fall.« Juárez stand auf, wischte sich den Mund ab und stürmte aus dem Raum.

Am nächsten Morgen wollte er alle Wissenschaftler und Laboranten feuern, die Rojas angeheuert hatte.

Rojas forderte ihn auf, sich eine Woche freizunehmen und in der Schweiz Ski fahren zu gehen. Er könne offensichtlich nicht mehr klar denken. Juárez gab dem Druck schließlich nach und fuhr in Urlaub. Betrüblerlicherweise starb er dort bei einem schrecklichen Ski-»Unfall«. Sein Geld und seinen gesamten Besitz erbte seine bejahrte Mutter, die unverzüglich mit Rojas einen für diesen äußerst günstigen Handel abschloss.

Das Juárez-Kartell hieß natürlich nach der Stadt, von der aus es seine meisten Geschäfte führte und organisierte. Trotzdem war es irgendwie ironisch, dass der Mann, der für sein Entstehen eigentlich verantwortlich war, den gleichen Namen trug. Rojas hatte also mit einem kleinen Pharmaunternehmen angefangen und danach seine Tätigkeiten auf weitere Geschäftszweige vor allem illegaler Art wie etwa den Drogenhandel ausgeweitet. Mit den Gewinnen gründete er legale Unternehmen, in denen er sein Geld waschen konnte. Gleichzeitig kaufte er vor allem in den bevölkerungsreichsten Städten Mexikos riesige Grundstücksflächen auf.

Er erkannte, dass der schnellste Einstieg in neue Geschäftsfelder der Aufkauf von Unternehmen war, die auf dem jeweiligen Gebiet bereits gut eingeführt waren. Damit ließen sich die sonst so häufigen Anfängerfehler weitgehend vermeiden. Sein Finanzwissen und sein strategisches Geschick ließen sein Geschäftsimperium in kurzer Zeit enorm wachsen. Trotzdem tauchten immer wieder Probleme auf. So gefährdeten drei hochrangige Führungspersönlichkeiten des Kartells plötzlich den Drogenschmuggel, weil sie ihr Ego nicht mehr unter Kontrolle hatten und sich selbst zu überschätzen begannen. Er war gezwungen, alle drei »aus dem Verkehr zu ziehen«. Diese Entscheidung verfolgte ihn wie die Sache mit Juárez immer noch. Er wusste jedoch, dass in solchen Fällen schnelles Handeln geboten war, wenn er den Untergang seiner Organisation und damit seinen eigenen abwenden wollte.

In den letzten Jahren hatte er mit Immobilienspekulationen in New York City viele Millionen Dollar verdient. Außerdem hatte er zahlreiche in Schwierigkeiten geratene Buch- und Zeitungsverlage übernommen und dadurch gerettet. Immer wieder dachte er daran, das ganze Kartell und dessen Unternehmungen Fernando Castillo zu übertragen, in dessen Loyalität und Führungsqualitäten er volles Vertrauen setzte. Doch als er noch mit diesem Entschluss rang, begann die Weltwirtschaftskrise, und er war gezwungen, seine legalen Unternehmen durch die Gewinne zu stützen, die das inzwischen profitabelste und mächtigste mexikanische Drogenkartell unter seiner Führung erwirtschaftete.

Also, wie hatte er das alles geschafft?

Am liebsten hätte er sich zu Campbell hinübergebeugt und ihm die Wahrheit erzählt. *»Jeffrey, diese Welt ist nicht gerecht. Diese Welt hat mir meine geliebte Frau genommen. Deswegen will ich nicht nach den Regeln spielen. Ich muss Risiken eingehen, wie es mein Bruder getan hat. Deshalb tue ich, was ich tun muss. Ich versuche, in dieser Welt möglichst viel Gutes zu tun, aber ich weiß auch, dass andere Leben durch mich ruiniert werden, dass gute*

Menschen sterben müssen, dadurch jedoch noch weit mehr Leben gerettet werden. Dies ist die hässliche Wahrheit über mich. Das schreckliche Geheimnis. Wenigstens musst du nicht damit leben ... Nur ich muss es.«

In diesem Moment brachte J. C. ihr Essen – frisch gemachte Fajitas, die die Flugzeugkabine mit einem Aroma erfüllten, das Rojas fast schwindlig machte. Er dachte an Miguel, der mit seiner jungen Freundin bald zu einem Kurzurlaub aufbrechen würde.

Wie würde dieser Tag wohl werden? Der Tag, an dem sein einziger Sohn die Wahrheit erfuhr?

Der schlafende Hund

Casa de Nariño

Bogotá, Kolumbien

Der kolumbianische Präsidentenpalast war nach dem im Jahr 1765 geborenen Antonio Nariño benannt, einem der politischen und militärischen Führer der kolumbianischen Unabhängigkeitsbewegung, dessen Haus einst genau an dieser Stelle gestanden hatte. Vier Doppelsäulen trugen den prächtigen Eingangsgiebel des Palastes. Als Rojas dieses großartige Gebäude betrat, das in seiner Gesamtheit ein Kunstwerk war, ging ihm durch den Kopf, dass es bestimmt schön wäre, in einem Haus mit so viel Geschichte und Tradition zu leben. Direkt hinter ihm kam Jeff Campbell. Präsident Tomás Rodríguez erwartete sie bereits und strahlte sie an. Er hatte einen dicken dunkelbraunen Haarschopf und trug einen schwarzen Anzug, ein weißes Smokinghemd und eine goldene Seidenkrawatte, die Rojas sogleich faszinierte. Er hatte noch nie einen solch glatten und glänzenden Stoff gesehen und nahm sich vor, den Präsidenten nach der Herkunft des Materials zu fragen.

Die Begrüßung war kurz, aber herzlich. Der Präsident schüttelte Rojas und Campbell die Hand. Dann umarmte er Rojas und klopfte ihm auf die Schulter. »Wir haben uns viel zu lange nicht gesehen, mein Freund.«

»Ich möchte mich für unsere Verspätung entschuldigen«, sagte Rojas, »aber nach dem, was kürzlich auf dem Pariser Flughafen passiert ist, dauerten die Einreiseformalitäten fast drei Stunden.«

»Kein Problem«, sagte Rodriguez. »Wir unterhalten uns am besten in der Bibliothek. Ich ziehe mich sowieso nicht vor zehn Uhr zurück, also haben wir eine Menge Zeit. Wir können auch das Observatorium besuchen, wenn es nicht zu kalt ist. Sie haben mir sicher viel über Ihre hiesigen Unternehmungen zu erzählen. Ich werde wohl mehr über Petroleum, Kaffee und Kohle erfahren, als ich jemals wissen wollte ... Vor allem sollten Sie mir versichern, dass unsere gemeinsamen Geschäfte viel besser laufen als bei unserem letzten Gespräch.«

»Ja, das tun sie«, sagte Rojas in aufgeräumtem Ton.

Der Präsident setzte sich in Bewegung.

Campbell schaute Rojas an und grinste. »Das ist unglaublich.«

»Gewiss«, sagte Rojas. Dann fügte er flüsternd hinzu: »Und am Ende hast du einen Regierungsvertrag, glaube mir.«

»Ausgezeichnet«, erwiderte Campbell und schnappte vor Aufregung nach Luft.

Sie durchquerten das Eingangsfoyer, an dessen Wänden kostbare Gemälde hingen, darunter auch einige Porträts von Antonio Nariño. Die fein ziselierten Möbelstücke mussten mehrere Hundert Jahre alt sein. Angesichts dieser historischen Pracht zeigte Rojas inzwischen keinerlei Regung mehr, aber er beobachtete mit Vergnügen, wie Campbells Augen immer größer wurden, je mehr er von diesem Palast zu sehen bekam.

Sein Handy vibrierte. Es war eine SMS von Fernando Castillo: Ich bin jetzt bei Ballesteros.

Rojas nickte innerlich. Ballesteros hatte eine harte Zeit hinter sich, und Rojas war froh, dass sie jetzt ihrem loyalen Lieferanten in seinem eigenen Land helfen konnten. Ballesteros' Feinde würden bald den grimmigen Zorn des Juárez-Kartells zu spüren bekommen.

FARC-Basislager

Irgendwo im Dschungel

In der Nähe von Bogotá, Kolumbien

Oberst Julio Dios von den Revolutionären Streitkräften Kolumbiens, der größten und ältesten Guerillaorganisation auf dem amerikanischen Doppelkontinent, ließ sich auf die Pritsche in seinem Zelt fallen. Heute war sein fünfzigster Geburtstag und er hatte den ganzen Tag mit seinen Männern getrunken und gefeiert. Eigentlich war das Wort *Männer* in diesem Fall unangebracht. Die meisten waren in Wirklichkeit Jungs von nicht einmal achtzehn, einige waren sogar erst vierzehn oder fünfzehn Jahre alt. Er hatte sie jedoch gut ausgebildet, und sie waren ihm absolut treu ergeben. Im Moment war ihre Aufgabe, aus den Kokainproduzenten noch mehr Geld herauszupressen, mit dem sie dann ihre Truppe vergrößern und besser ausrüsten konnten. Zwar waren sie im Moment noch nicht zu einem Militärputsch gegen die kolumbianische Regierung fähig, aber Dios spekulierte darauf, dass die FARC in einigen Jahren einen Aufstand anzetteln und einen entscheidenden Sieg erringen könnte. Sie würden am Ende den korrupten Präsidenten und sein infames Regime stürzen. Vorerst würden sie jedoch ihre Einkünfte erhöhen, indem sie die Drogenproduzenten mit hohen »Steuern« belegten. Vor allem mit einem Produzenten, Juan Ramón Ballesteros, hatte er vor einiger Zeit ein Zweckbündnis auf Zeit geschlossen. Obwohl die FARC sich niemals an der tatsächlichen Produktion und dem eigentlichen Transport des Kokains beteiligte, bot sie Ballesteros den bewaffneten Schutz, den er benötigte, um sich die lokalen und nationalen Strafverfolgungsbehörden vom Leib zu halten.

Aber während Ballesteros sein Geschäft ständig vergrößerte, wurden Dios und seine Kameraden immer aggressiver gejagt. Je mehr ihre Mannschaftsstärke und Kampfkraft schwanden, desto stärker waren sie auf die Zahlungen von Ballesteros und anderen Drogenhändlern angewiesen. Dios hatte sich entschieden, dass sich dies

ändern müsse, deshalb begann er, Ballesteros mehr und mehr unter Druck zu setzen. Dieser war jedoch so stur, dass er ihn am Ende vielleicht sogar töten musste.

Dios legte die Hand ans Kinn. Er machte sich zu einer langen, erholsamen Nacht bereit.

Weder hörte noch sah er den Mann sein Zelt betreten. Er fühlte nur plötzlich, wie sich ihm eine fremde Hand auf den Mund legte und ihm jemand die Faust in die Rippen schlug. Als er die Augen weit aufriß, sah er in der körnigen Dunkelheit eine schwarz gekleidete Gestalt mit einer Gesichtsmaske, in die nur eine Augenöffnung geschnitten war – oder war das eine Augenklappe über dem einen Auge?

»Viele Grüße von Ballesteros. Mit uns legt man sich nicht an. Niemals. Deine Jungs werden das von nun an wissen ... Und jetzt wirst du Gott begegnen ...«

Der Mann schlug ihm noch einmal auf die Brust, und Dios verspürte erneut einen glühenden Schmerz. Plötzlich konnte er seine Arme und Beine nicht mehr kontrollieren. Er wollte husten. Unmöglich. Er wollte atmen. Unmöglich. Und dann ...

Als er das Zelt mit blutigen Handschuhen verließ, musste Fernando Castillo an die anderen Männer denken, die genau zu diesem selben Zeitpunkt getötet wurden, sechs weitere hochrangige FARC-Führer, an deren Brust jetzt Zettel befestigt waren, auf denen man sie um ein wenig »Geduld« und ihre erneute Kooperation »bat«.

Das Juárez-Kartell hatte gesprochen.

*Privates Herrenhaus
Bogotá, Kolumbien*

Du wirst sie anführen. Du wirst den Dschihad in die Vereinigten Staaten tragen. Dazu musst du dich der Kontakte mit den

Mexikanern bedienen, die du in letzter Zeit hergestellt hast. Du verstehst doch, was ich meine?»

Das waren die Befehle, die Mullah Abdul Samad ausführen musste. Jede seiner Entscheidungen musste der Erfüllung seiner Mission dienen. Wie sehr er auch seine folgenden Handlungen verabscheuen würde, er durfte niemals Mullah Omar Rahmanis Worte vergessen.

Samad war in einer schwarzen Mercedes-Limousine unterwegs. Niazi und Talwar schauten sich im Charleston-Hotel, in dem sie Ballesteros in geräumigen Suiten untergebracht hatte, spanische Seifenopern an. Insgesamt waren sie siebzehn Mann. Vierzehn der fünfzehn Kämpfer Samads waren sicher in Bogotá eingetroffen, und nach Allahs Willen hatten er, Niazi und Talwar nach dem Angriff der FARC-Truppen das Dschungelhaus unbeschadet verlassen können. Bisher hatte es nur einen einzigen Rückschlag gegeben: den Tod Ahmad Legharis in Paris. Leider konnte Ballesteros ihnen für die Fahrt nach Mexiko kein U-Boot zur Verfügung stellen, doch es gab bestimmt einen anderen Weg. Viel wichtiger war der Grenzübergang in die Vereinigten Staaten. Wenn Samad jetzt mit dem Juárez-Kartell ein Abkommen schließen konnte, wäre die Planung auch für diesen problematischsten Teil der Reise perfekt. Wenn nicht, müssten sie eine andere Lösung finden. Rahmani hatte ihm mitgeteilt, dass er bereits in Kontakt zu wenigstens einem anderen Kartell stand. Allerdings fürchtete er, dass diese Kontaktaufnahme Rojas alarmieren und verärgern könnte; deshalb wollte er in dieser Sache ganz langsam und vorsichtig vorgehen.

Der Fahrer, ein junger Mann von höchstens einundzwanzig Jahren, steuerte die Limousine jetzt eine breite, gepflasterte Auffahrt hinauf, die zu einem in den Vorbergen gelegenen spektakulären Herrenhaus im Kolonialstil führte, von dem aus man die ganze Stadt überblicken konnte. Ballesteros hatte ihm erzählt, dass es sich dabei um ein weiteres »Ferienhaus« seines Bosses handle, das unter Brüdern bestimmt ein paar Millionen Dollar wert war.

Samad, der sich bewusst für einen ganz einfachen Lebensstil entschieden hatte, verachtete diesen Protz von ganzem Herzen, von den Dutzenden von Mansardenfenstern über die sechs unterschiedlichen Springbrunnen, die die Zufahrt säumten, bis zu den Marmorstatuen, die einem den Eindruck vermittelten, vor einem Museum und nicht vor einem Privathaus zu stehen. Sie hielten vor einer prächtigen Eingangstür aus dunklem Walnussholz, deren handgeschnitzte Blattmuster mit Gold plattiert waren. Der Fahrer stieg aus und öffnete Samad die Wagentür. Dieser wäre im Moment aus einiger Ferne selbst von seinen getreuesten Unterführern nicht erkannt worden. Er hatte seine Haare und seinen Bart beträchtlich gestutzt und sich einen sehr westlichen Straßenanzug gekauft. In der Hand trug er einen schicken Aktenkoffer. Alle Kolumbianer hielten ihn somit für einen erfolgreichen ausländischen Geschäftsmann, der die Wochenenden gerne in der freien Natur verbrachte, worauf sein Vollbart und seine sehnige Gestalt hindeuteten.

Ein leicht buckliger Mann mit einem grauen Schnurrbart, der eine Butler-Uniform trug, empfing ihn an der Tür und führte ihn auf die rückwärtige Terrasse. Dort saß der Mann, den Samad aufsuchen wollte, allein an einem Gusseisentisch und las die heutige Ausgabe der *República Bogotá*. Vor ihm stand ein Glas Orangensaft.

»Señor Rojas? Ihr Gast ist eingetroffen«, sagte der Butler auf Spanisch.

Als er die Zeitung sinken ließ, sah Samad einen Mann, der für seine Position erschreckend jung war. Samad versuchte seine Überraschung zu verbergen, als der Mann aufstand, mit den Fingern durch sein dichtes schwarzes Haar fuhr, das noch kaum einen Grauton zeigte, und ihn dann mit einem festen Händedruck begrüßte.

»Buenos días. Bitte nehmen Sie Platz.«

»Gracias«, sagte Samad, der annahm, dass sie das Gespräch auf Spanisch führen würden. »Es ist eine große Ehre, Sie endlich

einmal persönlich zu treffen. Mullah Rahmani hat mir viel Großartiges über Sie mitgeteilt.«

»Nun, das ehrt mich. In Kürze wird man Ihnen ein Frühstück servieren.«

»Sehr aufmerksam.«

»Señor Ballesteros hat mir erzählt, dass Sie mit ziemlich vielen Begleitern hier sind.«

»Das stimmt.«

Rojas verzog das Gesicht. »Das macht mir ein wenig Sorgen. Ich habe meine diesbezüglichen Bedenken bereits Mullah Rahmani mitgeteilt.«

»Dann verstehen Sie ja unser Dilemma«, sagte Samad.

»Leider nicht. Er hat mir den Grund Ihres Besuchs nicht genannt und mir nur Ihr Kommen angekündigt. Deshalb wollte ich unbedingt mit Ihnen persönlich sprechen.«

»Nun, bevor wir darüber reden, möchte ich Ihnen versichern, dass die Fehler, die uns in Pakistan unterlaufen sind, nicht noch einmal passieren werden. Die CIA hat großen Druck auf uns ausgeübt, aber es ist uns gelungen, einen ihrer Agenten für uns zu gewinnen. Er hat uns einige Namen genannt. Mit seiner Hilfe werden die Lieferungen wieder wie gewöhnlich erfolgen.«

Rojas hob eine Braue. »Davon bin ich überzeugt, andernfalls bin ich gezwungen, mir einen anderen Lieferanten zu suchen. Viele Kriegsherren aus dem Norden haben bereits bei mir angeklopft. Und ich habe Rahmani auch noch einmal daran erinnert, dass wir das einzige Kartell sind, mit dem Sie Geschäfte machen werden.«

»Natürlich.«

»Und jetzt sollten Sie sehr genau zuhören! Wenn ich erfahre, dass Sie mit uns nicht glücklich sind und Ihr Produkt etwa an das Sinaloa-Kartell oder einen anderen meiner Konkurrenten verkaufen, hätte das sehr schwerwiegende Konsequenzen.«

Obwohl Samad seinen Ärger über diese Drohung kaum verbergen konnte, war er sich doch vollkommen im Klaren darüber, dass er

dieses Haus nicht lebend verlassen würde, wenn er diesen Mann zu sehr verärgerte. »Wir wissen sehr wohl, dass es sich hier um exklusive Abmachungen handelt. Und wir schätzen es, mit Ihnen zusammenzuarbeiten, und dass Sie solche Anstrengungen unternehmen, um den Absatz unseres Produkts zu fördern, das in der Vergangenheit von den Kartellen weitgehend ignoriert wurde. In der Tat sind wir so dankbar für Ihre Hilfe, dass ich einige Geschenke mitgebracht habe.«

Samad bemerkte, dass Rojas auf seine Aktenmappe blickte. »Oh nein«, fügte Samad mit einem Grinsen hinzu. »Hier drin sind sie nicht. Sie sind etwas größer, wenn ich es einmal so ausdrücken darf.«

»Ich glaube, ich weiß, was Sie meinen.«

»Ja. Ein paar Liebesgaben für Ihre Feinde.«

Vor Ballesteros' Dschungelhaus standen zwei Lastwagen, die mit technisch ausgefeilten Sprengkörpern beladen waren, die in Samads Fabrik in Zahedan hergestellt worden waren. Neben den Hunderten von Sprengsätzen standen zweiundzwanzig Kisten voller belgischer FN 5,7-Pistole, von denen Samad wusste, dass sie von den mexikanischen Drogenkartellen besonders geschätzt wurden, die diese *Matas policía* gegen Polizisten einsetzten, die »kugelsichere« Westen trugen. Die Geschosse aus diesen Pistolen durchschlugen diese Schutzwesten meist. Samad war also überzeugt, dass ein solches Geschenk Rojas und seinen *Sicarios* hochwillkommen sein würde.

Samad holte aus seiner Mappe eine Bestandsliste heraus und zeigte sie Rojas, dessen Augen ganz groß wurden. »Ausgezeichnet.«

»Ich lasse Ihnen die Waffen noch heute Nachmittag liefern.«

»Nicht hierher. Fernando wird Sie anrufen und das Nähere mit Ihnen vereinbaren. Ich nehme an, Sie sind nicht den weiten Weg gereist, um uns Waffen zu liefern oder sich für das, was in Pakistan passiert ist, zu entschuldigen.«

»Nein.«

»Sie möchten mich um einen Gefallen bitten.«

Samad seufzte tief auf. »Einer unserer teuersten Freunde, ein ehrwürdiger Imam, leidet unter Lungenkrebs und muss unbedingt in die Vereinigten Staaten, weil er nur dort die beste medizinische Behandlung erhalten kann. Er reist mit uns, zusammen mit seinen beiden Söhnen, zwei Neffen und einigen Schülern. Ich versichere Ihnen, dass er kein Terrorist ist, nur eine arme sterbende Seele, die die beste ärztliche Hilfe benötigt. Die Universität in Houston hat das beste Krebszentrum. Wir möchten den Imam dorthin bringen. Aber dazu brauchen wir Ihre Hilfe. Wegen seines Glaubens und seiner Finanzierung durch bestimmte arabische Staaten steht sein Name auf der US-amerikanischen Terrorliste und folglich auch auf der internationalen No-Fly-Liste. Wenn Sie uns helfen könnten, ihn und seine Begleiter nach Houston zu bringen, wären wir Ihnen unendlich dankbar.«

In diesem Moment erschien eine Bedienstete und stellte ein Tablett mit Toast, Marmelade, Frühstücksflocken und Kaffee vor Samad auf den Tisch. Die Unterbrechung kam zu einem ausgesprochen ungünstigen Zeitpunkt, weil er gerade versuchte, die Reaktion auf Rojas' Gesicht zu deuten.

Samad dankte der Frau und schaute zu Rojas hinüber, der sein Orangensaftglas fixierte. Dann beugte er sich über den Tisch und sagte: »Ich kann Ihnen nicht helfen.«

»Aber Señor, das ist eine Sache auf Leben und Tod!«

»Genau das ist es.«

Rojas rückte seinen Stuhl zurück, stand auf, ging ein paar Schritte, kehrte an den Tisch zurück und kratzte sich nachdenklich am Kinn. Als er schließlich etwas sagte, hatte seine Stimme einen viel dunkleren Ton angenommen: »Können Sie sich vorstellen, was passieren würde, wenn man Ihre Gruppe aufgreift? Können Sie sich das wirklich vorstellen?«

»Aber man würde uns nicht erwischen, denn mithilfe Ihrer Sachkenntnis würden wir dort sicher ankommen.«

Rojas schüttelte den Kopf. »Die Vereinigten Staaten sind ein schlafender Hund. Und es heißt ja, dass man schlafende Hunde nicht wecken soll. Wenn wir diesen Hund wecken, werden Sie und ich dessen Zorn erfahren. Wir könnten verhaftet werden, und unser Geschäft wäre ruiniert. Ich habe das Rahmani ganz klargemacht. Sie können uns nicht benutzen, um Ihren Dschihad zu führen. Wir werden Ihnen niemals eine sichere Passage in die Vereinigten Staaten verschaffen. Ich werde niemals etwas unternehmen, was die Nachfrage nach unserem Produkt gefährden könnte. Sie und ich wissen doch ganz genau, dass die Amerikaner die wichtigsten Konsumenten unseres Produkts sind.«

»Der Imam wird ohne Ihre Hilfe ganz sicher sterben müssen.«

»Es steht zu viel auf dem Spiel. Die Vereinigten Staaten geben bereits viele Millionen aus, um ihre Grenze zu schützen. Sie kennen doch die Drohnen, die Ihnen in Waziristan so große Probleme bereiten? Nun, sie lassen jetzt auch die Grenze von Drohnen überwachen. Sie können sich gar nicht vorstellen, welche Schwierigkeiten wir im Moment haben, unsere Operationen so zu gestalten, dass wir ihnen nicht in die Arme laufen. Und dabei ist der Hund ja noch gar nicht aufgewacht.«

Rojas' Gesicht nahm einen unerbittlichen Ausdruck an. Es war klar, dass er seine Meinung nicht mehr ändern würde. Samad wusste, dass es sinnlos war, ihn weiter zu bedrängen. »Ich verstehe Ihre Bedenken. Natürlich bin ich enttäuscht über Ihre Entscheidung. Wir werden dem Imam mitteilen müssen, dass wir anderswo nach einer Behandlungsmöglichkeit suchen müssen.«

»Dabei kann ich Ihnen helfen. Ich lasse mein Büro einige Anrufe tätigen, und ich bin mir sicher, dass wir ein Krebszentrum finden werden, das allen Bedürfnissen Ihres Imams gerecht werden wird.«

»Haben Sie vielen Dank, Señor.«

Rojas entschuldigte sich einen Moment, um einen Telefonanruf entgegenzunehmen, während Samad frühstückte. Als der Mexikaner an den Tisch zurückkehrte, nahm er erst einen tiefen Schluck von

seinem Orangensaft und sagte dann: »Samad, Ihr Besuch beunruhigt mich, wenn ich ehrlich sein soll. Ich bin besorgt, dass Sie und Ihre Gruppe etwas Unüberlegtes unternehmen könnten. Ich werde Mullah Rahmani anrufen und ihm dasselbe erzählen wie Ihnen: Wenn Sie versuchen sollten, in die Vereinigten Staaten zu gelangen, bedeutet dies das sofortige Ende unserer Geschäftsbeziehung. Niemand in Mexiko wird Ihnen Opium abkaufen. Niemand. Ich werde Ihr Geschäft schließen. Wenn ich mit Ihnen fertig bin, wird sogar niemand auf der ganzen Welt noch etwas von Ihnen kaufen. Ich möchte, dass Sie sich das noch einmal ganz genau durch den Kopf gehen lassen. Im Moment ist unsere Geschäftsbeziehung etwas ganz Besonderes. Dies zu ruinieren, nur um einen einzigen Mann zu retten, wäre töricht. Ich möchte nicht kaltherzig klingen. Aber so sind nun einmal die Fakten.«

»Vertrauen muss man sich verdienen«, sagte Samad. »Und ich habe Ihres noch nicht verdient. Aber das werde ich. Sie werden sehen. Also bitte, machen Sie sich darüber keine Sorgen mehr.«

»Gut. Haben Sie eigentlich eine Frau? Oder Kinder?«

»Nein.«

»Es tut mir leid, das zu hören, denn der Anruf, den ich gerade erhalten habe, war von meinem Sohn. Er fährt gerade mit seiner Freundin in Urlaub, und er gab mir in letzter Zeit das starke Gefühl, alt zu werden.« Rojas grinste und nahm einen weiteren Schluck Saft.

Zurück im Charleston-Hotel, traf sich Samad mit Talwar und Niazi und gab ihnen eine Kurzfassung des Gesprächs. Als er fertig war, schauten ihn beide mit bedenklicher Miene an.

»Ballesteros ist gegenüber Rojas absolut loyal. Ich glaube nicht, dass man ihn kaufen kann. Wir blasen also unseren Plan ab, mit seiner Hilfe nach Mexiko zu reisen.«

»Aber Mullah Rahmani hat uns angewiesen ...«

»Ich weiß«, schnitt Samad Talwar das Wort ab. »Wir gehen immer noch nach Mexiko, aber wir müssen dorthin gelangen, ohne

dass Ballesteros oder irgendjemand anderer, der mit dem Kartell zu tun hat, davon erfährt. Ich dachte wirklich, dass Rojas uns helfen würde, aber da habe ich mich getäuscht.«

»Du hast gesagt, dass er gedroht hat, die Abmachung mit uns zu kündigen.«

»Das hat er, aber ich habe auf dem Rückweg hierher bereits mit Rahmani gesprochen, und er hat mir erklärt, dass er auf Rojas oder die Mexikaner keinen Wert mehr legt. Es werde immer neue Käufer geben. Wenn uns die Mexikaner beim Dschihad nicht helfen können, sollte man auch sie als entbehrlich betrachten.«

Seine Unterführer nickten, dann sagte Niazi: »Ich glaube, wir haben einen Freund, der uns nach Costa Rica fliegen kann. Erinnerst du dich an ihn?«

Samad grinste. »Sehr gut. Ja, ich erinnere mich. Ruf ihn sofort an.«

Sie würden in die Vereinigten Staaten gelangen.

Und Rojas hatte recht: Sie durften den schlafenden Hund nicht wecken ...

Dann konnten sie ihm leichter das Messer ins Herz stoßen.

Neue Allianzen

*Kirche Unserer Lieben Frau vom Heiligen Herzen
Juárez, Mexiko*

Moore saß in der letzten Bank auf der rechten Seite und schaute zu den Glasfenstern empor, auf denen Jesus und die Jungfrau Maria dargestellt waren. Breite Lichtstrahlen, in denen Staubpartikel tanzten, fielen auf das 1,80 Meter große Bronzekruzifix herab, das auf einem Marmorpodest stand. Die katholische Iglesia de Nuestra Señora del Sagrado Corazón war eine nicht besonders große Kirche in einem heruntergekommenen Viertel am Rande der Stadt. Sie wirkte wie eine Oase der Hoffnung in einem Slum voller Graffiti und verrosteter Autos. Der rote Teppich, der zu dem von Kerzen beleuchteten Altar führte, wies hier und da dunkle Flecken auf. Moore nahm an, dass diese von dem Blut stammten, das die Putzfrauen nicht mehr entfernen konnten. Hier gab es keinen heiligen Grund, keine Grenze mehr, die nicht überschritten werden durfte. Es war kein Geheimnis, dass die Kartelle die lokalen Kirchen erpressten, Geld von ihnen forderten und ihre Priester als Boten missbrauchten, die ihrer Gemeinde die Befehle der Verbrecher übermittelten: »An diesem Sonntagabend sollten alle Bewohner des Viertels daheim bleiben. Sie sollten auf keinen Fall auf die Straße gehen.« Dies war das Zeichen, dass ein Kartell am Sonntagabend in der Nähe zuschlagen wollte. Erst vor zwei Wochen richtete eine

Großmutter, die nur drei Straßenzüge von der Kirche entfernt wohnte, für ihren 16-jährigen Enkel eine Geburtstagsparty aus. Sie hatte beschlossen, diese aus Sicherheitsgründen bei sich daheim und nicht in der Kirche oder dem Gemeindezentrum zu veranstalten. Sie wusste allerdings nicht, dass ihr Enkel Verbindungen zum Sinaloa-Kartell hatte und deshalb auf der Abschussliste von dessen Feinden stand. Vier Mitglieder des Juárez-Kartells stürmten die Party und schossen wild um sich. Dreizehn Menschen einschließlich eines 8-jährigen Jungen starben.

Je mehr Moores Unbehagen wuchs, desto mehr verwandelten sich die Heiligenbilder an den Wänden in seiner Fantasie in die Abbildungen von Dämonen. Plötzlich war ihm, als ob zwei Männer neben dem Altar stünden: ein bärtiger Turbanträger mit einer AK-47 über der Schulter und ein klein gewachsener Mexikaner, der gerade dabei war, den Sicherungssplint aus einer Handgranate zu ziehen. Er schloss die Augen und ermahnte sich selbst, Ruhe zu bewahren. Immerhin wusste die CIA genau, wo er war, und Fitzpatrick deckte ihm den Rücken. Außerdem brauchten diese Sinaloa-Leute ihn genauso sehr, wie er sie brauchte. Trotzdem begann sich in seinem Magen ein Knoten zu bilden.

Am Morgen dieses Tages hatte ihn der Fettwanst Luis Torres zur Bank begleitet, wo er 50 000 US-Dollar in bar abgehoben hatte, die er ihm auf der Stelle aushändigte. Der Gangster war ziemlich beeindruckt, es war erstaunlich, wie sich seine Haltung ihm gegenüber angesichts dieser Geldbündel veränderte. Danach hatte Torres ihm Ort und Zeitpunkt seines Treffens mit Zúñiga mitgeteilt, und er war zu dieser Kirche hinausgefahren, in der er jetzt auf den großen Kartellboss wartete.

Wie viele solcher Treffen hatte Moore nicht schon absolviert? Da war diese Nacht in Saudi-Arabien, in der er dreizehn Stunden auf einen Informanten gewartet hatte. In der Provinz Helmand hatte er über eine Woche in einem Graben gelegen, um danach ganze fünf Minuten mit einem afghanischen Kriegsherrn zu reden. In Somalia

hatte er neun Tage mitten in der Wüste gehaust, bis sein Verbindungsmann, ein militanter Islamist, zu seiner dort liegenden Zufluchtshöhle zurückgekehrt war. Zu langes Warten verführte einen zum Grübeln. Auch jetzt begann er, über Gott, das Jenseits, Oberst Khodai, seinen jungen Agentenlehrling Rana und all die anderen Freunde nachzudenken, die er verloren hatte. Er fragte sich, ob er sie im Gebet um Verzeihung bitten sollte, wo auch immer sie sich jetzt aufhielten. Der schmutzige Teppich verwandelte sich in seiner Vorstellung in einen blitzblank gewienerten Linoleumboden, und der Kerzenschein wurde zu dem kalten Neonlicht im alten Einsatzbesprechungsraum an Bord des Flugzeugträgers *Carl Vinson*. Hinter ihrem Kommandeur hingen die amerikanische Flagge und das Wappen der US-Navy.

»Sie werden eine hydrografische Erkundungsmission des Al-Basrah-Ölterminals durchführen. Die dabei gewonnenen Informationen werden für die Planung des morgigen Angriffs entscheidend sein.«

Moore war inzwischen zum Einsatzführer eines SEAL-Zugs aufgestiegen. Carmichael war trotz seines größeren Wissens und seiner Zähigkeit nur sein Stellvertreter. Dabei war er sogar wie Moore inzwischen zum Hauptmann befördert worden. Moores körperliche Vorteile konnte Carmichael durch seine taktischen Fähigkeiten mehr als ausgleichen: Er konnte sich Karten, Einsatzpläne und alles, was er sah und las, auf Dauer wie eine gespeicherte Fotografie merken. Er fand seinen Weg, ohne jemals ein GPS konsultieren zu müssen. Sie beide waren zu einem beeindruckenden Einsatzpaar geworden, dem ein ganz besonderer Ruf vorauseilte.

»Großer Ruhm ist dabei wirklich nicht zu gewinnen«, sagte Carmichael. »Wir gehen rein, schießen ein paar Bilder von der irakischen Ölplattform und gehen wieder raus. Fertig ist die Laube!«

»Frank, wie gewöhnlich zähle ich auf dich.«

Carmichael runzelte die Stirn. »Hey, Kumpel, was soll diese Bemerkung? Ich halte dir doch bereits seit dem BUD/S-Kurs die Stange. Was ist denn los?«

Der Knoten in Moores Magen ballte sich noch mehr zusammen.
»Nichts.«

»Mr. Howard?«

Moore riss die Augen auf und schaute zum Mittelschiff der Kirche hinüber.

Ernesto Zúñiga war viel kleiner und schwächer, als er nach den Fotos erwartet hätte. Sein schütter werdendes Haar hatte er nach hinten gegelt, und seine Koteletten waren am Ansatz bereits weiß. Sein Gesicht war voller Aknenarben, und von seiner linken Backe lief quer über sein Kinn ein heller Strich, der von einer alten Wunde herrührte. Ihm fehlte ein Ohrläppchen. Laut den Unterlagen war er zweiundfünfzig Jahre alt, aber Moore hätte ihn eher auf sechzig geschätzt. Entweder hatte er diese legere, billige Kleidung gewählt, um nicht zu sehr aufzufallen, oder er trug dieses Polohemd und die Jeans einfach nur aus alter Gewohnheit. Moore grinste in sich hinein, als er ihn sich neben einem solchen Narziss wie Dante Corrales vom Juárez-Kartell vorstellte. Man hätte Zúñiga mit jedem beliebigen Orangenverkäufer an der Straßenecke verwechseln können – und dieser Eindruck war ihm vielleicht ganz willkommen.

»Señor Zúñiga, ich danke Ihnen, dass Sie gekommen sind.«

»Bleiben Sie sitzen.« Zúñiga bekreuzigte sich, beugte die Knie vor dem Altar und setzte sich neben Moore auf die Bank. »Die Menschen beten hier jeden Sonntag für ein Ende dieser Gewalt.«

Moore nickte. »Deswegen bin ich hier.«

»Sie können ihre Gebete erhören?«

»Wir beide können das.«

Zúñiga kicherte leise vor sich hin. »Einige halten mich für die Ursache des Problems.«

»Nicht Sie allein.«

Der Kartellchef zuckte die Achseln. »Man hat mir erzählt, Sie möchten mit uns einen Deal aushandeln.«

»Wir verfolgen dasselbe Ziel.«

»Sie haben eine Menge Geld für diese Unterredung bezahlt, deshalb sollte ich Ihnen wohl zuhören ... zumindest ein paar Minuten.«

Moore nickte. »Das Juárez-Kartell drängt Sie gerade mehr und mehr aus dem Geschäft. Ich weiß, was sie Ihnen angetan haben.«

»Sie wissen gar nichts.«

»Sie haben Ihre Frau und Ihre Söhne getötet. Ich weiß, dass Sie sich dafür niemals rächen konnten.«

Zúñiga ergriff Moores Handgelenk und drückte es. »Sprechen Sie nicht von Rache im Haus Gottes.«

»Dann spreche ich von Gerechtigkeit.«

»Was verstehen Sie denn davon. Haben Sie jemals jemanden verloren, der Ihnen nahestand, ein junger Mann wie Sie? Wissen Sie überhaupt, was wirklicher Schmerz ist?«

Moore riss sich zusammen und sagte schließlich: »So jung bin ich auch nicht mehr. Und Sie können es mir glauben, wenn ich Ihnen sage, dass ich sehr wohl weiß, was Sie fühlen.«

Zúñiga verzog das Gesicht, dann schnaubte er verächtlich. »Sie kommen hierher mit Ihrer schwachsinnigen Geschichte, Sie wollten mein Grundstück für Ihre Solarzellenfabrik kaufen, und dann erzählen Sie Luis, Sie seien ein Auftragskiller. In Wirklichkeit sind Sie nur so ein Drecksack aus Kalifornien oder Texas von der US-Drogenbehörde DEA, der mich aufs Kreuz legen will. Ich mache das hier schon mein Leben lang, und ausgerechnet Sie wollen mich zum Narren halten? Wir werden denen Ihren Kopf schicken, und damit ist die ganze Sache erledigt.«

»Sie täuschen sich, was mich angeht. Ich verspreche Ihnen, dass weder Ihnen noch einem Ihrer Leute irgendetwas geschehen wird. Meine Organisation ist sehr viel mächtiger als alle Ihre Feinde.«

»Sie können mir nichts erzählen, Mr. DEA-Mann, das mich dazu bringen könnte, Ihnen zu helfen. Und wenn Sie diese Kirche lebend verlassen wollen, kostet Sie das weitere 50 000 Dollar.«

Moore lächelte. »Ich arbeite nicht für die DEA, aber Sie haben recht. Ich interessiere mich nicht für Ihr Grundstück, nur für Ihre Feinde, und ich kann Ihnen versprechen, dass die Organisation, für die ich arbeite, Sie nicht nur gut bezahlen wird. Wir können Ihnen auch ein neues Joint Venture für den Opium-Transport anbieten, das Ihnen die Möglichkeiten eröffnet, die das Juárez-Kartell gegenwärtig nutzt. Seien wir doch ehrlich. Die Leute stehen ja nicht gerade in dieser Kirche Schlange, um Ihnen ihre Unterstützung anzubieten – wir wissen sehr wohl, dass Sie Hilfe benötigen.«

»Sie führen mich mit Ihren Lügen in Versuchung, das gebe ich zu, aber Sie vergeuden nur Ihre Zeit, weil weder Ihre Organisation noch ich das Juárez-Kartell jemals in die Knie zwingen werden.«

Moore runzelte die Stirn. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Ich dachte, Ihre Leute wissen alles.«

»Ich wäre nicht hier, wenn dem so wäre.«

»Also gut.« Zúñiga atmete noch einmal tief durch. »Ich werde Ihnen jetzt die Geschichte eines Mannes erzählen, der in großer Armut aufwuchs, der mit ansehen musste, wie man seinen Bruder ermordete, eines Mannes, der dann genug Geld sparte, um in Amerika zu studieren, und der danach nach Mexiko zurückkehrte, um unzählige Unternehmen zu gründen. Dieser Mann nutzte immer schon das Geld aus dem Drogenhandel, um seine legalen Firmen zu finanzieren und auszubauen, sodass er über die Jahre zu einem der reichsten Männer der Welt wurde. Und das ist der Mann, den Sie erledigen, der Cäsar, den Sie stürzen wollen. Er verfügt jedoch über unbegrenzte Mittel. Gegen ihn können wir nur noch kleine Schlachten in einem Krieg führen, den wir am Ende verlieren werden.«

»Und wie heißt dieser Mann?«

Zúñiga begann zu kichern. »Meinen Sie das ernst? Wenn Ihre Organisation so mächtig ist, müsste sie das eigentlich wissen.«

»Leider haben wir keine Ahnung.«

Zúñiga verzog das Gesicht. »Jorge Rojas.«

Moore wäre fast aus seiner Kirchenbank gefallen. Diesen Namen kannte er gut. »Rojas ist der Chef des Juárez-Kartells? Wir haben uns immer für ihn interessiert, aber dafür hatten wir keinerlei Anhaltspunkte. Warum sind Sie so sicher?«

»Weil ich es weiß. Er hat mich persönlich bedroht. Und er hat sich hinter einer Mauer wunderbarer Lügen versteckt, sodass niemand ihn je zu fassen bekommt. Er hat die Kühnheit und Verwegenheit eines Pablo Escobar und die finanziellen Mittel eines Bill Gates. Niemals zuvor hat es auf dieser Welt einen klügeren und mächtigeren Drogenboss gegeben.«

»Wissen Ihre Männer das alles? Haben Sie eine Ahnung, wie mächtig Ihr Feind in Wirklichkeit ist?«

Zúñiga schüttelte den Kopf. »Das müssen sie nicht wissen. Ihnen das zu erzählen wäre zu deprimierend, also sprechen wir nicht darüber ...«

Moore nickte langsam. Das erklärte auch, warum Fitzpatrick der Taskforce nicht erzählen konnte, dass Rojas der Anführer des Kartells war. »Wenn er so viel Geld hat, warum betreibt er dann immer noch dieses Drogenkartell?«

Zúñiga schaute ihn groß an. »Warum nicht? Die Leute haben sich doch schon oft gefragt, warum seine Firmen selbst in einer Wirtschaftskrise niemals Bankrott machen. Die Antwort ist ganz einfach: Weil das Drogengeld ihnen über alle Schwierigkeiten hinweghilft. Rojas hat das bereits früh begriffen. Mit den laufenden, alltäglichen Operationen beschäftigt er sich schon lange nicht mehr, das erledigen seine Unterführer für ihn. Ich glaube sogar, dass er den Drogenhandel weitgehend verdrängt hat. Er gründet Schulen, die seinen eigenen Namen tragen, und er hält sich wohl für einen Heiligen, während seine kleinen Teufel die Dreckarbeit erledigen.«

»Dante Corrales.«

Zúñiga zuckte zusammen, als er diesen Namen hörte. »Ja. Wie sind Sie denn auf diesen Namen gestoßen?«

»Ich habe Ihnen doch erzählt, dass wir eine Menge wissen – allerdings nicht alles, wie Sie bemerkt haben dürften.«

»Was wissen Sie noch?«

»Wir wissen, dass sie die Grenztunnel kontrollieren und Ihre Jungs abzocken. Wir haben gehört, dass sie Ihre Lieferungen abfangen und stehlen und durch die Bundespolizei Ihre Männer abknallen lassen, während ihre eigenen Jungs in Ruhe gelassen werden. Wir wissen, dass auch die Guatemalteken Sie seit Kurzem jagen. Ich kann Ihnen wieder Zugang zu den Tunneln verschaffen und dafür sorgen, dass die Polizei und die Guatemalteken Sie nicht weiter belästigen. Wir können zusammenarbeiten, und wir werden einen Weg finden, um Rojas zur Strecke zu bringen.«

Zúñigas Lippen kräuselten sich zu einem skeptischen Lächeln. »Ein lächerlicher Traum. Es tut mir leid, Mr. Howard. Luis bringt Sie jetzt zurück zur Bank, und Sie geben ihm noch einmal 50 000 Dollar. Dann werden wir entscheiden, ob wir Sie gehen lassen oder töten.«

Moore's Stimme nahm jetzt einen sanfteren, aber eindringlicheren Ton an. »Ernesto, ich bin nicht allein hierhergekommen. Sie brauchen nicht noch mehr Feinde. Sie haben doch jetzt schon genug. Lassen Sie mich gehen, und ich werde mir Ihr Vertrauen verdienen. Das verspreche ich Ihnen. Geben Sie mir eine sichere Telefonnummer, über die Sie und ich miteinander sprechen können.«

»Nein.«

»Sie haben nichts zu verlieren. Sie werden sogar mehr verlieren, wenn Sie nicht bald etwas unternehmen. Selbst wenn Sie nicht glauben, dass ich der bin, für den ich mich ausbebe – selbst wenn Sie mich immer noch für einen DEA-Agenten halten, was macht das für einen Unterschied? Ich verspreche Ihnen, dass wir Sie nicht belästigen werden. Wir wollen das Juárez-Kartell. Wir wollen Rojas.«

»Sie sind ein sehr guter Schauspieler, Mr. Howard. Sie scheinen mir diese Rolle fast zu gut zu spielen, als ob Sie so etwas schon öfter gemacht hätten.«

Zúñiga war ein aufmerksamer Beobachter, und er hatte auch in diesem Fall recht, obwohl das letzte Gotteshaus, in dem sich Moore aufgehalten hatte, eine Kapelle gewesen war und er die Argumente des Navy-Kaplans mit einer Handbewegung abgetan hatte.

»Sie können Ihren Glauben nicht aufgeben«, hatte der Feldgeistliche gesagt. »Nicht in einer Zeit wie dieser, wenn nur Ihr Glaube Sie das durchstehen lässt. Sie werden darüber hinwegkommen.«

»Ich würde das gerne glauben, Vater. Wirklich ...«

Moore fixierte Zúñiga. »Ich gebe Ihnen das Geld. Sie lassen mich gehen, und während Sie über mein Angebot nachdenken, schaue ich, wie ich Ihre Geschäfte fördern kann. Ich glaube, Sie werden ziemlich überrascht sein.«

»Man wird mich für verrückt halten, weil ich Ihnen vertraue.«

»Sie brauchen mir noch gar nicht zu vertrauen. Ich habe Ihnen bereits erklärt, dass ich mir Ihr Vertrauen verdienen werde. Werden Sie mir dazu die Gelegenheit geben?«

Zúñiga runzelte die Stirn. »Ich bin nicht dort gelandet, wo ich heute bin, indem ich den sicheren, leichten Weg gewählt habe. Ich habe meine liebe Frau gebeten, mir eine Chance zu geben und es mit mir zu versuchen, und sie hat es getan. Jetzt weiß ich, wie sie sich gefühlt haben muss.«

»Vielen Dank, Señor.« Moore streckte ihm die Hand entgegen. Nach einem kurzen Zögern schlug Zúñiga ein.

Dann drückte er sie plötzlich ganz fest und zog Moore an sich. »Tun Sie das Richtige.«

Moores Stimme blieb ganz fest. »Das werde ich.«

Es war fast 22.00 Uhr. Johnny Sanchez saß allein in seinem Hotelzimmer und tippte wie im Rausch in seinen Notebook-Computer ein, nachdem er sich zuvor mit zwei Cheeseburgern und einer Riesenportion Pommes gestärkt hatte. Das fettige Einwickelpapier und die Plastikbehälter lagen noch auf dem Tisch neben seiner Maus. Draußen schimmerten die Lichter der Stadt. Von seinem Fenster aus konnte er sogar das US-Konsulat sehen, das nur 150 Meter entfernt war. Er rückte seinen Schreibtischstuhl etwas nach hinten und las noch einmal durch, was er gerade geschrieben hatte:

AUSSENAUFNAHME: BRENNENDES HOTEL – NACHT

Als Corrales mitten auf der Straße auf die Knie fällt, schlagen die Flammen zum Himmel empor: Ein Inferno, in dem sich zwei alte Leben in Asche auflösen. Der Junge schaut nach oben, die Flammen spiegeln sich in seinen tränenfeuchten Augen, und er hadert laut mit den himmlischen Mächten. Wir weinen mit ihm ...

Das ist wahnsinnig schön«, teilte Johnny seinem Computerbildschirm mit. »Wahnsinnig schön! Und wer ist der Autor? Du bist der Autor, Johnny! Dieser Film wird ein absoluter Super-Hit!«

In diesem Moment war vom Gang her ein leises Klicken zu hören. Als Johnny aufschaute, öffnete sich die Zimmertür. Johnny sprang auf und starrte einen Mann an, der dunkle Stoffhosen, ein schwarzes Hemd und eine Lederjacke anhatte. Er war über 1,80 Meter groß, trug einen kurz geschnittenen Vollbart und einen Ring im Ohr. Seine langen Haare hatte er zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden. Johnny war sich nicht sicher, ob er arabischer oder spanisch-mexikanischer Herkunft war. Sicher war er sich jedoch, was für eine Pistole er in der Hand hielt. Es war eine Glock, die ganz bestimmt geladen war und mit der er jetzt auf Johnnys Kopf zielte. Auf ihren Lauf war ein Schalldämpfer aufgeschraubt. Johnnys eigene Pistole lag außer Reichweite in seiner Nachttischschublade. Verdammt!

»Was soll das, verdammt noch mal?«, fragte Johnny auf Spanisch.

Der Mann antwortete auf Englisch: »Das bin ich, und ich sage Ihnen: ›Hallo, Johnny. Ich habe Ihren Artikel gelesen. Guter Text. Sie sind ein begabter Schriftsteller.««

»Wer zum Teufel sind Sie?«

Der Mann verzog das Gesicht: »Hat Sie Ihre Mutter nicht gelehrt, höflich zu einem Mann zu sein, der eine Pistole auf Ihren Kopf richtet? Diese kleine Lebensweisheit hätte sie Ihnen wirklich beibringen sollen.«

»Sind Sie jetzt fertig mit Ihrem Macho-Gehabe? Was zum Teufel wollen Sie?«

»Wie lange dachten Sie, dass es dauert? Haben Sie wirklich geglaubt, Sie könnten nach Mexiko reisen und mit einem Drogenkartell herumschäkern, ohne dass jemand auf Sie aufmerksam wird?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Ich bin investigativer Journalist. Ich berichte über kriminelle Aktivitäten. Sie haben doch meinen verdammt Artikel gelesen. Glauben Sie denn, dass ich deshalb mit denen ins Bett gehe? Sie müssen verrückt sein. Und jetzt rufe ich die Polizei.«

Der Mann trat dicht an ihn heran und hielt ihm die Pistole direkt an den Kopf. Sein scherzhafter Ton verschwand. »Setz dich, Motherfucker.«

Johnny ließ sich erschrocken auf seinen Stuhl fallen. »Jesus Christus ...«

»Na, jetzt drehen sich die Rädchen im Kopf, stimmt's? Sie denken: *Heilige Scheiße, wo bin ich bloß hineingeraten?* Nun, das hätten Sie sich vor Ihrer Zusammenarbeit mit Corrales überlegen sollen. Blut mag ja wirklich dicker sein als Wasser, aber Blei ist härter und führt unweigerlich zum Tod, wie ich gerne zu sagen pflege.«

»Mensch, Sie Arschloch, alles, was ich tue, ist schreiben. Ich schade doch niemand. Und ich nehme auch von niemand etwas an.«

»Aber Sie helfen auch niemandem.«

»Das stimmt doch gar nicht. Ich nehme den amerikanischen Leser in die Gräben des hiesigen Drogenkriegs mit. Das ist eine Betriebsführung in die Hölle. Jeder wird dann verstehen, wie kaputt diese Gesellschaft hier ist.«

»Das klingt verdammt dramatisch, und das ist es wohl auch, wenn man bedenkt, dass jemand im Moment eine Pistole auf Sie richtet. Werden Sie mich auch in einem Ihrer Artikel erwähnen?«

»Wer zum Teufel sind Sie?«

Der Mann machte große Augen. »Ich bin Ihr letzter Freund in dieser großen, weiten Welt. Zeigen Sie mir jetzt Ihre Hand.«

»Was?«

»Zeigen Sie mir Ihre Hand.«

Johnny streckte ihm eine Hand entgegen und der Mann ergriff sie.

»Hier, halten Sie die«, sagte der Mann und bot Johnny seine Pistole an.

»Was zum Teufel ...«, rief Johnny.

»Oh, keine Angst. Sie ist nicht geladen.«

Der Mann schob Johnny die Pistole in die freie Hand, dann griff er in seine innere Brusttasche und holte eine große Spritze heraus, die er ihm jetzt in das weiche Gewebe zwischen Daumen und Zeigefinger rammte. Eine Sekunde lang war der Schmerz unerträglich. Johnny schrie und wollte wissen, was er da tue. Der Mann ließ ihn los und fragte: »Pistole?«

»Sind Sie wirklich von dieser Welt?«

Der Typ verzog das Gesicht. »Pistole?«

»Was haben Sie da gerade gemacht? Mich vergiftet?«

»Ganz ruhig, Shakespeare. Es ist nur ein Implantat. Ein GPS-Sender. Damit wir immer auf Sie aufpassen können.«

»Wer ist ›wir‹?«

»Das Alphabet hat eine Menge Buchstaben, Johnny, und ich wette, dass Sie als Schriftsteller das selbst herausfinden können.«

»DEA?«, fragte Johnny. »O mein Gott.«

»Tut mir leid«, sagte der Mann. »Ich fürchte, Sie sind gerade mit der Regierung der Vereinigten Staaten ins Bett gestiegen.«

Johnny ließ die Schultern hängen. »Das kann doch nicht wahr sein.«

»Sehen Sie, Sie können mit niemand darüber reden. Dafür ist es schon zu spät. Wenn Sie jetzt zu Corrales gehen und ihm erzählen, dass wir hier sind, werden Sie sterben. Wir werden Sie nicht umbringen, aber er. Wie ich vorhin gesagt habe, ich bin Ihr letzter Freund. Ohne mich werden Sie Mexiko nicht lebend verlassen.«

Johnnys Augen begannen zu brennen und ihm stockte der Atem. »Was wollen Sie? Was soll ich tun?«

»Das Juárez-Kartell wird von Jorge Rojas geleitet.«

Johnny musste schallend lachen. »Also das glaubt ihr hirnverbrannten Drogenbekämpfungs-Fuzzys? O mein Gott ... die Dummheit läuft Amok.«

»Ich weiß das von Zúñiga.«

»Wollen Sie mich verarschen?«

»Also wissen Sie, wer er ist, und ich bin mir sicher, dass Corrales bestätigen kann, dass Rojas sein Boss ist. Ich möchte, dass Sie aus Corrales möglichst viel über Rojas herausholen.«

»Muss ich ein geheimes Mikrofon tragen?«

»Im Moment nicht. Aber wir werden sehen.«

Johnny reckte das Kinn. »Das werde ich nicht tun. Ich verlasse noch heute Nacht Mexiko; ihr Bundespolizisten könnt mich mal kreuzweise.«

»Prima, und in dem Augenblick, da Sie in Kalifornien aus dem Flugzeug steigen, werden wir Sie verhaften.«

»Und weswegen?«

Der Mann deutete auf die Junkfood-Verpackung auf dem Schreibtisch. »Wegen der Weigerung, ausgewogene Nahrung zu sich zu nehmen.«

»Mein lieber Freund, Sie sollten jetzt besser gehen.«

»Sie sind der Sohn von Corrales' Patentante. Er vertraut Ihnen wie einem Blutsbruder. Und Sie füttern sein Ego. Das alles ist sehr wichtig für uns, und Sie könnten endlich einmal das Richtige tun. Vielleicht macht Ihnen die ganze Sache jetzt noch Angst, aber Sie sollten auch einmal darüber nachdenken, wie viele Menschen mit Ihrer Hilfe gerettet werden könnten. Ich könnte Ihnen eine ganze Woche lang zeigen, wie viele Familien durch diese Drogen zerstört werden.«

»Ersparen Sie mir diesen tränenduseligen Bullshit! Diese Leute entscheiden sich selbst dafür, Drogen zu kaufen und zu nehmen. Niemand zwingt sie dazu. Corrales und das Kartell sind nur die Lieferanten. Wenn wir über Politik reden wollen, sollten wir eher über die mexikanische Wirtschaft sprechen.«

Der Mann winkte ab, holte eine Visitenkarte aus der Tasche und reichte sie Johnny. Er hieß Scott Howard und war Präsident eines Solarenergieunternehmens. »Also Sie sind Mr. Howard? Na gut, in Ordnung.«

»Da steht auch meine Telefonnummer drauf. Sie informieren mich, wenn Sie das nächste Mal zu Corrales Kontakt aufnehmen.«

Howard – oder wie immer er auch heißen mochte – steckte seine »leere« Pistole ein und verschwand so schnell, wie er gekommen war.

Johnny saß da, und ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Was sollte er jetzt tun?

Widrigkeiten und Urlaubsfreuden

*Grenztunnel-Bauplatz
Mexicali, Mexiko*

Es war 7 Uhr und Dante Corrales war nicht in der Stimmung, auf einen Mann zu warten, der für ihn arbeitete, einen Mann, der sein Untergebener war, einen Mann, der eigentlich wissen sollte, dass man ihm gegenüber auf keinen Fall so wenig Respekt zeigen durfte. Corrales hatte noch nicht einmal seinen Morgenkaffee getrunken, und er hatte diese Besprechung eigentlich in fünf Minuten erledigen wollen. Dann hatten ihm die Tunnelarbeiter jedoch erzählt, dass Romero immer noch nicht eingetroffen sei und dass er normalerweise auch nicht vor 8 Uhr morgens auftauche. Was waren denn das für Allüren? Der Mann bekam gutes Geld für diesen Job, und dann glaubte er, er brauche sich nicht vor 8 Uhr hier sehen lassen? Hielt er sich für einen Banker? Das würde er ihm heimzahlen, und zwar mit Zinsen. Dass er jetzt nicht mal an sein Handy ging, war Salz in der Wunde.

Also wartete Corrales im Lagerhaus auf ihn, während draußen die schweren Baumaschinen einen Höllenlärm verursachten. Die Vibrationen gingen ihm durch Mark und Bein. Diese Jungs begannen bei Sonnenaufgang mit ihrer Arbeit und hörten erst bei Sonnenuntergang wieder auf. Sie trudelten nicht erst um 8 Uhr ein. Sie wussten,

dass es hier um jede Minute ging. Romero musste das auch noch lernen.

»Hol mir einen verdammten Kaffee«, rief Corrales schließlich Raúl zu, der mit Pablo an der metallenen Rollltür herumhing.

Raúl schüttelte den Kopf, murmelte etwas in seinen Bart, dann ging er nach draußen, wo die aufgehende Sonne inzwischen den Himmel rosa färbte. Pablo kam jetzt zu Corrales herüber und fragte: »Alles in Ordnung?«

»Dieser verdammte Kerl kommt erst um acht, kannst du dir diese Frechheit vorstellen? Und warum geht er nicht ans Telefon?«

»Dich beschäftigt doch noch etwas anderes«, sagte Pablo. »Möchtest du darüber reden?«

»Was bist du, mein Seelenklempner?«

»Bist du immer noch sauer wegen der beiden Jungs, die wir vor der V-Bar verloren haben? Dafür gibt es keinen Grund. Diese Arschlöcher haben den ganzen Job vermässelt. Ich habe dir von Anfang an gesagt, dass sie *Cabrones* sind.«

»Ach was, die sind mir scheißegal. Ich mache mir wegen diesem Amerikaner Sorgen. Ich kann ihn einfach nicht finden. Er könnte für die Bundespolizei arbeiten, wer weiß...«

»Pah, der Dummbbeutel hat wahrscheinlich Angst bekommen. Er sah wirklich nicht wie ein Bundespolizist aus. Nur noch so ein Scheißgeschäftsmann, der dachte, er könne hierherkommen und ein paar mexikanische Sklaven für seine Firma finden, der Wichser ...«

»Nein, da geht irgendetwas vor, und wenn wir unsere Augen nicht weit offen halten, wird uns das alles hier um die Ohren fliegen, und der Boss wird dafür sorgen, dass wir genau hier unser Grab finden.«

Corrales seufzte und musste noch weitere fünf Minuten auf seinen Kaffee warten. Pablo plapperte immer weiter, aber Corrales hörte nicht mehr zu. Als Raúl schließlich zurückkehrte, riss er ihm den Becher aus der Hand und nahm einen tiefen Schluck. Er rümpfte die Nase. Der war beileibe nicht so gut wie der Starbucks, den

er gewöhnlich auf der anderen Seite der Grenze trank, aber heute nahm er auch mit diesem vorlieb. Gerade als er um genau 7.39 Uhr den Boden des Plastikbechers sehen konnte, tauchte Pedro Romero im Lagerhaus auf. Er schob die Brille weiter auf die Nase hoch und zog an seinen Jeans, die ihm unter seinen Bierbauch gerutscht waren. Er schaute Corrales und die anderen stirnrunzelnd an und hob dann seine Stimme: »*Buenos días*.«

»Wo zum Teufel sind Sie gewesen?«, fragte Corrales und ging auf den Mann zu, dessen Augen ganz groß wurden.

»Ich komme von zu Hause.«

»Wissen Sie nicht, wie man ein Handy bedient?«

»Meine Akku war leer. Ich habe ihn im Auto aufgeladen. Haben Sie versucht, mich anzurufen?«

»Das kann man wohl sagen. Ihre Leute haben mir erzählt, dass Sie gewöhnlich erst um acht Uhr hier erscheinen. Stimmt das?«

»Ja.«

Corrales schlug dem Mann mit voller Wucht ins Gesicht. Romero wich zurück und hielt sich die Backe.

»Weißt du, warum ich das gemacht habe, alter Mann? Weißt du das? Weil du ein einfacher Grabungsarbeiter bist! Du bist *kein* verdammter Banker! Ab jetzt kommst du hierher, wenn die Sonne aufgeht, und gehst, wenn sie untergeht. Hast du mich, verdammt noch mal, verstanden?«

»Jawohl, Señor.«

»Möchtest du deine Tochter retten?«

»Jawohl, Señor.«

»Möchtest du dein Geld kriegen?«

»Jawohl, Señor.«

»Dann kommst du hierher, wann ich es dir sage! Und jetzt wirst du mir hier und jetzt erzählen, dass wir auf die andere Seite durchgebrochen sind und heute Abend mit den Lieferungen beginnen können.«

»Ich brauche noch ein paar Tage.«

»Was? ›Noch ein paar Tage‹? Was zum Teufel soll das denn heißen?«

»Ich zeige Ihnen, wie weit wir gekommen sind, aber da hat es ein paar Probleme gegeben. Wie ich Ihnen bereits zu Beginn erzählt habe, liegt der Grundwasserspiegel hier sehr hoch. Wir mussten deshalb bereits mehrmals Wasser aus dem Tunnel pumpen. Das Ganze ist eine komplizierte Operation.«

»Wenn du vielleicht früher zur Arbeit kommen würdest, wäre das kein Problem.«

»Señor Corrales, ich möchte Ihnen versichern, dass es kaum einen großen Unterschied machen würde, wenn ich eine Stunde früher hier wäre. Es braucht die ganze Nacht, um den Tunnel leer zu pumpen. Erst danach können wir weitergraben.«

»Ärgere mich ja nicht, alter Mann. Überzeuge mich lieber, dass hier alles richtig gemacht wird. Auf, schauen wir uns den Tunnel an!«

»In Ordnung, aber Sie sollten wissen, dass diese Männer so hart arbeiten, wie sie können. Wie Sie angeordnet haben, habe ich zwei Schichten eingerichtet. Aber ich selbst kann nicht rund um die Uhr hierbleiben. Ich muss mich um meine Familie kümmern, und meine Frau braucht Hilfe.«

»Dann solltest du besser eine Hilfe für sie anheuern, denn ich möchte, dass dieser Tunnel heute Abend betriebsbereit ist.«

»Heute Abend? Aber wir müssen noch eine Menge Erde und Steine bewegen. Das ist arbeitstechnisch völlig unmöglich.«

»Nein, ist es nicht. Du wirst es möglich machen. Glaub mir.«

Corrales' Smartphone klingelte. Es war Fernando Castillo.
»Hallo?«

»Dante, der Boss hat einen anderen Job für dich. Du musst sofort hierherkommen.«

Bell-430-Hubschrauber

Unterwegs nach San Cristóbal de las Casas

Chiapas, Mexiko

Miguel Rojas und Sonia Batista saßen auf dem Rücksitz eines zweimotorigen Firmenhubschraubers, dessen Kabine neben dem Piloten und Kopiloten Platz für bis zu sieben Passagiere bot. Diesen Helikopter benutzte Jorge oft für kurze Geschäftsreisen. Obwohl er nicht wie ein Militärhubschrauber bewaffnet war, trugen die Piloten immer Pistolen. Wie bei allen anderen Transportmitteln Jorges hatte man auch in diesem Fall bei der Ausstattung an nichts gespart: Überall sah man kostbares italienisches Leder und exotische Hölzer. Kleine Flachbildschirme und Kopfhörer gestatteten den Fluggästen, sich Firmenpräsentationen und/oder Spielfilme anzusehen. Miguel und Sonia genossen jedoch lieber die Aussicht. Sie hatten ihre Headset-Mikrofone aufgesetzt, um trotz des Dröhnens der starken Rolls-Royce-Turbinen miteinander sprechen zu können.

Vor ihnen saßen die mürrisch dreinschauenden Leibwächter, die sie auf Jorges Anweisung hin mitnehmen mussten: Corrales, Raúl und Pablo. *Nun, es könnte schlimmer sein*, dachte Miguel. Sein Vater hatte ihm mitgeteilt, dass er sie von zwölf Männern bewachen lassen werde, von denen einige vorausfliegen würden. Sie würden vier Geländewagen mieten, da sie sich nur im Konvoi durch ihren Urlaubsort bewegen sollten. Miguel hatte jedoch vehement gegen diesen Vorschlag protestiert. Er wollte mit Sonia einen netten, intimen Urlaub verbringen und nicht überall, wo sie hingingen, ein solches Sicherheitsspektakel veranstalten. Darüber hinaus war es ja auch seines Vaters Wille gewesen, dass er die meiste Zeit seines Lebens dem Rampenlicht der Öffentlichkeit ferngeblieben war. Der mexikanische Durchschnittsbürger würde ihn also gar nicht erkennen. Ein so großes Team würde jedoch eine Menge Aufmerksamkeit auf sich ziehen und vielleicht sogar zu kriminellen Angriffen regelrecht einladen, wenn die Leute dort mit den Fingern

auf ihn zeigen würden: »Schaut einmal, dort drüben, dieser reiche Typ mit seinen Leibwächtern!« Jorge hatte sich schließlich überreden lassen, ihnen nur drei Mann mitzugeben. Miguel hatte sich bei seinem Vater für dieses Entgegenkommen überschwänglich bedankt. Was er nicht erwartet hatte, war jedoch Corrales' flegelhaftes Benehmen. Miguel hatte allerdings diesem arroganten Schnösel bereits klargemacht, dass er Distanz wahren und Sonia nicht immer so angaffen sollte. Selbst Corrales' Antwort »Ja, Señor« hatte jedoch ziemlich sarkastisch geklungen. Miguel war überzeugt, dass der Mann ihn hasste, weil er für seinen Reichtum nie hatte arbeiten müssen und man ihm alles auf dem sprichwörtlichen Silbertablett präsentiert hatte. Corrales selbst war jedoch wahrscheinlich ein armer Junge von der Straße gewesen, der das Glück hatte, einen Job bei Jorge Rojas zu bekommen.

»Wann werden wir ankommen?«, fragte Sonia und blickte aus dem Fenster.

»In etwa drei Stunden«, antwortete Miguel. »Wir müssen jedoch eine Zwischenlandung einlegen, um aufzutanken. Bist du schon einmal mit einem Hubschrauber geflogen?«

»Ein paarmal mit meinem Vater. Da gab es diesen berühmten Radfahrer – ich kann mich nicht einmal mehr an seinen Namen erinnern, ich war damals erst zehn oder elf. Er war eine lebende Legende und besaß einen Hubschrauber. Einmal hat er uns damit in den Urlaub mitgenommen.«

»Jetzt erzähle ich dir etwas Lustiges. Ganz oben auf dem Rotor befindet sich eine Mutter, mit der der Rotorkopf festgeschraubt ist. Weißt du, wie die Piloten die nennen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Sie heißt bei ihnen die ›Engelsmutter‹. Wenn sich diese nämlich einmal lösen sollte, weil wir alle bald bei den Englein ...«

»Meine Güte! Jetzt fühle ich mich schon viel besser.«

Sie schüttelte den Kopf. Ihr Haar glänzte im Licht, das durch das Fenster fiel.

»Diese Stadt ist den Flug wert, glaub mir. Und wir kommen gerade recht zu einem Karneval, den sie dort für die Touristen veranstalten. Du wirst diesen Ort mögen.«

Sie ergriff seine Hand und drückte sie. »Das weiß ich jetzt schon.«

Consulado Inn

Juárez, Mexiko

Moore, alias Scott Howard, war klar, dass er nicht in Dante Corrales' Hotel zurückkehren durfte. Er hätte dann erklären müssen, wie seine Verfolger zu Tode gekommen waren. Trotzdem musste er bei der Vorstellung lächeln, dort aufzutauchen und ganz lässig an Ignacio vorbeizugehen, während dieser fragte: »Wie war ihr Tag, Señor?«

»Großartig. Ich wurde von diesem *Sicario* vom Sinaloa-Kartell gekidnappt, aber Gott sei Dank verfolgten uns zwei von Corrales' Jungs. Die haben dann meinen Kidnapper getötet, wurden anschließend allerdings selbst von ein paar anderen Kerlen getötet. Vielleicht war der Tag also gar nicht so großartig – denn eigentlich hatte ich ja *gehofft*, von den Sinaloas gekidnappt zu werden. Lange Rede, kurzer Sinn: Am Ende hat es doch noch geklappt. Habe ich Anrufe oder Päckchen erhalten? Außerdem soll mir das Zimmermädchen noch ein paar Extrahandtücher bringen.«

Stattdessen wählte Moore die sicherere und weniger kühne Variante, das Hotel zu wechseln. Aber warum sollte er in der ganzen Stadt nach einem solchen suchen, obwohl Johnny Sanchez ihm doch bereits ein richtig nettes gebucht hatte, das auch noch in der Nähe des US-Konsulats lag? Und so bezog Moore ein Zimmer, das nur drei Türen von dem Johnnys entfernt war. Außerdem mietete er sich ein neues Auto. Johnny mochte dieses Arrangement überhaupt nicht und drohte damit, auszusziehen. Moore warnte ihn jedoch, dass er das keinesfalls tun sollte.

VTF-Leiter Towers schickte ihm eine SMS: Rojas' Sohn Miguel war gerade mit seiner Freundin in einem Hubschrauber in Richtung Westen abgeflogen. Dante Corrales und zwei weitere Männer begleiteten sie.

Dass Rojas' Sohn mit einem bekannten Kartellmitglied zu tun hatte, schien Rojas in gewisser Weise mit dem Kartell in Verbindung zu bringen. Diese Tatsache war jedoch für sich allein noch kein stichhaltiger Beweis.

Trotzdem gab es da etwas, das Moore störte. Und zwar sehr. Ihrer Vereinigten Taskforce lagen ja von Anfang an Beweise vor, dass Dante Corrales ein Kartellmitglied war. Diese Beweise mussten also lange vor der Bildung ihrer Taskforce gesammelt worden sein. Außerdem war anzunehmen, dass die CIA ihre elektronischen und menschlichen Augen auf Corrales richtete, seit sie von seiner Zugehörigkeit zum Kartell wusste. Moore musste noch einmal alle Unterlagen genau durchsehen und klären, wie lange diese Überwachung bereits durchgeführt wurde. Wenn Rojas darin verstrickt sein sollte, war die Annahme doch nur vernünftig, dass Corrales nicht zum ersten Mal mit dessen Familie zu tun hatte. Allerdings hätte die CIA Rojas dann schon längst genauer unter die Lupe nehmen müssen.

Oder sollte dies tatsächlich das erste Mal sein, dass man Corrales mit Rojas' Angehörigen gesehen hatte? Moore konnte das kaum glauben. Was genau war also hier im Gange? Wohin waren sie unterwegs? Moore konnte Sanchez mit viel Mühe dazu bewegen, Corrales anzurufen. Dieser erzählte dem Journalisten, dass er in dieser Woche nicht am Drehbuch mitarbeiten könne, weil er in San Cristóbal de las Casas »einen Babysitter-Job« erledigen müsse.

Bingo.

Moore rief Towers an und erklärte ihm seinen Plan. Rojas tauchte kaum einmal in der Öffentlichkeit auf und war sonst meist unsichtbar. Moore hatte jetzt eine Idee, wie man ihn hervorlocken könnte. Towers fand den Plan plausibel und gab ihm seinen Segen.

Eine Stunde später saß Moore auf der Rückbank von Luis Torres' Range Rover. Der fette Mann saß am Steuer, Beifahrer war DEA-Agent Fitzpatrick.

»Ihr müsst dorthin fliegen und den Sohn und seine Freundin kidnappen. Dann besitzen wir ein ausgezeichnetes Druckmittel. Wir locken Rojas aus der Deckung, und ich besorge den Rest. Legt Zúñiga diesen Plan vor und klärt, was er dazu meint. Und sagt ihm, er solle endlich meine Anrufe beantworten.«

»Er vertraut Ihnen nicht, Mr. Howard. Und ich bezweifle, dass sich dies in nächster Zeit ändern wird.«

»Ich besitze Geheimdienstfotos von ihnen, wie sie aus dem Hubschrauber steigen. Ich habe einen Informanten, der persönlich mit Corrales gesprochen hat. Der hat ihm bestätigt, dass sie eine Woche dort bleiben werden. Ihr geht dort runter, tötet Corrales und die anderen Leibwächter, entführt den Jungen und dann haben wir Rojas an den Eiern. Was daran ist so schwer zu verstehen? Ich helfe euch, euren wichtigsten Rivalen aus dem Verkehr zu ziehen. Euer Feind ist mein Feind. Wie oft soll ich euch das noch erklären?«

»Sie könnten uns eine Falle stellen und uns dort hinunterlocken, damit Ihre Organisation uns liquidiert. Vielleicht arbeiten Sie auch für Rojas.«

»Wenn wir euch tot sehen wollten, würde bereits Unkraut auf euren Gräbern wachsen. Seid keine Narren. Ihr *müsst* das einfach tun. Erklärt Zúñiga diesen Plan.«

»Ich glaube, er hat recht«, sagte Fitzpatrick und versuchte, dabei nicht zu eifrig zu klingen. »Schauen wir uns doch an, was er hat, und dann kann Señor Zúñiga eine Entscheidung fällen.«

»Aber vergeudet nicht zu viel Zeit.« Moore öffnete die Hintertür und stieg aus. »Ihr müsst noch heute im Flugzeug sitzen.«

Moore ging zu seinem Mietwagen hinüber, stieg ein und fuhr davon.

Miguel Rojas' kleiner Urlaub mit seiner Freundin war eine ausgezeichnete Gelegenheit. Moore hatte seinen Plan bereits FBI-Agent

Ansara mitgeteilt, der immer noch mithilfe seines neuen Drogenkurierinformanten eine Hauptschmuggelroute des Juárez-Kartells auffliegen lassen wollte.

Moore's CIA-Kollegin Vega sah weiterhin Inspektor Alberto Gómez auf die Finger, diesem legendären Veteranen der Bundespolizei, der seit seinem ersten Dienstjahr in schmutzige Geschäfte verwickelt war. Vega hatte jedoch vor Kurzem eine beunruhigende Nachricht erhalten. Gómez versuchte, zusammen mit ein paar anderen Beamten »die Korruption zu bekämpfen«, indem er einem Kollegen eine Falle stellte und ihn auffliegen ließ, um damit von den eigenen kriminellen Machenschaften abzulenken. Vega vermutete, dass Gómez ahnte, dass er überwacht wurde, und mit diesem Trick darauf reagierte.

ATF-Agent Whittaker berichtete, dass aus Minnesota bald eine große Waffenlieferung abgehen könnte. Nie zuvor hatten Kartellmitglieder dort eine solche Menge von Waffen aller Art an einem einzigen Ort zusammengefasst.

Im Laufe des Tages bestätigte Fitzpatrick telefonisch, dass Zúñiga immer noch über den Geheimdienstfotos und Moore's Plan brütete. Außerdem teilte er mit, das Sinaloa-Kartell habe gerade von einem Späher erfahren, dass eine große Lieferung aus dem Süden unterwegs sei. Ihr Späher glaube, dass die Drogenkuriere dieses Mal einen kleineren, 40 Meter langen Tunnel des Kartells benutzen würden, der zwischen Juárez und der »Bridge of the Americas« unter dem an dieser Stelle in ein Betonbett gezwängten Rio Grande hindurchführte.

Moore schickte Fitzpatrick eine SMS, dass sich die Sinaloas von diesem Tunnel fernhalten und ganz auf Miguel Rojas konzentrieren sollten. Moore würde höchstpersönlich diese Lieferung abfangen und sie Zúñiga übergeben, um ihm seine ehrlichen Absichten zu beweisen. Dass er die eine Drogenschmugglergruppe auffliegen ließ, um einer anderen zu helfen, war der Preis, den sie zahlen mussten, um den größten Fisch zu fangen. Er hatte Ähnliches bereits in

mindestens vier verschiedenen Ländern durchgezogen und stellte die moralischen und ethischen Implikationen seines Handelns schon längst nicht mehr infrage. Nur so konnte man in einem asymmetrischen Krieg einen Feind, der keinerlei Regeln einhielt, bekämpfen. Er rief Ansara an und bat ihn, dafür zu sorgen, dass eine Grenzschutzereinheit an einem ganz bestimmten Regenwasserkanal in El Paso warten solle. Ansara versprach ihm, dafür zu sorgen.

Moore war überrascht, dass auf einem Parkplatz, drei Straßenzüge vom Drainagegraben entfernt, Towers höchstpersönlich auf ihn wartete. Auf Moores Uhr war es exakt 1.08. Towers teilte ihm mit, dass die Drogenkuriere innerhalb von fünfzehn Minuten in einem weißen Lieferwagen eintreffen würden.

»Sie haben nicht nur Drogen dabei, sondern auch Frauen und Kinder«, sagte Towers. »Das sind Schlepper, die zu den erfahrensten des Kartells gehören. Sie haben wahrscheinlich ein Abkommen mit einer chinesischen Triade geschlossen, denn die jungen Mädchen, die wir gesehen haben, waren alles Asiatinnen. Sie bringen sie als Sexsklavinnen hierher.«

»Verdammt, das wird ja immer schmutziger. Drogen, Menschenhandel ...«

»Halten Sie sich einfach an den Plan.«

»Mache ich. Also was führt Sie in diesen wundervollen Teil der Stadt?« Moore stellte diese Frage, weil er eigentlich davon ausgegangen war, dass Towers in San Diego bleiben würde.

»Ich war immer schon ein Außenagent. Sie wussten das, als sie mich auf diese Position setzten. Glaubten die wirklich, dass ich die ganze Zeit hinter meinem Schreibtisch sitzen bleibe? Das kommt gar nicht infrage!«

»Verstehe.«

»Also dann, machen wir uns bereit.«

Moore grinste und legte einen unauffälligen schwarzen Kampfanzug und eine Kevlar-Weste an. Danach zog er sich eine Sturmhaube

über den Kopf. Jetzt sah er fast genauso aus wie die beiden Wächter, die das Juárez-Kartell an den Tunneleingang gestellt hatte.

Seine Bewaffnung waren zwei Glock-21-Pistolen Kaliber .45 mit aufgesetzten Schalldämpfern, die auch noch funktionierten, wenn die Waffe unter Wasser gewesen war. Die Innenkammern der Dämpfer hatte er zuvor eingefettet, um die größtmögliche Schalldämpfung zu erreichen. Daneben hatte er noch einige Rauchgranaten und ein paar Irritationskörper, landläufig als »Blitz-Knall-Granaten« bekannt, dabei, für den Fall, dass die Schmugglergruppe sich als nicht »kooperativ« erweisen sollte. Er setzte einen Kopfhörer mit Mikrofon auf und begann, quer über den Parkplatz zu rennen. Dabei hörte er im Ohr Towers' Stimme: »Die nächste links, der Graben verläuft dann direkt geradeaus. Entlang der Wand auf der Südseite gibt es gute Deckung. Auf der anderen Seite des großen Drahtgitters sitzen die beiden Typen.«

An der linken Straßenseite erstreckte sich der Maschendrahtzaun eines Schrottplatzes. Rechts stand eine Reihe von auffälligen Gebäuden, von denen einige kurz vor dem Einsturz standen. Alle waren unbewohnt und verlassen. Nach den alten, verblassten Schildern über den Eingängen zu schließen, waren dies alles früher Maschinen- und Werkzeugfabriken gewesen. Selbst die Graffiti auf den zerbröckelnden Wänden waren total verblichen. Nähere Einzelheiten waren ohnehin nicht erkennbar, da die Straßenlaternen nicht mehr funktionierten. Die Glühbirnen waren entweder ausgebrannt oder zerschossen. Vom nächsten Block drang flackerndes Licht herüber, dessen Quelle Moore jedoch nicht ausmachen konnte.

Er erreichte die meterhohe Betonmauer, die an der Südseite des Grabens entlangführte, und trat in deren Schatten. Er bewegte sich gebückt an ihr entlang, bis er in etwa 10 Meter Entfernung auf der anderen Seite des Grabens das breite Drahtgitter erkennen konnte, das den Eingang zu den Regenkanälen und dem Tunnel des Kartells markierte. Da es in letzter Zeit kaum geregnet hatte, standen im

Graben nur noch ein paar flache Pfützen. Es hatte sich sogar ein regelrechter Unkrautteppich gebildet, der bis an das Gitter heranreichte. Moore verzog die Nase, als ein leichter Abwassergeruch zu ihm herüberdrang. Er hoffte, dass der auf der anderen Seite des Grabens nicht stärker wurde.

»Voraussichtliches Eintreffen des Lieferwagens in fünf Minuten«, funkte ihm jetzt Towers zu.

Moore blieb also nicht viel Zeit. Er holte aus seiner Hüfttasche ein tragbares Nachtsichtgerät heraus. Er hielt es an sein rechtes Auge und zoomte auf das Gitter. Durch dessen kreuzgeripptes Muster konnte er die beiden Wächter erkennen, die neben einem kreisrunden Loch saßen, das in die Seitenwand geschlagen worden war. Aus diesem drangen nur Schatten an sein Auge, die wie fluktuierende hellgrüne Hitzewellen aussahen. Der eine Wächter war ein Winzling, nur etwa 1,50 Meter groß. Er trug keine Maske. Sein kahl geschorener Kopf war voller Tattoos, die um seinen Hals eine Kralle bildeten. Wäre Moore ein ausgebildeter Scharfschütze gewesen, hätte er ihn vielleicht durch einen Schuss durch das Gitter ausschalten können. Er war zwar kein schlechter Schütze, aber so gut war er nun auch wieder nicht ...

Nach einem tiefen Atemzug steckte er das Nachtsichtgerät wieder in die Tasche, sprang über die niedrige Mauer und sprintete durch den Betongraben. Drüben erkannte er, dass es sich um ein Rollgitter handelte. Dies konnte er natürlich nicht öffnen, ohne eine Menge Lärm zu machen. Ein heimliches Anschleichen war also unmöglich. Auf einer Fläche von einem Quadratmeter hatte man eine Art Einstiegs Luke in das Gitter geschnitten. Moore zog ganz sachte daran. Verschluss. *Scheiße*. Er teilte es über Funk Towers mit, der darauf nur antwortete: »Fuck it, Dude, Sie müssen sie einfach dazu bringen, das Gitter von sich aus zu öffnen.«

»Hey«, rief jetzt tatsächlich ein Wächter nach draußen. »Seid ihr schon da? Ihr seid zu früh dran.«

»Auf geht's«, antwortete Moore auf Spanisch. »Wir haben heute eine große Ladung dabei.«

Moore hob eine Glock und wartete, dass der Mann an das Gitter herantrat, um es zu öffnen. Trotz des Schalldämpfers würde der Schuss jedoch nicht ganz lautlos sein. Obwohl seine Kugel den Lauf mit Überschallgeschwindigkeit verlassen würde, was für die Überdeckung des Schussgeräuschs hilfreich war, würde der Verschluss der Glock ein Klicken verursachen, das laut genug war, um jeden in unmittelbarer Umgebung zu alarmieren. Der zweite Wächter wäre also gewarnt. Eine Pistole mit Schalldämpfer war eben doch kein Blasrohr. Außerdem war es ziemlich problematisch, eine schallgedämpfte Pistole mit nur einer Hand abzufeuern. Die Energie des zurücklaufenden Verschlusses übertrug sich dabei nämlich verstärkt auf das Handgelenk. Dadurch konnte man das Ziel verfehlen und sich obendrein an der Hand verletzen. Man sollte also eine Waffe mit Schalldämpfer immer mit beiden Händen packen, was Moore jetzt auch tat.

Einige könnten jetzt einwenden, dass es viel weniger Lärm machen würde, wenn er den Wächter mit dem Messer tötete. Allerdings war es ziemlich schwierig, einen Menschen mit einem *einzigen* Messerstich ins Jenseits zu befördern. Meist musste man mehrmals zustechen, was dann zu einem unangenehmen Handgemenge führen konnte. Dies würde bestimmt nicht geräuschlos ablaufen. Angriffe mit dem Messer waren also weit gefährlicher und unsicherer. Moore wusste das aus seiner SEAL-Ausbildung, hatte es jedoch auch aus erster Hand im Einsatz erfahren. Einmal musste er ein paar somalische Piraten mit dem Messer erledigen. Dabei brauchte er für jeden ein halbes Dutzend Stiche, bis sie endlich tot waren. Moore zog also auch in diesem Fall das Risiko eines klickenden Verschlusses vor. Wenn er alles richtig machte, würde eine Kugel genügen und er müsste keine Hand an den Mann legen.

Von der anderen Seite war das Geräusch eines Schlüssels zu hören, gefolgt vom Scheppern einer Kette. Dann zog jemand das

Gitter etwas nach oben, der Mann streckte den Kopf heraus und schaute Moore an.

Seine Augen wurden ganz groß, als er den Schalldämpfer auf Moores Glock bemerkte. Er öffnete den Mund, um zu schreien.

Moore schoss sofort. Die Kugel traf den Wächter direkt unter dem linken Auge, und er brach leblos zusammen.

Noch bevor die Patronenhülse aus Moores Pistole auf dem Boden auftraf, stürmte er vorwärts, schlüpfte unter dem halb geöffneten Rollgitter hindurch und stand jetzt auf dem Boden des dahinter liegenden Regenüberlaufs, eines rechteckigen Betonschachts, der 2 Meter hoch und 4,50 Meter breit war. Er stieg über die Leiche des ersten Wächters und schaute in die Dunkelheit hinein, ob er den zweiten ausmachen konnte.

Wo war dieser Hundesohn? Bestimmt hatte er den Schuss gehört. Verdammt, ihm fehlte die Zeit, um lange nach ihm zu suchen.

»Ich musste einen Kurier erschießen«, rief er. Seine Stimme hallte durch den Regenkanal, während er sein Nachtsichtgerät ans Auge hob. »Er hat versucht, uns zu bestehlen.«

Da, direkt vor ihm, eine Bewegung.

Als er sich auf den Boden warf, landete er in einer Pfütze. Jetzt war ein Schuss zu hören, der direkt neben seinem Ellbogen im Wasser einschlug. Er rollte sich zur Seite und auf den Rücken. Er wusste, dass er sterben würde, wenn er sich nicht sofort aufsetzte und zurückschoss.

Kugelsicher

Al-Basrah-Ölterminal

Persischer Golf, Irak

19. März 2003

Während Moore in dieser Pfütze lag und in die Dunkelheit hineinstarrte, versetzte er sich eine Sekunde lang ins Jahr 2003 zurück, als er, wenngleich in 6 Meter Tiefe, ebenfalls auf dem Rücken lag und die Umrisse der beiden riesigen Betonpfeiler betrachtete, die wie die muskulösen Beine eines in knietiefem Wasser stehenden Riesen immer dicker wurden. Die Sicherheitslichter der Ölplattform verwandelten die Wasseroberfläche in ein sich kräuselndes Spiegelbild gelber Blitze, das an den Rändern eine tiefblaue Farbe annahm. In diesen dunklen Wasserflächen schwebten noch drei weitere Schatten, wie eine kleine Walherde, die sich langsam von der Strömung treiben ließ. Eine fast unheimliche Ruhe senkte sich über ihn, als er dort schwebte. Sein LAR-V-Träger-Sauerstoffkreislaufgerät stieß keine einzige Blase aus, und sein rhythmisches und kontrolliertes Atmen erlaubte es ihm, seine Gedanken so weit zu klären, dass er sich ganz auf ihre Aufgabe konzentrieren konnte. Die Digitalkamera ließ sich mühelos bedienen und nahm ein Bild nach dem anderen auf, mit deren Hilfe sie die Positionen der eigenen Unterwassersicherheitskameras der Plattform markieren konnten, denen er und der Rest des Teams zuvor natürlich sorgfältig ausgewichen waren.

Moore, Carmichael und die anderen SEALs waren in zwei 4-Mann-Teams aufgeteilt, die mit mehreren Mark 8 Mod 1 SEAL Delivery Vehicles genannten Klein-U-Booten zur südlichen Plattform des Ölterminals gelangt waren. Von hier unten ähnelte das Ganze einem Trampolin, das hoch über dem Wasser an Dutzenden von Krabbenbeinen aufgehängt war. An der Spitze der Aufbauten waren mächtige Antennen und breite Satellitenschüsseln angebracht. Außerdem gab es da oben eine geodätische Kuppel und zahlreiche Ausguckkanzeln. Auf allen vier Seiten des Turmaufbaus patrouillierten ständig Wachen an den Metallgeländern entlang.

»Großer Ruhm ist dabei wirklich nicht zu gewinnen. Wir gehen rein, schießen ein paar Bilder von der irakischen Ölplattform und gehen wieder raus. Fertig ist die Laube!«

Dies war tatsächlich eine einfache Fotoaufklärungsoperation, die in ein paar Minuten vorbei sein würde. Danach würden sie sich zum Frühstück ein paar Biere genehmigen. Während Moore die Unterwasseraufnahmen machte, fotografierten die anderen drei Männer seines Teams von der Wasseroberfläche aus alles, was ihnen interessant erschien. Dazu gehörten vor allem die Positionen und Fahrtrouten der irakischen Patrouillenboote und die Geschützbatterien auf der Plattform.

Im Augenblick waren vier Tanker gleichzeitig an der Plattform angedockt, um mit Rohöl betankt zu werden. Bei der Einsatzbesprechung hatte Moore erfahren, dass der Irak mit dieser Plattform 80 Prozent seines Bruttoinlandsprodukts erwirtschaftete. Täglich wurden dort 1,5 Millionen Barrel Mineralöl verladen. Dies machte Al Basrah natürlich entscheidend wichtig für die Wirtschaft des Landes. Plötzlich meldete sich Carmichael über Funk: »Team Zwei, hier ist Mako Zwei. Hört gut zu: Die reguläre Besatzung ist abgezogen. Dort oben stehen jetzt Revolutionsgardisten auf der Wacht. Sie haben auch die großen Geschütze auf die Plattform gebracht. Sie sind jetzt kampfbereit.«

»Verstanden«, antwortete Moore. »Alle sollen besonders auf eventuelle ›Anzeichen‹ achten.«

»Das tun wir bereits, Mako Eins«, antwortete Carmichael.

Im SEALs-Jargon hatte Moore Carmichael und seinem eigenen Team gerade befohlen, nach »Anzeichen« für Sprengladungen zu suchen, die die Iraker unter Wasser sowie weiter oben entlang des Außengeländers der Plattform angebracht haben könnten. Die Iraker würden nämlich eher ihr Ölterminal zerstören, als es in Feindeshand fallen zu lassen. So wie Moore sie kannte, würden sie dazu C4-Plastiksprengstoff verwenden. Wahrscheinlich waren sie jedoch nicht clever genug, diesen so anzubringen, dass er seine Sprengwirkung nach innen entfaltete. Bestimmt wussten sie auch nicht, dass es Quellsprengstoffe wie etwa Dexpan gab, mit denen man die Pfeiler mit Schneidladungen auf sichere und kontrollierte Weise zum Einsturz bringen konnte. Wenn sie C4-Ladungen unter der Wasseroberfläche angebracht hatten, würde bei einer Explosion wahrscheinlich nicht nur die gesamte Anlage zerstört werden, sondern auch alle SEALs, die sich noch im Wasser befinden würden, umkommen, da die Druckwelle dann nach außen gehen würde.

»Team Zwei, hier ist noch einmal Mako Zwei. Habe weiter oben ›Anzeichen‹ entdeckt. Wiederhole! Habe ›Anzeichen‹ entdeckt: Ladungen unter dem Außengeländer auf der Süd- und Ostseite ...«

Dieses Mal antwortete jedoch nicht Carmichael, sondern die Stimme des VTF-Leiters Towers: »Der Lieferwagen fährt gerade vor! Moore, haben Sie verstanden? Der Van ist da!«

Überlaufkanal

In der Nähe der Bridge of the Americas

Juárez, Mexiko

Gegenwart

Moore rollte weiter zur Seite. Towers meldete sich noch einmal per Funk, und mit einem kalten Schauer über den Rücken kehrte Moore

in die Gegenwart zurück. Er setzte sich auf und rollte sich gerade nach rechts ab, als ihn ein kurzer Lichtblitz blendete und eine Kugel in die Wand hinter ihm einschlug. Kleine Betonstückchen spritzten ihm auf die Stellen an seinem Hals, die nicht durch seine Sturmhaube geschützt waren. Durch das Nachtsichtgerät entdeckte er den zweiten Wächter. Er kauerte etwa 3 Meter neben dem kreisrunden Wandloch. Moore eröffnete sofort das Feuer. Er schoss vier Mal, bis vor ihm ein schwacher Schrei zu hören war und eine Taschenlampe an ihm vorbei über den Boden rollte. Ein Blick durch das Nachtsichtgerät zeigte ihm, dass der zweite Typ auf dem Bauch lag. Blut strömte ihm aus dem Mund.

Mit einem Fluch wirbelte Moore herum und stürzte zum Eingang. Er packte die Leiche des ersten Wachmanns und zog sie keuchend, so schnell er konnte, in den Überlauf hinein, bis er den zweiten Wächter erreichte. Er schaute sich um.

Nein, das Ganze sah nicht gut aus. Der Überlauf ging noch etwa 4 Meter weiter, endete dann jedoch an einer soliden Steinmauer. Selbst wenn er die zwei Wachen dorthin schleppte, wären sie im Licht einer Taschenlampe immer noch deutlich zu sehen.

Zu jedem guten Überraschungsangriff gehörte die Planung, wo man die Leichen der getöteten Wachleute verstecken konnte – Moore war sich in diesem Moment darüber im Klaren, dass dies keine besonders gut geplante Aktion war ...

Als er von draußen Stimmen hörte, eilte er zurück zum Drahtgitter. Sie waren mit dem Lieferwagen in den Drainagekanal hineingefahren und parkten jetzt direkt vor dem Gitter. Diese Jungs mussten noch dämlicher sein als die beiden Genies, die ihn von Corrales' Hotel aus verfolgt hatten. Oder sie fuhren mit dem Lieferwagen direkt zu diesem Gitter, weil sie sich absolut sicher fühlten. Wer hätte sie auch aufhalten sollen? Die örtliche Polizei? Die Federales? Dieser Wagemut war zwar recht beunruhigend, aber Moores Stimmung wurde besser, weil er seine Feinde für Idioten hielt. Selbst

wenn sein eigener Plan nicht besonders gut war, wäre er doch immer noch gut genug, um diese Dummköpfe auszuschalten.

Er stieg unter dem halb geöffneten Drahtgitter hindurch und richtete seine schallgedämpfte Glock auf die Gruppe. Er zählte sechs junge Frauen, alles Asiatinnen, wie Towers es angekündigt hatte. Daneben standen vier Jungen, von denen jeder einen schweren Rucksack trug, der wahrscheinlich bis obenhin mit Marihuana- und Kokainriegeln gefüllt war.

Zwei Männer Mitte bis Ende Zwanzig mit New-York-Yankees-Jacken hatten AK-47-Gewehre über der Schulter hängen und hielten die ganze Gruppe mit ihren Pistolen in Schach. Die Männer mit ihren dicken Augenbrauen, zahlreichen Piercings und ihrem ständigen düsteren Ausdruck auf den pockennarbigen Gesichtern waren natürlich die *Sicarios*. Sie hatten die schwächtesten Jungen rekrutiert, die sie finden konnten. Sie sollten sich durch den engen Tunnel hindurcharbeiten und dabei die Rucksäcke vor sich herschieben. Sie konnten sie nicht auf dem Rücken tragen, weil sie sonst nicht mehr hindurchgepasst hätten. Moores Intervention ersparte ihnen also eine sehr anstrengende Arbeit. Bei anderen Schmuggeloperationen hatte man sogar schon kleine Wägelchen auf Schienen an langen Seilen durch den Tunnel gezogen, sodass man überhaupt keine Drogenkuriere mehr brauchte.

»Wer zum Teufel bist du?«, fragte jetzt der größere der beiden *Sicarios*.

»Ein Fan der Boston Red Sox«, antwortete Moore und schoss dem Kerl ins Gesicht. Da gab es keine Schuldgefühle und kein Zögern, nur Aktion und Reaktion. Wenn Moore überhaupt etwas empfand, dann war es ein großer Abscheu vor diesen Drecksäcken, die moralisch so tief gesunken waren. Mitglieder einer Organisation, die andere Menschen versklavte, reservierten sich automatisch ein ganz besonderes Hotelzimmer in den tiefsten Tiefen der Hölle. Der größere der beiden Halunken hatte gerade seinen Zimmerschlüssel bekommen und würde bald nur noch Feuer schlucken.

Während die Frauen schrien und die Jungen zum Lieferwagen zurückrannten, richtete Moore seine Glock auf den zweiten Kerl, der jetzt in das Zimmer direkt neben seinem Kumpel einziehen würde.

Der Gangster hob seine Pistole.

Moore drückte zuerst ab.

Der *Sicario* feuerte eine halbe Sekunde später.

Moore sprang jedoch bereits beiseite, während der zweite Schurke eine halbe Drehung vollführte, zusammenbrach und dann den Kanal in Richtung Lieferwagen hinunterrollte. Er hatte einen sauberen Kopfschuss bekommen.

Towers, der das Ganze wahrscheinlich von der anderen Seite des Grabens aus verfolgt hatte, funkte ihm jetzt zu: »Schicken Sie die Frauen zuerst durch den Tunnel. Wir können erst etwas für sie tun, wenn sie auf der anderen Seite sind. Ich komme dann runter und kümmere mich um die Leichen.«

»Okay«, knurrte Moore.

»Bringt diese Rucksäcke zurück in den Lieferwagen«, befahl er den Jungen. »Sofort! Dann kommt ihr alle wieder hierher! Ich gehöre zu den Guten. Ich schicke euch durch den Tunnel! Ich gehöre zu den guten Jungs. Auf geht's!«

Während die Jungen zum Van hinüberliefen, sammelte Moore die Waffen der beiden *Sicarios* ein, damit nicht einer seiner Gefangenen auf dumme Gedanken kam. Die Mädchen schlüpfen unter dem Gitter durch und kletterten in den Überlaufkanal hinunter. Sie alle trugen die gleichen billigen, weißen Tennisschuhe, wie man sie bei Walmart nachgeworfen bekam. Wahrscheinlich hatten sie diese Schlappen von den *Sicarios* bekommen.

Als alle Rucksäcke im Lieferwagen verstaut waren, forderte Moore die Jungen auf, den Mädchen zu folgen. Er trieb sie vor sich her, wobei er an den beiden Kalaschnikows, den Extrapistolen und seinen eigenen Waffen schwer zu tragen hatte. Als sie alle auf dem

Boden des Regenüberlaufs standen, leuchtete Moore mit einer Taschenlampe der *Sicarios* in das Loch hinein.

Dann drehte er sich zu der Gruppe um und sagte nur ein Wort: »Amerika.«

Die Mädchen, von denen einige jetzt weinten, schüttelten ängstlich den Kopf, aber eine, die längste und vielleicht auch älteste, drängte sich durch die Gruppe hindurch und verschwand im Tunnel. Von innen rief sie den anderen Mädchen etwas zu, wobei ihr Chinesisch wie das *Rat-tat-tat* eines Maschinengewehrs klang. Die anderen waren von ihrem Mut so beeindruckt, dass sie ihrer Aufforderung folgten und sich nacheinander in das enge Loch hineinwagten.

Dann wandte sich Moore den Jungen zu: »Wenn ihr auf der anderen Seite seid, wird man euch helfen. Ich möchte nicht, dass ihr noch einmal für die Kartelle arbeitet, ganz egal, was diese euch erzählen. Ganz egal, was sie tun. Ihr dürft nie mehr für sie arbeiten. Okay?«

»Okay, Señor«, sagte einer von ihnen. »Okay.«

Nach nicht einmal einer Minute waren sie alle im Tunnel verschwunden. Moore rief Ansara an: »Sie müssen bald bei Ihnen ankommen. Ab jetzt sind Sie für die Leute verantwortlich.«

Man würde die Personalien der Mädchen aufnehmen und sie dann nach China zurückschicken, falls sich nicht doch noch eine humanitäre Organisation ihrer annahm. Auch die Jungen würde man identifizieren, und sie, wenn kein Haftbefehl vorlag, nach Mexiko abschieben. Deshalb hatte Moore sie ja auch so dringend aufgefordert, nie mehr für die Kartelle zu arbeiten. Unglücklicherweise würden die meisten das ignorieren, vor allem diejenigen, die wussten, wie der ganze Prozess funktionierte. Sie würden das Risiko bestimmt noch einmal eingehen.

Dann rief Moore Luis Torres an. »Ich habe ein vorzeitiges Geburtstagsgeschenk für Ihren Boss.«

»Wie viel?«

»Eine ganze Menge.«

Torres, Zúñiga und der Rest des Sinaloa-Kartells wussten natürlich nicht, dass Moore und Towers jeden Rauschgiftriegel mit einem GPS-Sender bestücken würden, sodass man sie jenseits der Grenze sofort aufspüren und konfiszieren konnte. Moores Vorgesetzte würden ihm niemals erlauben, absichtlich Drogen in die Vereinigten Staaten zu bringen, ohne sie dort sofort aus dem Verkehr zu ziehen. Das konnte er auch gut verstehen. Allerdings war er überzeugt, dass Zúñiga und seine Kreaturen jeden Riegel gründlich untersuchen würden, ob er nicht irgendwie behandelt worden war. Moore und Towers würden also die Kleinstsender sorgfältig in die Überlappungen der Verpackungsbänder injizieren, die die einzelnen Riegel umschlossen.

»Okay, wir können jetzt von hier abrücken«, meldete sich Towers.

Moores Telefon klingelte. Es war Ansara: »Die ersten Mädchen sind durch. Alles verläuft glatt und ruhig. Ausgezeichnete Arbeit, großer Boss. Ein Punkt für unser Team.«

»O Mann«, sagte Moore mit einem Seufzer der Erschöpfung. »Wir fangen doch gerade erst an. Das wird eine ganz lange Nacht.«

»Wann waren die in unserem Geschäft jemals kurz?«, fragte Ansara.

Moore grinste und eilte zum Lieferwagen zurück.

Somoza Designs International
Bogotá, Kolumbien

Vor seinem Abflug aus Bogotá hatte Jorge Rojas noch einen Besuch bei seinem alten Freund Felipe Somoza vereinbart, der ihm zuvor telefonisch mitgeteilt hatte, dass er ein ganz besonderes Geschenk für ihn habe. Um 10.00 Uhr trafen Rojas und sein alter Studienfreund Jeff Campbell, der tatsächlich mit der kolumbianischen Regierung einen lukrativen Mobiltelefon-Liefervertrag hatte

abschließen können, vor dem einen ganzen Straßenblock einnehmenden, zweistöckigen Gebäude ein, in dem Somozas Laden, Werkstatt und Lager untergebracht waren. Sie wurden von Lucille, einer dunkelhaarigen Frau in den Fünfzigern begrüßt, die seit zehn Jahren als Somozas Vorzimmerdame arbeitete. Wie alle Angestellten dieses Mannes war sie gegenüber ihrem Arbeitgeber absolut loyal. Für sie war er eher ein Familienmitglied als ihr Chef. So brachte sie auch seine Anzüge in die Reinigung, sorgte für den Ölwechsel seiner Autos und verwaltete seinen Terminplan auf eine Weise, dass er kein College-Fußballspiel seiner drei Söhne verpasste.

Rojas und Campbell wurden durch das Ladengeschäft und die Schneiderei geführt, in der Dutzende von Frauen zwischen achtzehn und beinahe achtzig in einheitlichen blauen Uniformen hinter ihren Nähmaschinen saßen und kalte, warme, formelle und saloppe Kleidungsstücke für Männer und Frauen herstellten.

Dabei handelte es sich allerdings nicht um »normale« Kleidung.

Somoza wurde oft der »Armani der Schutzkleidung« genannt, und seine kugelsicheren Kleidungsstücke waren in der ganzen Welt berühmt. Sein Geschäft florierte besonders seit dem 11. September. Seitdem befriedigte er vor allem die Nachfrage der privaten Sicherheitsunternehmen und professioneller Leibwächter. Darüber hinaus lieferte er jedoch entsprechende Kleidung auch an Diplomaten, Botschafter, Fürsten und Präsidenten in mehr als fünfzig Staaten. Neben zahlreichen Einzelpersonen zählte er auch zweihundert private Sicherheitsunternehmen und zahlreiche Polizeieinheiten in Nord- und Südamerika zu seinen Kunden. Im Unterschied zu anderen Schutzkleidungsproduzenten legte er großen Wert auf Tragekomfort und modisches Aussehen. Er stellte nicht einfach nur hässliche Schutzwesten im Militärlook her. Seine Angebotspalette reichte von kugelsicheren Anzügen und Kleidern bis zu Socken und Krawatten. Seine Boutique in Mexico City lag in derselben Straße, in der auch Unternehmen wie Hugo Boss, Ferrari, BMW und Calvin Klein ihre Filialen hatten. Gerade plante er, am Rodeo Drive im

kalifornischen Beverly Hills ein neues Geschäft zu eröffnen. Dort könnten dann Filmstars und ihre Leibwächter seine weltweit einzigartige modische Schutzkleidung erstehen.

Die schusshemmenden »ballistischen Einlagen« waren sorgfältig in den normalen Stoffen verborgen. Jede von ihnen bestand aus einer mehrschichtigen Netz- und Folienstruktur aus reißfestem Polymergewebe. Zu diesen Kunststoffen gehörten Kevlar, Spectra Shield oder das dem Kevlar ähnelnde Twaron oder das mit Spectra vergleichbare Dyneema. Wie genau sich diese Strukturen zusammensetzten, hing vom gewünschten Gewicht des Kleidungsstücks und den verfügbaren Materialien ab. Mit Kevlarfäden wurden mehrere Lagen gewebten Kevlars zusammengenäht, während das Spectra Shield mit Kunststoffharzen wie Kraton beschichtet wurde, bevor man es in Hüllen aus Polyethylenfilm einschweißte.

»Hör zu, Jeff«, flüsterte Rojas, als sie sich Somozas Büro im hinteren Gebäudebereich näherten. »Er wird sich mit uns einen kleinen Spaß erlauben, und du solltest einfach mitspielen.«

»Was meinst du damit?«

»Ich meine, du solltest ihn nicht beleidigen. Mach einfach, was er dir sagt. Okay?«

»Du bist der Boss, Jorge.«

Somoza stand bereits in der Tür, als sie sein Büro erreichten. Knapp fünfzig Jahre alt, mit einem dichten, schwarzen Haarschopf, in dem erst ein paar graue Strähnen zu erkennen waren, war er mit seiner Größe von 1,85 Meter und seinen breiten Schultern eine imposante Gestalt. Sein Bauch verriet jedoch seine Vorliebe für Süßigkeiten. Tatsächlich standen vier Bonbongläser, so groß wie alte Kaffeebüchsen, nebeneinander auf seinem breiten Mahagonischreibtisch. Sie bildeten einen auffälligen Gegensatz zu dem großen Plakat an der Rückwand mit dem Markenzeichen der Firma: zwei gekreuzte Schwerter, hinter einem schwarzen Schild, auf dem eine Silberkugel aufgemalt war. Das Ganze sollte eine Verbindung von mittelalterlicher Rüstung und moderner Technologie suggerieren.

Somoza hatte ein Paar enge Designerjeans und ein langärmeliges Hemd an, das einen leichten Schutz gegen Distanzschüsse bot. Tatsächlich trug er immer seine eigenen Erzeugnisse – *nur* seine eigenen Erzeugnisse ...

»Buenos días, Felipe«, rief Rojas, während er den Mann umarmte. »Das ist mein Freund Jeff Campbell.«

»Hola, Jeff. Schön, dass Sie hier sind.«

Jeff schüttelte Somoza die Hand. »Es ist mir eine Ehre, den berühmten Schutzkleidungs-Schneider kennenzulernen.«

»Berühmt? Nicht doch«, wehrte Somoza ab. »Viel beschäftigt, das schon. Treten Sie ein, meine Herren. Treten Sie ein.«

Rojas und Campbell versanken in den üppigen Ledersesseln vor Somozas Schreibtisch, während dieser für einen kurzen Moment nach draußen ging und Lucille auftrag, ihm das Geschenk zu bringen. Links von ihnen hingen Dutzende von Fotos, die Somoza mit Filmstars und hohen staatlichen Würdenträgern zeigten, die alle seine Schutzkleidung trugen. Rojas deutete auf die Aufnahmen, und Campbell blieb fast der Mund offen stehen. »Schau nur all die Hollywood-Größen! Das ist schon ein ganz besonderes Geschäft.«

Rojas nickte. »Ich zeige dir noch sein Lager, bevor wir gehen. Er hat geschäftlich noch ganz schön viel vor. Ich bin sehr stolz auf ihn. Ich erinnere mich noch gut an seine Anfänge.«

»Na ja, die Welt da draußen wird auch immer gefährlicher.«

»Ja, und die hinterlassen wir unseren Kindern.« Rojas seufzte tief auf und wandte sich dann wieder Somoza zu, der gerade in sein Büro zurückkehrte. Auf dem Arm trug er einen schwarzen Leder-Trenchcoat.

»Für dich, Jorge!«

Rojas stand auf und nahm den Mantel in die Hand. »Willst du mich verkohlen? Der ist nicht kugelsicher.« Er fuhr mit dem Finger über den Stoff und versuchte, das flexible Schutzgewebe zu ertasten. »Er ist viel zu leicht und zu dünn.«

»Ich weiß«, stimmte Somoza zu. »Es ist unser neuestes Design, und ich möchte ihn dir schenken. Er hat exakt deine Größe.«

»Vielen Dank.«

»Wir haben ihn gerade in unserer alljährlichen Modenschau in New York vorgestellt.«

»Mannomann, eine Modenschau in New York für kugelsichere Kleidung?«, fragte Campbell erstaunt.

Jorge linste zu Campbell hinüber, schaute dann Somoza an und zwinkerte ihm zu. »Bist du sicher, dass der Mantel eine Kugel aufhält?«

Somoza griff in seine Schreibtischschublade, holte einen Revolver Kaliber .44 heraus und legte ihn auf die Tischplatte.

»Hey«, rief Campbell, »was machen wir denn jetzt?«

»Wir müssen dieses Kleidungsstück einem Test unterziehen«, sagte Somoza, während seine Augen einen leicht teuflischen Ausdruck annahmen. »Jeff, du weißt sicher, dass ich auch alle meine Angestellten einem ganz bestimmten Test unterziehe. Niemand darf hier arbeiten, der nicht eines unserer Produkte anzieht und sich einer Kugel aussetzt. Man muss einfach wissen, wie sich das anfühlt, damit man unseren Erzeugnissen und der eigenen Arbeit vertrauen kann. Das ist die beste Qualitätskontrolle, die man sich vorstellen kann: Ich schieße auf alle meine Mitarbeiter.«

Somoza sagte das so cool und sachlich, dass Rojas das Lachen nicht mehr unterdrücken konnte. Rojas reichte Campbell den Mantel. »Zieh ihn an.«

»Meinst du das im Ernst?«

»Das ist doch kein Problem«, sagte Somoza. »Bitte ...«

Campbells Augen wurden glasig. Er steckte in einer Zwickmühle. Entweder würde er Rojas' Aufforderung, kein Spielverderber zu sein, beherzigen, oder er würde Somoza beleidigen. Rojas kannte ihn jetzt schon sehr lange und wusste, dass er durchaus bereit war, Risiken einzugehen. Deshalb war er umso überraschter, als

Campbell sagte: »Es tut mir leid, ich, ähm, ich war auf das hier einfach nicht vorbereitet.«

»Lucille?«, rief Somoza.

Einige Sekunden später stand sie in der Tür.

»Habe ich auf Sie geschossen?«, fragte Somoza.

»Ja, Señor. Zwei Mal.«

Somoza schaute Campbell an. »Sehen Sie? Selbst auf die Damen schießt man hier. Und Sie haben Angst?«

»Also gut«, sagte Campbell, kam etwas mühsam auf die Beine und nahm Rojas den Trenchcoat aus der Hand. »Ich kann nicht glauben, dass ich das sage, aber Sie dürfen auf mich schießen.«

»Ausgezeichnet!«, rief Somoza. Er wirbelte in seinem Stuhl herum und holte aus einem Schrank drei Gehörschützer heraus.

Als sich Campbell mit etwas Mühe in den Mantel gezwängt hatte, knöpfte ihn Somoza sorgfältig zu und drückte dann einen runden Selbstkleber in Bauchhöhe auf die linke Seite des Trenchcoats.

»Also das ist jetzt Ihr Ziel«, sagte Campbell.

»Ja, ich brauche das, weil ich kein besonders guter Schütze bin«, sagte Somoza, ohne das Gesicht zu verziehen.

Rojas musste schon wieder kichern.

»Du hast gut lachen«, sagte Campbell. »Auf dich schießt ja auch keiner!«

»Er liebt meine Kugeln regelrecht«, sagte Somoza. »Jorge? Wie oft habe ich schon auf dich geschossen?«

»Fünf Mal, glaube ich.«

»Da schau her. Fünf Mal«, sagte Somoza. »Da können Sie sich doch ein einziges Mal beschießen lassen.«

Campbell nickte. »Meine Hände zittern. Sehen Sie nur.« Er hielt sie hoch, und tatsächlich war ein unwillkürliches Zittern zu bemerken.

»Das ist schon okay, Sie werden sich danach richtig gut fühlen«, sagte Somoza und setzte Campbell einen Gehörschutz auf.

Auch Rojas und Somoza schützten jetzt ihr Gehör. Der Schutzwestenfabrikant holte eine Patrone aus der Schublade und lud den Revolver. Er führte Campbell etwas vom Schreibtisch weg und hielt ihm die Waffe direkt vor die Brust.

»So nahe? Sind Sie verrückt?«, fragte Campbell aufgeregt.

»Okay, hören Sie zu. So funktioniert das Ganze: Sie atmen tief ein und halten dann den Atem an. Ich zähle eins, zwei, drei, und dann schieße ich. Ich wiederhole: Eins, zwei, drei, BUMM! Okay?« Somoza hatte so laut gesprochen, dass sie ihn unter dem Gehörschutz verstanden.

Campbell schluckte und schaute mit flehenden Augen zu Rojas hinüber.

»Sehen Sie mich an«, sagte Somoza. »Tief einatmen. Fertig? Eins, zwei ...«

BUMM!

Somoza schoss bereits bei zwei. Dies tat er immer bei Neulingen, die sich in dem Moment, wo sie den Schuss erwarteten, zu sehr verspannten. Er feuerte also, solange sein Gegenüber noch einigermaßen locker war.

Campbell lehnte sich leicht vornüber und riss sich den Gehörschutz herunter. »Wow«, rief er und schnappte nach Luft. »Sie haben mich ausgetrickst! Aber das ist schon okay. Ich habe eigentlich nichts gespürt, nur einen ganz leichten Schlag.«

Somoza knöpfte den Trenchcoat auf und zog Campbells Hemd aus der Hose, um ihm zu beweisen, dass er unverletzt war. Dann grub er mit dem Finger im Mantelstoff und holte ein flachgedrücktes Stück Blei heraus. »Da, sehen Sie. Ein Souvenir!«

Campbell nahm das verformte Projektil entgegen und lächelte. »Das ist wirklich erstaunlich.«

Dann hielt er sich plötzlich die Hand vor den Mund, eilte zum Papierkorb hinüber und übergab sich.

Bei diesem Anblick warf Somoza den Kopf zurück und lachte, bis ihm die Rippen wehtaten.

Später führte Lucille Campbell zum Trost durch alle Abteilungen des Unternehmens. Unterdessen sprach Rojas allein bei einem Kaffee mit seinem alten Freund. Er erzählte ihm von seinen gemischten Gefühlen in Bezug auf die Zukunft seines Sohnes. Somoza redete dann über seine eigenen Söhne, die ebenfalls viel zu schnell erwachsen wurden. Auch sie sollten später einmal das Geschäft des Vaters übernehmen.

»Unsere Jungs sind sich in vielem ähnlich«, sagte Rojas. »Sie waren von Anfang an privilegiert. Was können wir dafür tun, dass sie ... wie soll ich sagen ... normal bleiben?«

»Das ist in dieser verrückten Welt ganz schön schwierig. Wir möchten sie beschützen, aber eigentlich können du und ich sie nur lehren, die richtigen Entscheidungen zu treffen. Ich möchte, dass meine Söhne kugelsichere Anzüge tragen. Allerdings kann ich sie nur vor den Kugeln schützen, und nicht vor all der Scheiße bewahren, die auch zu ihrem Leben gehören wird.«

Rojas nickte. »Du bist ein weiser Mann, mein Freund.«

»Und ich sehe auch gut aus!«

Sie lachten.

Aber dann wurde Rojas schnell wieder ernst. »Ballesteros hatte wieder einmal ziemliche Probleme. Ich möchte, dass du dich um ihn und seine Leute kümmerst. Du schickst mir dann die Rechnung. Liefere ihnen alles, was sie brauchen.«

»Natürlich. Es ist eine Freude, mit dir Geschäfte zu machen, wie immer. Und ich möchte, dass du mir die Maße deines Freundes, Señor Campbell, gibst. Wir werden ihm einen Trenchcoat wie den deinen schneiden – weil er so brav mitgespielt hat.«

»Ich bin überzeugt, dass er das wirklich schätzen wird.«

»Und noch etwas, Jorge.« Jetzt war es an Somoza, ernst zu werden. Seine Stimme klang angespannt. »Ich habe lange darüber nachgedacht. Wir sind beide in einem Stadium unseres Lebens, wo wir uns eigentlich nicht mehr mit diesem ganz besonderen Handel beschäftigen sollten. Mein eigenes Unternehmen hier ist völlig legal

und nimmt derzeit sogar einen großen Aufschwung. Natürlich werde ich unserem Freund Ballesteros helfen, aber das ist für mich der letzte Deal mit solchen Gestalten. Ich steige aus diesem Geschäft aus, denn ich bin in letzter Zeit ziemlich beunruhigt. Dieser Schlamassel in Puerto Rico hat uns alle sehr aufgeschreckt. Natürlich werde ich weiterhin für dich arbeiten, aber meine Verbindungen zu diesem Handel werde ich abbrechen. Ehrlich gesagt, Jorge, du solltest dich auch zurückziehen. Übergib die ganze Sache jemand anderem. Es ist Zeit. Du hast ja selbst gesagt, dass dein Sohn neue Wege geht. Das solltest du auch tun.«

Rojas schwieg eine ganze Weile. Somoza sprach wirklich zu ihm wie ein lieber Freund, und was er sagte, ergab Sinn – aber seine Worte beruhten auf Angst. Rojas konnte die Angst in den Augen dieses Mannes erkennen.

»Du solltest niemals vor irgendjemand Angst haben, mein Freund. Die Leute werden versuchen, dich einzuschüchtern, aber niemand ist besser als der andere. In diesem Leben muss man ein Kämpfer sein.«

»Ja, Jorge, das stimmt schon. Aber ein Mann muss auch klug genug sein, seine eigenen Kämpfe zu wählen. Wir sind nicht mehr jung. Sollen doch die Jungen diese Schlachten schlagen und nicht wir. Wir haben viel zu viel zu verlieren.«

Rojas stand auf. »Ich denke darüber nach. Du bist ein guter Freund, und ich verstehe, was du meinst.«

Sündenböcke

*Zúñigas Landhaus
Juárez, Mexiko*

Um etwa elf Uhr am nächsten Morgen versammelten sich Moore, Zúñiga und sechs weitere Kartellmitglieder in Zúñigas vier Autos fassender Garage, deren Tore dabei halb offen blieben. Moore übergab die Drogenladung und beobachtete, wie Zúñigas Männer die Rauschgiftriegel genau untersuchten, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken. Dabei übersahen sie die winzigen Injektionslöcher, die Moore und Towers hinterlassen hatten, als sie die GPS-Sender platzierten. Das Sinaloa-Kartell war zwar mächtig, aber technisch bei Weitem nicht so fortschrittlich wie die Juárez-Leute, die wahrscheinlich die Riegel geröntgt und die Sensoren gefunden hätten.

Wie Moore gehofft hatte, schien Zúñiga dieses »Geschenk« sehr zu gefallen. Der Bandenchef beschloss sofort, den Stoff noch vor Einbruch der Dunkelheit weiterzubefördern. Er nickte befriedigt und wandte sich dann Moore zu: »Mein Feind ist anscheinend auch Ihr Feind.«

»Wenn ein Kartell zu mächtig wird, ist es jedermanns Feind.«

»Stimmt.«

»Also gut. Ich würde Ihnen gern weiterhin helfen. Geben Sie mir ein paar Ihrer Männer mit. Wir werden Rojas' Sohn entführen. Wie

ich Ihnen bereits erklärt habe, decken sich in diesem Fall unsere Interessen«, sagte Moore.

»Mr. Howard, vielleicht bin ich jetzt verrückt genug, Ihnen zu glauben. Vielleicht willige ich sogar ein.«

»Wir werden den größten Teil des Tages brauchen, um mit einem Ihrer Flugzeuge dort hinunterzufliegen. Sollten wir nicht langsam aufbrechen?«

»Vielleicht habe ich mich doch noch nicht entschieden.«

Als Moore dies hörte, rastete er aus. Das war vielleicht ein Fehler, aber er hatte in dieser Nacht kaum geschlafen. Er brüllte los: »Señor Zúñiga, was brauchen Sie denn noch? Bisher waren das 150 000 Dollar in bar und eine riesige Drogenlieferung, die wir Rojas gestohlen haben. Langt das noch immer nicht? Meine Bosse werden langsam ungeduldig.«

Torres watschelte jetzt auf ihn zu und schrie ihn seinerseits an: »Wie können Sie es wagen, so mit Señor Zúñiga zu reden? Ich werde Ihnen den Kopf abknipsen!«

Moore funkelte ihn an, wandte sich dann jedoch Zúñiga zu. »Ich habe genug von diesen Spielchen. Ich habe Ihnen ein gutes Angebot gemacht. Jetzt sollten wir es auch durchziehen!«

Zúñiga schaute Moore noch einmal prüfend an. Dann streckte er ihm die Hand entgegen. »Ich möchte, dass Sie Rojas töten.«

Zwei Stunden später saßen Moore, Torres, Fitzpatrick, ein Pilot und ein Kopilot in einer zweimotorigen Piper PA-31 Navajo, die in Richtung Südosten nach San Cristóbal de las Casas unterwegs war. Das Wetter war klar, die Aussicht fantastisch, die Gesellschaft jedoch miserabel, da Torres luftkrank wurde und bereits zweimal in seinen kleinen weißen Beutel gekotzt hatte. Die Nacht war bereits lang gewesen, doch der Tag würde noch viel länger werden. Moore schaute zu Fitzpatrick hinüber, der angesichts der erbärmlichen Verfassung des Fettwanstes die Augen verdrehte. Torres hatte wohl einen riesigen, dafür aber auch sehr empfindlichen Magen.

Fitzpatrick hatte ihn bereits vor dem Start aufgezogen, dass sie wahrscheinlich wegen dieser »Zusatzlast« nicht abheben könnten. Torres' Rache für diese Bemerkung stand jetzt in Form einer übelriechenden Kotztüte zwischen seinen Füßen.

Moore schloss die Augen und versuchte ein, zwei Stunden zu schlafen. Das Summen der Propeller ließ ihn immer mehr wegdriften ...

Die Lichter auf der Ölplattform erloschen. Plötzlich rief Carmichael: »Sie haben uns entdeckt!«

Moore schreckte hoch und fiel fast aus seinem Flugzeugsessel.

Torres drehte sich um: »Schlecht geträumt?«

»Ja, und zwar von Ihnen!«

Der fette Mann wollte gerade etwas sagen, presste dann aber wieder die Hand vor den Mund ...

Grenztunnel-Bauplatz

Mexicali, Mexiko

Die Vorstellung, für das Juárez-Kartell Drogen über die Grenze zu schmuggeln, hatte den Highschool-Schüler Rueben Everson erst einmal ziemlich geängstigt. Aber dann hatten sie ihm gezeigt, wie viel Geld er damit verdienen konnte. Mit der Zeit hatte er sich an die ganze Prozedur gewöhnt und selbst große Rauschgiftmengen geschmuggelt, ohne die gewohnte Ruhe zu verlieren. Er war auch klug genug, die dummen Fehler zu vermeiden, die einige andere Drogenkuriere die Freiheit gekostet hatten. Er blieb immer freundlich und unaufgeregt, wenn er mit den Beamten redete. Außerdem hatte er niemals die kleinen Statuen und Bilder all dieser Heiligen dabei, zu denen diese Narren beteten, weil sie glaubten, sie würden sie sicher über die Grenze bringen. Die bei vielen beliebteste Heilige war La Santa Muerte, der sie sogar kleine Andachtsräume errichteten. Das skelettierte Abbild der Heiligen Jungfrau von Guadalupe, das wie das pure Böse aussah, für einen Retter aus höchster Not zu halten erschien ihm ausgesprochen närrisch. Dann

gab es da noch den heiligen Judas, den Schutzpatron für die hoffnungslosen Fälle. Ein Schwachkopf hatte sogar einmal versucht, dreißig Pfund Marihuana in eine Judas-Statue zu stopfen und damit die Grenze zu passieren. Was für ein Esel. Ein weniger bekannter Heiliger war Ramón Nonato. Der Legende nach verschloss man ihm auf dem Marktplatz von Algier den Mund mit einem Vorhängeschloss, damit er nicht weiter für das Christentum missionieren konnte. Die Bandenmitglieder mochten diese Vorstellung und beteten zu ihm, dass niemand anderer ihre Verbrechen ausplaudern möge.

Einige von Ruebens Kollegen verließen sich hauptsächlich auf ob-skure Amulette: Glücksschmuck, Uhren, Anhänger, Hasenfüße oder andere Talismane, sowie *Scarface*-Filmplakate. Über einen Glücksbringer musste Rueben immer wieder lachen. Es war der gelbe Kanarienvogel Tweety aus den Bugs-Bunny-Zeichentrickfilmen. Zuerst verstand er nicht, warum dieser Vogel bei vielen Drogenkurieren und Rauschgifthändlern so beliebt war. Dann fiel ihm ein, dass Tweety sich ja nie vom bösen Kater Silvester fangen und fressen ließ. Aus diesem Grund war der kleine Vogel für diese Gangster zu einem richtigen Helden geworden. Trotzdem war es irgendwie komisch, dass die Drogenkurieri, die sich auf Spanisch »Mulos«, »Maultiere«, nannten, einen Vogel als Maskottchen hatten.

Im Augenblick konnten kein Zauber und kein Heiliger Rueben helfen. Das FBI hatte ihn erwischt, er war einem Jungen begegnet, dem sie nach einem gescheiterten Schmuggelversuch alle Zehen abgehackt hatten, und er war nun gezwungen, für die US-Behörden zu arbeiten, wenn er nicht in den Knast wandern wollte. Die einfachen Touren mit ihrem leicht verdienten Geld waren endgültig vorüber. Agent Ansara hatte ihm das ganz deutlich gemacht. Sie hatten ihm eine GPS-Sonde injiziert und sein Handy mithilfe seines Bluetooth-Ohrhörers zu einem Abhörgerät umfunktioniert.

An diesem Tag hatte ihn sein Kontaktmann bereits angerufen und ihn aufgefordert, nach Mexicali zu kommen, um dort einen

Wagen mit Schmuggelgut abzuholen. Während er im angegebenen Lagerhaus auf diesen wartete, kam ein Mann mittleren Alters mit einer Brille und staubbedeckten Haaren auf ihn zu und fragte ihn auf Spanisch: »Bist du der Neue?«

»Ich nehme an. Aber ich bin nicht neu dabei. Ich habe nur noch nicht von hier aus gearbeitet. Normalerweise hole ich die Ware an einem anderen Ort ab. Was macht ihr Leute hier? Grabt ihr einen weiteren Tunnel?«

»Das geht dich gar nichts an, junger Mann.«

Rueben steckte die Hände in die Hosentaschen. »Ist ja auch egal.«

»Wie alt bist du?«

»Weshalb interessiert Sie das?«

»Du gehst noch auf die Highschool, nicht wahr?«

»Sind Sie mein neuer Boss?«

»Das spielt doch keine Rolle.«

Rueben runzelte die Stirn. »Und wieso wollen Sie es dann wissen?«

»Wie sind deine Noten?«

Rueben prustete. »Meinen Sie das im Ernst?«

»Beantworte die Frage.«

»Sie sind ziemlich gut. Meist Einser und Zweier.«

»Dann musst du damit aufhören. Und zwar sofort. Du wirst entweder sterben oder verhaftet werden, und dein Leben wird vorbei sein. Verstehst du mich?«

Ruebens Augen fingen zu brennen an. *Ich verstehe dich besser, als du denkst. Aber es ist verdammt noch mal zu spät.* »Ich gehe aufs College, und mit dem hier werde ich meine Studiengebühren bezahlen. Sobald dazu das Geld reicht, höre ich auf.«

»Das sagen sie alle. Ich brauche das Geld für dies und das, aber nächste Woche höre ich auf.«

»Ich möchte jetzt nur hier wegkommen und meinen nächsten Job erledigen.«

»Wie heißt du?«

»Rueben.«

Der Mann hielt ihm die Hand hin, und Rueben schlug nach einigem Zögern ein. »Ich bin Pedro Romero. Ich hoffe, ich sehe dich hier nie wieder. Okay?«

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen diesen Gefallen tun, aber Sie werden mich wiedersehen. So ist es eben nun mal.«

»Denk darüber nach, was ich gesagt habe.«

Rueben zuckte die Achseln und drehte sich um, als einer der Männer zu ihm herüberrief: »Du kannst fahren.«

»Denk darüber nach«, drang Romero noch einmal in ihn und klang dabei fast wie Ruebens Vater.

Ich wünschte, das hätte ich früher getan, alter Mann. Ich wünschte, das hätte ich.

Rueben fuhr den Wagen ohne Zwischenfälle über die Grenze und lieferte ihn dort einem Team von Ansaras Leuten ab. Sie brachten ihn zu einem Kurierservice. Der Mann dort fuhr ihn dann in einem Kleinbus nach Hause. Gegenüber seinem Elternhaus parkte ein schwarzer Escalade. Rueben schlüpfte auf den Rücksitz des Wagens, nachdem der Bus außer Sicht war. Am Steuer saß FBI-Agent Ansara.

»Gute Arbeit, Rueben.«

»Wenn Sie das sagen.«

»Der alte Mann hatte recht, nicht wahr?«

»Hatte er wohl. Ich hätte aufhören sollen, bevor Sie mich gekascht haben, aber jetzt bin ich im Arsch.«

»Nein, du warst großartig. Du hast mir ein paar gute Bilder und Tonaufnahmen dieses Mannes verschafft. Jetzt können wir ihn identifizieren und nachschauen, was in diesem Lagerhaus so vor sich geht.«

Rueben schloss die Augen. Er wollte weinen. Er konnte kaum noch schlafen. Er träumte immer, dass sie ihn mitten in der Nacht als Skelette verkleidet holen würden und große Messer dabeihätten,

mit denen sie ihm das Herz herausschneiden würden. Danach sah er seine Eltern bei seinem Begräbnis. Wenn sie den Friedhof verließen, fuhr ein Wagen voller *Sicarios* vorbei, die seinem Vater und seiner Mutter in den Kopf schossen. Im Sterben schauten diese zum Himmel empor und flüsterten: »Du warst doch so ein braver Junge. Was ist nur mit dir passiert?«

Polizeistation Delicias

Juárez, Mexiko

Als CIA-Agentin hatte Gloria Vega in über sechszwanzig Ländern gearbeitet und dabei Aufträge erledigt, die zwischen acht Stunden und sechzehn Monaten gedauert hatten. Sie hatte dabei eine Menge Blutvergießen und Korruption erlebt und bei ihrer Undercover-Mission für die VTF Juárez in der Mordhauptstadt der Welt Ähnliches und vielleicht noch Schlimmeres erwartet. Sie hatte allerdings nicht erwartet, dass sich die Mitglieder ihrer hiesigen Polizeitruppe gegenseitig an die Gurgel gehen würden.

Das Geschrei war erst vor fünf Minuten an ihren Schreibtisch gedrungen. Alle Polizisten in der Station hatten ihre Schutzwesten angezogen, sich ihre Gewehre gegriffen und waren nach draußen geeilt. Inspektor Alberto Gómez hatte sich eine Sturmhaube über den Kopf gezogen, um seine Identität zu verbergen, und stand jetzt neben ihr. Beide Enden der Straße hatten Einsatzwagen der Bundespolizei abgeriegelt. Vega schätzte, dass wenigstens zweihundert Polizisten in schwarzen Uniformen und Sturmhauben vor dem Gebäude standen und »Gebt das Schwein heraus!« riefen.

Plötzlich stürmten ein halbes Dutzend Beamte in die Station, ohne dass Vega, Gómez oder irgendjemand sonst sie daran hindern konnten. Draußen gingen die Sprechchöre weiter. Dieses Mal konnte Vega einen Namen hören: Lopez, Lopez, Lopez!

Sie kannte diesen Namen sehr gut, und das Blut gefror ihr fast in den Adern. Lopez war einer von Gómez' Kollegen, ein Inspektor, der

fast dieselbe Zahl an Dienstjahren auf dem Buckel hatte. Vegas eigene Nachforschungen hatten ergeben, dass Lopez sauber war und immer das Richtige zu tun versuchte. Er war der Mann, der Alberto Gómez hätte sein sollen. Andererseits hatten sie inzwischen Gómez' Telefon angezapft. Außerdem wurde er ständig von zwei Spähern überwacht, die VTF-Leiter Towers ihr zur Verfügung gestellt hatte. Auf diese Weise hatte sie genug Beweise gesammelt, die es der Führung der mexikanischen Bundespolizei erlauben würden, Gómez wegen Korruption und seinen eindeutigen Verbindungen zum Juárez-Drogenkartell zu belangen. Towers wollte jedoch im Moment noch nicht zuschlagen, da Gómez' Verhaftung das Kartell alarmieren würde. Alle Dominosteine mussten zur selben Zeit fallen.

Gómez hatte diese Galgenfrist dazu ausgenutzt, die Situation in seinem Sinne zu manipulieren, bevor Vega reagieren konnte. Als sie am Eingang der Station ankam, zerrten sechs Mann gerade Lopez aus dem Gebäude, einer von ihnen zog dabei den alten Mann an seinem grauen Haarschopf. Als die Menge Lopez' glattrasiertes Gesicht erkannte, wurde das Geschrei noch lauter. Einige brüllten jetzt: »Tötet das Schwein!« Die Beamten umringten Lopez. Wenigstens zwei von ihnen drangen auf den alten Mann ein und begannen, ihn mit Fäusten zu bearbeiten.

»Sie erteilen ihm eine Lektion, bevor sie ihn verhaften«, rief Gómez ihr ins Ohr. »Er hat von den Kartellen Geld angenommen und für sie als Informant gearbeitet. Wegen ihm sind Kinder gestorben. Dafür muss er jetzt bezahlen.«

Du verdammter Heuchler, hätte Vega am liebsten gesagt. »Das können sie doch nicht tun. Sie können ihn doch nicht einfach zusammenschlagen!«

Die Gruppe brach in einen Sprechchor aus: »Lopez ist der Teufel und soll zur Hölle fahren! Lopez ist der Teufel ...«

Vega zuckte zusammen, als ein anderer Polizist mit einem Bizeps so groß wie ihre Hüften Lopez mit aller Kraft ins Gesicht schlug.

Das war zu viel. Gloria Vega, die frühere Geheimagentin der Army und der CIA, die in die mexikanische Bundespolizei eingeschleust worden war, hatte genug.

Sie gab mit ihrer Maschinenpistole einen Feuerstoß in die Luft ab. Das *Rat-tat-tat* brachte die Menge kurzzeitig zum Schweigen. Bevor sie wusste, was ihr geschah, legte sie eine Hand um ihren Hals, andere Hände entrissen ihr die MP und noch weitere Hände zerrten sie in die Polizeistation zurück. Sie schrie und versuchte sich zu befreien, aber es war alles vergeblich. Sie schleppten sie nach innen. Dort wurde sie sofort losgelassen, als sich Gómez vor sie stellte und sich die Sturmhaube vom Kopf zog. »Sind Sie übergeschnappt?«

»Keineswegs. Welche Beweise haben Sie? Sie können doch den alten Mann nicht zusammenschlagen!«

»Er war mit dem Abschaum im Bett. Also ist er auch Abschaum!«

Sie biss sich auf die Zunge. Nur Gott allein weiß, wie sehr sie sich auf die Zunge biss.

»Ich habe Ihnen erklärt, dass ich versuchen werde, Sie am Leben zu erhalten«, fuhr Gómez fort. »Sie machen mir das jedoch ganz schön schwer, wenn Sie sich so benehmen! Jetzt hören Sie mir bitte gut zu. Lopez ist nicht der Einzige. Die anderen Kommandeure haben genauso viel Dreck am Stecken. Heute werden wir dieses Haus säubern. Entweder Sie helfen uns dabei, oder ich stecke Sie in eine Gefängniszelle, damit Ihnen nichts passiert.«

Sie riss sich jetzt ihre Maske herunter, während das Geschrei draußen immer lauter wurde. »Dann sperren Sie mich doch ein. Ich kann das nicht mehr mit ansehen.«

Vega rieb sich die Augen. Sie war so frustriert, dass sie dachte, sie müsse sich übergeben. Konnte sie noch mehr ertragen? Wie lange musste sie noch warten, bis sie Gómez Handschellen anlegen konnte? Er war der sprichwörtliche Wolf im Schafspelz, der eine saubere Kugel verdient hätte. Sie stellte sich vor, ihn auf der Stelle zu erschießen. Sie war sich jedoch darüber im Klaren, dass sie damit

zwar eine Korruptionsader verschließen würde, das Netzwerk jedoch so dicht geknüpft war, dass sein Tod nichts ändern würde. Überhaupt nichts! Ihr sank das Herz.

»Gloria, kommen Sie mit!«, befahl er ihr jetzt.

Sie folgte ihm in sein kleines Büro. Er schloss die Tür, damit kein anderer Kommissar oder Beamter sie hören konnte. »Ich weiß, wie Sie sich fühlen«, sagte er.

»Wirklich?«

»Ich war auch einmal so jung wie Sie. Ich wollte die Welt verbessern, aber wir sind von viel zu vielen Versuchungen umgeben.«

»Wem sagen Sie das. Sie zahlen uns einen Hungerlohn. Deswegen können wir auch nichts tun. Es ist nur ein verrücktes Spiel, und wir vergeuden nur unsere Zeit. Das hier ist reine Zeitvergeudung. Was könnten wir auch sonst tun?«

»Das Richtige«, sagte er. »Immer das Richtige. Das ist auch Gottes Wille.«

»Gott?«

»Ja. Ich bete jeden Tag zu Gott, er möge unser Land und unsere Bundespolizei retten. Und er wird es tun. Wir müssen nur an ihn glauben.«

»Da muss es noch einen besseren Weg geben. Ich muss unbedingt mehr Geld verdienen. Und ich will mit Leuten zusammenarbeiten, denen ich vertraue. Könnten Sie mir dabei helfen?«

Seine Augen wurden schmal. »Sie können mir vertrauen ...«

Montana Restaurant und Bar
Juárez, Mexiko

Johnny Sanchez hatte seinen Mietwagen in der Avenida Abraham Lincoln abgestellt, die nur fünf Minuten von der Cordova-Brücke entfernt war. Heute wollte er seine Freundin Juanita in sein Lieblingsrestaurant in Ciudad Juárez ausführen. Das zweistöckige

Lokal war im Stil des Südwestens von Montana eingerichtet. Überall waren Vertäfelungen und Schnitzereien zu sehen. Seiner Begleiterin fielen die weißen Leinentischtücher und die Duftkerzen angenehm auf. Johnny hatte zuvor sichergestellt, dass sie einen Tisch in der Nähe des offenen Gaskamins bekamen. *El capitán de meseros*, der Oberkellner, ein junger Mann namens Billy, und Johnny waren inzwischen gute Freunde geworden. Immerhin gab er ihm und den anderen Kellnern immer ein großzügiges Trinkgeld. Im Gegenzug servierte ihm Billy regelmäßig Cocktails, die dann nicht auf der Rechnung auftauchten, und beim Essen besonders große Portionen. Johnny bestellte wie üblich ein New York Club Steak, während Juanita einen Taco-Salat orderte. Sie hatte gerade erst ihr Haar blond gefärbt und sich die Brüste vergrößern lassen.

Während sie auf ihr Essen warteten, zupfte Juanita nervös an den Trägern ihres roten Kleids und fragte: »Was ist los mit dir?«

»Was soll sein?«

»Du wirkst irgendwie abwesend. Du bist irgendwo da draußen.« Sie hob das Kinn in Richtung des Fensters und der dahinter liegenden Brücke.

»Es tut mir leid.« Er würde ihr natürlich nicht erzählen, dass der Patensohn seiner Mutter ein *Sicario* war und er selbst jetzt für die CIA arbeitete. Das hätte ihr wahrscheinlich den Appetit verdorben.

Sie verzog das Gesicht. Dann platzte sie heraus: »Ich glaube, wir sollten Mexiko verlassen.«

»Warum?«

»Weil es mir hier nicht mehr gefällt.«

»Du bist doch gerade erst angekommen.«

»Ich weiß... Ich kam wegen *dir*. Es geht doch immer um dich und dein Geschreibsel. Und was ist mit mir?«

»Du sagtest, du wolltest wieder tanzen.«

»Willst du, dass ich meinen Körper anderen Männern zeige?«

»Genug gekostet hat er dich ja ...«

»Das ist doch kein Grund.«

»Nein, aber wenn es dich glücklich macht ...«

Sie beugte sich vor und ergriff seine Hand. »Verstehst du denn nicht? Ich möchte, dass du Nein sagst. Ich möchte, dass du eifersüchtig bist. Was ist bloß los mit dir?«

»Ich kann nicht mehr klar denken. Und du hast recht. Wir müssen Mexiko verlassen.« Seine Stimme wurde brüchig. »Aber wir können nicht.«

»Warum nicht?«

»Señor Sanchez?«

Johnny drehte sich zu den zwei Neuankömmlingen um, die teure Seidenhemden und -hosen trugen. Sie waren beide Mitte zwanzig, keiner von ihnen über 1,53 Meter groß, und wenn Johnny ihre Nationalität hätte erraten müssen, hätte er auf Kolumbianer oder Guatemalteken getippt.

»Wer sind Sie?«, fragte Johnny.

Ein Mann senkte die Stimme und schaute Johnny durchdringend an. »Señor, wir möchten, dass Sie mitkommen. Es geht um Leben und Tod.« Das war kein mexikanischer Akzent. Diese Typen stammten definitiv irgendwo aus Südamerika ...

»Ich habe Sie etwas gefragt«, wiederholte Johnny.

»Señor, bitte kommen Sie jetzt mit, dann wird niemand zu Schaden kommen. Nicht Sie. Nicht Ihre Freundin. Bitte.«

»Johnny, was zum Teufel geht hier vor?«, fragte Juanita mit lauter Stimme und streckte herausfordernd ihren Busen vor, der sogleich die ganze Aufmerksamkeit der beiden Männer auf sich zog.

»Für wen arbeiten Sie?«, fragte Johnny, und sein Puls begann zu rasen.

Der eine Mann schaute ihn an. »Gehen wir, Señor.«

O nein, dachte Johnny. Dante muss herausgefunden haben, dass mich die CIA umgedreht hat. Sie sind gekommen, um mich zu töten.

Johnnys Pistole lag in seinem Hotelzimmer. Er schaute Juanita an, dann beugte er sich über den Tisch und gab ihr einen tiefen und leidenschaftlichen Kuss.

Sie stieß ihn weg. »Was geht hier vor?«

»Komm schon, Baby. Wir müssen mitgehen.« Er stand zitternd auf, gerade als der Kellner sein Steak brachte.

Die beiden Männer nickten ihm zu.

In diesem Moment packte er Juanitas Hand und rannte mit ihr Richtung Tür.

Eigentlich erwartete er, dass sie ihm nachriefen oder nachschossen, wenn sie ihn töten wollten, ohne ihn zuvor zu entführen.

Aber er und Juanita schafften es nach draußen auf den Parkplatz. Als er sich umdrehte, merkte er, dass sie tatsächlich nicht verfolgt wurden.

»Johnny!«, rief Juanita. »Was wollen die von uns?«

Bevor er den Mund öffnen konnte, brausten zwei kleine Limousinen auf sie zu und schnitten ihnen den Weg ab. Noch mehr Männer – mindestens sechs – stiegen aus, die alle etwa dasselbe Alter und dieselbe Größe hatten.

Johnny hob die Hände. Es war vorbei. *Es tut mir leid, Dante.*

Sie packten Juanita an der Kehle und stießen sie in einen Wagen, dann griffen sie ihn und warfen ihn in den anderen. Johnnys Kopf schlug auf dem Rücksitz auf, als der Fahrer einen Kavaliersstart hinlegte. Zwei oder drei Minuten später war Johnny so durchgedreht und panisch, dass er in Ohnmacht fiel.

Einige Zeit später wachte er wieder auf. Er merkte, dass seine Arme und Beine an einen Pfosten gebunden waren, der zu einer Hebebühne gehörte. Er befand sich in einer Karosseriewerkstatt und war umgeben von Autos in den unterschiedlichsten Reparatur- und Montagestadien. Von einer Fensterreihe auf seiner Rechten fiel

gedämpftes Licht in den Raum. Direkt vor sich erblickte er zwei stählerne Garagentore.

Die beiden Männer aus dem Restaurant standen vor ihm. Der etwas Schmächtigere hatte eine HD-Videokamera in der Hand. Johnny seufzte. Sie hatten ihn entführt und wollten jetzt ein Lösegeld erpressen. Deshalb hatten sie ihn gerade gefilmt. Corrales würde ganz bestimmt für ihn zahlen. Alles wäre dann wieder in Ordnung.

»Okay, okay, okay«, rief er, nachdem er noch einmal tief aufgeseufzt hatte. »Ich sage, was immer Sie wollen. Wo ist Juanita? Wo ist meine Freundin?«

Der Typ mit der Kamera schaute von seinem winzigen Monitor hoch und schrie quer durch den Raum: »Seid ihr jetzt fertig?«

»Ja!«, meldete sich eine Stimme.

Und dann sah Johnny sie: zwei weitere Männer, die schwarze Schutzoveralls trugen, wie man sie beim Lackieren von Autos benutzte, nur dass in ihrem Fall der Kopfschutz fehlte. Die Overalls hatten an den Armen und Hüften dunkle Flecken. Ein Mann trug ein Elektrowerkzeug, aus dessen Vorderseite ein schmales Sägeblatt herausragte. Tatsächlich handelte es sich um einen Elektro-Fuchsschwanz. Johnny war vor einigen Jahren als Lokalreporter an vielen Unfallstellen gewesen und kannte sich deswegen mit den Werkzeugen aus, mit denen die Ersthelfer die Leute befreiten, die in ihren Wagen eingeklemmt waren.

Der Mann mit der Säge ließ deren Elektromotor kurz aufheulen. Als er nähertrat, merkte Johnny, dass das Sägeblatt voller ... Blut war.

»Hören Sie, bitte tun Sie mir nichts. Ich werde alles tun, was Sie verlangen.«

Der Mann mit der Säge schnaubte nur, verdrehte die Augen und kam weiter auf ihn zu.

»Warten Sie!«, schrie Johnny. »Was wollen Sie denn von mir? Bitte!«

»Señor«, sagte der Mann mit der Kamera. »Wir wollen Sie nur töten.«

Buitres Justicieros

Villas Casa Morada

San Cristóbal de las Casas

Chiapas, Mexiko

Miguel Rojas weckte um 6.41 morgens ein heißes Verlangen. Er rollte sich im Bett herum und ließ seine Hand langsam Sonias Bein emporwandern. Sie bewegte sich und flüsterte: »Immer deine Morgenlust. War das gestern Abend nicht genug?«

»Das ist die Stimme der Natur«, sagte er.

»Nein, das bist nur du.«

»Ich kann nichts dafür. In Wirklichkeit ist es deine Schuld. Ich muss einfach immer an dich denken, weißt du ...«

»Nun, es gibt noch mehr im Leben.«

»Ich weiß, ich weiß.«

»Gut. Ich weiß ja, wie ihr Männer seid, und das ist auch okay, trotzdem habe ich Angst, dass du die Achtung vor mir verlieren könntest.«

»Niemals.«

»Das sagst du jetzt.« Sie legte einen Arm über den Kopf.
»Manchmal wünschte ich ...«

Sein Blick verdüsterte sich. »Was?«

»Ich wünsche mir, dass mein Leben ganz anders verlaufen wäre.«

»Das meinst du doch nicht im Ernst.«

»Du bist vielleicht der perfekte Mann für mich. Aber das Leben ist kompliziert, und ich habe einfach nur ein wenig Angst um uns. Ich wünschte, alles wäre anders gewesen, bevor ich dir begegnet bin.«

»Was stimmte denn nicht mit deinem früheren Leben? Du hast großartige Eltern, die dich über alles lieben. Du hast es doch gut getroffen.«

»Eigentlich weiß ich gar nicht, was ich da sage.«

»Ist es das Geld? Weil ...«

»Nein, damit hat es überhaupt nichts zu tun.«

Plötzlich wirkte er angespannt. »Was ist es dann? Etwa ein anderer Mann bei dir daheim? Das ist es. Du liebst immer noch einen anderen.«

Sie begann zu lachen. »Nein.«

Er fasste sie zärtlich ans Kinn. »Liebst du mich?«

»Viel zu sehr.«

»Was soll das denn heißen?«

Sie schloss die Augen. »Das heißt, dass es manchmal wehtut.«

»Das soll es aber nicht. Was kann ich da tun?«

»Küss mich einfach.«

Das tat er dann auch, und eine Sache führte zur nächsten. Er fragte sich, ob Corrales und die anderen im Nachbarzimmer sie hören konnten. Sie stöhnte nur ganz leise und sie versuchten, ihre Lust vor den anderen zu verbergen.

An ihrem ersten Tag in der Altstadt hatten sie nicht viel unternommen. Meist waren sie in der Nähe der Villa geblieben und hatten sich mit deren Umgebung vertraut gemacht. Miguel hatte sich entschieden, wie ein Tourist Urlaub zu machen und nicht die Verbindungen seines Vaters zu nutzen und in den alten, langweiligen Herrenhäusern zu nächtigen, die er bereits zur Genüge kannte. Er hatte ein originelles, von einem Europäer betriebenes Boutique-Hotel gefunden. Ihre Erdgeschoss-Suite hatte eine Küche, einen Essensbereich, eine Sitzecke und ein Schlafzimmer mit Bad. Die

Wände waren mit Wandbildern und Maya-Textilien geschmückt. Dem Bett gegenüber stand ein offener Kamin. Das Zimmer hatte keine Klimaanlage, aber das war auch nicht nötig. Draußen war eine Veranda mit Stühlen, wo sie sitzen und die Leute in dem als Garten gestalteten Innenhof beobachten konnten, in dem zwischen zwei schattigen Bäumen eine Hängematte aufgehängt war. Ein junges Paar hatte darin gelegen und sich intensiv geküsst. Dieser Anblick hatte ihn und Sonia in ihr Schlafzimmer zurückgetrieben, wo sie sich nur Stunden nach ihrer Ankunft einen Quickie gönnten.

Als Miguel von Sonia herunterrollte, begrüßten die Hähne gerade den neuen Morgen und der Tag graute. Sie hatten das Gefühl, auf einem Bauernhof zu sein. Miguel genoss dieses Spektakel. Das war das ländliche Mexiko, und ein kleines, schönes Landstädtchen wartete nur darauf, von ihm und Sonia erobert zu werden. Der Portier hatte ihnen erzählt, dass viele Schriftsteller, Maler, Wissenschaftler und Archäologen in ihrem Hotel abstiegen, um die Stadt zu erkunden oder die dreißig Minuten zu der alten Maya-Stadt Palenque hinauszufahren, deren antike Tempel und Paläste mit ihren breiten Freitreppen und verfallenden Mauern jedes Jahr Tausende von Besuchern anzogen. Miguel hatte diese Ruinen nur ein einziges Mal, als kleiner Junge, besucht. Er dachte, dass er sie sich gerne noch einmal ansehen würde.

Zuerst würden sie jedoch shoppen gehen, was Sonia bestimmt gut gefallen würde. Sie waren ja auch nur zehn Gehminuten von den lauten Straßen der Innenstadt entfernt. Miguel stand auf und ging zum Fenster hinüber. Er schaute über den Hof zu den immer noch in lange Schatten gehüllten Hügelzügen hinüber. Die grünen Berge am Horizont lagen noch weitgehend im Dunkeln.

Etwas näher wanden sich enge Sträßchen durch die Anhöhen, an denen grüne, rosafarbene und gelbe Häuschen mit ihren tiefroten Ziegeldächern lagen, die aussahen, als habe man bunte Farbtupfer über die Landschaft gestreut. Über allem thronten auf einem großen Felsvorsprung die barocke, reich geschmückte Kathedrale und

mehrere Herrenhäuser, deren gewaltige Schmiedeeisentore in einigen Fällen 4 Meter hoch waren. Sonia hatte gemeint, dass die Stadt wegen ihrer bunten Farben und ihrer makellosen Sauberkeit eher einem Freizeitpark als einer echten Ortschaft glich. Miguel hatte ihr erzählt, dass die Leute hier auf ihr Maya-Erbe ausgesprochen stolz seien. Überall in der Stadt könne man Maya-Einflüsse finden, von der Architektur über das Essen bis zur Inneneinrichtung. MIGUELS Vater sagte oft, dass ihn San Cristóbal eher an Guatemala als an Mexiko erinnere.

»Wann beginnt der Karneval?«, fragte Sonia und setzte sich im Bett auf.

Er lächelte sie an. »Heute Abend. Aber wir müssen zuvor das Dorf San Juan Chamula besuchen, ich möchte dir die Kirche zeigen. Morgen sind dann die Ruinen dran.«

Jemand klopfte an die Tür.

Sonia runzelte die Stirn. Miguel lehnte sich gegen die Tür, bevor er sie öffnete. »Wer ist da?«

»Ich bin es, Corrales. Ist alles in Ordnung?«

Miguel drehte sich um, schaute Sonia an und konnte wie sie das Lachen kaum zurückhalten.

»Ja, Corrales, wir sind okay. Geh wieder ins Bett. Wir frühstücken um acht, vielen Dank.«

»Okay, Señor, ich wollte mich nur vergewissern.«

Miguel eilte zum Bett zurück und ließ sich so darauf fallen, dass er Sonia auf der anderen Seite fast heruntergestoßen hätte. Sie fing zu kichern an, als er sie zu sich herüberzog und ihr einen langen Kuss gab.

Vom Balkon eines gegenüberliegenden Hotelzimmers aus beobachtete Moore, wie Miguel seine Freundin küsste. Der Junge hatte vergessen, die Vorhänge zuzuziehen, und so hatte er freie Sicht auf ihr Bett und ihre nackten Körper.

Moore ließ sein Fernglas sinken und drehte sich zu Fitzpatrick und Torres um. Der Fettsack lag auf dem Bett und schlief den Schlaf des Gerechten. Fitzpatrick tippte an seinem Laptop eine E-Mail an Zúñiga.

»Es muss schön sein, so jung zu sein«, sagte Moore und seufzte bei dem Gedanken an seine eigenen verlorenen Jahre.

»Die sind ganz schön rallig!«, sagte Fitzpatrick. »Also, wie viele Sicherheitsleute haben sie? Nur Corrales und seine beiden Lakaien? Niemand sonst?«

»Ich sehe sonst keinen. Er wird wohl immer dicht bei dem Pärchen bleiben, die beiden anderen werden auf die Umgebung achten. Die müssen wir also als Erste aus dem Verkehr ziehen. Ich möchte Corrales lebend haben – habt ihr verstanden! Wir müssen ihn lebend kriegen.«

»Einverstanden.« Dann deutete Fitzpatrick mit dem Daumen über die Schulter auf Torres. »Und was ist mit ihm?«, flüsterte er.

»Cool bleiben! Im Moment ist er unsere geringste Sorge ...«

Moores Smartphone vibrierte. Es war eine SMS von Gloria Vega:

Wir fanden Sanchez und seine Freundin vor dem Monarch Strip Club. Man hat sie beide abgeschlachtet. Gomez glaubt wegen des Fundorts der Leichen, dass die Sinaloas dahinterstecken. Könnten Sie das nachprüfen?

Er tippte eine Antwort ein: Ich versuche es.

Dann informierte er Fitzpatrick, der den Kopf schüttelte. »Auf keinen Fall. Wir hätten davon erfahren.«

»Ich werde Zúñiga anrufen.«

Torres wurde wach und schaute zu den beiden hoch: »Warum seid ihr Bastarde schon so früh auf?«

Moore kicherte. »Weil wir, mein lieber fatter Freund, hier eine Aufgabe zu erledigen haben, zu der mehr gehört, als in eine Papiertüte zu reihern.«

Torres verzog das Gesicht. »Ich habe immer noch Bauchweh. Aber wenn ich mich besser fühle, setze ich mich auf Sie drauf.«

»Hey, Kumpel«, rief Fitzpatrick und zog Torres' Aufmerksamkeit auf sich. »Wir müssen noch heute zuschlagen. Sie sollen sich zuerst ein bisschen eingewöhnen. Wenn sie sich dann wohl und sorglos fühlen und nicht mehr so genau aufpassen – BAMM. Du solltest also langsam wieder auf Touren kommen.«

»Genau«, sagte Moore. »Ich glaube, wir sollten die Aktion in ihrer Hotel-Villa durchziehen. Das ist eine nette, gut zu kontrollierende Anlage. Wir bleiben ihnen den ganzen Tag auf den Fersen, und wenn sie dann müde und sechshungrig heimkommen, holen wir uns Miguel und das Mädchen. Zuerst müssen wir natürlich Corrales und seine Jungs aus dem Verkehr ziehen.«

»Hör mir gut zu, Gringo«, sagte Torres. »*Ich* habe das Sagen hier! Aber ich finde Ihren Plan gut. Wenn wir jedoch das Paar in unserer Gewalt haben, werden wir das Mädchen vor seinen Augen töten. Dann kapiert er, dass mit uns nicht zu spaßen ist.«

Moore schaute Fitzpatrick an, der jetzt das Wort ergriff: »Wir bekommen vielleicht für beide zusammen mehr Geld. Und wir können mit Rojas über die Öffnung seiner Tunnel verhandeln.«

»Wir sind hier, um Rojas und alle, die zu seiner Begleitung gehören, zu töten. Das hat mir Señor Zúñiga ganz klar befohlen – und jetzt befehle ich es euch beiden ...«

Fitzpatrick warf ihm einen stechenden Blick zu.

»Nein«, sagte Moore. »Wir haben mit dem Mädchen einen Extratrumpf in der Hand. Was ist eigentlich mit den anderen Jungs? Kommen die auch noch hierher?«

Torres räusperte sich. »Sie sollten heute Nachmittag in Guadalajara sein.«

»Gut.« Moore wählte Zúñigas Nummer, erwischte jedoch nur dessen Anrufbeantworter: »Rufen Sie mich bitte zurück, Señor.«

»Hey, wir sollten uns jetzt fertig machen und rausgehen«, sagte Fitzpatrick. »Sonst verpassen wir noch ihren Aufbruch.«

Corrales saß mit Raúl, Pablo, Miguel und Sonia am Frühstückstisch. Wieder einmal konnte er seine Augen nicht von dieser Frau wenden. Er hatte noch nie ein weibliches Wesen gesehen, das so sexy war, und das schloss seine Maria mit ein. Wenngleich er wusste, dass er Schwierigkeiten bekommen würde, wenn er sie so anstarrte, war ihm das inzwischen egal. Er war überzeugt, dass die beiden vorhin im Bett wegen ihm so leise gewesen waren. Dafür würde er sich jetzt revanchieren.

»Vielen Dank, dass du heute Morgen nach uns geschaut hast«, sagte Miguel zwischen zwei Bissen in sein Frühstücksbrötchen. »Es ist beruhigend, zu wissen, dass du so gut auf uns aufpasst.«

»Gracias. Das ist unser Job.«

»Gehört es auch zu deinem Job, meiner Freundin ständig auf die Titten zu glotzen?«

»Miguel«, rief Sonia und rang nach Luft.

»Schau ihn doch an. Er sabbert ja richtig, wenn er dich anschmachtet.« Miguel stand auf, ging um den Tisch herum, stellte sich hinter Corrales und knurrte ihm ins Ohr: »Heute hältst du besser ein bisschen mehr Abstand. Ich möchte dich nicht ein einziges Mal sehen. Kein einziges Mal. Du gibst auf uns acht, das ist aber auch alles. Ich möchte vergessen können, dass du überhaupt da bist. Verstehst du mich, du verdammter Scheißkerl?«

Corrales verspürte den brennenden Wunsch, seine Pistole zu ziehen und diesen verzogenen Bengel über den Haufen zu schießen. Aber er saß nur da und schluckte die Beschimpfung. »Ja, Señor. Wir sind da, aber wir werden nicht zu sehen sein ...«

»Du magst doch deinen Job, oder?«

»Ja.«

»Dann tu, was ich dir sage, und du wirst ihn behalten.«

Miguel kehrte an seinen Platz zurück. »Es tut mir leid, Sonia. Ich hätte dir das lieber erspart.«

»Das ist schon okay, Corrales«, sagte Sonia und spitzte die Lippen. »Ich weiß, dass Sie nur Ihren Job machen. Ich bitte um Ihr Verständnis.«

Er lächelte sie an: das Grinsen eines Wolfes.

Eine Stunde später spazierten sie durch die Straßen von San Cristóbal. Corrales hatte Raúl und Pablo angewiesen, auszuschwärmen und jeweils einen halben Block Abstand zu halten. Pablo rief ihn mit seinem Handy an und sagte: »Das ist nicht gut. Wenn etwas passiert, sind wir zu weit von ihnen entfernt.«

»Weißt du was, Pablo? Im Moment ...«

Corrales brachte seinen Satz nicht zu Ende. Unmittelbar darauf erhielt er einen Anruf von seinem Freund Hernando Chase, dem Geschäftsführer des Monarch-Strip-Clubs. »Dante, ich habe schlechte Neuigkeiten. Johnny wurde getötet. Auch seine Freundin haben sie abgemurkst. Sie haben die Leichen vor dem Club abgeladen. Sie haben sie gefoltert und dann mit einer Säge zerstückelt. Sie haben auch einen Zettel dagelassen. Den habe ich gefunden, bevor die Polizei kam.«

»Verdammt Zúñiga«, zischte Corrales.

»Nein, ich glaube nicht, dass es die Sinaloas waren«, sagte Hernando. »Ich habe mich umgehört.«

»Und was stand auf ihrer Mitteilung?«

»Nur zwei Wörter: Buitres Justicieros.«

Corrales erstarrte. Die Rachegeier. Diese verdammten Guatemalteken. Sie sollten für das Juárez-Kartell arbeiten und nicht dessen Verbündete exekutieren.

Corrales wusste allerdings genau, warum sie Johnny umgebracht hatten.

Und es war alles seine Schuld.

*Vorläufiger Taliban-Unterschlupf**In der Nähe von San José**Costa Rica*

Wie von Rahmani befohlen, hatte Samad die Anza MKIII (QW-2) bestellt, den chinesischen Nachbau der US-amerikanischen FIM-92E-Stinger-Rakete. Dank Allah hatte man sie ihnen sogar kostenlos geliefert – und das ganz ohne Online-Gutschein! Seine Unterführer hatten über diesen Witz gelacht. Allerdings war er von der Wahrheit gar nicht so weit entfernt. Der ganze Waffendeal wurde über eine verschlüsselte Website und ein elektronisches Bezahlungssystem abgewickelt. Darüber hinaus gelang es ihren chinesischen Geschäftspartnern mühelos, die Waffen an Bord eines Containerschiffs nach Costa Rica zu schmuggeln.

Samad und seine Begleiter hatten Kolumbien an Bord eines kleinen Frachtflugzeugs verlassen. Ein alter Verbündeter flog sie nach Costa Rica und brachte sie dort zu einem sicheren Unterschlupf in Uruca, einer Vorortgegend der Hauptstadt San José. In diesem kleinen Haus mit seinen beiden Schlafzimmern, in denen es nach Mottenkugeln und Bleichmitteln roch, nahmen sie dann diese ganz besondere Warenlieferung entgegen: sechs schultergestützte Boden-Luft-Raketen, die in spezielle Transportbehälter verpackt waren. Mit den beigegeführten, rucksackähnlichen Tragegestellen konnten sie die Raketen zu Fuß über größere Entfernungen transportieren. Als sie in diesem Haus zusammensaßen, erkundigten sich Talwar und Niazi noch einmal nach den Details ihrer Mission.

»Wann wirst du uns mitteilen, was genau passieren wird?«, fragte Niazi.

»Wenn wir in den Vereinigten Staaten sind.«

»Wie kommen wir ohne die Hilfe der Mexikaner dorthin?«, fragte Talwar.

»Wenn man einen Plan macht, muss man gleichzeitig drei weitere Pläne entwickeln, damit man über Ausweichmöglichkeiten verfügt.«

»Und wenn einem die Pläne ausgehen?«, fragte Talwar.

Samad zog die Augenbrauen hoch. »Man hat entweder Erfolg, oder man stirbt.«

»Und wie willst du uns jetzt in die Vereinigten Staaten bringen?«

»Nur Geduld«, forderte Samad Talwar auf. »Zuerst müssen wir nach Mexiko. Wenn wir dort ankommen, wirst du es schon sehen. Wir haben Freunde dort, die die Grenze genau beobachten. Wir sind nicht allein. Mullah Rahmani hat sehr gut für uns gesorgt.«

»Samad, ich mache mir wegen einigen unserer Leute Sorgen. Sie sind noch sehr jung und leicht zu beeindrucken. Ich fürchte, dass uns einige in Amerika verlassen werden, wenn sie sehen, welches Leben sie dort führen könnten – McDonald's und Burger King und Walmart.«

»Zweifelst du so sehr an ihrem Glauben!«

Talwar zuckte die Achseln. »Es ist eine Sache, sich seinen Glauben in unserem Tal in Afghanistan zu bewahren. Eine andere ist es, ihm in Überfluss und Wohlstand treu zu bleiben. Wir alle sind als Krieger hier, trotzdem mache ich mir Sorgen.«

Samad legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Wir werden jeden erschießen, der uns im Stich lässt. Hast du verstanden?«

Talwar und Niazi nickten.

»Dann gibt es nichts mehr zu bereden. Wir haben die Raketen und die Abschussrampen. Laden wir sie auf die Lastwagen und fahren wir mit ihnen zurück zum Flughafen.«

Sie würden von Costa Rica zu einem privaten Flugfeld mit einer nicht asphaltierten Landepiste fliegen, das 1600 Kilometer südlich von Mexicali buchstäblich am Ende der Welt lag. Dort warteten Lastwagen mit Fahrern, um sie und ihr Gepäck nach Norden zur Grenze zu bringen.

Samads Aufregung stieg. Wenn sie es über die Grenze schafften, würde der Rest der Mission genauso ablaufen, wie Mullah Rahmani sie geplant hatte. Die jahrelange Vorbereitung und die unendliche Hingabe unzähliger Krieger im Dienste Allahs sollten endlich Früchte tragen.

Samad hätte nicht stolzer sein können. In seinem Herzen trug er den Willen Allahs und in seinen Händen das Feuer des Dschihad. Mehr brauchte er nicht.

*San Cristóbal de las Casas
Chiapas, Mexiko*

Erst jetzt konnte Moore einige Digitalfotos machen, auf denen alle drei »Leibwächter« zu sehen waren, die auf Miguel und seine Freundin aufpassen sollten. Als er Towers die Aufnahmen schickte, stellte sich heraus, dass sie alle gesuchte Schwerverbrecher waren. Nicht nur Corrales stand auf den Fahndungslisten des FBI ganz oben, sondern auch sein Kollege Pablo Gutiérrez, der in Calexico einen FBI-Agenten ermordet hatte. Tatsächlich hatte Agent Ansara aus Moores eigener Taskforce Gutiérrez' Spur aufgenommen, die ihn dann bis in den Sequoia-Nationalpark geführt hatte. Towers meinte, dass man jetzt zwei üble Schmeißfliegen mit einer Klappe schlagen könne.

»Drei«, korrigierte ihn Moore. »Vergessen Sie nicht die Ober-schmeißfliege Rojas ...«

»Glauben Sie mir, ich habe ihn nicht vergessen«, antwortete Towers. »Aber wir müssen Geduld haben.«

Miguel, seiner Freundin und ihren drei Leibwächtern auf den Fersen zu bleiben war schwieriger, als Moore erwartet hatte. Natürlich hatten sie sich als Touristen verkleidet, und allen hing eine Kamera um den Hals. Allerdings hatte Torres eine Gestalt und ein Gesicht, das man nicht so leicht vergaß. Immerhin hatte ihn Moore

eindringlich gefragt: »Weiß Corrales, wer Sie sind, wenn er Sie sieht?«

»Nein, auf keinen Fall«, hatte der dicke Mann geantwortet. Weder er noch Fitzpatrick waren je mit ihm in Kontakt gekommen. Andererseits bedeutete das nicht, dass Corrales keine Fotos von ihnen gesehen haben könnte. Schließlich waren dessen Späher in Juárez allgegenwärtig.

Deshalb schlug Moore vor, dass sich Fitzpatrick und Torres eher im Hintergrund halten und keinen Sichtkontakt riskieren sollten. Torres hatte protestiert, dass Corrales wahrscheinlich auch Aufnahmen von Moore gesehen habe, da dieser ja in seinem Hotel abgestiegen war. Dies mochte zwar stimmen, trotzdem konnte sich Moore eher unter die Menschen mischen, die die Straßen der Stadt bevölkerten. Er trug ein Blümchenhemd, eine Fotografen-Weste und immer ein staunendes Grinsen im Gesicht. Er bot das Urbild des blöden Touristen. Mithilfe der Weste konnte er zugleich seine beiden schallgedämpften Glocken verbergen. Fitzpatrick und Torres sollten die beiden Hilfspudeln von Corrales aufs Korn nehmen, während Moore sich Corrales widmen wollte. Wenn sie alle drei aus dem Verkehr gezogen hatten, würden sie sich Rojas' Sohn und sein Mädchen greifen und nach Guadalajara fliegen, um sie dort in einer konspirativen Wohnung des Kartells zu verstecken. Von da an würde Zúñiga auch die Verhandlungen mit Rojas übernehmen. Während Torres ursprünglich das Mädchen gleich töten wollte, hatte ihm Moore klargemacht, dass keine Unbeteiligten bei dieser Aktion zu Schaden kommen dürften. Punkt. Torres hatte darüber nachgedacht und war zu dem Schluss gekommen, dass eine Extrageisel vielleicht gar keine so schlechte Idee war.

Während ihm seine beiden Begleiter den Rücken freihielten, beschattete Moore Miguel und Sonia. Sie hatten an einer der vielen Behelfsstände haltgemacht, wo indianische Frauen ihre Waren verkauften: grellbunte Gürtel und Kleider und handgemachte Holzpuppen. Einige dieser Puppen überraschten Moore, da sie

Soldaten mit Gewehren darstellten, die eine Sturmhaube trugen. Eine interessante Botschaft an die Kinder in dieser Stadt: Eure Helden sind ver mummt und haben ein Gewehr ...

Ein Stück weiter die Straße hinunter begann der Obst- und Gemüsemarkt. Frische Früchte waren zu Pyramiden aufgeschichtet und wurden direkt aus Weidenkörben heraus verkauft. An anderen Ständen gab es Reis und Fisch oder Rindfleisch und Hühnchen. Ein großes Schild warb für die einheimischen Kaffeebohnen. Tatsächlich war dieses Tal ein Anbaugbiet der besten mexikanischen Kaffeesorten.

Moore arbeitete sich jetzt näher an Miguels Freundin heran, die ein Kleid gegen das Licht hielt und dessen üppige gelbrote Blumenmuster betrachtete. Sie war schlank und sportlich und trug eine übergroße schwarze Sonnenbrille.

»Was meinst du?«, fragte sie ihren Freund.

Miguel schaute von seinem Smartphone hoch. »Oh, Sonia, das ist viel zu knallig für dich. Such lieber weiter.«

Sie zuckte die Achseln und gab das Kleid der bejahrten Standbesitzerin zurück.

»Männer verstehen nichts von Frauenkleidern«, sagte die alte Frau. »Das würde Ihnen ausgezeichnet stehen. Er weiß nicht, wovon er spricht.«

Sonia (Moore mochte diesen Namen) lächelte. »Da stimme ich Ihnen zu, aber er ist ein sehr willensstarker und eigensinniger Mann.«

Als er das hörte, runzelte Moore die Stirn. Er hätte Sonia gerne erzählt, dass das Kleid wundervoll war und dass sie gut roch und dass sie so frisch und jung und sexy war, dass man ganz leicht vergessen konnte, dass sein fatter Begleiter sie am liebsten umgebracht hätte.

Nun ja, zumindest er hätte ihr so allerlei gern erzählt.

»Komm, Sonia, gehen wir weiter«, sagte Miguel.

Moore tat so, als ob er die Brieftaschen am nächsten Stand betrachten würde. Als er dann auf sah, erblickte er über dem Rand seiner Sonnenbrille diesen kleinen Hundesohn Dante Corrales. Er stand auf der anderen Seite der Straße in der Mauernische eines kleinen Gebäudes und beobachtete sie mit vor der Brust verschränkten Armen.

Schaust du dir den Sohn des Chefs an, Kumpel? Ich kann es kaum erwarten, dass wir beide uns zu einem Kaffee zusammensetzen ... Ich hoffe, du hast mir eine Menge zu erzählen.

Moore hatte kaum diesen Gedanken fertiggedacht, als sich von hinten eine Hand um Corrales' Mund legte und ihn zwei Mann in Windeseile zurück ins Haus zogen. Moore rief sofort Fitzpatrick's Handy an und sagte: »Ein paar Typen haben sich gerade Corrales geschnappt.«

»Echt? Wir haben gerade die anderen beiden Jungs verloren. Was zum Teufel geht da vor?«

»Kommt sofort her. Sie haben ihn in das rosafarbene Gebäude links von mir geschleppt. Ich bleibe bei Miguel und dem Mädchen.«

Als sich Moore jedoch umdrehte, waren der junge Mann und seine reizende Begleiterin verschwunden.

»Wer da stirbt, zahlt alle Schulden«

(William Shakespeare, »Der Sturm«)

San Cristóbal de las Casas

Chiapas, Mexiko

Moore wirbelte herum und ließ den Blick von links nach rechts über die verschiedenen Touristengruppen wandern. Dann schaute er etwas weiter die Straße zu dem stark belebten Markt hinunter.

Zwischen all den farbigen Gewändern der Marktfrauen und dem ständigen Strom der Fußgänger erkannte Moore, dass er in dem kurzen Augenblick, in dem er Miguel und Sonia aus den Augen gelassen und zu Corrales hinübergeblickt hatte, den Sichtkontakt verloren hatte. Das musste blitzschnell gegangen sein. Nur wenige Sekunden. Aber welche Gangster hatten sie schnell und geräuschlos weggezerrt?

Moore ergriff zwar keine Panik, aber eine Art Elektrizität schoss ihm durch die Adern, die im Takt seiner schnellen Herzschläge sumnte.

Von der nächsten Straßenecke drang das Geräusch eines startenden Automotors herüber. Moore stürzte los und schlängelte sich durch die kaufwütigen Touristen hindurch. Als er die Ecke erreichte, rannten Miguel und Sonia gerade am Fuß eines steilen Hügels über die Straße in das nächste Quergässchen hinein. Sie wurden von zwei klein gewachsenen Männern verfolgt, die wie Bauern

der Region gekleidet waren, die jedoch zufällig mit Pistolen herumfuchtelten. Vielleicht gelang es dem Pärchen noch, ihnen zu entkommen.

Der vorderste Typ schoss zweimal hinter ihnen her. Dies waren allerdings ganz klar Warnschüsse, die in die weiß getünchten Wände hinter ihnen einschlugen, als sie in dem Gässchen verschwanden. Der Kerl hätte sie beide mühelos töten können. Also wollten diese Männer, wer immer sie auch waren, Gefangene machen.

Ganz bestimmt waren sie keine Mitglieder des Sinaloa-Kartells. Es stellte sich jedoch die Frage, wie viele andere Organisationen Corrales und seine Kumpane noch verärgert hatten. Verdammt, sie standen wahrscheinlich bereits Schlange, um auf diesen Drecksack vom allmächtigen Juárez-Kartell ein zünftiges Scheibenschießen zu veranstalten. Bei diesem Gedanken fluchte Moore in sich hinein. Ihre Mission war auch ohne diese Konkurrenz schon schwer genug.

Er trabte hinter ihnen her, hielt aber gebührenden Abstand, um nicht ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Als er jedoch in das Gässchen einbog, musste der hintere Typ seine Schritte gehört haben. Er schaute kurz über die Schulter, wurde langsamer – und drehte sich blitzschnell um, um auf Moore zu schießen.

Moore warf sich gegen die Wand und zog seine Pistole. Der erste Schuss seines Gegners verfehlte ihn um knapp Armeslänge, während er seine Waffe aus dem Holster holte und zwei schallgedämpfte Schüsse abgab. Ein Geräusch wie von einer Zündplättchenpistole für Kinder hallte von den Wänden des Gässchens wider.

Auch sein Gegner presste sich jetzt an die Wand.

Moores erster Schuss hatte dessen Kopf nur um Zentimeter verfehlt, der zweite traf ihn jedoch in die Schulter. Mit einem halb erstickten Schrei ging er zu Boden.

Moore wünschte sich, er hätte die Zeit gehabt, Fitzpatrick und Torres anzurufen. Stattdessen jagte er an dem vermutlich schwer

verwundeten Gangster vorbei, kickte dessen Waffe weg, bog am Ende des Gässchens nach rechts ab und fand sich auf einer weiteren steil ansteigenden Pflasterstraße wieder, in der auf beiden Seiten Autos parkten.

Miguel und Sonia kämpften sich auf dem Gehsteig den Hügel empor. Der zweite Kerl war ihnen immer noch dicht auf den Fersen. Er feuerte einen weiteren Warnschuss ab, der das Rückfenster eines kleinen Pickups neben ihnen durchschlug. Dann rief er ihnen auf Spanisch hinterher, sie sollten stehen bleiben.

Plötzlich hörte Moore hinter sich das Dröhnen eines Automotors. Er versuchte einen Blick in die an ihm vorbeirasende dunkelblaue Limousine zu erhaschen, die zweifellos ein Mietwagen war, auf dessen Vordersitzen zwei Männer saßen. Die Seitenfenster standen offen. Der Arm des Beifahrers hing aus der Tür und in der Hand hielt er eine Pistole. Mein Gott, wie viele von denen gab es denn noch? Moore duckte sich hinter ein Auto, während der Beifahrer gezieltes Feuer auf ihn eröffnete. Eindeutig keine Warnschüsse.

Als das Auto den Hügel hinaufbrauste, sprang Moore auf und schoss zweimal hinter ihm her. Der erste Schuss durchschlug das Rückfenster und bohrte sich in den Kopf des Beifahrers, der zweite ging daneben, als der Fahrer das Steuer herumriss, um aus Moores Schussbereich herauszukommen.

Miguel und Sonia drückten sich in eine Mauernische und waren wieder außer Sicht.

Ihr Verfolger stürzte hinter ihnen her, während das Auto vor diesem Gebäude anhielt.

Ihr macht einen Fehler, Leute, dachte Moore, als ihm klar wurde, dass das Pärchen in ein dreistöckiges Hotel geflüchtet war, aus dem sie kaum noch herauskommen würden.

Miguel fluchte ununterbrochen, während er mit Sonia Schritt zu halten versuchte, als diese an der Hotelrezeption vorbeistürmte. Die ältere Dame am Empfang starrte ihnen fassungslos hinterher. Sie

achteten nicht auf sie, als sie ihnen etwas hinterherrief, und sie verschwanden im Treppenhaus.

»Wo gehen wir hin?«, rief er, als sie die Treppe emporeilten.

»Beeil dich!«

Woher hatte sie plötzlich diese Tapferkeit? *Er* war doch der Mann und sollte eigentlich *sie* beschützen, aber *sie* hatte gesehen, wie Corrales entführt wurde, *sie* hatte die zwei Männer bemerkt, die auf sie zukamen, *sie* hatte blitzschnell ihre hochhackigen Schuhe weggekickt und mit ihm die Flucht ergriffen, bevor diese Banditen sie kidnappen konnten. Allerdings war ihnen jetzt immer noch ein Bastard auf den Fersen (was aus dem zweiten geworden war, wusste er nicht). Sonia schien jedoch einen Plan zu haben.

»Wir dürfen nicht aufs Dach gehen«, rief er ihr zu. »Dort oben stecken wir in der Falle!«

»Wir steigen doch gar nicht aufs Dach«, sagte sie, als sie auf dem nächsten Treppenabsatz angelangt waren. Sie öffnete die Tür zum ersten Stock und winkte ihm zu, er solle ihr folgen. Auf dem Etagenflur warteten sie, schöpften mühsam Atem und horchten auf die Schritte ihres Verfolgers. Offensichtlich merkte er nicht, dass sie das Treppenhaus verlassen hatten, und stieg weiter in den zweiten Stock hinauf.

Miguel stieß den tiefsten Seufzer der Erleichterung seines ganzen Lebens aus. Er schaute Sonia an, die immer noch um Atem rang. Plötzlich bemerkte er in ihrer Hand ein kleines Messer mit gebogener Klinge.

»Wo hast du das denn her?«

»Aus meiner Handtasche. Mein Vater hat es mir geschenkt. Eigentlich ist es nur ein Talisman, aber mein Vater hat mir beigebracht, wie man damit umgeht.«

»Fernando möchte nicht, dass wir Waffen tragen.«

»Ich weiß. Ich wollte es dir nicht erzählen, aber er erlaubte mir, es zu behalten. Ich muss mich selber schützen können.«

Miguel runzelte die Stirn ...

In diesem Moment öffnete sich die Tür.

»Keine Bewegung!«, rief der Typ, der sie die ganze Zeit verfolgt hatte, und richtete seine Pistole auf Miguel. »Folgen Sie mir, dann passiert Ihnen nichts. Draußen wartet ein Auto.«

Miguel dachte, er träume, als Sonia einen Schrei ausstieß, sich auf den Kerl stürzte und ihm die Kehle aufschlitzte. Sein Blut spritzte in hohem Bogen an die Wand.

»Nimm seine Pistole!«, brüllte sie.

Er stand da und konnte sich vor Verblüffung kaum noch bewegen. Wer war dieses Mädchen, in das er sich verliebt hatte? Sie war wirklich unglaublich.

Moore's Handy vibrierte, während ein weiteres Auto vor dem Hotel anhielt und wenigstens drei weitere Kerle hineinstürmten. Wenn er jetzt auch noch dort hineinging, würde er entweder in Gefangenschaft geraten oder erschossen werden, weil er zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort war. Er kauerte sich also hinter einen Wagen und holte sein Handy aus der Tasche. Die Anruferkennung zeigte Fitzpatrick's Nummer an, während er offenbar gerade ein Telefonat von Towers verpasst hatte. Fitzpatrick fragte aufgeregt: »Wo sind Sie? Wir können die beiden anderen Typen nicht finden und auch von Corrales gibt es kein Lebenszeichen.«

»Verdammt, wir müssen sie finden«, sagte Moore. »Ich bin gerade in der Nähe eines Hotels, das ein paar Blocks von euch entfernt ist. Es liegt an einer ganz steilen Straße. Der Junge und das Mädchen sind dorthinein geflüchtet, aber gerade sind ein paar weitere Jungs angekommen, um sie dort einzufangen.«

»Was, verdammt noch mal, sind das für Leute?«

»Das weiß ich auch noch nicht. Aber wir werden das schon herausfinden. Geht zum Wagen und holt mich hier ab!«

»Mannomann, wie konnte das alles nur so schnell in die Hosen gehen?«

»Keine Ahnung. Nun macht schon, dass ihr herkommt.«

Dass sie sich von hinten an ihn heranschleichen und dann in dieses Gebäude zerren konnten, war für Corrales eine schwere Demütigung. Er hatte sich immer gebrüstet, er habe so feine Sinne, dass er jederzeit seine Umgebung spüre und jede Gefahr erahne. Außerdem verfüge er über eine so entwickelte, fast übersinnliche Wahrnehmungsfähigkeit, dass er die Gedanken seines Gegenübers im Voraus lesen und dessen Körperwärme aus vielen Metern Entfernung fühlen könne und er auch die finsternen Pläne in dessen Herzen rechtzeitig erkennen würde.

Aber das war offensichtlich reiner Quatsch gewesen, und er hatte auf elende Weise alles vermasselt. Er hatte einfach nicht aufgepasst und vor allem vergessen, dass einen in seinem Gewerbe irgendwelche Leute pausenlos umbringen wollten.

Jetzt hatten es diese leichtfüßigen Bastarde geschafft, ihn in diesen Laden zu schleppen. Offensichtlich ein altes Kleidergeschäft, das gerade renoviert wurde, was er aus dem Baumaterial schloss, das überall herumlag.

Sie schafften es zuerst, Corrales zu entwaffnen, aber er konnte sich im folgenden Handgemenge ihrem Griff entwinden. Er versuchte, dem einen Angreifer seine Pistole zu entreißen. Dies gelang ihm zwar, aber erst nachdem dieser ihm aus nächster Nähe in die Schulter geschossen hatte.

Dann ging alles ganz schnell. Bevor sie reagieren konnten, jagte Corrales beiden Gangstern eine Kugel ins Herz.

Dann fiel er selbst zu Boden und schnappte nach Luft, während ihm das Blut aus der Schulter quoll. Er konnte gar nicht mehr aufhören zu fluchen. Er war bereits früher angeschossen worden, aber das waren nur kleinere Fleischwunden von Streifschüssen gewesen.

Er nestelte sein Handy heraus, wählte Miguels Nummer und wartete. Keine Antwort. Er rief Pablo an. Nichts. Er saß da und blutete. Er rief Raúl an. Voicemail. In der Ferne waren Polizeisirenen zu hören. Vor den staubverkrusteten Fenstern des Ladens drehten die

Touristen ihre Köpfe nach dem Streifenwagen um, der in diesem Moment an ihnen vorbeirumpelte.

Diese Bastarde würden zweifellos Miguel und Sonia in ihre Gewalt bringen. Wie sollte er das seinem Chef erklären? Castillo, dieser einäugige Teufel, würde ihn seinen ganzen Zorn spüren lassen. Corrales musste mit seiner Hinrichtung rechnen, wenn er den Sohn des Oberbosses und sein Mädchen nicht wieder aufspüren würde.

Castillo würde ihn fragen: »Warum haben die Guatemalteken dich angegriffen? Ich habe dir aufgetragen, sie anzuheuern, damit sie ein paar Anschläge auf die Sinaloas ausführen.«

Corrales würde ihm darauf keine Antwort geben können. Er konnte Castillo einfach nicht erzählen, dass er das Geld, das er den Guatemalteken für ihre Mordanschläge bezahlen sollte, für die Renovierung seines Hotels verwendet hatte und er die Leute aus Guatemala bei der ihnen zustehenden Zahlung betrogen hatte. Er hatte ihnen eine Anzahlung von 20 Prozent der vereinbarten Summe gegeben, sie hatten ein halbes Dutzend Gegner des Juárez-Kartells ermordet, aber dann hatte sie Corrales um den Rest des Geldes geprellt. Verständlicherweise waren sie jetzt, milde ausgedrückt, stocksauer. Sie hatten Johnny umgebracht und waren Corrales hierher gefolgt. Er hatte nicht gehaut, wie erbarmungslos und unerbittlich diese kleinen Wichser sein konnten, und jetzt war die Kacke am Dampfen.

Verdammt, er brauchte unbedingt einen Arzt.

Miguel hob die Pistole auf und schüttelte über Sonia ungläubig den Kopf. Ihr Arm war voller Blut, aber das schien sie nicht weiter zu stören. Ihr Möchtegern-Entführer lag auf dem Boden. Aus seinem Hals schoss immer noch ein Blut-Geysir.

Als sie vorsichtig die Tür einen Spalt öffneten, hörten sie mehrere Männer die Treppe heraufkommen. Sie zogen sich wieder in den Etagenflur zurück.

»Hierher!«, rief sie plötzlich.

Sie hatte auf der linken Seite eine zweite Treppe gefunden. Dieses Mal riss er die Tür auf.

Aber auch hier kamen ihnen von unten Männer entgegen.

»Wie viele sind es?«, fragte er völlig entgeistert.

»Zu viele«, antwortete sie.

»Wir sitzen in der Falle«, klagte er.

Sie biss sich auf die Lippe, rannte dann zur nächsten Zimmertür und versetzte ihr mit der nackten Fußsohle einen Tritt. Sie fluchte vor Schmerzen. Die Tür gab nicht nach.

»Geh aus dem Weg!«, rief er und schoss zwei Kugeln in den Türpfosten und das Schloss. Danach rüttelte er an der Tür und öffnete sie mit einem gezielten Fußtritt. Sie schlüpfen hinein.

Der winzige Raum roch nach Reinigungsmitteln, das Bett war sorgfältig gemacht. Kein Koffer. *Das Zimmer war nicht belegt. Gut.*

»Sie werden die ramponierte Tür sehen«, sagte sie und eilte zum Fenster.

»Sonia, du erstaunst mich. Du bist gar nicht hysterisch.«

»Leider doch. Aber ich reiße mich zusammen«, sagte sie keuchend. »Los, wir müssen hier raus!«

»Da hinten liegt ein Mann, denn du gerade getötet hast«, sagte er.

»Mein Gott, das weiß ich.« Sie zog die Vorhänge auf, öffnete das Fenster und schaute auf die Gasse hinunter. »Das sind mindestens fünf Meter!«

»Knüpf die Bettlaken aneinander«, rief sie. »Los, knüpf die Laken aneinander!«

»Das ist doch viel zu gefährlich«, sagte er. »Ich habe eine Pistole. Wir wehren uns!«

»Vergiss es. Es sind viel zu viele. Wir müssen aus dem Fenster klettern«, sagte sie.

Er schüttelte den Kopf.

Gerade als sie zum Bett eilten und die Tagesdecke wegzogen, flog die Tür auf.

Miguel feuerte auf den Ersten, der ins Zimmer stürmte, und traf ihn in den Magen. Der Zweite richtete jedoch seine Waffe auf Sonia. »Wenn Sie noch einmal schießen, Señor, töte ich sie.«

Als er die Pistolenschüsse in dem Hotel und die herannahenden Sirenen von mindestens drei Streifenwagen hörte, zog sich Moore etwas von dem Hotel zurück. An der nächsten Straßenecke kauerte er sich hinter einen alten VW-Käfer und rief Towers an.

Nachdem er ihm in zehn Sekunden eine Kurzfassung der Ereignisse gegeben hatte, unterdrückte dieser einen Fluch und sagte: »Ich habe schlechte Neuigkeiten für Sie, Kumpel, ganz schlechte Neuigkeiten ...«

Ganz ähnlich hatte sich Moores Navy-SEAL-Kumpel Carmichael bei ihm gemeldet, nur Sekunden nachdem die Lichter auf der Plattform ausgegangen waren. Er hatte geschrien: »Sie haben uns entdeckt!«, und dann hinzugefügt: »Ganz schlechte Neuigkeiten! Sie haben uns entdeckt!«

Carmichael war mit seinen drei anderen SEALs auf die Plattform gestiegen, um die Sprengsätze zu entschärfen, die die Revolutionsgardisten dort angebracht hatten. Moores Männer trieben immer noch unterhalb der Pfeiler im Wasser. Er musste erst einmal für ihre Sicherheit sorgen. Er befahl ihnen, ins SDV-Mini-U-Boot zu steigen und zum Flugzeugträger zurückzukehren, was sie dann, wenn auch zögerlich, taten. Danach funkte er seinen Kommandeur an und bat ihn, von dem irakischen Patrouillenboot, das in Wirklichkeit unter dem Kommando der SEALs stand, ein Festrumpfschlauchboot herüberzuschicken. Dieser Zodiac könnte Carmichaels Männer schneller in Sicherheit bringen als ihr SDV. Man musste nur die feindlichen Soldaten auf der Plattform irgendwie ablenken, bis die Männer im Schlauchboot aus dem Gefahrenbereich entkommen waren. Dann würde ein Hubschrauber das Schlauchboot

aufnehmen und samt seinen Insassen zum Flugzeugträger zurückfliegen.

»Mako Zwei, dein Team soll ins Wasser springen! Sofort!«

»Verstanden!«, war Carmichaels Stimme zu hören, die jedoch vom Gewehrfeuer fast übertönt wurde.

Moore beobachtete, wie erst ein Mann in die Wellen eintauchte und dann ein zweiter.

Wo waren die anderen? »Mako Zwei, ich sehe hier unten nur zwei Jungs.«

»Ich weiß! Ich weiß! Mako Sechs wurde getroffen. Ich werde ihn rausholen!«

Über Funk waren viele Stimmen zu hören. Darüber legte sich wie ein statisches Geräusch das Rattern automatischer Waffen über den Empfang. Und dann war für einen langen Moment, der all die vielen Jahre der anschließenden Trauer in sich zu bergen schien, nur noch Moores Atem zu vernehmen. Und dann ...

Towers war immer noch am Telefon. »Moore, sind Sie noch dran?«

»Ja, bin ich.«

»Hören Sie mir bitte ganz genau zu! Anscheinend hat Ihre Agency Mr. Jorge Rojas bereits seit geraumer Zeit im Visier. Sie hat sogar schon einen Agenten auf ihn angesetzt, der seit über einem Jahr ganz in dessen nächster Umgebung lebt. Genauer gesagt ist es eine Agentin. Es ist der klassische Fall einer rechten Hand, die nicht weiß, was die linke tut.«

»Moment mal. Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, dass es sich dabei um die Freundin des Rojas-Sohns handelt. Sie ist eine Kollegin von Ihnen. Und jetzt erzählen Sie mir, gerade hätten irgendwelche Gangster sie vor Ihren Augen gekidnappt?«

Moore knirschte mit den Zähnen. »Verdammte Scheiße. Aber nein, nein, nein. Wir haben sie noch nicht ganz verloren. Ich melde mich wieder.«

War er überrascht? Eigentlich nicht. War er verärgert, unendlich frustriert und bereit, jemandem den Kopf wegzupusten, der hinter einem Schreibtisch saß und es versäumt hatte, seine Chefs zu informieren? Natürlich. Die Einsatzunterlagen der Taskforce Juárez wurden entweder ignoriert oder nicht an den richtigen Sachbearbeiter weitergeleitet, der für eine koordinierte und konzertierte Zusammenarbeit aller mit diesem Fall befassten Agenten hätte sorgen müssen. Dies war nicht das erste Mal, dass verspätete oder lückenhafte Informationen bei einer von Moores Operationen zu einer solchen Kommunikationspanne geführt hatten, und es würde sicherlich auch nicht das letzte Mal sein. Allerdings waren solche Kommunikationsstörungen *zwischen* einzelnen Behörden wie dem FBI und der CIA weit häufiger, was allerdings diesen Fall für seine eigene Agency nur noch peinlicher machte.

Gerade als Moore den Anruf beendete, bogen Fitzpatrick und Torres in ihrem kleinen weißen Mietwagen um die Ecke. Er kletterte auf den Rücksitz. »Seht ihr das blaue Auto da vorn? Wenn sie nicht tot sind, bringen sie die beiden aus der Tür heraus, vor der das Auto steht.«

Tatsächlich führten in diesem Moment zwei Männer Miguel und Sonia mit vorgehaltenen Pistolen aus dem Hotel. Alle zusammen stiegen in den Wagen, der sofort losbrauste.

»Ich warte ein paar Sekunden, dann folge ich ihm«, sagte Fitzpatrick.

»Nicht so nah auffahren!«, warnte ihn Moore.

»Corrales hat eine Menge Feinde«, sagte Torres. »Seine Feinde sollten eigentlich unsere Freunde sein, aber sie sind es nicht. Sie haben gerade unseren Goldesel gestohlen.«

»Ja, Pech für uns«, sagte Moore.

»Wir stehen jetzt mit leeren Händen da«, fauchte Torres. »Was zum Teufel soll ich dem Boss erzählen?«

»Immer sachte, Big Boy. Ich habe euch doch erzählt, dass ich für eine große Organisation arbeite, die weit mächtiger ist als diese Horde von verdammten, waffenschwingenden Pennern.«

Moore schaute Fitzpatrick an, der ein Lächeln kaum unterdrücken konnte.

»Wenn wir sie verlieren, wird jemand dafür büßen«, warnte Torres. »Aber ich werde das nicht sein.«

Moore zog die Nase hoch. »Wenn du nicht gleich das Maul hältst, kicke ich deinen fetten Arsch aus diesem Auto raus und lasse dich zu Fuß gehen, du Großmaul ...«

Torres feixte und beugte sich nach vorn. »Verlier sie bloß nicht aus den Augen«, wies er Fitzpatrick an.

Ich verlange jetzt, dass Sie uns sagen, wohin Sie uns bringen«, protestierte Miguel. »Wenn das nur eine Entführung ist, wird mein Vater das Lösegeld bezahlen. Wir können die Sache bis heute Abend über die Bühne bringen, in Ordnung?«

Der Fahrer, dessen Gesichtsausdruck wegen seines dunklen Teints im Schatten der höheren Gebäude in diesen engen Straßen kaum zu deuten war, drehte sich jetzt zu ihm um und lächelte: »Okay, Boss, ganz wie Sie meinen.«

»Wer seid ihr und wohin fahren wir?«

»Wenn Sie nicht den Mund halten, werden wir Sie knebeln«, sagte der Fahrer.

Sonia legte ihre Hand auf die Miguels, während der Typ auf dem Beifahrersitz weiterhin mit seiner Pistole auf sie zielte. Hinter ihnen fuhr jetzt ein zweiter Wagen voller nahezu identisch aussehender Männer.

»Miguel, es ist okay«, sagte Sonia. »Sie werden uns nichts erzählen, also verschwende nicht deine Kraft. Wir sollten ganz ruhig bleiben. Es wird schon alles wieder in Ordnung kommen.«

»Woher willst du das wissen?«, sagte er, während ihm die Tränen in die Augen stiegen. »Sie werden uns foltern und töten. Verdammte Scheiße! Verdammt! Wir müssen hier raus!«

»Nein«, sagte sie und drückte seine Hand. »Mach keine Dummheiten! Wir werden das schon durchstehen. Sie wollen nur Geld. Genau das hat dein Vater befürchtet. Ich wünschte nur, dass Corrales seinen Job besser gemacht hätte.«

»Ich bringe ihn um, wenn ich ihn erwische.«

Sie zuckte die Achseln. »Er ist vielleicht schon tot.«

Corrales war es gelungen, in seinem Hotel anzurufen und Ignacio an die Leitung zu bekommen. Dieser hatte sofort seine Portiersloge verlassen und war zu Maria geeilt. Corrales erzählte ihr dann ziemlich stockend und unzusammenhängend, dass er sie brauche und liebe und dass ein paar Jungs herunterkommen und ihn abholen sollten. Er müsse rasch ein Krankenhaus finden, man habe ihn angeschossen.

Er wankte aus dem Gebäude und stolperte etwa einen Block die Straße entlang. Danach erinnerte er sich an nichts mehr.

»So ist es recht, Dante. So ist es recht«, sagte Pablo.

Er öffnete mit Mühe die Augen und erkannte, dass er wieder in seinem Hotelzimmer in San Cristóbal war. Neben Pablo stand ein Mann, den er nicht kannte. Er hatte lange graue Haare, einen dünnen Bart und eine dicke Brille.

»Das wird ganz schön teuer werden«, sagte der Mann.

»Dante, er ist Arzt und wird dir jetzt diese Kugel aus der Schulter holen – und keine weiteren Fragen stellen.«

»Wie bist du ihnen entkommen?«

Pablo atmete tief durch. »Einen von ihnen habe ich erwischt. Ich weiß nicht, was Raúl passiert ist. Dann habe ich dich auf der Straße gefunden, übrigens gerade noch rechtzeitig – aber mach dir darüber im Augenblick keine Sorgen. Er wird dir eine Narkose verpassen.

Ich habe mit Maria und einigen Jungs gesprochen. Sie fliegen hierher und holen uns ab.«

»Wir können hier nicht weg. Wir haben den Sohn des Chefs verloren!«

»Ruhig Blut. Wir werden sie schon finden.«

»Nein, das werden wir nicht. Diese verdammten Typen aus Guatemala haben sie sich geschnappt!«

Pablo zuckte zusammen. »Aber weshalb?«

»Weil ich sie nicht bezahlt habe, und jetzt muss ich Castillo beichten, was geschehen ist. Der lässt mich sofort töten.«

»Nein, erzähle ihnen nichts. Ich werde mich darum kümmern. Ganz ruhig jetzt, mein Freund. Alles kommt schon wieder in Ordnung.«

Aber das würde nicht der Fall sein. Während der alte Mann ihm eine Betäubungsmaske aufs Gesicht drückte, sah Corrales noch einmal das Feuer seines jugendlichen Zorns auflodern und seine Eltern mit brennenden Gesichtern, von denen die Haut heruntertropfte, aus ihrem alten Hotel herauskommen. Sein Vater deutete mit dem Finger auf ihn und rief: »Ich habe dir doch gesagt, dass du dich vor den Kartellen hüten sollst. Sie haben uns umgebracht. Und jetzt werden sie dich umbringen.«

Wenn ich zurückweiche, töte mich

*San Juan Chamula
Chiapas, Mexiko*

Moore, Fitzpatrick und Torres folgten dem blauen Auto und einem vorausfahrenden grün-weißen Lieferwagen aus San Cristóbal de las Casas hinaus und in die Vorberge hinein, bis sie nach etwa 10 Kilometer das Städtchen San Juan Chamula erreichten. Moore hatte gelesen, dass sich die einheimischen Tzotzil-Mayas auf einen Frühsommerkarneval vorbereiteten, der vor allem Touristen anziehen sollte. Musik, Tanz, Gesang, ein Feuerwerk und ein langer Umzug durch den Marktflecken würden die zahlreichen Besucher nicht nur blendend unterhalten, sondern der armen Gemeinde auch dringend benötigte Pesos in die Kasse spülen.

Torres forderte Fitzpatrick wiederholt auf, näher aufzufahren, aber Moore riet ihm jedes Mal davon ab. Er wies darauf hin, dass man die Geiseln töten könnte, wenn man sie entdeckte. Señor Zúñiga brauchte den Goldesel, und er musste die Juárez-Leute zwingen, dass sie ihre Tunnel auch für die Sinaloas öffneten.

Weder Torres noch Fitzpatrick wussten jedoch, dass in die Schulter von Miguels Freundin, einer gewissen Sonia Batista (die in Wirklichkeit Olivia Montello hieß), ein Chip eingepflanzt war, mit dem die CIA jederzeit ihre Position feststellen konnte. Moore musste irgendwann die Gelegenheit finden, mit Fitzpatrick zu

reden, wenn Torres gerade nicht dabei war, um ihn über die neuesten Entwicklungen zu unterrichten. Für den Moment mussten seine beiden Begleiter nur wissen, dass sie einen gewissen Abstand zu den Entführern halten sollten. In der Zwischenzeit würden Towers und die Agency alles unternehmen, um diese Männer zu identifizieren. Moore und Towers waren jedoch beide der Meinung, dass sie höchstwahrscheinlich Rachegeier waren, also Mitglieder der guatemaltekischen Todesschwadronen, die aus irgendeinem Grund eine Rechnung mit dem Juárez-Kartell begleichen wollten. Hier war man ja nicht einmal 200 Kilometer von der Grenze zu Guatemala entfernt, und die Verbindungen zwischen diesen Guatemalteken und den Juárez-Leuten waren sattem bekannt. Was die Beziehungen zwischen den beiden so vergiftet hatte, wusste Moore nicht, er fürchtete jedoch, dass diese Jungs viel gefährlicher waren als die jungen, dummen, gewöhnlichen Drogenbanditen. Bereits bei ihrer ersten Einsatzbesprechung hatte Towers gemeint, dass gegen diese Typen selbst die gefährlichsten *Sicarios* zahn wirken würden. Viele von ihnen waren ehemalige Soldaten und/oder Mitglieder einer guatemaltekischen Spezialeinheit, die als die »Kaibiles« bekannt waren. Deren Wahlspruch lautete: *Wenn ich vorrücke, folge mir. Wenn ich anhalte, bedränge mich. Wenn ich zurückweiche, töte mich.*

Noch bemerkenswerter war jedoch ihre Fähigkeit, bei ihren Aktionen möglichst wenig aufzufallen. Sie kleideten sich wie Zivilisten, hatten nur Pistolen dabei und hatten auch dieses Mal ihre Aktion einfach und effizient ausgeführt. Aber das würde nicht so bleiben, nahm Moore an. Nicht, wenn sie Verhandlungen führen wollten und Vergeltungsmaßnahmen gewärtigen mussten. Wenn Moore daran dachte, dass Sonia von ihnen vergewaltigt, missbraucht und gefoltert werden könnte, lief es ihm eiskalt über den Rücken.

Er zog sein Smartphone heraus, und eine Minute später studierte er bereits ein Satellitenbild des Städtchens, auf dem Sonias GPS-

Sender als blauer Punkt zu sehen war, der sich langsam eine ganz bestimmte Straße entlang bewegte.

»Suchen Sie Sehenswürdigkeiten auf der Landkarte?«, fragte Torres sarkastisch und beugte sich über Moores Schulter.

»Nein, ich suche ein Puff.«

»Warum sind Sie eigentlich so ein verdammter Klugscheißer?«

Moore schnaubte. »Fragen Sie besser nicht.« Der Fettwanst ging ihm allmählich auf die Nerven.

Einer Liste mit Angaben über dieses Städtchen entnahm er, dass Chamula seine eigene Polizeitruppe besaß und dass keine Soldaten oder Beamte anderer Polizeieinheiten in der Gemeinde tätig werden durften. Darüber hinaus durften Touristen bei ihrem Besuch nur an wenigen Orten Fotos machen. Dies waren zwar sehr strikte Regeln, aber womöglich hatten die Geier mit der Ortspolizei ein Abkommen geschlossen? Was wäre, wenn sie diese Geiselnahme schon lange geplant hatten und hier einen perfekten sicheren Rückzugsort gefunden hatten, von dem aus sie ihre Verhandlungen führen konnten? Dass sie nicht in Richtung Guatemala unterwegs waren, machte diese Annahme noch wahrscheinlicher.

Fitzpatrick fuhr eine unbefestigte, kurvige Straße empor, die zur San-Juan-Kirche hinaufführte, einem mittelgroßen Bauwerk mit staubigen, weiß getünchten Wänden, mit blauem und grünem Stuck verzierten Giebeln und einem reich geschmückten Ziegelportal. Moore forderte Fitzpatrick auf, neben einer Reihe von Touristenaautos und Taxis zu parken, die in der Nähe von mindestens fünfzig Verkaufständen unter bunten Sonnenschirmen standen. Über ihren Köpfen wehten bunte Wimpel, die an langen Leinen hingen, die vom Glockengeschoss bis zum Boden gespannt waren. Dies war der Marktplatz. Mehrere Hundert Menschen schlängelten sich durch das Labyrinth der Verkaufstische hindurch. Hier lagen die meisten Früchte auf Decken, die man auf dem grasbewachsenen Kirchenvorplatz ausgelegt hatte. Dabei hatte man die Zitrusfrüchte meist wie Bowlingkugeln zu kleinen Pyramiden aufgetürmt.

»Wir können hier nicht einfach stehenbleiben«, bellte Torres und deutete auf die Autos vor ihnen, die sich jetzt immer weiter von ihnen entfernten. »Wir werden sie verlieren!«

»Ich verfolge ihren Weg auf meinem Smartphone, Arschloch«, sagte Moore. »Ich konnte einen GPS-Sender an ihrem Wagen anbringen.«

»Wann haben Sie denn das gemacht?«

»Bevor ihr mich abgeholt habt«, log er. »Und jetzt halten Sie bitte den Mund. Wir steigen hier aus. Hinter der Kirche liegt ein Friedhof. Von dort aus können wir auf die Hügel hinaufsteigen.« Moore zoomte mit Daumen und Zeigefinger das Luftbild auf seinem Touchscreen heran. Die Kidnapper hielten vor einer kleinen Häusergruppe westlich des Friedhofs. Die Hügel da-hinter würden einen vorzüglichen Beobachtungspunkt abgeben.

»Hey, wieso bist du eigentlich fast immer seiner Meinung?«, fragte Torres Fitzpatrick.

»Weil er gut ist. Er hat ihnen einen Peilsender untergejubelt. Hast du das etwa geschafft? Ohne ihn hätten wir sie schon längst verloren.«

Torres murmelte eine ganze Litanei von Flüchen vor sich hin, um sich dann doch aus dem Wagen zu wuchten. Er hob die Kamera, um vorzuspiegeln, er sei Tourist, aber Moore drückte seine Hände nach unten.

»Was zum Teufel ...«

»Hier darf man nicht fotografieren, das habe ich doch vorhin gesagt. Die Leute mögen das nicht. Packen wir's an!«

Sie holten drei schwere Rucksäcke aus dem Kofferraum. Jeder hatte in einem besonderen Transportbehälter ein zerlegtes Scharfschützengewehr dabei.

Sie stiegen einen engen steinigen Pfad empor, der von den Sommerregen stark ausgewaschen worden war. Torres stolperte zweimal über diese Regenfurchen, als sie an dem Friedhof mit seinen weißen, blauen und schwarzen Holzkreuzen vorbeigingen. Der

Friedhof wurde von hohen Kiefern und Telefon- und Stromleitungsmasten flankiert. Unterhalb lagen die Ruinen der San-Sebastián-Kirche, deren Türme schon lange zerfallen waren und deren vergilbte und zerbröckelnde Wände von tiefen Rissen durchzogen wurden, die wie Venen wirkten. Auf den oberen Teilen direkt unter dem Dach wucherte Moos und blühte der Schimmel.

Als sie den Gipfel des Hügels erreicht hatten, führte sie Moore zu einer Gruppe von Kiefern, wo sie sich niederkauerten. Er aktivierte die Kamera seines Smartphones und schaltete das ARS(Augmented Reality System)-App ein, das erweiterte Realitätssystem, mit dem das reale Telefonbild durch weitere computergenerierte Zusatzinformationen in Form von Einblendungen und Überlagerungen ergänzt wird. So öffneten sich zum Beispiel Datenkasten neben einzelnen Bildbestandteilen, die die Größe und Eigenschaft einzelner Strukturen anzeigten. Darüber hinaus berücksichtigte das System die Echtzeit-Streams der Satelliten, die das Haus, wohin man Sonia und Miguel gebracht hatte, ständig überwachten. Moore wusste, dass die Computerleute in Langley sich ebenfalls auf dieses Haus konzentrierten und ihm innerhalb von 30 Sekunden ihre Erkenntnisse überspielten. Für Audiobotschaften steckte er sich jetzt noch einen Bluetooth-Kopfhörer ins Ohr.

»Torres, sehen Sie das blaue Haus dort unten, das direkt neben dem größeren beige liegt?«, fragte Moore.

»Ja.«

»Dort halten sie Miguel und Sonia gefangen. Sieht so aus, als ob sie genauso vorgehen würden, wie wir es erwartet haben, also haben wir nicht viel Zeit. Vielleicht telefonieren sie im Moment bereits mit Rojas.«

»Dann ist die Sache für uns gestorben. Wir können ihm wohl kaum mitteilen, dass sein Sohn unsere Geisel ist, wenn diese Typen das bereits getan haben?«

Moore setzte ein schiefes Grinsen auf. »Wir müssen sie eben befreien, um sie selbst zu kidnappen.«

»Warum warten wir nicht einfach, bis Rojas hier erscheint?«, fragte Fitzpatrick.

»Wir wissen doch nicht, ob er das überhaupt tut. Wir wollten ihn zwar dazu zwingen, dass er persönlich hier auftaucht, aber wer weiß, was diese Typen vorhaben«, erklärte Moore. »Vielleicht wollen sie nur Geld, und es ist ihnen egal, wer es ihnen bringt.« Er schaute Torres an. »Sie haben doch einen Feldstecher dabei? Halten Sie doch bitte dieses Haus im Auge. Flexxx?«

Fitzpatrick zuckte zusammen, als er seinen Spitznamen hörte.

»Ich möchte, dass Sie von dort drüben die kleine Polizeistation beobachten. Kommen Sie mit, ich zeige Ihnen die Stelle.«

Die beiden gingen schweigend eine Minute durch die Baumgruppe hindurch, bis sie außer Hörweite waren.

In kürzester Form brachte Moore den DEA-Agenten auf den neuesten Stand.

»Verdammte Scheiße«, sagte Fitzpatrick, dem es fast den Atem verschlug.

»Genau das habe ich auch gesagt.«

»Also ist das ab jetzt eine *echte* Rettungsmission.«

Moore nickte. »Ich weiß nur nicht, was wir mit Torres anfangen sollen.«

»Er könnte ein Riesenproblem werden – und das sollte kein Wortspiel sein«, sagte Fitzpatrick.

Moore musste über den kleinen Witz kichern. »Im Moment brauchen wir ihn wohl noch. Ich habe nur Angst, dass er Sonia töten könnte. Angekündigt hat er das ja schon einmal. Er meint, der Junge sei dann gefügiger. Er könnte sie also erschießen, wenn wir unsere Aktion durchführen.«

Fitzpatrick zuckte die Achseln. »Im Augenblick können wir ihm nur klarmachen, dass das ein großer Fehler wäre – oder wir lassen ihn in ein kleines Kreuzfeuer geraten ...«

»Besser gleich ein Himmelfahrtskommando.«

»Exakt«, rief Fitzpatrick und seine Augen begannen bei dem Gedanken daran zu leuchten. »Wir reden dem Fettsack ein, er sei ein Held.«

»Große Geister denken eben die gleichen großen Gedanken.«

Fitzpatrick nickte. »Ich hätte kein Problem damit. Ich habe mir schon oft vorgestellt, diesen Bastard kaltzumachen, und dann müsste ich es womöglich nicht einmal selbst tun.«

Moore dachte eine Zeit lang nach und schaute auf den Marktplatz hinunter, der von der Kirchenruine teilweise verdeckt war. »Der Karneval beginnt nach Sonnenuntergang. Gewehrschüsse und Feuerwerkskörper klingen nahezu gleich. Das ist das erste bisschen Glück, das wir bisher gehabt haben.«

»Ich bin da nicht wählerisch. Wenn wir Miguel und das Mädchen dort herausgeholt haben, was machen wir dann mit ihnen?«

Moore lachte. »Wissen Sie was? Darüber habe ich mir bisher noch gar keine Gedanken gemacht ...«

»Ich meine, wenn wir eine Undercover-Agentin so dicht an Rojas und seine Familie herangebracht haben, müssen wir sie dann überhaupt noch als Geiseln nehmen? Vielleicht ist unser ursprünglicher Plan inzwischen Makulatur. Das CIA-Team, das sie führt, muss uns unbedingt informieren.«

Moore rief Towers an, brachte ihn aufs Laufende und gab vor allem diese heikle Frage an ihn weiter. Kurz darauf teilte Towers ihm die offiziellen CIA-Befehle mit: Sie sollten Sonia Batista retten, sich sonst aber in keiner Weise in ihren Einsatz einmischen. Moore und Towers interpretierten dies dahingehend, dass sie die beiden einfach laufen lassen sollten.

Das würde dem fetten Torres jedoch gar nicht gefallen ...

Wenn man vom Teufel spricht ... Torres rief nach Moore. »Was gibt's?«, rief dieser zurück.

»Da ist gerade noch ein Auto vorgefahren. Sie haben einen von Corrales' Jungs dabei. Jetzt bringen sie ihn ins Haus.«

»Wer ist es?«, fragte Moore. »Raúl oder Pablo?«

»Ich glaube, es ist Raúl.«

»Sind Sie sicher, dass sie nur einen haben?«

»Ganz sicher.«

»Wir kommen gleich zu Ihnen.«

Miguel wand sich unter der Wäscheleine, mit der sie ihm die Hände auf den Rücken gebunden hatten. Auch seine Beine hatten sie mit diesem rauen, verwitterten Seil gefesselt, nachdem sie ihn gezwungen hatten, sich in einer Zimmerecke in der Nähe des Rückfensters auf den alten Holzboden zu setzen. Auch Sonia hatten sie auf diese Weise gefesselt. Sie saß ihm gegenüber auf dem Boden und schaute ins Leere.

Insgesamt waren sechs Bewacher im Raum, keiner von ihnen antwortete auf ihre Fragen. Auch er und Sonia hatten seit zehn Minuten kein Wort mehr gewechselt. Sie versuchten zu verstehen, was der Größte in der Gruppe, ein Mann mit einem grauen Bürstenhaarschnitt und schmalen Augen, den die anderen Capitán Salou nannten, in sein Handy murmelte. Sein Akzent und sein irres Sprechtempo machten das jedoch unmöglich.

Seine Depression erschwerte Miguel inzwischen das Atmen, und auch sein Magen zog sich immer mehr zusammen. Er hatte seine Freundin und seinen Vater enttäuscht und die Erinnerung an seine geliebte Mutter entehrt. Er hatte es zugelassen, dass man ihn jetzt als Geisel benutzte. Es war vollkommen klar, dass diese Männer ihn und Sonia ermorden würden, wenn sie nicht bekamen, was sie wollten. Jetzt konnten sie nur noch um einen schnellen Tod beten.

Nach ihren grausamen und lüsternen Blicken zu urteilen, würden diese Männer ihnen den jedoch nicht gewähren. Einen Leckerbissen wie Sonia würden sie sich nicht entgehen lassen.

Wie zum Teufel konnte das passieren? Weil sein Vater ein Rudel Deppen als Leibwächter eingestellt hatte? Aber konnte er wirklich seinen Vater dafür verantwortlich machen? Vielleicht hatte

Fernando diese Männer angeheuert. Vielleicht war es seine Schuld. Seine Inkompetenz hatte sie hierhergebracht ...

Sonia sah mit schmerzverzerrten Augen zu ihm hoch.

»Hab keine Angst«, sagte er. Sein Mund war so trocken, dass er kaum noch sprechen konnte. »Mein Vater wird es diesen Hunden schon zeigen. Er wird ganz schnell mit ihnen fertig werden.«

Sie schaute ihn an und ließ dann den Blick zum Fenster und zurück zu dem kleinen Holztisch wandern, an dem zwei Männer saßen und Coca-Cola tranken. Ein Dritter brachte jetzt mehrere olivgrüne Rucksäcke herein, auf denen Embleme mit einem flammenden Schwert zu sehen waren. Er warf sie auf den Boden und sagte: »Jeder hat ab jetzt immer ein Funkgerät dabei. Befehl des Capitán.«

Der Vordereingang öffnete sich, und drei weitere Männer betraten den Raum. Miguel bekam große Augen, als er einen von ihnen erkannte. Es war Raúl, einer von Corrales' Handlangern, der ihnen ebenfalls ins Netz gegangen war. Er war gefesselt und geknebelt. Salou wandte sich jetzt Miguel zu: »Ist das Ihr Angestellter?«

»Ja. Mein Leibwächter. Er hat seinen Job ausgesprochen gut gemacht, kein Zweifel ...«

Salou und die anderen brachen in Gelächter aus. Während sie Raúl in das Wohnzimmer bugsierten, wurde Salous Gesichtsausdruck bitterernst: »Wir wollen nur unser Geld.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Wer sind Sie?«

Salou blickte die anderen an, als ob er ihr Einverständnis suchte. Er rümpfte seine dünne Nase, als ob von Raúl ein übler Gestank ausgehe, und sagte: »Wir sind Kämpfer für die Gerechtigkeit. Und wir möchten, dass Sie und Ihre reizende Begleiterin das verstehen. Wir möchten, dass Sie begreifen, dass *wir* unser Wort immer halten. Und das werden wir Ihnen jetzt beweisen.«

Zwei Männer schleiften Raúl mit dem Gesicht nach unten genau zwischen Miguel und Sonia. Ein Mann setzte sich auf ihn, ein

zweiter hielt seine Beine auf den Boden, während ein dritter ihn an den Haaren packte.

Miguel machte den Hals ganz lang, als einer von ihnen in der Küche verschwand und gleich darauf mit einem langen Beil zurückkehrte.

»Nein, warten Sie eine Sekunde, das ist nicht nötig«, sagte Miguel. »Mein Vater hat Geld. Sie wollen Geld? Wir geben es Ihnen. Das ist wirklich nicht nötig.«

Salou ließ sich das Beil geben und prüfte mit dem Daumen die Schärfe der Schneide.

»Wir glauben Ihnen«, meldete sich jetzt Sonia. »Wir glauben Ihnen, dass Sie uns töten werden. Das müssen Sie uns nicht beweisen. Das wissen wir.«

»Das ist nicht nur für Sie«, sagte Salou. »Das ist für alle, die uns hintergangen und betrogen haben.« Er schaute über die Schulter einen seiner Männer an, der aus einem Rucksack eine kleine HD-Videokamera herausgeholt hatte, deren LED-Aufnahmelicht ununterbrochen blitzte.

Raúl begann, unter seinem Knebel zu schreien und sich hin und her zu winden, um sich zu befreien. Aber das nützte alles nichts. Die drei Männer hielten ihn auf dem Boden fest, während Salou direkt neben ihm mit dem Beil Übungsschwünge absolvierte. Nur den Knebel nahmen sie ihm aus dem Mund, um sich daran zu weiden, wie er um sein Leben flehte.

»Schau nicht hin«, sagte Sonia. »Schau einfach nicht hin.«

Miguel schloss die Augen. Gerade als er es jedoch nicht mehr aushielt und sie öffnete, ließ Salou die Axt in hohem Bogen auf Raúls Nacken herabsausen.

Oh, verdammt, sie haben ihn gerade geköpft«, sagte Torres und ließ seinen Feldstecher sinken.

Moore griff sich das Fernglas und konnte durch das Fenster beobachten, wie sich der Mann mit dem Beil, der offensichtlich der

älteste und ihr Anführer war, hinunterbeugte und etwas aufhob. Als Moore klar wurde, was es war, zuckte er zusammen.

Eine CIA-Kollegin war einen Axthieb vom Tod entfernt, und er und seine beiden Begleiter waren die Einzigen, die das noch verhindern konnten. Die Last dieser Verantwortung nahm ihm den Atem und war ihm sehr gut bekannt. Er wollte nicht glauben, dass sich hier die Geschichte wiederholte. Allerdings besaß das Universum einen ausgesprochen düsteren Humor, den er immer wieder zu spüren bekam.

Er schloss die Augen und lauschte den körperlosen Stimmen in seinem Kopf:

»Das Zodiac-Schlauchboot ist auf dem Weg. Noch dreißig Sekunden. Haben bereits zwei Leute aufgefischt. Mako Eins, Sie müssen jetzt einsteigen! Sofort!«

»Bin auf dem Weg. Mako Zwei, beeilt euch, wir müssen weg!«

»Negativ, negativ! Ich komme immer noch nicht zu Sechs durch!«

»Mako Eins, das ist Raptor. Ich werde beschossen. Ich kann mit meinem Hubschrauber nicht mehr lange in der Nähe der Plattform bleiben. Sie müssen in den Heli einsteigen UND ZWAR SOFORT!«

Dann hörte er eine andere Stimme, die sanfte, ruhige Stimme einer Frau: »Aber Sie verstehen doch, dass sich das, was geschehen ist, nicht ändern lässt, egal, wie oft Sie sich daran erinnern? Sie verstehen doch, dass Ihr Gedächtnis die Ereignisse nicht mehr verändern kann? Sie können das Geschehene nicht nachträglich durch Ihre Einbildungskraft ungeschehen machen.«

»Ich weiß.«

»Aber genau das versuchen Sie. Sie spielen das Ganze immer und immer wieder durch, weil Sie tief in Ihrem Innern glauben, Sie könnten auf diese Weise etwas ändern. Aber das können Sie nicht.«

»Niemand wird zurückgelassen.«

»Wissen Sie, wer zurückgelassen wurde? Sie! Die Welt geht an Ihnen vorbei, weil Sie mit dieser Sache nicht zurande kommen. Sie

leben in einem Fegefeuer und glauben, Sie dürften wegen dem, was damals passiert ist, nicht glücklich sein.«

»Kann ich danach überhaupt wieder glücklich sein? Wie könnte ich mein Leben genießen? Sie sind Psychologin. Die Seelenklempner haben doch auf alles eine Antwort. Und jetzt erzählen Sie mir bitte, wie ich, verdammt noch mal, nach dem, was ich getan habe, noch glücklich sein könnte! Nach dem, was ich verdammt noch mal getan habe.«

Moore öffnete die Augen, als Torres ihm den Feldstecher aus der Hand nahm, um noch einmal durch das Fenster ins Haus hineinzuschauen. »Da drinnen liegen ein paar Militärrucksäcke. Das ist ja viel schlimmer, als ich dachte.«

Nach einem tiefen Atemzug biss Moore die Zähne zusammen. »Wir werden den Jungen und seine Freundin dort rausholen. Wir werden sie nicht im Stich lassen.«

»Im Haus halten sich im Moment sieben Typen auf. Zwei weitere sind gerade wieder abgefahren. Wer weiß, wie viele noch in San Cristóbal sind.«

Moore dachte kurz darüber nach. »Ich habe gesehen, wie sie sich Corrales gegriffen haben. Er könnte bereits tot sein, da sie ihn nicht hierhergebracht haben.«

»Vielleicht konnte er entkommen. Er ist ein raffinierter kleiner Wichser.«

Moore stand auf und entfernte sich ein Stück von Torres. Er rief Towers an und forderte ihn auf, die Satelliten in der Stadt nach Corrales und Pablo suchen zu lassen. Dann erzählte er ihm von der Exekution und den Militärrucksäcken.

»Also doch. Die Rachegeier treiben mit dem Juárez-Kartell ein Doppelspiel, und wir stehen zwischen den Fronten.«

»Hören Sie, ich brauche eine Menge von Ihnen, und ich brauche es schnell«, sagte Moore.

»Und das wäre?«

»Es sieht so aus, als ob sie künftig über Funk miteinander kommunizieren wollen. Man sollte sie abhören und mir den übersetzten Text sofort übermitteln.«

»Das wird nicht einfach.«

»Was Sie nicht sagen.«

»Und was noch?«

»Können wir auch Rojas' Gespräche abhören?«

»Sonias Führungsteam hat mir erzählt, sie würden das bereits seit Monaten versuchen, aber er besitze elektronische Geräte, die das verhinderten. Außerdem arbeiteten einige Hacker für ihn, die ständig nach Kommunikationslecks suchen. Bisher hatten wir also noch kein Glück.«

»Und was ist mit Corrales' Handys?«

»Wenn wir auf diese Weise etwas Wichtiges erfahren hätten, hätte ich Ihnen das längst erzählt. Tatsächlich hören wir ihn von Anfang an ab, aber er passt ganz genau auf, wen er anruft und was er dann sagt ... Er weiß, dass wir zuhören.«

»Vielleicht können Sie wenigstens herauskriegen, ob er noch am Leben ist. Das gilt auch für Pablo.«

»Noch etwas?«

»Ja«, grummelte Moore. »Wir könnten hier ein SEAL-Team brauchen.«

»Ich rufe sie an.«

Moore legte auf und kehrte zu Torres zurück. »Irgendwas passiert?«

»Das war wirklich eklig. Sie haben das Gesicht des Mädchens mit Blut beschmiert.«

»Aber sie haben sie nicht verletzt?«

»Noch nicht.«

»Wie viele sind es insgesamt?«

»Sechs oder sieben. Anscheinend halten vier Typen vor dem Haus Wache. Ein Fünfter sitzt in dem Lieferwagen, der ein Stück

die Straße runter parkt. Ich weiß nicht genau, wie viele es im Haus sind.«

»Also gut, Luis. Wenn wir das schaffen sollen, müssen Sie den schwierigsten Job übernehmen.«

»Schauen Sie mich doch an«, sagte Torres und klang dabei wie der leibhaftige Superheld. »Glauben Sie wirklich, dass diese Weicheier mir Angst einjagen?«

Moore grinste. »Also gut. Hören Sie zu.«

Anschläge

*La-Estancia-Apartments
Juárez, Mexiko*

Gloria Vega hatte von Towers erfahren, dass die Sinaloas nicht für die Ermordung Johnny Sanchez' und seiner Freundin verantwortlich waren. Towers hatte ihr über Moore, der sich gerade in Südostmexiko aufhielt, bestätigt, dass Mitglieder der guatemaltekischen Todesschwadronen, die »Rachegeier«, den Journalisten umgebracht hatten.

Als Vega den Gedanken äußerte, die Guatemalteken könnten die Morde begangen haben, hatte Inspektor Gómez diese Bemerkung zuerst einmal mit einer verächtlichen Handbewegung abgetan. »Johnny hat die Kartelle verpiffen. Dafür musste er büßen. Es waren die Sinaloas. Da besteht kein Zweifel.«

Gleichzeitig war der alte Mann jedoch ganz blass geworden und hatte sie lange und beunruhigt angeschaut, bevor er ihr mitteilte, er werde jetzt heimgehen und sie solle dasselbe tun.

Nach dem Tumult vor der Polizeistation hatte Vega Gómez erzählt, dass sie ihm vertraue, dass sie befürchte, dass jeder in ihrer Umgebung korrupt sei, und dass sie eigentlich nur das Richtige tun wolle.

»Und wenn es das Richtige wäre, einfach wegzuschauen?«, hatte er sie gefragt. »Was ist, wenn Ihnen klar wird, dass nichts, was wir

hier tun, irgendetwas ändert, und dass wir manchmal Feuer mit Feuer bekämpfen müssen?«

Sie hatte ihn nur stumm angeschaut.

Da ergriff er ihre Hand. »Sie haben gesehen, was ich gesehen habe. Und jetzt wissen Sie, was ich weiß.« Und dann tat er etwas, das sie schockierte. Er ließ ihre Hand los, umarmte sie und drückte sie ganz fest an sich. Danach hatte er Tränen in den Augen. »Es tut mir leid, dass Sie diese Wahrheit begreifen mussten. Es ist eine bittere Wahrheit, aber wir müssen sie akzeptieren.«

Sie steckte den Schlüssel in ihre Wohnungstür, aber irgendetwas stimmte nicht. Der Schlüssel glitt nicht so leicht ins Schloss wie gewöhnlich. Für einen Durchschnittsmenschen wäre das nur eine leichte Irritation gewesen, aber Vega achtete zu jeder Zeit auf ihre Umgebung, vor allem jetzt in Juárez, wo bereits die kleinste Nachlässigkeit den Tod bedeuten konnte. Sie atmete einmal tief durch und fragte sich, ob jemand versucht hatte, das Schloss zu knacken.

Sie zog ihre Pistole, öffnete die Tür und ging hinein.

Das Geräusch von Füßen und dann ...

Er trat von hinten an sie heran. Er ächzte, während er ihr einen Draht um den Hals zu legen versuchte. Reflexartig hatte sie jedoch ihre Hand vor ihren Hals gehalten, sodass der Draht ihr nicht die Kehle zuschnüren konnte. Stattdessen schnitt er sich tief in ihre Handfläche ein, als sie blitzschnell herumwirbelte und dabei ihren Angreifer mit sich zog.

Im Flur war es immer noch dunkel, deshalb hätte sie ihn auch dann nicht sehen können, wenn sie ihren Kopf nach hinten hätte drehen können. Schließlich konnte sie jedoch ihren Arm so weit aus seiner Umklammerung befreien, dass sie ihre Pistole benutzen konnte. Sie schoss einmal, zweimal, bis der Draht erschlaffte. Sie schrie, machte zwei Schritte nach vorn, drehte sich um und feuerte ein drittes Mal.

Vom Wohnzimmerfenster fiel jetzt ein Lichtstrahl in den Flur, und sie konnte ihn endlich sehen. Er hatte kaum ihre Größe und trug Jeans, ein graues Sweatshirt und eine Gesichtsmaske. Da lag er nun mit Schusswunden in der Brust auf dem Boden.

Trotz ihres heftigen Atmens, des Pulvergestanks und des Speichels, der ihr jetzt den Mund füllte, bemerkte sie eine Bewegung im Schlafzimmer. Ein zweiter Angreifer? Sie hörte, wie ein Fensterriegel geöffnet wurde. Jemand versuchte zu fliehen.

»Keine Bewegung!«, schrie sie und stürmte ins Schlafzimmer. Sie konnte gerade noch erkennen, wie ein weiterer Mann, der ähnlich gekleidet war wie der erste, aus dem Fenster steigen wollte. Er hätte wohl dem anderen helfen sollen, hatte dann jedoch gekniffen. Vega war jedoch so voller Adrenalin, dass sie den Rest ihres Magazins in den Stolz leerte, der rückwärts ins Schlafzimmer zurückfiel. Reflexartig warf sie das leere Magazin aus, führte ein neues ein und lud dann die Pistole durch.

Sie machte das Licht an und durchsuchte die Wohnung, samt des begehbaren Wandschranks und des Badezimmers. *Alles sicher*. Sie hatten nur zwei Männer geschickt, weil sie wohl geglaubt hatten, das werde für eine Polizistin allemal genügen. Sie stand da und rang nach Atem.

Und dann fluchte sie. Als sie wieder Atem geschöpft hatte, begann sie zu weinen.

Sie holte ihr Handy und rief Towers an. »Ich möchte von diesem verdamnten Fall abgezogen werden. Ich will hier weg. Jetzt sofort.«

»Langsam, langsam, nichts überstürzen! Was ist passiert?«

Sie legte auf, wartete ein paar Sekunden und rief dann die Polizeistation an. *Ich kneife nicht*, redete sie sich ins Gewissen. *Ganz egal, was ich gerade gesagt habe*.

Sie hatte dem Diensthabenden gerade berichtet, was passiert war, als jemand an ihre Wohnungstür klopfte. Das war wahrscheinlich der Vermieter oder ein besorgter Nachbar.

Ihr Telefon klingelte. Es war Towers. Sie erzählte ihm in aller Kürze: »Vor ein paar Minuten sind zwei Dreckskerle in meine Wohnung eingedrungen. Ich habe sie beide getötet.«

»Dann ziehen wir Sie von dort ab.«

»Nein.«

»Aber Sie haben doch gerade gesagt ...«

»Ich weiß, was ich gesagt habe. Aber ich werde das hier zu Ende bringen. Ich werde Gómez höchstpersönlich verhaften.«

»Gut, halten Sie durch! Ich lasse in Ihrer Wohnung zwei Sensoren anbringen. Das wird nicht noch einmal passieren.«

»Da bin ich mir nicht sicher. Gómez hat diese Bastarde geschickt. Sie sollten mich umbringen. Er hat mich durchschaut ...«

»Sie müssen noch eine Weile durchhalten. Wenn wir ihn aus dem Verkehr ziehen, fliegt der Rest gleich mit auf. Eine große Aktion, so wie in Puerto Rico. Aber das braucht Vorbereitung, wir dürfen nichts überstürzen ...«

»Ich hoffe nur, dass ich lang genug lebe«, fauchte sie. »Ich muss jetzt aufhören. Sie trommeln an meine Tür, außerdem sind ein paar Streifenwagen auf dem Weg hierher ...«

*San Cristóbal de las Casas
Chiapas, Mexiko*

Das Bild seines Vaters vor dem brennenden Hotel verfolgte Dante Corrales noch immer, während er mit bandagierter Schulter und dem linken Arm in der Schlinge im Bett lag. Er wählte eine Nummer und hörte das Klingelzeichen. Keine Antwort. Es meldete sich auch keine Voicemail, nur dieses endlose *Tut-Tut* war zu hören.

»Nimmt er immer noch nicht ab?«, fragte Pablo, der auf einem Stuhl in der Nähe der Tür saß, die auf die Veranda hinausführte.

»Was, wenn sie Miguel anrufen? Was, wenn sie bereits wissen, dass etwas nicht stimmt?«

»Wenn du Castillo anrufst und ihm die Wahrheit berichtest, weißt du, was er sagen wird ...«

»Er erwartet dann, dass ich davonlaufe. Sie werden mich jagen und töten. Das kann ich also nicht tun.«

»Dante, warum hast du solche Angst? So habe ich dich ja noch nie erlebt. Auf! Da kommen wir durch!«

»Warum ich Angst habe? Hast du auch nur den Schimmer einer Ahnung, was passieren wird?«

»Nein.«

Corrales fluchte in sich hinein, um dann diese Flüche in voller Lautstärke zu wiederholen. »Scheiße. Ich hätte diesen Drecksack Salou eben bezahlen sollen, aber er ist ein schmutziger Bastard und sollte froh sein, dass er überhaupt die Anzahlung bekommen hat.«

»Hast du das Geld noch?«

Corrales schüttelte den Kopf. »Längst ausgegeben.«

»Hast du wirklich gedacht, sie würden sich den Rest nicht von dir holen?«

Corrales musste beinahe lächeln. »Das wusste ich schon, aber ich dachte, ich hätte bis dahin etwas Extrageld von diesen Drogenlieferungen. Aber die sind ja aufgefliegen, wie du weißt ...«

In diesem Moment klingelte Corrales' Handy – eine Nummer, die er nicht kannte. »Hallo?«

»Corrales, mein Freund, ich habe gemerkt, dass du versucht hast, mich anzurufen. Ich freue mich wirklich, dass wir endlich deine Aufmerksamkeit erregen konnten.«

Er erstarrte. Es war Salou, und dieser Bastard machte sich über ihn lustig. »Pass auf, was du sagst, das rate ich dir dringend«, zischte ihn Corrales an.

»Ich bin echt enttäuscht von dir.«

»Ich weiß. Lass es mich wiedergutmachen.«

»Wir wollen jetzt aber dreimal so viel, wie ursprünglich vereinbart.«

»In Ordnung. Und ihr wisst ja, was *ich* will.«

»Natürlich.«

»Wo bist du?«

»Oh, Corrales, du weißt, dass ich dir das nicht sagen werde. Sag mir, wo du bist, und ich schicke dir einen Wagen.«

»Das wird ein bisschen dauern. Vierundzwanzig Stunden mindestens.«

»Es tut mir leid, Corrales, aber meinst du, dass ich dir noch traue, nach allem, was du getan hast? Also, ich habe keine vierundzwanzig Stunden. Ich will das Geld bis Mitternacht. Okay?«

»Das schaffe ich nicht.«

»Klar schaffst du das. Wir können das elektronisch durchziehen. Ich habe alle Informationen, die du dafür brauchst.«

Aber so wollte Corrales diesen Mann keinesfalls bezahlen. Er wollte Bargeld besorgen, um die Transaktion vor Castillo zu verbergen. Wenn er das Geld dagegen elektronisch von einem Konto des Kartells abbuchte, würde Castillo das bald merken.

»Ich komme mit dem Bargeld vorbei«, sagte Corrales. »Vor Mitternacht.«

»Nein, wie ich gesagt habe, werden wir dir einen Mann schicken, wenn du den Cash hast. Und keine Spielchen mehr, Corrales!«

»Verstanden.«

»Das hoffe ich. Das ist deine letzte Chance. Ich weiß, dass dir dein Fehler inzwischen sehr leidtut, und ich bin bereit, dir ein letztes Mal zu helfen, weil ich davon profitiere. Sonst kann dir nur noch Gott helfen, und ich bezweifle, dass er das tun wird ...«

Corrales legte auf und schaute Pablo an. »Wir müssen ganz schnell eine Menge Bargeld auftreiben. Ruf Héctor an und teile La Familia mit, dass wir ein Darlehen brauchen.«

»Jetzt borgen wir uns schon Geld von einem anderen Kartell?«, fragte Pablo.

»Stell nicht solche Fragen! Tu einfach, was ich dir sage!« Corrales zuckte zusammen, weil das Pochen in seiner Schulter plötzlich zu einem stechenden Schmerz wurde.

Etwa zweihundert Menschen hatten sich auf dem Parkplatz eines brandneuen fünfstöckigen Bürokomplexes versammelt. Jorge Rojas trat ans Rednerpult, straffte die Schultern und lächelte noch einmal die Mitglieder des Verwaltungsrats, die leitenden Mitarbeiter und die zahlreichen Büroangestellten an, die man angeheuert hatte, um sein ehrgeiziges Vorhaben zu befördern. Ein paar örtliche Journalisten waren ebenfalls gekommen, um über die historische Einweihungsfeier zu berichten.

Rojas hatte sich recht kurzfristig entschieden, die Feier zu besuchen (ursprünglich hatten seine Reisepläne dies verhindert), aber er war dann doch früher aus Kolumbien zurückgekehrt und hatte sich im letzten Moment entschlossen, das Sicherheitsrisiko einzugehen und auf dieser Veranstaltung eine Rede zu halten.

Er war in einem Konvoi von sechs kugelsicheren Geländewagen angekommen. Seine zwanzig schwer bewaffneten Leibwächter, die alle Anzüge der Firma Somoza trugen, sicherten jetzt die ganze Umgebung ab. Im zweiten Teil seiner Rede ging er noch einmal auf den Zweck seiner Gründung ein: »Wie ich bereits gesagt habe, hat das gegenwärtige medizinische Modell große Schwächen. Wir wollen uns deshalb hier auf die Präventivmedizin konzentrieren. Im Mittelpunkt unserer Bemühungen soll der Patient und nicht ein unpersönliches Gesundheitssystem stehen. Wir möchten alle Bürger Mexikos – und übrigens auch alle Lateinamerikaner – dazu bewegen, sich aktiver um ihre Gesundheitsvorsorge zu bemühen. Um diese progressiven Ideen durchzusetzen, werden wir andere gemeinnützige Organisationen unterstützen und Studenten, Professoren, Wissenschaftlern und Ärzten die notwendigen Stipendien und Geldmittel zukommen lassen. Mit der Gründung dieses Instituts verfolge ich einen ganz bestimmten Zweck: Den Menschen zu einem besseren und längeren Leben zu verhelfen. Also, ich glaube, wir

sollten jetzt endlich dieses Band durchschneiden, denn dort drüben warten sie schon mit Churros und Kaffee auf uns.«

Die Zuhörer lachten, als Rojas vom Podium herabstieg, eine übergroße Schere überreicht bekam und dann unter großem Applaus das Band durchtrennte. Er wünschte sich, dass seine Frau dies noch hätte erleben können. Stattdessen stand jetzt Alessi neben ihm, die in ihrer hochmodischen Designerkleidung und mit all ihrem Schmuck wie ein Mannequin aussah, während seine Frau immer als Dame mit Stil aufgetreten war. Neben ihr stand Castillo, der seinen Bluetooth-Empfänger in der Hand hielt und leise mit seiner Sicherheitsmannschaft sprach.

Als Rojas noch einmal aufs Podium steigen wollte, um ein paar Dankesworte zu äußern, drängte sich Inés Ortega, eine Reporterin von XEW-TV, nach vorn und hielt ihm ein Mikrofon unter die Nase. Sie war eine Frau mittleren Alters, die ihn bereits einige Male interviewt hatte, wobei ihn ihre Fragen regelmäßig geärgert hatten.

»Señor Rojas, Sie sind einer der reichsten Männer der Welt, und Ihr Einfluss macht sich überall bemerkbar. Ich kann mit meinem von Rojas betriebenen Handy telefonieren, während ich in einem Supermarkt einkaufe, der Ihnen gehört, und dafür mit Geld zahle, das auf einer Ihrer Banken liegt. Danach kann ich eine Tasse Kaffee in einem Ihrer Restaurants trinken. Sie sind allgegenwärtig ...«

»Ich bin glücklich, wenn ich Menschen helfen kann«, sagte er mit einer abwehrenden Handbewegung. »Wenn Sie keine Fragen mehr haben ...«

»Tatsächlich habe ich noch eine. Was antworten Sie Leuten, die Sie als habgierig bezeichnen? Ein Großteil unseres Landes hungert, und Sie werden immer reicher, da Ihre Unternehmen stets zu florieren scheinen ...«

»Denen antworte ich Folgendes«, sagte er und deutete auf das medizinische Institut hinter ihnen. »Wir unternehmen alles, um mit unserem Geld unserem Land und unserer Gesellschaft zu helfen. Es wird immer Kritiker geben, aber die Tatsachen sprechen für sich.

Was den Reichtum angeht, bin ich der Meinung, dass er bewahrt werden sollte, um künftigen Generationen zu nützen. Deshalb ist es auch so wichtig, dass meine Unternehmen Erfolg haben. Ich bin längst nicht mehr hier, um noch reicher zu werden. Ich bin hier, um unserem Volk und unserem Präsidenten zu helfen, die Bedürfnisse der Menschen in diesem Land zu befriedigen. Wenn Leute so etwas habgierig nennen, ist das eine völlige Missdeutung meiner tief empfundenen Überzeugungen.«

Ein Knall, nicht lauter als ein Feuerwerkskörper, erklang plötzlich im Rücken der Menschenansammlung. Unmittelbar darauf hatte Rojas das Gefühl, jemand schlage ihm mit der Faust auf die Brust. Er verlor das Gleichgewicht. Er streckte die Hand nach dem Geländer der Podiumstreppe aus, verfehlte es und fiel die Treppentufen hinunter, wobei sein Ellbogen hart auf den Beton des Vorplatzes aufprallte.

Unter den Zuhörern brach Panik aus, und überall waren Schreie zu hören. Einige versuchten zu ihren geparkten Autos zu flüchten, während andere sich einfach auf den Boden warfen. Alle suchten Deckung außer Fernando Castillo, der den Schützen im Rücken der Menge bemerkte und auf ihn zustürmte, während seine Leute den Mann einzukreisen begannen.

Aus den Augenwinkeln konnte Rojas beobachten, wie Castillo nach zwanzig Schritten das Feuer eröffnete und den Angreifer niederstreckte, bevor dieser einen Pickup erreichen konnte, der auf dem hinteren Teil des Parkplatzes unter zwei großen Eichen geparkt war. Castillo rannte zu dem am Boden liegenden Schützen hinüber und jagte ihm zwei weitere Kugeln in den Kopf. Rojas hätte es lieber gesehen, wenn man ihn noch hätte befragen können. Eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens wie er hatte viele Feinde. Vielleicht war das auch nur ein verrückter Einzelgänger gewesen, der eines Tages beschlossen hatte, jemanden zu töten, den er im Fernsehen gesehen hatte.

Während Alessi und die Reporterin Inés immer noch neben ihm standen, griff Rojas in die Innentasche seines Anzugjacketts und holte die Kugel heraus, die Somozas Schutzeinlage aufgehalten hatte. Er hob sie in die Höhe und zeigte sie den beiden Frauen. »Gott sei Dank war ich gut geschützt«, sagte er.

»Du musst unbedingt Felipe in Kolumbien anrufen und es ihm erzählen«, sagte Alessi.

Sie halfen ihm auf die Füße, während mehrere Menschen, einschließlich seines Verwaltungsrats, auf ihn zukamen und ihn fragten, ob er unverletzt sei.

Während die Sirenen der anrückenden Polizeiwagen immer lauter wurden, stieg er wieder auf das Podium hinauf. »Ich bin nicht tot«, rief er. »Und auch der Traum, den wir hier verwirklicht haben, lebt weiter!«

Die Menge jubelte.

Etwas später schaute sich Rojas auf dem Rücksitz seines gepanzerten Mercedes die Fernsehberichte der Nachrichtensender an. Alle großen Presseagenturen brachten die Geschichte als Sondermeldung: Associated Press, BBC News World, Reuters und United Press International. Sämtliche wichtigen Sender in Mexiko und den Vereinigten Staaten zeigten ähnliche Berichte oder würden sie zeigen.

Rojas versuchte wieder einmal, Miguel anzurufen. Keine Antwort. Voicemail.

»Nichts von meinem Sohn. Nichts von Sonia«, informierte er Castillo.

»Auch von Dante habe ich nichts gehört«, erwiderte dieser. »Vielleicht gibt es Probleme mit den Sendemasten. Das würde erklären, warum keiner von ihnen sich meldet.«

»Sie haben recht. Ich sollte mich nicht so sorgen, aber wenn Miguel die Berichte über den Anschlag sieht, wird er sich Sorgen machen, das weiß ich.«

»Er wird Sie anrufen«, versicherte ihm Castillo. »Und jetzt, Señor, sind Sie sicher, dass wir Sie nicht in ein Krankenhaus bringen sollen?«

»Ich möchte nur noch nach Hause.«

Alexsi legte ihre Hand auf die seine und sagte: »Es ist alles in Ordnung, Schatz. Gott sei Dank bist du so vorsichtig. Ich werde mich nicht mehr beklagen, wenn du nach Kolumbien reist.«

Er grinste schwach und versuchte, sich zu beruhigen.

Sie runzelte die Stirn. »Warum, glaubst du, wollte dieser Verrückte dich umbringen? Nur aus Neid und Eifersucht? Nach allem, was du für dieses Land getan hast? Ich kann einfach nicht glauben, dass es auf dieser Welt so viel Hass gibt.«

»Du kannst es getrost glauben«, sagte er und schaute aus den dunkel getönten Wagenfenstern. Sie fuhren jetzt auf der Autobahn in Richtung Cuernavaca, wo in einem Vorort seine hochherrschaftliche Villa lag. Plötzlich schrie er laut: »Ich möchte wissen, wer dieser Kerl war!«

»Natürlich«, sagte Castillo. »Ich arbeite schon daran. Die Ermittler werden mich sofort anrufen, wenn sie es herausgefunden haben.«

»Okay, ausgezeichnet«, sagte Rojas und atmete tief durch. Und dann war ein tiefer Seufzer der Erleichterung zu hören: Eine MMS von Miguel!

Als er sie anschaute, merkte er, dass sie keinerlei Text, sondern nur ein angehängtes Video enthielt. Er drückte zweimal auf das Video-Icon, drehte sein Handy in die Horizontale und konnte dann in Breitbildformat beobachten, wie die Kamera an Sonia heranzoomte ... und dann an Miguel ...

Rojas stockte der Atem. »Fernando! Fahr rechts ran! Fahr rechts ran!«

Ein Mann mit einer Axt kam ins Bild.

»Schau nicht hin«, sagte Sonia. »Schau einfach nicht hin.«

Rojas begannen die Hände zu zittern. »Nein!«

Es war fast dunkel, als sie ihre gesamte Ausrüstung in die beiden großen Lieferwagen verladen hatten und dann auch selbst eingestiegen waren. Einer gehörte einem Klempner, dessen Logo auf den Fahrzeugseiten prangte. Der andere beförderte normalerweise Meeresfrüchte und stank deshalb entsetzlich nach Fisch und Krabben. Samad verzog beim Einsteigen das Gesicht. Aber diese Lieferwagen waren alles, was sie hatten, insofern dankten sie trotz aller Unannehmlichkeiten Allah für sie.

Samad schätzte, dass sie bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von knapp 90 Stundenkilometern mit einer etwa 18-stündigen Fahrt rechnen mussten. Er hatte seine Männer deshalb bereits gewarnt, dass zwei lange und anstrengende Fahrttage vor ihnen lagen. Talwar und Niazi fuhren im anderen Lieferwagen mit. Sie hatten ihm versichert, sie würden alles tun, um die Männer ruhig zu halten, und sie immer wieder daran erinnern, dass sie nur während der Tankaufenthalte auf die Toilette gehen konnten. Bei einer so großen Gruppe würde das trotzdem zu einem Problem werden.

Sie waren erst 30 Kilometer gefahren, als der andere Lieferwagen mit einem Platten am Straßenrand anhalten musste. Samad warf frustriert die Hände in die Luft. Sie hatten zwar einen Reservereifen dabei und konnten deshalb den Schaden beheben. Aber sie wurden in den Vereinigten Staaten dringend erwartet, und so verursachte ihm die Verzögerung Magenschmerzen. Voller Wut ballte er die Fäuste. Die Fahrer, beides Mexikaner, schrien sich auf Spanisch an, während sie den Reifen wechselten. Samad hatte die Vermutung, dass einem der Chauffeure langsam Bedenken zu dieser obskuren Fuhre kamen. Er ging zu ihm hinüber, kauerte sich neben ihn und sagte auf Spanisch: »Wir vertrauen darauf, dass ihr uns zu unserem Bestimmungsort bringt. Das ist alles, was ihr tun müsst. Wenn ihr

bezahlt werden wollt. Und wenn ihr am Leben bleiben wollt. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Der Mann schluckte und nickte.

In diesem Moment flog ein Verkehrsflugzeug quer über den Himmel. Samad beobachtete, wie es in einer rosafarbenen Wolkenbank verschwand.

Al Rescate

*San Juan Chamula
Chiapas, Mexiko*

Inzwischen waren tiefe Schatten über den Friedhof gefallen, und die Kreuze waren nur noch als Umrisse vor den bemoosten Mauern der verlassenen Kirche zu erkennen. Moore lag auf dem Bauch und schaute an dem weiter unten liegenden Marktplatz vorbei auf die Hauptstraße, an deren Rändern sich bereits viele Einheimische und Touristen aufgestellt hatten, um den Karnevalsumzug und das anschließende Feuerwerk zu bewundern. An einigen Stellen sprangen ganze Gruppen von Feuertänzern mit bloßen Füßen über glühende Kohlen, deren Aschefunken zum Himmel aufstiegen.

Moore schwenkte sein Nachtsichtgerät etwas nach rechts zu dem Haus hinüber, vor dem immer noch das kleine blaue Auto und der Lieferwagen parkten. Torres war inzwischen zu ihrem Mietwagen hinuntergestiegen, hatte ihn zu dieser Straße gefahren und an deren unteren Ende hinter zwei kleineren Häusern abgestellt. Den Autoschlüssel hatte er unter die Fußmatte gelegt.

Moore setzte das Nachtsichtgerät ab und legte sich seine Waffe zurecht. Es handelte sich um eine Mark 11 Model o, die den Spitznamen »Pirate Killer« trug, weil die Navy-SEALs sie bei der Befreiung von Seeleuten benutzten, die von somalischen Piraten gefangen genommen worden waren. Fitzpatrick hatte so getan, als sei er

überrascht, dass Moore eine solche Militärwaffe besitze. Torres wollte dann wissen, wie er zu ihr gekommen sei. »Ich habe Ihnen doch bereits gesagt, dass die Leute, für die ich arbeite, gute Beziehungen haben«, antwortete Moore.

Und das war gar nicht einmal falsch.

Die Mark 11 war ein halbautomatisches Gewehr, das mit einem Zweibein ausgestattet war. Das Stangenmagazin konnte zwanzig 7,62×51-mm-NATO-Patronen aufnehmen. Moore pflegte jedoch zu scherzen, dass jeder, der zwanzig Kugeln brauche, um ein Ziel zu treffen, besser Politiker werden, auf jeden Fall aber das Militär verlassen sollte. Wenn Moore die Mark 11 abfeuerte, verließ das Geschoss den Lauf mit mehr als zweifacher Überschallgeschwindigkeit und verursachte dabei einen kleinen Überschallknall, der sich jedoch auflöste, wenn die Kugel vom Luftwiderstand auf Unterschallgeschwindigkeit abgebremst wurde. In den Bergen Afghanistans konnte der Schütze eine Zielperson aus 600 Meter bekämpfen, ohne dass diese etwas hörte. In einer belebten städtischen Umgebung befanden sich die Ziele meist jedoch in geringerer Distanz. Deshalb hatten Moore und der auf der anderen Seite des Hügels liegende Fitzpatrick KAC-Schalldämpfer aufgeschraubt, die die Position des Scharfschützen durch die Unterdrückung des Mündungsfeuers verbergen halfen. Läge das Ziel jedoch mehr als 800 Meter entfernt, könnte Moore feuern, ohne dass der Feind seine Position orten könnte. Natürlich galt wie stets Murphys Gesetz, sodass die Verhältnisse hier und heute für sie nicht gerade günstig waren.

Die Entfernung zum Haus und den davor postierten Wachen betrug nur 527 Meter. Der Wind wehte im Augenblick mit einer Geschwindigkeit von nur 15 Stundenkilometern aus Nordnordost. Ihr gegenwärtiger Standort lag 2170 Meter über dem Meeresspiegel und ungefähr 9 Meter höher als ihr Ziel. Zog man den Wind, die Geschossfallberechnungen und ihre gegenwärtigen Positionen in Betracht, wären die Schüsse zwar schwierig, aber nicht unmöglich.

Man würde sie sicherlich hören. Vielleicht würden sie jedoch die Feuerwerkskörper übertönen, deren Krachen von der Stadtmitte herüberhallte. Wie Moore bereits früher geäußert hatte, war dies der einzige glückliche Umstand, den sie hier ausnutzen konnten. Allerdings würden sie auch mehr als Glück benötigen, denn die wirkliche Aufgabe begann ja erst, wenn sie die Wachen vor dem Haus ausgeschaltet haben würden ...

Moore rief Towers an, der den Funk- und Telefonverkehr der Rachegeier weiter abhören ließ. »Gibt's was Neues?«

»Wir gehen noch einmal alle bisherigen Handy-Gespräche durch. Das wird eine Weile dauern. Über Funk gab es bisher nur das übliche Geplauder. Einen von ihnen nennen sie Capitán Salou. Ich habe mal nachgeschaut, was wir über ihn haben. Er hat zwanzig Jahre bei den guatemaltekischen Spezialkräften gedient und ließ sich dann pensionieren, um Söldner zu werden. Technisch ausgedrückt ist er ein bösartiger, gemeiner Arschficker.«

»Und er kann mit einer Axt umgehen«, fügte Moore düster hinzu.

»In Cristóbal geht jedoch noch etwas anderes vor. Die lokale Polizei ist in höchster Alarmbereitschaft. Anscheinend suchen sie nach einigen Vermissten.«

»Das überrascht mich nicht. Vielleicht hat Daddy herausgefunden, dass sein kleiner Junge gekidnappt wurde, und ein paar Anrufe getätigt.«

»Nun, wenn dem so ist, sollten Sie die beiden herausholen und mit ihnen von dort verschwinden, bevor Rojas' Leute eintreffen.«

»Das sehe ich auch so. Ich warte nur noch, bis die Party endlich losgeht ...«

Moore schloss die Augen, versuchte, alle fremden Gedanken zu unterdrücken und sich ganz auf die Schüsse und den Augenblick zu konzentrieren. Aber sein Bewusstsein weigerte sich, zu kooperieren, da ihn dieser Moment zu sehr an ein Trauma in seiner Vergangenheit erinnerte. Plötzlich stand er wieder am Strand von Coronado,

beobachtete, wie die Flut hereinkam, und sah, wie sich dort draußen in der dunklen See eine Hand aus den Wellen erhob ... und er hörte eine Stimme, die tatsächlich seine eigene war, voller Verzweiflung rufen: *»Verlass mich nicht! Lass mich nicht im Stich!«*

»Wir müssen zurück!«

»Er hebt ab! Es geht nicht!«

»Tu das nicht, Max! Tu das nicht!«

»Ich hab keine Wahl! Sei endlich ruhig! Wir ziehen ab!«

Moore beutelte es heftig, als er diese Stimmen hörte.

Und dann ließ sich eine weitere Stimme aus seiner Vergangenheit vernehmen: *»Ihr seid die Klasse 198. Ihr seid die Kämpfer, die wegen ihrer Teamarbeit überlebt haben.«*

Er gehörte jedoch nicht mehr dazu. Er hatte die Navy durch Täuschung dazu gebracht, ihn ihrer für würdig zu halten, aber eigentlich hätte er niemals ein SEAL werden dürfen. Er hatte deren Grundregel gebrochen und hätte dafür bestraft werden müssen. Da dies nicht geschehen war, dachte er, er müsse das eben selbst erledigen. Er verdiente kein aufrechtes Leben mehr nach dem, was er getan hatte. Nein, er verdiente es ganz bestimmt nicht mehr.

In der Zeit seiner tiefsten Depression hatte er dann versucht, seine Stimmung zu heben, indem er buchstäblich von hoch oben nach tief unten durch die Luft segelte. Dabei ging es jedoch nicht um reines Fallschirmspringen, das er ja bereits kannte. Ein paar gute Freunde hatten ihm von einer äußerst exotischen Sache erzählt, die sie im norwegischen Romsdal-Tal erlebt hatten. Er reiste sofort dorthin. Zwei Tage nach seiner Ankunft trug er einen sogenannten Wingsuit und sauste mit 250 Kilometer pro Stunde durch die Luft. Er sprang von einem fast 1000 Meter hohen Kliff ins Tal hinunter, wobei er die günstigen Winde ausnutzte, die dort während der Sommersonnenwende herrschten. Dieser »Flügelanzug« mit seinen Flächen aus Stoff zwischen den Armen und Beinen erlaubte es ihm, wie ein Vogel die Aufwinde auszunutzen und beträchtliche Strecken horizontal zurückzulegen. Das war also kein

freier Fall, sondern eine sehr schnelle und sehr gefährliche Form des Gleitens. Moore konnte diesen Gleitflug durch leichte Links- und Rechtsdrehungen steuern. Das nützte er dann auch weidlich aus. Manchmal segelte er um Haaresbreite an den Felswänden vorbei.

Er bog so dicht um einen Felsvorsprung herum, dass er ihn fast mit den Händen hätte berühren können, dann kippte er nach links ab und sauste in einem 45-Grad-Winkel nach unten, während der Wind wie ein Orkan um ihn pffte. Der Tod war jetzt ganz nahe, er flüsterte ihm ins Ohr, und er schloss allmählich Frieden mit sich, dem Wind und dem Tal. Ein paar Sekunden lang schloss er die Augen. Er wusste, dass er jetzt bald die Reißleine ziehen musste, aber er verzögerte diesen Moment ganz bewusst, er wollte jede Sekunde auskosten und seine Euphorie vergrößerte sich noch, wenn er an den harten Felsboden dort unten dachte.

Doch dann zog er die Reißleine. *Wumm*. Der Fallschirm öffnete sich, und er schwebte sanft nach unten. Es war vorbei.

Von irgendwo hinter ihm brüllte seine Gruppe Beifall.

Keiner dieser fünfzehn Extremsportler, die für dieses Erlebnis aus der ganzen Welt gekommen waren, war schneller und weiter geflogen als Moore. Auf jeden Fall war sein Flug der gefährlichste gewesen, der nichts mehr mit einem Touristenvergnügen zu tun gehabt hatte, sondern eines Hollywood-Actionfilms würdig gewesen wäre. Er begriff erst, was er gerade getan hatte, als die anderen ihn voller Ehrfurcht anschauten, als ob seine Schläfen schlagartig ergraut seien und er dem Schöpfer begegnet wäre.

Danach lud sie ihr norwegischer Kursleiter Björnolf zum Essen ein. Während alle das *Smørrebrød* und den Räucherlachs genossen und mit vielen Tassen dunkel geröstetem Kaffee hinunterspülten, nahm er Moore kurz beiseite und fragte ihn in seinem Englisch mit einem starken skandinavischen Akzent: »Warum wollen Sie sterben?«

»Wie bitte?«, erwiderte Moore und schaute ihn entgeistert an.

»Ich habe das schon Abertausende Male mit vielen, vielen Kunden gemacht. Aber noch nie ist jemand so geflogen wie Sie. Nicht einmal ich selbst. Und dabei hatten Sie zuvor nur drei Übungssprünge absolviert.«

»Ich habe Ihnen doch erzählt, dass ich in der Navy war.«

Der Norweger schüttelte den Kopf. »Das spielt keine Rolle. Sie sind viel zu nahe an den Felsen vorbeigeflogen. Sie haben viel zu lange gewartet, bis Sie die Reißleine gezogen haben. Es tut mir leid, aber ich werde Sie nicht mehr mitnehmen.«

»Machen Sie Witze? Ich habe bereits für zwei weitere Tage bezahlt.«

»Das tut mir leid, Mr. Moore. Ich kann nur mit Leuten zusammenarbeiten, die überleben wollen. Ich weiß nicht, was Ihr Problem ist, aber ich werde es nicht zu meinem werden lassen. Ich werde Ihnen Ihr Geld zurückerstatten.«

»Das gibt's doch nicht!«

»Hören Sie, Sie sind nicht der Erste, der hier mehr gesucht hat, als ich ihm geben kann. Lassen Sie sich helfen. Was immer Sie bedrückt, ich bin sicher, dass Sie darüber hinwegkommen. Aber das hier ist bestimmt nicht der Weg. Es tut mir leid.«

Moore wäre am liebsten aufgestanden und hätte diesem langhaarigen Klugscheißer eine verpasst, aber in den Augen dieses Mannes konnte er nur Besorgnis erkennen – und außerdem war der Typ kein Jungspund mehr, er war wahrscheinlich so alt wie Moore und war wohl in seiner Karriere genug emotional geschädigten Adrenalinsüchtigen begegnet, die ebenfalls versucht hatten, sich selbst zu bestrafen.

»Wie lernt man, sich selbst zu vergeben?«, fragte Moore. Dabei wurde ihm bewusst, dass er nicht mehr mit einem norwegischen Extremsportler, sondern mit einer Hügelkette in San Juan Chamula sprach.

»Wenn Sie bereit sind, über diese Sache zu reden, kommen Sie einfach wieder hierher. Ich möchte Ihre Geschichte hören. Ich bin ein alter Mann. Und ich bin ein guter Zuhörer.«

Vielleicht wusste der alte Wazir in seinem gut geschützten Anwesen in den Bergen wirklich eine Antwort ...

Die ersten explodierenden Feuerwerkskörper wurden von der erwartungsvollen Menge freudig begrüßt. Bald war das ganze Tal von einem einzigen Krachen, Knattern und Knallen erfüllt. Genau in diesem Moment klingelte Moores Handy.

»Wegen mir kann's losgehen, Boss!«

»Sachte, sachte, nicht so schnell«, sagte Moore, schob sein Gewehr ein Stück nach rechts und beobachtete, wie sich die Vordertür öffnete und der ältere Typ, den Moore für Salou hielt, aus dem Haus trat.

»Vielleicht will er das Feuerwerk sehen«, sagte Fitzpatrick.

»Er muss diese Tür zumachen. Andernfalls sind wir aufgeschmissen.«

Salou stand da, langte in seine Tasche und holte eine Schachtel Zigaretten heraus. Er zündete sich eine an, nahm einen langen Zug, dann stand er wieder nur da und schaute zu den Lichtern des Umzugs hinüber.

»Los, beweg dich«, murmelte Moore, während eine weitere Salve von Feuerwerkskrachern knatterte und von den Bergen widerhallte. Schüsse aus einem schallgedämpften Gewehr wären in diesem Tumult nicht weiter aufgefallen, aber dieser Schurke hatte diese Gelegenheit vereitelt.

»Oh, Scheiße. Sehen Sie ihn? Sehen Sie Torres? Was zum Teufel tut er da?«, fragte Fitzpatrick.

Torres hatte an den beiden Autos Sprengkörper angebracht, die er hochgehen lassen sollte, kurz nachdem Moore und Fitzpatrick mit ihren Scharfschützengewehren die Wächter ausgeschaltet hatten. Aber jetzt ging der Narr direkt auf die Vordertür des Hauses zu.

Ein neugieriger Salou zog noch einmal an seiner Zigarette und stieg dann von der Eingangsveranda herunter.

»Was zum Teufel denkt er sich dabei?«, fragte Moore.

»Was ist das denn?«, rief Fitzpatrick erstaunt, als Torres doch tatsächlich Salou die Hand schüttelte. »Dieser Hurensohn! Ich glaube, Torres kennt diesen Typen! Verdammte Scheiße! Ich glaube, der spielt ein doppeltes Spiel!«

»Dann muss er weg, schießen Sie auf ihn, schießen Sie!«, rief Moore, während Salou Torres den Arm um die Schulter legte und ihn in Richtung Haus führte. Dieser fette Bastard hatte sie alle ver-scheißert, und jetzt würde er den Guatemalteken alles verraten. Vielleicht hatten er, Zúñiga und Salou schon längst ein Abkommen geschlossen und Moores Gruppe ganz bewusst an den Verhandlungen nicht beteiligt.

Wäre Torres andererseits dumm genug, sich so zu benehmen, wenn er doch wusste, dass Moore und Fitzpatrick ihn beobachteten? Vielleicht war ihm das auch schon längst egal.

Nun, Moore sollte es nie herausfinden ...

Er zielte auf den Fettsack und schoss ihm den gesamten Hinterkopf weg. Durch die Wucht des Einschlags drehte er sich um die eigene Achse wie ein Ölfass, das von einem Frachtschiff kippt. Er krachte auf den Boden und hauchte seine Seele aus, wenn er denn eine besaß.

Moore nahm jetzt den ersten Wächter ins Visier, der bereits hinter einem Baum auf der Nordseite hervorgekommen war und die Hügel mit den Augen absuchte. Moore musste sein Gewehr neu ausrichten, den Laufweg des Gangsters berechnen und rechtzeitig feuern, in der Hoffnung, dass der Kerl direkt in seinen Schuss hineinlief. *Bingo*. Die Kugel traf ihn direkt in die Brust, aus der das Blut noch herausspritzte, als er rücklings auf dem Boden lag. Das alles hatte sich während eines einzigen Herzschlags abgespielt.

Gleichzeitig war trotz des Schalldämpfers ein leiser Knall zu hören, als Fitzpatrick seinerseits sein Gewehr abfeuerte. Dem ersten

Knall folgte gleich darauf ein zweiter. Der DEA-Agent hatte hoffentlich gut getroffen, denn er wollte Sonia auf keinen Fall verlieren.

Und das würden sie auch nicht.

Moore würde sonst als Erster sterben. Diese Entscheidung war gefallen.

Sicher, er kannte die Frau nicht einmal, aber er konnte trotzdem den Gedanken nicht ertragen, dass man sie verlieren könnte. So unlogisch das sein mochte, er redete sich doch ein, dass er durch ihre Rettung auch einen Teil von sich selbst retten könnte. Wenn er versagte, wäre auch sein Leben nichts mehr wert.

Jetzt entdeckte er seinen zweiten Wächter und schoss zweimal auf ihn, als dieser am Haus entlang in Richtung Vordertür lief.

Genau in diesem Augenblick explodierten nacheinander die beiden Autos, wobei ihre Kühlerhauben ein ganzes Stück in die Luft geschleudert wurden und die Blitze der Explosionen das Haus kurzzeitig in einen fast jenseitigen Glanz tauchten. Moore hatte das nicht mehr erwartet, da Torres die Fernzünder für die beiden Sprengladungen bei sich gehabt hatte.

Ob Torres noch lange genug gelebt hatte, um die Autos in die Luft zu sprengen, oder eine Zeitzündung eingerichtet hatte, konnte Moore nicht sagen. Er hielt den Fettwanst eigentlich nicht für clever genug, um mit einem solchen Zeitzünder umzugehen. Er selbst hatte ihm vorher auf möglichst einfache Weise erklärt, wo er das C4 und die Drähte anbringen musste und wie der Fernzünder funktionierte. *Dann nehmen Sie Ihren fetten Daumen und drücken auf diesen Knopf. Verstanden, Schwachkopf?*

Was auch immer passiert sein mochte, diese beiden Autos mussten ausgeschaltet werden, was hiermit erledigt war.

»Auf geht's!«, rief Moore zu seinem Partner hinüber, zog seine beiden Glocken und lief den Hügel hinunter, so schnell er konnte. Fitzpatrick holte ihn auf halbem Weg ein.

Vorher hatten sie bereits eine schwarze strapazierfähige Hose, ein gleichfarbiges langärmliges Hemd und eine Kevlar-Weste

angezogen und sich Sturmhauben über den Kopf gezogen. Auf die Weste hatte Torres jedoch verzichtet, da sie ihm einfach zu klein war.

Als Moore am Fuß des Hügels ankam, sah er Salou mit einem Gewehr in der Hand aus dem Haus stürzen. Hinter ihm kamen Sonia und Miguel, deren Beinfesseln man gelöst hatte, deren Hände allerdings immer noch auf den Rücken gebunden waren. Beide wurden von jeweils zwei mit Pistolen bewaffneten Männern herausgezerrt. Da sie keine Transportmittel mehr besaßen und annehmen mussten, dass die brennenden Autos die Aufmerksamkeit auch der Zuschauer des Umzugs auf sich ziehen würden, stand den Guatemalteken nach Moores Ansicht nur noch ein Fluchtweg offen: Das schmale Sträßchen, das direkt nach Osten aus der Stadt herausführte.

Tatsächlich machte sich die ganze Truppe in diese Richtung auf den Weg. Als Salou über die Schulter schaute, entdeckte er Moore und rief seinen Männern etwas zu.

Aber Moore hatte so etwas vorausgesehen. Er feuerte mit beiden Pistolen, während er über einen Erdhügel sprang, um sich dahinter in Deckung zu bringen. Der Pulverdampf rief seltsamerweise angenehme Erinnerungen hervor und flößte ihm neue Zuversicht ein. Salou hatte sich von der Gruppe abgesetzt, was sich als sein letzter Fehler auf dieser Welt erweisen sollte. Während der alte Haudegen seine AK-47 auf Moore richtete, schlugen bereits zwei Kugeln in seine Brust und eine Kugel in seinen Hals ein. Die letzte traf ihn dann in den Oberschenkel. Er fiel auf die Knie und verriss sein Gewehr, sodass seine Kugeln 10 Meter von Moore entfernt in den Boden schlugen.

Moore wusste nicht, ob sich im Haus noch weitere Männer aufhielten. Sie mussten das jedoch unbedingt herausfinden. »Das Haus sichern!«, forderte er Fitzpatrick auf. Die beiden Männer, die Miguel bisher festgehalten hatten, schubsten ihn jetzt auf Sonia,

entfernten sich ein paar Schritte von den beiden und warfen sich zu Boden, um das Feuer zu erwidern.

Moore duckte sich noch tiefer hinter den Erdhügel, rollte sich dann nach rechts ab und schoss zurück. Die ersten drei Schüsse gingen daneben. *Scheiße*. Das hatte er davon, wenn er nur mit einer Hand feuerte, obwohl sein erster Angriff auf Salou immerhin tödlich genau gewesen war. Er richtete sich etwas weiter auf, zielte und traf den Kerl auf der rechten Seite, der sich zuvor durch sein Mündungsfeuer verraten hatte. Gleichzeitig schlug ein Schuss knapp 20 Zentimeter vor Moore ein.

Die Musik des Umzugs drang durch das ganze Tal, und die Trommeln, Gitarren und Trompeten inmitten immer neuer Feuerwerkskörper übertönten alle anderen Geräusche. Für ein paar Sekunden war sich Moore nicht sicher, ob die Typen immer noch auf ihn schossen.

Dann sprang er auf und rannte zum Haus hinüber. Er musste unbedingt Fitzpatrick unterstützen. Der schnelle Lauf in seinen schweren Stiefeln raubte ihm fast den Atem. In seinen Ohren rauschte das Blut.

Zur selben Zeit eilten die drei Typen mit Miguel und Sonia im Schlepptau stadtauswärts das Nebensträßchen hinauf, wie es Moore vorausgesehen hatte. Als er um die Ecke des Hauses bog, stürmte Fitzpatrick gerade hinein.

Plötzlich ratterten Sturmgewehre und splitterte Glas. *Verdammt*, Salou hatte doch einige seiner Männer im Haus zurückgelassen. Fitzpatrick musste jetzt jedoch allein mit ihnen fertig werden. Moore drehte um und eilte wieder der Gruppe hinterher, die gerade auf ein weiteres Haus in der Nähe der Hügelkuppe zulief. Davor parkten zwei alte Autos. Als Moore gerade an einem verrotteten alten Zaun entlangstürmte, hörte er, wie Sonia die Männer anschrie und verfluchte. Die davorstehenden Autos versperrten ihm jedoch den Blick.

Das war's. Mehr musste er nicht hören. Er konnte zwar nichts mehr an dem ändern, was in dieser Nacht auf der Ölplattform geschehen war, aber er konnte vielleicht verhindern, dass so etwas noch einmal passierte. Sonia durfte auf keinen Fall sterben.

Plötzlich bahnte sich die gesamte Wut Bahn, die in ihm seit dieser unseligen Nacht geschwelt hatte. Sein Herz platzte fast vor Zorn, dass er sich seitdem nicht vergeben konnte. Diese Gefühle trieben ihn an, als er mit voller Kraft den Hügel hinauf den Schreien dieser Frau entgegenstürmte, wobei ihn der eiskalte Atem eines Geistes von hinten anhauchte.

Als er um die Autos herumbog, sah er, dass sich Sonia von dem einen Mann losgerissen hatte und jetzt nur noch von einem einzigen Kerl festgehalten wurde. Als dieser Moore bemerkte, hielt er ihr seine Pistole an den Kopf.

Die beiden anderen zielten mit ihren Pistolen auf Miguels Brust. Der junge Mann weinte und flehte um sein Leben.

Hier war keine Zeit mehr für Verhandlungen. Moore konnte diese Typen auch nicht mehr mit dem Argument zur Aufgabe überreden, dass ihr Boss ja tot sei und sie nichts gewinnen würden, wenn sie jetzt noch weitermachten. Die Würfel waren gefallen.

Das Adrenalin floss ihm wie geschmolzene Lava durch die Adern. Gleichzeitig ermöglichte es ihm seine jahrelange Ausbildung und Erfahrung als Navy-SEAL und CIA-Agent und die Hunderte von Stunden, die seine Ausbilder ihn angeschrien, angeleitet und belobt hatten, die Situation im Bruchteil einer Sekunde zu erfassen. Er reagierte jetzt wie der Mann, der er war: ein Kämpfer, dessen Muskeln sich ans Töten erinnerten.

Er biss die Zähne zusammen und entschloss sich, die eigene Schuld zu bekämpfen, die sich gerade in diesen drei Mitgliedern der guatemaltekischen Todesschwadronen verkörperte. Er schaute den Kerl an, der Sonia festhielt, und schrie: »Hey!«

Der Typ riss die Augen auf.

Peng! Moore schoss ihm eine Kugel in den Kopf.

Dass die beiden anderen Männer jetzt wahrscheinlich Miguel töten würden, war ohne Belang. Hier ging es nur um Sonia.

Der Junge hatte jedoch das Glück, dass die Guatemalteken zuerst Moore ausschalten wollten, bevor sie ihn umbrachten.

Moore gelang es jedoch auch dieses Mal, zuerst zu feuern. Er traf beide mitten in die Brust. Dabei geriet er ins Straucheln, kam aber gleich wieder ins Gleichgewicht. Er trat auf die beiden Gangster zu und setzte sie mit jeweils einem Schuss endgültig außer Gefecht. Plötzlich war neben den Karneval-Trompetern auch noch das Geheul von Polizeisirenen zu hören. Ein paar Sekunden stand Moore einfach nur da, in seinem Kopf begann sich alles zu drehen und er hatte im Adrenalinrausch das Gefühl, dass seine Brust gleich explodieren würde.

»Wer sind Sie?«, rief Miguel.

Moore antwortete ihm auf Spanisch: »Ich arbeite für Ihren Vater.« Er holte aus seiner Hüfttasche ein Karambit, ein Messer mit einer klauenförmigen Klinge, dessen Schneide wie eine Melonenscheibe gekrümmt war. Er schnitt zuerst Sonias und dann Miguels Fesseln durch. Dann deutete er die Straße hinunter. »Da unten steht ein Auto. Gleich da vorn. Die Schlüssel liegen unter der Fußmatte. Das nehmen Sie. Sie verschwinden von hier, ohne sich umzusehen. Fahren Sie zum Flughafen. Fliegen Sie heim. Und zwar jetzt gleich!«

»Los! Komm!«, rief Sonia und zog Miguel hinter sich her.

Moore stand noch ein paar Sekunden da, um wieder zu Atem zu kommen, dann steckte er seine Pistole ins Holster und eilte zurück ins Haus. Er stieg über Torres' Leiche und betrat das Wohnzimmer. Dort lag Fitzpatrick mit zwei Schusswunden im Kopf auf dem Boden.

»Oh, verdammt ... Kumpel, nicht doch ...«

Er ließ sich neben ihm auf die Knie fallen, aber der DEA-Agent war tot. Moore riss ihm die Sturmhaube vom Kopf und schaute ihn eine ganze Weile lang still an.

Dann klingelte irgendwo draußen ein Telefon. Moore stand auf, beugte sich über Torres' Leiche und suchte nach dessen Handy. Er fand es in seiner Hüfttasche. Es war Zúñiga.

»Hallo?«

»Luis, bist du das?«

»Nein, Señor Zúñiga, hier ist Señor Howard. Ich habe ganz schlechte Neuigkeiten. Luis und Flexxx sind tot. Rojas' Sohn und seine Freundin konnten fliehen ...«

»Was soll das heißen?«, schrie Zúñiga. »Sie haben doch behauptet, dass Ihre Organisation mächtig ist!«

»Ich komme nach Juárez zurück. Ich muss mich mit Ihnen treffen.«

»Wenn Sie klug sind, dann lassen Sie das lieber, Mr. Howard. Sie würden dieses Treffen nicht überleben.«

»Hören Sie. Wir sind noch nicht fertig miteinander. Ich rufe Sie nach meiner Rückkehr an.« Moore legte auf, steckte Torres' Handy in die eigene Tasche, dann ging er zu Salous Leiche hinüber und griff sich auch dessen Mobiltelefon. Zurück im Haus rief er Towers an, um ihm zu berichten, was hier vorgefallen war.

»Ich kann nicht ohne Fitzpatrick's Leiche von hier verschwinden.«

»Fahren Sie in die Berge, genau nach Norden. Ein Rettungsteam ist bereits unterwegs.«

Moore seufzte. »Danke.«

Er beugte sich nach unten und nahm Fitzpatrick's Körper in den Feuerwehrgriff. Seine Augen begannen zu brennen. »Keine Sorge«, flüsterte er. »Ich bringe dich von hier weg.«

Als er ihn nach draußen und um das Haus herum trug, beschleunigten die verdammten Sirenen seine Schritte. Plötzlich brauste ein Privatauto heran und bremste. Zwei Teenager sprangen heraus, um die Leichen zu begaffen.

»Ich brauche Hilfe!«, rief Moore. Dann holte er seine Glock aus dem Holster. »Was bedeutet, dass ich mir euren Wagen ausleihen muss.«

Sie hoben die Hände und wichen ein Stück zurück. Moore öffnete die Hintertür des Autos und bugsierte Fitzpatrick auf den Rücksitz. In diesem Moment hätten die Jungen ihn angreifen können, sie waren jedoch klug genug, in seinen Gesichtszügen ihre Zukunft zu erkennen. »Keine Angst«, versicherte er ihnen. »Ihr bekommt euer Auto zurück.«

Er stieg ein und trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Der kleine, schwache Motor heulte auf, als der Wagen die Straße in die Berge hinaufjagte.

Insomnio

*Villas Casa Morada
San Cristóbal de las Casas
Chiapas, Mexiko*

Die Polizei hatte das Hotel gründlich nach Miguel und Sonia abgesucht. Sie hatten Digitalfotos der beiden erhalten und sie dem Hotelpersonal und den Gästen vorgelegt. Dante Corrales beobachtete sie von einem Auto auf der anderen Straßenseite aus. Maria hatte vier Männer mitgebracht. Einen hatte er ins Hotel geschickt, um Näheres zu erfahren.

»Haben Sie die vermissten Touristen gesehen?«, fragten sie ihn.

»Nein«, log er.

Pablo saß rechts und Maria links von Corrales auf der Rückbank. Dessen Schulter schmerzte immer noch, als er den Fahrer zum Weiterfahren aufforderte.

»Dante, wenn du nicht bald mit Fernando sprichst, dann weiß ich nicht, was ich tun soll. Sie werden mich dann zusammen mit diesen Männern jagen und töten.«

»Ich werde mit ihm reden«, log Corrales. »Keine Angst. Fernando hatte zu keiner Zeit Kontakt zu ihnen, also werde ich mich um alles kümmern.«

»Und was willst du tun?«, fragte Maria.

»Wie ich gesagt habe. Wir bekommen das Geld von La Familia, und dann rufen wir Salou an. Er hat die beiden in seiner Gewalt. Wir bekommen sie zurück, und alles ist gut.«

»Und wie erklärst du das alles Castillo?«

»Da denke ich mir schon etwas aus. Andererseits bin ich mir sicher, dass er im Moment vor allem herausfinden will, was er selbst falsch gemacht hat und wie dieser Attentäter so nahe an den Boss herankommen konnte.«

Plötzlich drehte sich der Fahrer, der die ganze Zeit die Nachrichten im Autoradio verfolgt hatte, um und sagte: »In San Juan Chamula gab es eine Riesenschießerei. Es soll viele Tote gegeben haben.«

»Glaubst du, dass sie es waren?«, fragte Pablo.

Corrales sank das Herz in die Hose. Er schaute auf die Uhr. »Wir haben noch genug Zeit, um es herauszufinden.« Er beugte sich zum Fahrer vor. »Bring uns dorthin. Sofort!«

Die Lage hätte nicht verwirrender sein können. Als Corrales und seine Begleiter in dem Städtchen eintrafen, schickten sie wieder einen der Männer los, der mit folgendem Bericht zurückkehrte: Anscheinend seien aufständische Soldaten getötet worden. Die Polizei habe das ganze Gebiet abgeriegelt.

»Ich habe nach Raúl gesucht, wie du es befohlen hast«, fuhr der Mann fort. »Sie haben eine kopflose Leiche abtransportiert, deren Hosen kakifarben waren. Ich glaube, es war Raúl.«

Corrales knirschte mit den Zähnen und tippte eine Nummer in sein Handy ein. Salou antwortete nicht. Womöglich war er ebenfalls unter den Toten. Waren Castillos Männer gekommen und hatten Salou angegriffen? Wenn ja, warum hatte er dann Corrales nicht informiert?

Jetzt musste dieser noch einmal La Familia anrufen und ihnen erklären, dass er dieses Darlehen doch nicht brauchte. Das würde sie natürlich ziemlich wütend machen. Es stimmte schon, er musste mit Castillo reden, um die Sache irgendwie zu bereinigen.

Aber nicht jetzt. Es war noch zu früh. Er hatte sich noch keine Geschichte ausgedacht, die er ihm aufstischen wollte ...

»Wir sollten zum nächsten Flughafen fahren«, sagte er nach kurzem Nachdenken. »Verschwinden wir von hier. Es ist egal, ob wir die ganze Nacht durchfahren. Direkt im Norden von hier liegt Villahermosa. Den Flughafen dort haben wir schon früher benutzt.«

»Ich habe Angst, Dante«, sagte Maria. »Ich habe fürchterliche Angst. Ich möchte nur noch nach Hause.«

Er legte ihr seinen gesunden Arm um die Schulter und flüsterte: »Ich weiß, aber ich habe dir doch gesagt, dass alles am Ende gut ausgehen wird.«

Corrales' Handy klingelte. Es war Castillo. Er sollte mit ihm sprechen, die Wahrheit herausfinden und Castillos Fragen mit Lügen beantworten: Sie haben uns angegriffen, aber ich weiß nicht, warum. Stattdessen verbarg er das Display vor Maria und ignorierte den Anruf.

Er schloss die Augen und legte den Kopf auf die Rücklehne. Diese verbrannten Autos vor dem Haus in Chamula hatten in ihm eine Saite berührt. Jetzt wollte er jedoch nur noch schlafen, so lange schlafen, bis alle seine Probleme aus der Welt waren.

Das Telefon klingelte wieder. Castillo. Er schaltete es aus.

Das alles war nur passiert, weil Corrales einen schweren Fehler gemacht hatte: Er hatte angenommen, Salou würde niemals den Mut aufbringen, sich mit dem mächtigen Juárez-Kartell anzulegen. Er würde es hinnehmen, dass man ihn auf diese Weise betrogen hatte und sich aus Angst vor den Folgen nicht dafür rächen. Aber Corrales war eben nie Soldat gewesen und hatte nicht mit der Entschlossenheit solcher Militärs gerechnet. Diesen Fehler würde er bestimmt nie wieder machen.

Auf der Rückfahrt von Chamula hatten Miguel und Sonia einen kleinen Streit. Er meinte, sie sollten direkt zur Polizei gehen, sie befürchtete jedoch, dass die Polizisten mit den Männern

zusammenarbeiten könnten, die sie gekidnappt hatten. Sie war der Meinung, sie sollten tun, was dieser Soldat seines Vaters ihnen geraten hatte und zum Flughafen fahren. Ihre Kidnapper hatten ihnen die Handys weggenommen, und Miguel meinte, dass sie wenigstens kurz anhalten sollten, damit er seinen Vater anrufen könnte.

Sonia war jedoch strikt dagegen. Sie saß am Steuer und raste die schmale Straße entlang, bis ihnen auf der linken Seite ein kleiner gelber Wegweiser die Richtung zum Flughafen von San Cristóbal de las Casas anzeigte.

Erst als sie das bescheidene Terminal erreicht hatten, hielt Sonia an und sagte: »Okay, wir rufen deinen Vater an. Ich glaube, jetzt kann uns nichts mehr passieren ...«

Miguel fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und rieb sich seine müden Augen, als sie zum Flughafengebäude hinübergingen, wo sie eine Telefonzelle fanden, die allerdings nur Telefonkarten akzeptierte. Fluchend rannten sie hinüber zu einem kleinen Laden, wo sie eine Karte für 30 Pesos erstanden.

Mit zitternden Händen wählte er die Nummer seines Vaters, erreichte jedoch wie erwartet nur dessen Anrufbeantworter. Natürlich hob er nicht ab, da ihm die Nummer ja völlig unbekannt war.

Miguel sprach jetzt einen leicht panischen, lückenhaften Bericht auf seines Vaters Voicemail. Er sei noch am Leben, und er und Sonia seien unverletzt. Er habe keine Ahnung, was Corrales und den beiden anderen passiert sei. Er sei jedoch dankbar, dass seines Vaters Männer noch rechtzeitig gekommen seien, auch wenn er nicht verstehen könne, warum sie sie bei ihrer anschließenden Flucht nicht begleitet hätten.

Nachdem er aufgelegt hatte, schaute er Sonia in die Augen und schüttelte ungläubig den Kopf. »Du bist die stärkste Frau, die ich kenne. Stärker sogar als meine verstorbene Mutter – und das will etwas heißen.«

»Willst du etwa andeuten, dass du nicht glauben kannst, dass ich so stark bin – obwohl ich doch eine Frau bin?« Sie zog eine Augenbraue nach oben.

Er grinste. »Nein, ich wollte dir eigentlich nur *danken*.« Er beugte sich vor und küsste sie.

»Gern geschehen«, entgegnete sie.

»Wie konntest du nur so ruhig bleiben? Ich dachte ständig, ich falle gleich in Ohnmacht.«

»Ich glaubte nicht, dass sie uns töten würden. Wir waren doch für sie viel zu wertvoll. Also habe ich mich entschieden, stark zu bleiben ... für dich.«

»Trotzdem ...«

»Na ja, manchmal bin ich mehr wütend als ängstlich ...«

»Ich hoffe, das kannst du mir eines Tages auch beibringen. Ich möchte von dir lernen.«

Sie atmete tief durch und schaute weg. Ihre Lippen begannen zu zittern, als ob sie gleich anfangen würde, zu weinen.

»Was ist los?«

»Nichts.«

Miguel schaute auf einen Flachbildschirm im Terminal. Sie zeigten gerade die Aufnahme einer in alle Richtungen davontstiebenden Menschenmenge. Der Bildtitel dazu lautete: MORDANSCHLAG AUF JORGE ROJAS.

Ihm stockte der Atem.

Villa Rojas

Cuernavaca, Mexiko

90 km südlich von Mexico City

Jorge Rojas hatte als Hauptwohnsitz eine Stadt gewählt, die für ihre spanischen Sprachschulen in der ganzen Welt bekannt war. Ebenso berühmt war Cuernavaca für seine üppigen Parks und Gärten, für seinen bezaubernden »Zocalo«, die Innenstadt, mit

ihrer historischen Kolonialarchitektur und ihren zahlreichen Restaurants und Straßencafés sowie seine Universität, die Künstler und Intellektuelle aus der ganzen Welt anzog. Die Villa Rojas, ein barockes Stadtpalais aus dem 16. Jahrhundert mit einer Fläche von über 750 Quadratmetern, lag auf einer Anhöhe, von der aus man die ganze Stadt überblicken konnte. Es war sogar noch prächtiger ausgestattet als Rojas' Ferienresidenz in Acapulco. Es gab dort eine Bibliothek, ein Heimkino, ein Spielzimmer, einen Fitnessraum und alle anderen Annehmlichkeiten, die man von einem Wohnpalais erwartete, das einem Mann seiner Bedeutung gehörte. Seine Frau hatte es einst »La Casa de la Eterna Primavera« getauft und es mit einem ganzen Team von Innenarchitekten sehr geschmackvoll eingerichtet. Nach ihrem Tod hatte er nicht die kleinste Kleinigkeit verändert. Diese Villa war sein Rückzugsort, sein Shangri-La, nach dem er sich immer sehnte, wenn er auf Reisen war. In Cuernavaca war er von seiner Familie und den Erinnerungen an seine geliebte Frau umgeben. In der Vergangenheit hatte er manchmal monatelang seine Geschäfte von hier aus erledigt und das Anwesen in der ganzen Zeit nur ganz selten verlassen. Sein Feriendomizil in Punta de Mita war ein großartiger Ort für Partys und Wohltätigkeitsveranstaltungen, aber sein Herz wurde dort im Gegensatz zu seiner hiesigen Residenz nie heimisch.

Er stand in seiner Bibliothek an einer Schiebeleiter vor einem Wall aus mehr als zweitausend Büchern. Er trug seinen seidenen Hausmantel und hörte sich in seinem Handy gerade die Voicemail seines Sohnes an. In der vergangenen Stunde war er so lange in diesem Raum auf und ab gegangen, dass er auf dem burgunderroten Plüschteppich einen regelrechten Pfad hinterlassen hatte. Als er jetzt dem Kurzbericht seines Sohnes lauschte, wurden ihm die Knie schwach. Während er mit einem Piloten über ein Wartungsproblem eines seiner Flugzeuge gesprochen hatte, war plötzlich diese Botschaft angezeigt worden, allerdings unter einer Nummer, die ihm nicht bekannt war. Jetzt wandte er sich dem neben ihm

stehenden Castillo zu: »Gott sei Dank, sie sind okay. Sie wurden von unseren Männern gerettet.«

»Das ist ausgeschlossen«, sagte der Einäugige. »Unser Team ist dort gerade erst eingetroffen.«

Rojas runzelte die Stirn. »Vielleicht war mein Sohn irgendwie verwirrt, aber das ist auch egal. Gott sei Dank ist er in Sicherheit. Schicken Sie das Team sofort zum Flughafen. Ich rufe ihn jetzt zurück.«

»Ja, Señor.«

Aber Castillo rührte sich nicht von der Stelle. Er runzelte nur die Stirn und versuchte offensichtlich, mit einem Problem klarzukommen.

»Stimmt etwas nicht, Fernando?«

»Ich habe den Kontakt zu Dante und seinem Team verloren. Vielleicht waren sie es, die ihnen geholfen haben?«

»Nein, das hätte mein Sohn bestimmt erwähnt. Er meinte sogar, er habe Dante und sein Team nicht mehr gesehen, seit das alles in San Cristóbal angefangen hat.«

»Dann stimmt hier etwas nicht, Señor. Miguel ist ein kluger Junge. Ich glaube nicht, dass er etwas verwechselt hat.«

»Nun, ich überlasse es Ihnen, herauszufinden, was tatsächlich passiert ist. Holen Sie nur meinen Jungen und seine Freundin ab.«

Rojas drehte sich zu Alexsi um, die gerade noch ganz außer Atem die Bibliothek betrat. »Hat man sie gefunden?«

Er nickte.

Sie lief zu ihm hin und fiel ihm um den Hals. »Gott sei Dank ...«

DEA, Office of Diversion Control

San Diego, Kalifornien

Zwei Tage später

Moore, Torres und FBI-Agent Michael Ansara saßen am Konferenztisch. Vega überwachte immer noch Inspektor Gómez und wollte

nicht riskieren, dass ihre Tarnung aufflog. Fitzpatricks Tod hatten sie sorgfältig vor den Medien geheim gehalten. Seine Leiche wurde gerade nach Chicago geflogen, um dort begraben zu werden. ATF-Agent Whittaker hielt sich immer noch in Minnesota auf und ging einer äußerst beunruhigenden Nachricht nach: Ein kleineres geheimes Waffenlager der US-Armee war angeblich komplett aus Afghanistan herausgeschmuggelt und in der Nähe von Minneapolis an Kartellmitglieder verkauft worden. Einige Indizien wiesen darauf hin, dass die Waffen ausgerechnet von einem – Moore hatte der Atem gestockt – US-Navy-SEAL ins Land gebracht und verkauft worden waren. Moore wollte das nicht glauben. Er konnte sich nicht vorstellen, dass einer seiner »Brüder« korrumpiert worden sein könnte. Ansara zuckte daraufhin nur die Achseln. »Wenn sie den Jungs das zahlen würden, was sie wirklich wert sind, gerieten die wohl nicht in Versuchung, so etwas zu tun.«

»Es geht nicht um den Sold«, sagte Moore.

Ansara nickte. »Ich meine ja nur.«

»Da gibt es nichts zu meinen. Ich kann es einfach nicht glauben.« Jetzt war es an Towers, die Achseln zu zucken.

»Also, wie ist die Lage?«, fragte Moore in der Hoffnung, das Thema wechseln zu können.

Towers blickte von seinem Notebook auf. »Unser guter Corrales ist immer noch nicht aufgetaucht. Und nachdem Rojas fast einem Attentat zum Opfer gefallen wäre, ist er in seine Villa in Cuernavaca zurückgekehrt. Wir beobachten ihn dort ständig vom Boden und von der Luft aus.«

»Wissen wir etwas über diesen Attentäter?«, fragte Moore.

»Bisher noch nichts, aber die Art der Ausführung ... Ich bezweifle, dass er von einem rivalisierenden Kartell war. Wahrscheinlich nur so ein neurotisches arschloch, das einfach mal einen steinreichen Typen umbringen wollte.«

»Was ist mit dem Jungen und unserem Mädchen?«

»Sonia und Miguel wurden von einigen Sicherheitsleuten Rojas' ebenfalls nach Cuernavaca geflogen. Sie sind immer noch dort, da gibt es noch nichts Neues.«

»Haben wir schon etwas von ihr gehört?«

»Noch nicht. Die Guatemalteken haben ihr die Überwachungsuhr und das Handy abgenommen, aber sie weiß, wo die toten Briefkästen sind, und wird bestimmt dafür sorgen, dass wir ihr auf der Spur bleiben können, da bin ich mir sicher.«

»Und was ist mit uns?«, fragte Moore. »Sollen wir auf sie warten?«

Towers schüttelte den Kopf. »Wir haben immer noch einige Späher droben im Sequoia-Nationalpark. Das Kartell bereitet dort gerade den Abtransport seiner bisher größten Ernte vor. Ihr Jungs werdet dorthin gehen und die Absatz- und Geldwege verfolgen. Die werden euch wohl automatisch zurück nach Mexiko führen. Ich möchte, dass ihr die Spur bis hinunter zu den *Sicarios* verfolgt, die die Gelder auf Bankkonten einzahlen und/oder sie durch Rojas' legale Unternehmen waschen. Das ist für uns eine einmalige Chance.«

»Unterwegs würde ich gerne ein paar glaubhafte Zeugen auftreiben, die diese ganze Sache definitiv und ohne Wenn und Aber Rojas anhängen können.«

Towers grinste. »Träum weiter, Kumpel. In der Zwischenzeit müssen wir diesen Bastard von allen Richtungen aus angreifen: durch Sonia, durch die Sinaloas, durch seine Verbindungen zur mexikanischen Bundespolizei und durch die Verfolgung seiner Geldströme. Wenn wir gerade von den Sinaloas sprechen ...«

Moore schnaubte und unterbrach ihn. »Ich habe Zúñiga versprochen, dass wir etwas für ihn tun würden, aber er hat mich nur angebrüllt, dass ich für den Tod seiner Männer büßen müsse und dass er mich jagen werde, solange er lebe.«

»Das klingt doch gar nicht so schlecht«, meinte Towers mit einem süffisanten Grinsen. »Trotzdem müssen wir mit ihm in Verbindung bleiben.«

»Ich glaube, er wird weiterhin meine Anrufe annehmen, und sei es nur aus Neugierde.« Moores Stimme begann zu brechen. Er hatte in den letzten beiden Nächten kein Auge zugetan, weil ihn wieder einmal eine bekannte Stimme verfolgt hatte. »Ich möchte euch nur noch sagen, dass Fitzpatrick da draußen ein absolutes Ass war. Ein verdammt Ass. Ich säße jetzt nicht hier, wenn er nicht gewesen wäre.«

Plötzlich wurde die Luft in diesem Raum ganz dünn. Towers und Ansara dachten ein paar Sekunden still über Moores Worte nach.

Immer wieder starb jemand. Das würde niemals aufhören. Da gab es auch keinen leichten und einfachen Weg, um damit fertig zu werden. Man erwartete von Moore, dass er das akzeptierte und einfach weitermachte. Im Dienste seiner Mission. Im Dienste seines Landes. Er hatte dieses Versprechen gegeben und diesen Eid geleistet.

»Seine Familie wusste, wie gefährlich sein Job war«, sagte Towers. »Sie waren natürlich zutiefst erschüttert, aber sie waren nicht überrascht.« Er klappte den Laptop zu und stand auf. »Also dann, meine Herren. Sie müssen so bald wie möglich in den Norden aufbrechen.«

»Sie werden diesen Ort lieben«, lachte Ansara. »Sie haben dort alles mit Sprengfallen und elektronischen Überwachungsgeräten gesichert. Das sollte eine nette Party werden.« Er zwinkerte ihm zu.

Moore seufzte. »Könnten wir uns nicht einfach eine kleine Weinprobe gönnen und dann Feierabend machen?«

»Ein kleiner Ausflug nach Napa, hm?«, fragte Ansara. »Das könnte Ihnen so passen.«

Geheimer Taliban-Stützpunkt

Casa de la Fortuna

Mexicali, Mexiko

Alles, was wir bisher an Daten gesammelt haben, ist auf diesem USB-Stick«, sagte der Mann zu Samad und übergab ihm einen Speicherstick mit Halteband.

Sein Name war Felipe. Er war fünfzig Jahre alt und arbeitete laut eigenen Angaben seit zwei Jahren als Späher für Mullah Omar Rahmani. Felipe wurde exzellent gut bezahlt. Dafür hatte er unter anderem einen geheimen Taliban-Stützpunkt in einem Haus in Mexicali eingerichtet, nachdem man ihn darüber informiert hatte, dass Samad mit seiner Gruppe bald eintreffen würde. Er hatte eine Gruppe gebildet, die außer ihm aus fünf weiteren Männern bestand, die alle absolut loyal waren und sich zu strikter Geheimhaltung verpflichtet hatten. Er meinte dann noch, dass die von ihnen gesammelten Informationen bestimmt sehr nützlich und hilfreich sein würden. Aufgrund ihrer guten Bezahlung konnten sie auch der Versuchung widerstehen, einem Kartell beizutreten. Tatsächlich hielten sie viele *Sicarios* für Mitglieder irgendeiner anderen Organisation und auf keinen Fall für »unabhängige Dienstleister«, wie Felipe seine Männer nannte.

»Vielen Dank dafür und auch für alles andere, was Sie für uns getan haben«, sagte Samad. Er steckte den USB-Stick in sein Notebook, das auf der kleinen Bar in der Küche lag. Er kletterte auf einen Barhocker und öffnete die Dateien, die Hunderte von Fotos enthielten.

Felipe nickte und sagte: »Señor, wir wissen, was Sie hier planen.«
»Wirklich?«

»Ich war in meinem Leben bisher drei Mal in den Vereinigten Staaten. Seit fünf Jahren habe ich jedoch Einreiseverbot, weil ich versucht habe, Geld aus dem Land zu schmuggeln. Meine Frau und meine Töchter sind immer noch dort. Ich habe sie allerdings in

dieser ganzen Zeit kein einziges Mal gesehen. Ich weiß, dass Sie dort hinüber wollen. Ich zahle Ihnen jede Summe, wenn Sie mich mitnehmen.«

Samad dachte darüber nach. Vielleicht könnte ein örtlicher Führer ganz hilfreich sein, jemand, der auch jederzeit ohne Probleme beseitigt werden könnte. »Sie haben bereits viel für uns getan. Ich werde Sie mitnehmen. Aber nur Sie allein.«

»Werden Sie auch bei Mullah Rahmani ein Wort für mich einlegen?«

»Natürlich.«

Er rang nach Luft und rief dann: »Vielen Dank, Señor! Vielen Dank!«

Samad nickte und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Computerschirm zu.

Trotz der Reifenpanne und ihrer unerquicklichen Fahrer hatten sie es schließlich nach Mexicali geschafft. Seine Männer hatten sich über die dichte Besiedlung der Stadt gewundert. Außerdem fanden sie es ziemlich paradox, dass es hier sogar ein kleines, aber geschäftiges Chinatown gab. Tatsächlich war einer von Felipes Männern, der aus Mexicali stammende Zhen, ein Abkömmling chinesischer Einwanderer, die für die Colorado River Land Company gearbeitet hatten, als diese Anfang des 20. Jahrhunderts in diesem Tal ein großes Bewässerungssystem gebaut hatte. Samad wusste das, weil Felipe ziemlich viel redete, was manchmal allerdings lästig werden konnte.

Samad schaute weiterhin die Fotografien und Berichte durch, während seine Männer in dem kleinen 3-Zimmer-Haus aßen, miteinander redeten oder sich sonst irgendwie beschäftigten. Sie waren in diesem Häuschen zusammengepfercht wie Sardinen in der Dose, aber Samad war überzeugt, dass sie nur ein paar Tage hier verbringen mussten. Felipe hatte ihm bereits zuvor die wichtigsten Erkenntnisse seiner Gruppe mitgeteilt: Es stand eindeutig fest, dass das Juárez-Kartell auf dem Bauplatz der neuen Z-Cells-Fabrik einen

größeren Tunnel graben ließ. Die Fotos zeigten fünf Gebäude in unterschiedlichen Bauphasen. Nur ein kleines Lagerhaus mitten auf diesem Gelände war bereits fertiggestellt. Interessanterweise waren aus diesem Lagerhaus große Aushubmengen herausgebracht und auf Lastwagen geladen worden. Darüber hinaus fielen Samad die zahlreichen Arbeiter auf, die in regelmäßigen Abständen kamen und gingen. Offensichtlich arbeiteten sie in mehreren Schichten sieben Tage in der Woche rund um die Uhr. Samad wusste, dass es auf solchen Tunnelbaustellen einen Vormann und/oder Bauingenieur geben musste, welche die Arbeiten leiteten. Unter allen Männern, die fotografiert worden waren, fiel ihm einer besonders auf, der etwas älter und besser gekleidet war als der Rest der Mannschaft. Außerdem hatte ihm Felipe erzählt, dass er regelmäßig am Morgen zur Arbeit kam und abends wieder nach Hause ging, offensichtlich also keine Schichtarbeit leisten musste. In letzter Zeit erschien er jedoch morgens bereits bei Anbruch der Dämmerung auf dem Gelände. Sie waren ihm jedoch nie bis nach Hause gefolgt. Samad wollte dieses Versäumnis jetzt nachholen.

Eine Stunde später saßen Samad und Talwar in einem ramponierten Honda Civic, an dessen Steuer Felipe saß. Sie warteten, bis die erste Arbeitsschicht das Lagerhaus verlassen hatte. Der Mann, auf den sie warteten, ging jedoch noch nicht nach Hause. Erst als die Sonne unterging, konnte Samad beobachten, wie er in einen Kia stieg, der genauso alt und verbeult war wie ihr eigener. Sie folgten ihm in Richtung Süden. Er fuhr an der Stadt vorbei in einen Vorort im Südosten.

Nach 20 Minuten hielt er vor einem Haus an und ging hinein. Felipe rief einen seiner Männer an und trug ihm auf, vor diesem Haus Wache zu halten und sie vor allem zu informieren, wenn der Mann es am nächsten Morgen wieder verließ.

»Er wird uns helfen, über die Grenze zu kommen. Er weiß es zwar noch nicht, aber er ist bereits jetzt ein Diener Allahs«, sagte Samad.

Talwar, der ein paar Minuten sein Smartphone konsultiert hatte, teilte jetzt den anderen mit: »Wenn die Information noch stimmt, gehört dieses Haus einem gewissen Pedro Romero. Laut Google ist er Bauingenieur. Die Firma, für die er tätig war, ging jedoch vor einiger Zeit pleite.«

»Dem Baugewerbe hier geht es in letzter Zeit nicht gut«, sagte Felipe. »Ich kenne viele gute Leute, die zur Zeit arbeitslos sind.«

»Nun, er hat ja offensichtlich einen guten Job gefunden, oder?«, sagte Samad. »Er ist unser Mann. Aber wir müssen äußerst vorsichtig vorgehen. Wir müssen dafür sorgen, dass er sich uns gegenüber äußerst kooperativ zeigt, deshalb müssen wir alles über Señor Pedro Romero wissen, was es zu wissen gibt.«

Villa Rojas

Cuernavaca, Mexiko

90 km südlich von Mexico City

Rojas lag in seinem Bett und schaute zum Kranzprofil hinüber, das die gegenüberliegende Wand überspannte, ein langes Gesims aus kostbarsten Hölzern, dessen Enden sich im Zwielficht verloren. Der Deckenventilator surrte, drehte sich jedoch nur ganz langsam. Das Mondlicht, das durch das Fenster hereinfiel, wurde durch die Ventilatorblätter regelrecht zerschnitten, die dadurch flackernde Schatten auf seine Bettdecke und Alexsis Wange warfen. Sie schlief neben ihm den Schlaf der Gerechten. Rojas schloss die Augen, öffnete sie jedoch gleich darauf wieder und schaute auf die Uhr: 2.07 Uhr.

Die letzten vierundzwanzig Stunden hatten ihn emotional über die Maßen beansprucht. Man hatte ihn zu ermorden und Miguel und seine Freundin zu entführen versucht ... Er beschloss, sich

sofort einen kleinen Urlaub von seinem wirklichen Leben zu gönnen.

Mit einem leichten Schauer stand er auf, zog seinen Morgenrock an und benutzte sein Handy als Taschenlampe, um in der kühlen Dunkelheit die Treppe hinunterzusteigen. Er betrat die Küche, machte das Licht an, ging zu einem der drei Kühlschränke aus rostfreiem Stahl hinüber und holte sich Milch, die er jetzt heiß machen und danach Schluck für Schluck ganz langsam trinken wollte. Diese »Milchkur« hatte ihm schon oft geholfen, endlich Schlaf zu finden.

Als er gerade den Milchtopf auf den Gasherd stellte, hörte er hinter sich jemand ganz leise »Señor Rojas?« sagen. Als er sich umdrehte, stand Sonia vor ihm. Über ihr schwarzes Negligé hatte sie einen seidenen Morgenrock gezogen. Er riss die Augen weit auf, um sich zu vergewissern, dass sie nicht nur ein Produkt seiner Einbildung war.

»Señor Rojas, alles in Ordnung?«

»Oh, es tut mir leid, Sonia. Ich bin immer noch im Halbschlaf. Wieso sind Sie denn zu dieser nachtschlafenden Stunde noch wach?«

»Ich habe jemanden unten gehört. Miguel hat die Tabletten genommen, die Sie ihm gegeben haben, und schläft jetzt wie ein Murmeltier. Ich nehme nicht gerne Medikamente, und jetzt kann ich nicht schlafen. Vor meinem inneren Auge sehe ich immer wieder, was sie diesem Mann angetan haben.«

»Das tut mir wirklich leid. Morgen rufe ich ein paar Leute an und besorge Ihnen einen guten Therapeuten.«

»Vielen Dank, Señor. Ich weiß allerdings nicht, ob man so etwas jemals vergessen kann. Sie haben mir sein Blut über das ganze Gesicht geschmiert.«

Er nickte, spitzte die Lippen und sagte dann plötzlich: »Möchten Sie einen Becher Milch? Ich mache sie gerade heiß.«

»Das wäre nett. Vielen Dank.« Sie setzte sich auf einen Küchenstuhl. »Ich nehme an, Sie konnten auch nicht schlafen, nach dem, was Ihnen heute passiert ist.«

»So etwas erwarte ich bereits seit vielen Jahren. Deshalb habe ich auch so viele Vorsichtsmaßnahmen ergriffen. Man weiß jedoch nie, wie man reagiert, wenn der Tag tatsächlich kommt. Es lässt sich einfach nicht alles vorausplanen.«

»Das stimmt.«

»Sonia, ich liebe meinen Sohn über alles. Er ist alles, was ich in dieser Welt noch habe. Deshalb kann ich Ihnen nicht genug danken. Er hat mir erzählt, wie stark Sie waren. Er konnte es nicht glauben. Aber wissen Sie was? Ich konnte es. Als ich Sie zum ersten Mal sah, konnte ich in Ihren Augen etwas äußerst Kraftvolles entdecken, dasselbe Licht, das ich von meiner Frau her kannte. Sie waren sehr tapfer.«

Sonia senkte den Kopf und errötete.

Er wusste, er war gerade zu weit gegangen. Seine Stimme hatte einen zu intimen Ton angenommen.

»Ich wollte Ihnen einfach nur danken«, schloss er seine kleine Ansprache.

»Ich glaube, die Milch kocht«, sagte sie und deutete mit dem Kinn auf den Herd.

Er wirbelte herum und machte die Herdplatte aus, aber die Milch kochte trotzdem über. Er fluchte und zog den Topf von der Platte herunter, während die Milch in alle Richtungen spritzte.

»Señor Rojas, darf ich Ihnen eine persönliche Frage stellen?«, sagte sie, nachdem er die Milch wieder auf den Herd gestellt hatte und nun zwei Becher aus dem Küchenschrank holte.

»Aber gerne ...«

»Sind Sie wirklich ehrlich zu Ihrem Sohn?«

»Wie meinen Sie das?«

»Weiß er alles über Sie und Ihre Unternehmen? Ich meine, könnte er in Ihre Fußstapfen treten, wenn Ihnen etwas zustößen würde?«

»Das ist eine ziemlich makabre Frage.«

»Wenn wir zusammenbleiben und uns entscheiden sollten zu heiraten, müsste er über alles Bescheid wissen.«

»Natürlich.«

Sie hatte Mühe, seinem Blick standzuhalten. »Er wirkt mir gegenüber in Bezug auf einige Aspekte noch ziemlich naiv.«

»Und mit gutem Grund«, sagte Rojas, dem ihre insistierende Art allmählich verdächtig vorkam. »Einige meiner Geschäfte sind viel zu unbedeutend, als dass er sich damit beschäftigen müsste. Ich habe Leute, die das für mich erledigen und mir wöchentlich oder monatlich Bericht erstatten. Wenn er dazu bereit ist, werde ich ihn über alles informieren.«

»Würden Sie auch mich in alles einweihen?«

Er zögerte. Sie war wirklich eine starke Frau, vielleicht sogar zu stark. Nicht einmal seiner geliebten Frau hatte er gestattet, auch nur fünf Prozent seiner tatsächlichen Geschäfte zu kennen. »Natürlich würde ich das«, log er und reichte ihr einen Becher heißer Milch. »Sie und Miguel wären ja meine Erben – wenn ihr eines Tages heiraten solltet.«

»Ich möchte nicht wie eine Frau erscheinen, der Besitz und Geld wichtig sind, Señor. Ich mache mir nur Sorgen um Miguel. Ich weiß, Sie möchten, dass er diesen Sommer in einer Bank arbeitet, aber ich fürchte, dass ihm das gar nicht gefallen wird. Und wenn es ihm schlecht geht, geht es uns beiden schlecht.«

»Und was schlagen Sie vor?«

»Bringen Sie ihm bei, wie Sie Ihre Geschäfte führen. Machen Sie ihn zu Ihrer rechten Hand. Er ist schließlich Ihr Sohn.«

Rojas dachte darüber nach. Sie hatte recht. Miguel war der Erbe seines Imperiums, trotzdem wusste der Junge kaum etwas darüber. Rojas könnte getötet werden, und dann wäre Miguel von den

ungeheuerlichen Ausmaßen und der Ungeheuerlichkeit der Welt seines Vaters vollkommen überfordert. Aber Rojas wollte die schmutzige Wahrheit über das Kartell niemals offenbaren – weder vor seinem Sohn noch vor sonst jemandem.

Plötzlich stand Alexsi in der Tür. »Was geht denn hier vor?«, fragte sie und blickte Sonia vorwurfsvoll an.

»Möchtest du eine heiße Milch?«, fragte Rojas und ignorierte ihre Frage. »Es ist noch etwas übrig.«

»Ja, gerne.«

»Ich konnte nicht schlafen. Nicht nach allem, was passiert ist«, sagte Sonia. »Ich hörte, wie Señor Rojas herunterkam, da entschloss ich mich, ihm ein bisschen Gesellschaft zu leisten.«

Alexsis Gesichtsausdruck entspannte sich. »Ich verstehe.«

Rojas starrte Alexsi an. Wenn sie seine Gedanken lesen könnte, würde sie sofort ihre Koffer packen.

Und wenn Sonia seine Gedanken lesen könnte, würde sie zusammen mit Alexsi in ein Taxi einsteigen, das sie beide ganz weit weg von seiner Welt bringen würde.

Der einzige leichte Tag

Al-Basrah-Ölterminal

Persischer Golf, Irak

19. März 2003

Moore hievte sich selbst in das schwarze Zodiac-Schlauchboot hinein, in dem bereits die beiden anderen SEALs saßen, die von der Plattform gesprungen waren. Sie warteten immer noch auf Carmichael und einen seiner Jungs, Mako Sechs, der angeschossen worden war. Moore zog seine Maske ab und sog die frische, salzige Luft tief ein. Ein Stück weiter im Westen schwebte der CH-47-Chinook-Hubschrauber über den holzkohlefarbenen Wellen und unter einer tief hängenden Wolkenbank. Der Pilot hatte die hintere Laderampe bereits geöffnet und versuchte nun, den Vogel über der See einigermaßen ruhig zu halten. Die Tandemrotoren wirbelten das Wasser unter ihm dermaßen auf, dass es hoch in die Nacht hineinspritzte, während die Wellenleistungstriebwerke des Helikopters dröhnten. Moore wusste, dass dieser Pilot mit aller Macht gegen den Wind ankämpfen musste.

Plötzlich war von der Plattform der Lärm zahlreicher Handfeuerwaffen zu hören. Offensichtlich hatten sie den Hubschrauber entdeckt und beschossen ihn. Moore forderte über Funk Feuerunterstützung durch das Patrouillenschiff an. Dies wurde jedoch abgelehnt. Stattdessen bekam er den Befehl, sich sofort abzusetzen.

Der Hubschrauberpilot schlug ins selbe Kerbholz, als er Moore ankunfte: »Mako Eins, hier ist Raptor. Ich werde beschossen, ich werde beschossen! Sie müssen in den Heli einsteigen UND ZWAR SOFORT, over!«

»Verstanden, Raptor, verstanden!«

Jetzt waren trotz des Dunstes auf dem Rumpf des Hubschraubers die kleinen Blitze der einschlagenden Geschosse deutlich zu erkennen. Als Moore zur Plattform hinaufblickte, sah er Carmichael am Geländer stehen. Neben ihm lag der leblose Körper des Electronics Technician First Class Billy Hartog, Mako Sechs.

»Frank, die Zeit wird knapp, Buddy!«, erinnerte Moore seinen Freund über Funk.

Aber Frank Carmichael wusste, dass man niemals jemanden, ob lebendig oder tot, zurücklassen durfte. Er und Moore hatten mehr als einmal erfahren, dass dies nicht nur ein hurrapatriotisches Klischee aus einem zweitklassigen Kriegsfilm war. Es war die Wahrheit, und Carmichaels Handeln spiegelte nur seine stählerne Entschlossenheit und seine Charakterstärke wider. Er hob die leblose Gestalt des Electronics Technician First Class Billy Hartog vom stählernen Plattformumgang auf und war entschlossen, diesen SEAL nach Hause zu bringen.

SEALs wie Carmichael wählten nicht den einfachen Weg, weder während des INDOC noch während des BUD/S-Kurses noch irgendwann sonst. Der einzige leichte Tag war gestern. Bevor Carmichael jedoch über das Geländer steigen konnte, sausten plötzlich Kugeln an ihm vorbei und schlugen aus dem Stahl der Plattform helle Funken. Frank musste mit seinem leblosen Kameraden nach hinten ausweichen, bis Moore ihn aus den Augen verlor.

Dann peitschten ratternde Gewehrsalven in das Wasser zwischen der Plattform und dem Zodiac. Als Moore den Kopf hob, blickte er in die Augen zweier Revolutionsgardisten, die ihre Gewehre auf ihn richteten.

Hinter ihm war Gewehrfeuer zu hören, als seine Männer ihre eigenen Waffen in Anschlag brachten und die beiden Iraker ausschalteten. Sie fielen nach hinten auf die Plattform und waren nicht mehr zu sehen.

Ein lautes Platschen erregte jetzt Moores Aufmerksamkeit. Carmichael war mit ihrem gefallenen Kameraden aus 10 Meter von der Plattform heruntergesprungen und auf den Wellen aufgekommen ...

Aber sie waren in 20 Meter Entfernung auf der anderen Seite in der Nähe des größten Pfeilers gelandet.

Eine Hand erhob sich aus den Wellen ... und eine Stimme, die nur in Moores Kopf zu hören war, bat ihn: *»Verlass mich nicht! Lass mich nicht im Stich!«*

»Wir müssen zurück!«, rief Gary Brand, der leitende Unteroffizier des Zugs, der im Zodiac direkt neben Moore saß.

Moore schaute Carmichael an und dann zurück auf den Hubschrauber.

»Mako Eins, hier ist Raptor. Ich kann nicht länger auf Sie warten!«

Moore fluchte und schüttelte den Kopf. »Sie warten auf mich! Sie werden warten!«

»Verdammt, Mako Eins«, schrie der Pilot. »Dreißig Sekunden!«

Der bisher nur leise gurgelnde Außenbordmotor heulte auf, als Moore zu der Stelle hinüberpreschte, wo Carmichael im Wasser trieb. Er befahl seinen Männern, ihm ein Seil zuzuwerfen.

Moore atmete noch einmal tief ein und hielt dann den Atem an.

Carmichael musste nur dieses Seil auffangen und sich dessen Ende um den Arm binden. Dann würde er seinen Arsch in den Zodiac hochziehen, und wenn das das Letzte sein sollte, was er in seinem Leben tat.

Er steuerte dichter an Carmichael heran, der sich immer noch bemühte, mit einem Arm Hartogs Leichnam festzuhalten. Jetzt waren sie endlich auf gleicher Höhe ...

Sie warfen ihm das Seil zu.

Carmichael hatte nur einen Arm frei, um es zu fangen.

Er verfehlte es. *Scheiße!*

Moore wendete das Boot auf so engem Raum, dass man hätte glauben können, es laufe auf Schienen. Er dachte, er hätte noch die Zeit für einen zweiten Versuch. Dann schaute er zurück auf den Chinook.

Raptors Motoren heulten auf.

Plötzlich wurden die Sekunden zu Jahren. Als einziges Geräusch hörte Moore jetzt nur noch seinen Herzschlag, und er verspürte nichts mehr als den Geschmack des Salzwassers in seinem Mund.

Carmichael dümpelte weiterhin in der Nähe des Pfeilers in der See.

Die Hubschrauberrampe wurde zu einem kleinen Wasserfall, als der Pilot langsam in die Höhe ging.

»Kannst du dich an den Spruch erinnern, den sie uns mitgegeben haben?, hatte ihn Carmichael einst gefragt. »Man kann uns nur auf zwei Arten besiegen: Entweder wir sterben, oder wir geben auf. Und wir geben auf keinen Fall auf.«

Eine neue Gewehrsalve riss Moore aus seiner Betäubung. Wieder einmal blickte er zurück auf den Helikopter. »Er hebt ab! Wir müssen aufgeben!«

Er war sich nicht sicher, von wem die Antwort kam, da die Stimme durch den Wind, das Gewehrfeuer und die Rotorgeräusche verzerrt wurde, aber er hörte doch genug: »Tu das nicht, Max! Tu das nicht!«

In diesem Augenblick begriff er jedoch, dass er nicht alle retten konnte. Nicht alle. Nicht Carmichael. »Wir haben keine Chance! Wir ziehen ab!«

Als er zur Plattform zurückblickte, war Carmichael immer noch da. Tatsächlich winkte er nicht um Hilfe, sondern gab ihnen das Zeichen, endlich abzuziehen.

Rettet euch selbst!

Dicht neben dem Zodiac peitschten jetzt Geschosse das Wasser auf. Das war's. Moore wendete das Boot und gab Vollgas, sodass sie mit Höchstgeschwindigkeit durch die Wellen dem Hubschrauber entgegenjagten.

»Raptor, hier ist Mako Eins. Wir sind auf dem Weg!«

»Verstanden, Mako Eins. Macht schnell!«

Der Chinook sank wieder ein Stück nach unten, bis seine Rampe erneut die Wasseroberfläche berührte.

»*Verlasst mich nicht!*«

So etwas hatte Carmichael in Wirklichkeit nie gerufen. Er hatte ihnen bedeutet, sie sollten abziehen. Er wusste, dass er zurückbleiben musste.

Während Moore weiterhin auf den Chinook zusteuerte, ging dessen Pilot noch ein kleines Stück nach unten, um die Rampe in eine ideale Position zu bringen. Weiterhin peitschten um sie herum Geschosse ins Wasser.

Moore blieb voll auf dem Gas, das Boot schoss die Rampe hinauf und kam erst im Hubschrauber zum Stehen.

Bevor Moore noch den Motor ausmachen konnte, zog der Pilot den Vogel nach oben, um möglichst schnell von der Plattform und dem Gewehrfeuer wegzukommen.

Moore saß erst einmal einfach nur da. Als er hochschaute, blickte er in die Augen seiner SEAL-Kameraden, die auf eine Erklärung zu warten schienen, etwas, an das sie sich klammern konnten und das das gerade Geschehene rechtfertigen würde: Wir haben einen Mann im Wasser zurückgelassen, der jetzt todgeweiht war.

Aber Moore konnte nur die Augen schließen, er wich ihren Blicken aus, um nicht selbst zusammenzubrechen.

Dann nahmen seine Männer jedoch einfach ihre Arbeit wieder auf, verstaute ihre Ausrüstung und fielen in ihren gewohnten Trott zurück, als ob nichts geschehen wäre. Jetzt machte sich ihr Training bemerkbar, die unzähligen Übungsstunden, ihre ganze Routine, die sie vergessen ließ, dass sie gerade eine Mission beendet hatten.

Irgendwie schafften sie es dann in die Bar des Flugzeugträgers und waren bald bei der dritten Runde Bier. Das Geschehene verschwamm in einem Erinnerungsnebel. Die Intensität des Kampfes hatte ihre Sinne so lange ausgeschaltet, bis sie beim nächsten Einsatz rechtzeitig wiederbelebt werden würden.

Zwei Stunden später begann die größte Operation in der Geschichte der Navy-SEALs. Zu Moores äußerster Frustration war sein Team als Reserve vorgesehen und nahm nicht aktiv daran teil.

Die SEALs griffen zusammen mit den Royal Marines die Pumpenanlagen aller Terminals und Ölplattformen an. Die vorherige Aufklärung hatte jedoch übersehen, dass einige Anlagen mit Stacheldraht gesichert waren. Als sich die Männer von ihren Hubschraubern abseilten, verfangen sie sich in diesen Drahthindernissen und wurden von der irakischen Besatzung der Plattformen beschossen, bis sie nach einiger Zeit deren Widerstand überwinden und die gesamte Plattform einnehmen konnten. Kurz darauf tauchte vor der Ölverladeeinrichtung ein irakischer Panzer auf. Dem in die SEALs-Strukturen integrierten Flugleitoffizier gelang es jedoch, eine A-10 Thunderbolt Warthog der US-Air-Force herbeizurufen, deren Waffenkontrollingenieur den Panzer dann mit einer 300 Kilo schweren AGM-65-Maverick-Luft-Boden-Rakete ausschaltete.

Andere SEAL-Teams griffen die Raffinerie und den Hafen auf der Al-Fao-Halbinsel an, während US-Marines vom 5th Regimental Combat Team der 1st Marine Expeditionary Force weiter nördlich Ziele in den Rumaila-Ölfeldern attackierten. Moore hatte seinen Kommandeur klagen hören, das Gelände sei dort sehr problematisch. Man könne dort die gewöhnlichen leichten, hinterradangetriebenen Desert Patrol Vehicles (DPVs) nicht einsetzen. Seine Befürchtungen bewahrheiteten sich, als die DPVs einiger SEAL-Teams dort in dem mit Rohöl getränkten Wüstensand stecken blieben. Sie mussten dann zu Fuß mehr als dreihundert irakische Soldaten angreifen, die sich in Schützengräben gut verschanzt

hatten und von gepanzerten Fahrzeugen unterstützt wurden. Mithilfe der von ihren Flugleitoffizieren angeforderten massiven Luftunterstützung konnten die SEALs bis zur Abenddämmerung die feindlichen Linien durchbrechen und das gesamte Ölfeld sichern. Dabei töteten sie mehrere Hundert Iraker, nahmen noch mehr gefangen und zerstörten alle irakischen Panzer, bis sie von der 42. Kommandoeinheit der britischen Royal Marines abgelöst wurden.

Nach dem Ende der Operationen wurde auch Carmichaels Leichnam geborgen. Offensichtlich war er bereits auf der Plattform angeschossen worden. Im Wasser wurde er dann von Gelbbäuchigen Seeschlangen gebissen, die wohl durch das Kielwasser des Außenborders aufgeschreckt worden waren. Diese Schlangen waren im Persischen Golf relativ häufig. Ihr Gift war stärker als das der Kobra oder der Krait und lähmte das Atmungssystem ihrer Opfer. Auch Hartogs Leiche wurde gefunden, obwohl sie fast einen Kilometer von der Plattform abgedriftet war.

Bei Carmichaels Begräbnis in San Diego bildeten Moore und dreißig andere SEALs, die Carmichael kannten und mit ihm gedient hatten, eine Gasse, durch die dann die Sargträger auf dem Weg zwischen dem Leichenwagen und dem Grab den Sarg hindurch trugen. Wenn der Sarg an einem dieser SEALs vorbeikam, zog dieser sein goldenes SEALs-Abzeichen, das offiziell »Trident« hieß, inoffiziell jedoch nur »Budweiser« (man bekam es nach bestandem BUD/S-Kurs!) genannt wurde, von seiner Uniform ab. Unten an diesem Abzeichen war eine schwere Anstecknadel angebracht. Der SEAL schlug jetzt den Trident so auf den Sarg, dass die Nadel in dessen Holz stecken blieb. Als Carmichaels Totenlade am offenen Grab ankam, schmückten sie auf beiden Seiten die goldenen Budweiser seiner Kameraden. Das war das Mindeste, was sie zum Abschied für ihn tun konnten – ein letzter Gruß an einen ihrer Brüder.

Moore als Carmichaels engster und bester Freund trieb als Letzter sein SEAL-Abzeichen in den Sarg. Das war zu viel für ihn. Ein paar Sekunden war er nahe daran, die Fassung zu verlieren. Die

stoischen Gesichter seiner Kameraden, die von extremer Disziplin zeugten, motivierten ihn jedoch, standhaft zu bleiben. Auch er würde das durchstehen. Er blickte zu Laney, Franks junger Witwe, hinüber. Sie schluchzte in ihr Taschentuch, und Wimperntusche lief ihr über die Wangen und färbte diese so schwarz wie ihr Kleid. Ihr zu sagen, es täte ihm leid, war ein Witz, ein entsetzlich schlechter Witz. Sie hatte wegen ihm ihren Mann verloren. Es erfüllte ihn mit großer Hilflosigkeit, ihr in ihrem Schmerz nicht beistehen zu können. Er ballte die Hände zu Fäusten.

Einige Stunden später fand in einem großen italienischen Restaurant namens Anthony's der Leichenschmaus statt. Nach dem Essen nahm Moore Laney beiseite und versuchte ihr zu erklären, was passiert war. Man hatte ihr die Ereignisse nur in groben Zügen geschildert. Niemand hatte bisher erwähnt, dass Moore die Entscheidung getroffen hatte, Carmichael seinem Schicksal zu überlassen und den Rest des Teams zum Hubschrauber zu bringen. Es hieß nur, dass die SEALs beschossen worden seien und Carmichael dabei getötet worden sei.

»In Wahrheit ist das alles meine Schuld, Laney.«

Sie schüttelte den Kopf und schob ihn von sich weg. »Ich will das nicht hören. Ich will das nicht wissen. Das wird nichts ändern. Ich bin doch nicht dumm, Max. Ich wusste, dass das passieren könnte. Also behandle mich nicht wie eine arme und verstörte Witwe, die einen Sündenbock braucht. Du kannst dich gern entschuldigen, wenn du dich dann besser fühlst, aber du musst das nicht tun. Es war meine Entscheidung, einen Navy-SEAL zu heiraten, und ich wäre eine gottverdammte Närrin, wenn ich nicht gewusst hätte, dass dieser Tag kommen könnte. Weißt du, was wirklich verrückt ist? Als ihr beiden zu diesem Einsatz aufbrach, hatte ich dieses Gefühl ... Ich wusste es einfach ...«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Frank starb, während er das tat, was er liebte. Und er liebte euch Jungs. Es war sein Leben. Und so werden wir uns auch an ihn erinnern.«

»Aber er hätte nicht sterben müssen. Und ich ... ich wäre nicht einmal hier, wenn ...«

»Ich habe es doch schon gesagt: Keine Entschuldigungen!«

»Ich weiß, aber ...«

»Vergiss es!«

»Laney, ich erwarte nicht, dass du mir verzeihst.« Moore versagte die Stimme. »Ich ... Da war ... Er winkte uns zu, dass wir abhauen sollten ...«

»Hör auf. Sag kein Wort mehr.«

»Aber ich muss.«

Sie legte ihm einen Finger auf die Lippen. »Nein. Musst du nicht.«

Moore drehte sich um und stürzte aus dem Restaurant. Er fühlte, wie sich die Blicke aller anderen SEALs in seinen Hinterkopf bohrten.

*Umgebung der Crystal-Cave-Höhle
Sequoia-Nationalpark
Kalifornien*

Es sind nur fünf«, flüsterte Ansara, als er durch seinen Feldstecher schaute. Er lag auf dem Bauch, Schulter an Schulter mit Moore, der dies bestätigte, nachdem er ebenfalls sein Fernglas benutzt hatte.

In einer Lichtung 15 m unterhalb von ihnen luden fünf Latinos einen Ballen getrocknetes Marihuana nach dem anderen in einen 4,20 m langen, unauffälligen Lieferwagen. Ansara und Moore waren sich auf der Fahrt in den Nationalpark menschlich näher gekommen. Im Sequoia-Hinterland hatte Ansara seinem neuen Freund zuerst einmal den Platz gezeigt, den er den »Garten« getauft hatte. Dort hatte das Kartell im Schatten riesiger Zucker-Kiefern eine gut

durchdachte Marihuana-Plantage angelegt. Vor allem deren ausgedehntes und raffiniertes Bewässerungssystem hatte Moore beeindruckt. Er hatte die Zelte der Pflanzer gesehen, aber auch die weit größeren und längeren Zelte, in denen die geernteten Pflanzen an langen Schnüren aufgehängt wurden, um dort drei oder vier Tage lang zu trocknen. In dieser Zeit untersuchten die Pflanzer immer wieder jedes Blatt auf möglichen Schimmelbefall. Waren die Blätter getrocknet, wurden die Pflanzen in ein weiteres Zelt gebracht, in dem sechzehn Frauen (Moore hatte sie selbst gezählt und dabei gemerkt, dass einige von ihnen wohl erst fünfzehn oder sechzehn Jahre alt waren) jeden Ballen wogen, einpackten und etikettierten. Da sie die Zeltklappen offen gelassen hatten, konnte Moore die gesamte Prozedur fotografieren. Die ganze Zeit mussten sie jedoch aufpassen, dass sie nicht selbst von den batteriebetriebenen Kameras aufgenommen wurden, die sich innerhalb und außerhalb der Zelte an den unterschiedlichsten Stellen befanden. Ansara kannte inzwischen jedoch jeden Wachposten und jede Schwachstelle im Sicherheitssystem der Plantage.

»Ich hätte diese Typen bereits das letzte Mal gerne auffliegen lassen, als ich hier oben war, aber meine FBI-Chefs waren dagegen«, erzählte er Moore. »Wahrscheinlich war das die richtige Entscheidung.«

»Ja, denn eine Woche später legen sie dann irgendwo anders eine neue Plantage an. Wir müssen sie drunten in Mexiko knacken und die Kommandokette zerstören.«

»Warum redet ihr ehemaligen Soldaten immer über Taktik, Techniken und Abläufe und meint, dass ein Haufen schmutziger Drogendealer über eine ›Kommandokette‹ verfügt?«

»Weil wir keine *ehemaligen* Soldaten sind. Einmal Soldat, immer Soldat. So ist das eben.«

»Ich wollte dich nur ein bisschen foppen.«

Moore musste bei der Erinnerung an dieses Gespräch lächeln. Jetzt schaute er wieder zu der Lasersperre hinüber, die sie mit

einem kleinen Stück Klebeband an jedem Baum gekennzeichnet hatten, an dem ein solches Gerät angebracht war. Durch diese Flächen durften sie auf keinen Fall hindurchgehen. Ansara hatte zweimal gerade noch verhindern können, dass Moore ausglitt und einen solchen Laserstrahl unterbrach. Um Moore dessen genauen Verlauf zu zeigen, hatte er eine winzige Menge Babypuder darauf gestreut und den Strahl dadurch kurzzeitig sichtbar gemacht.

Eine Kamera, die auf der Spitze des Zelts angebracht war, aus dem die Männer die Marihuana-Ballen holten, bewegte sich plötzlich nach oben und wies nun etwa in die Richtung von Ansara und Moore, die sich sogleich tiefer hinter den Baumstamm duckten, der ihnen als Deckung diente. Genau in diesem Moment näherten sich von hinten, aus Richtung Südosten, Schritte, und das Geräusch von raschelndem Laub war zu hören. Wachen auf einem Patrouillengang. Spanische Stimmen. Sie sprachen über Bärenfahrten.

Bären? Die fehlten gerade noch!

Ansara gab ihm ein Zeichen. *Warte. Sie gehen an uns vorbei.*

Die Männer dort unten hatten inzwischen den Lieferwagen fertig beladen. Nur drei von ihnen stiegen ins Führerhaus, und der Fahrer ließ den Motor an.

Moore und Ansara mussten jetzt unverzüglich ins Tal zu ihren vollgefederten Mountainbikes zurückkehren, um auf ihnen lautlos zu ihrem allradgetriebenen Pick-up hinunterzufahren. Der Lieferwagen würde zwar einen beträchtlichen Vorsprung haben, aber er würde ständig von Satelliten überwacht werden, die seine Fahrtroute direkt an Moores Smartphone senden würden. Irgendwann müsste Moore allerdings zu ihrem Fahrzeug aufschließen, um einen GPS-Sender an ihm anzubringen, der genauere Daten über dessen Bewegung und Standort liefern würde. Die Satellitendaten wurden oft durch ungünstige Wetter- oder Bodenverhältnisse gestört. Doch diesen Transporter durften sie auf gar keinen Fall verlieren.

Als die Stimmen der Wachpatrouille nur noch ganz schwach zu hören waren, führte Ansara seinen Begleiter durch den Kiefernwald mit seinen unter den Stiefeln knirschenden nadelbedeckten Abhängen hinunter ins Tal. Als sie losmarschierten, war es genau 11.35 Uhr.

Als sie zu ihren Bikes kamen, hörten sie den Lieferwagen ganz langsam den unbefestigten Waldweg hinunterfahren, eine schmale einspurige Piste, die von den Kartellarbeitern angelegt worden war und etwa 20 Meter östlich von ihrem derzeitigen Standpunkt lag. Ansara stieg auf sein Bike und legte los. Er war ein erfahrener Mountainbiker, der immer wieder mit seinem Kumpel Dave Ameno trainiert hatte. Mit ihm war er über die anspruchsvollsten Pisten Zentralfloridas gebrettert. Ansaras Fähigkeiten ärgerten Moore, der kaum das Gleichgewicht halten konnte, während sein Bike über Wurzeln und kleine Erdhügel sprang. Ansara wusste genau, wann er aus dem Sattel aufstehen und sein ganzes Gewicht nach hinten verlagern musste, während Moore auf seinem Fahrrad hin und her geworfen wurde wie eine Stoffpuppe, deren Handgelenke man mit Klebeband am Lenker festgemacht hatte.

Dass Moore nur zwei Mal vom Rad fiel, bevor sie ihren Pick-up erreichten, war reines Glück. Dass er sich dabei nichts gebrochen hatte, war das Wunder, das sie jetzt benötigten. Sie warfen ihre Bikes auf die Ladefläche des Pick-ups und fuhren dann Richtung Südwesten den Sierra Drive hinunter, während Moore auf seinem Smartphone ständig die Landkarte im Auge behielt, auf der sich ein blauer Punkt, der den Drogenlieferwagen markierte, eine ganz bestimmte Straße entlang bewegte.

»Wie weit sind sie vor uns?«, fragte Ansara.

»5,5 Kilometer.«

Der FBI-Agent nickte. »Erinnere mich daran, dass ich dir beibringe, wie man auf einem Mountainbike fährt, wenn das alles hier

vorbei ist. Ich nehme an, das gehörte nicht zu deinem umfangreichen Training.«

»Hey, immerhin habe ich es geschafft!«

»Schon, aber an den wirklich anspruchsvollen Stellen warst du ziemlich angespannt und zaghaft unterwegs. Ich habe dir doch gesagt, du sollst dich entspannen und es dem Bike überlassen, welchen Weg es einschlagen möchte.«

»Ich spreche nicht Bikisch.«

»Ich hab's bemerkt.«

»Mein Bike wollte immer gegen den nächsten Baum fahren.«

»Du musst eins werden mit deiner Maschine, du Grashüpfer.«

»Wenn du meinst.«

Ansara lachte. »Hey, hast du eine Freundin?«

Moore grinste ihn schief an. »Redest du immer so viel?«

»Hey, wir haben gerade nichts Wichtigeres zu tun, als einem Lieferwagen hinterherzufahren!«

»Stimmt. Also tun wir das auch. Das Signal ist immer noch gut. Hast du eine Idee, wo sie zum ersten Mal anhalten könnten?«

»Also, wenn sie auf dem Highway 198 bleiben, wird das wohl Porterville sein. Dort hat es früher schon Drogenhandelsaktivitäten gegeben. Die DEA hat vor einigen Jahren dort einen großen Fang gemacht, wenn ich mich recht erinnere.«

Moore wollte gerade seinen Kartenausschnitt vergrößern, als er sich plötzlich Ansara zuwandte und sagte: »Und um deine Frage zu beantworten, nein, ich habe keine Freundin. Ich kannte eine wirklich nette Dame in Afghanistan, aber ich habe keine Ahnung, ob und wann ich jemals wieder dort hinkomme.«

»Eine Einheimische?«

»Na, das würde ja passen, oder? Die würden mich an meinem Wicked Willy aufhängen! Nein, sie ist Amerikanerin. Sie arbeitet für die US-Botschaft.«

»Ist sie eine heiße Katze?«

Moore grinste. »Nein.«

»Schade.« Ansaras Handy klingelte. »Oh, diesen Anruf muss ich annehmen.«

»Wer ist es?«

»Rueben, der junge Mann, den ich rekrutiert habe. Was hast du für mich, mein Junge?«

Moore konnte zwar nur Bruchstücke von Ruebens Bericht verstehen, aber Ansaras Reaktionen füllten die leeren Stellen aus: Das Kartell hatte gerade einen größeren Tunnel fertiggestellt, der von Mexicali nach Calexico führte. Rueben war einer von zehn jungen Männern, die ab jetzt regelmäßig größere Drogenlieferungen dort hindurchbefördern würden. Wahrscheinlich handelte es sich um Kokain aus Kolumbien und Opium aus Afghanistan. Dies war ein ganz neuer Vertriebsweg für das Kartell. Nach dem Anruf erzählte Ansara, dass die »Mulos« bereits mehrmals probeweise ohne Ware hindurchgegangen seien. Jetzt waren sie überzeugt, dass dieser Tunnel sicher und bisher unentdeckt war. Bald würden sie die heiße Ware nach Norden bringen, während von dort Geld und Waffen nach Süden fließen würden.

Auf den kurvigen Straßen konnte der Lieferwagen des Kartells nicht mehr als 70 km/h fahren. Ansara hatte richtig geraten. Sie fuhren direkt in die kalifornische Kleinstadt Porterville mit ihren 55 000 Einwohnern und dort zum Holiday Inn, wo sie hinter dem dreigeschossigen Hotel parkten.

Moore und Ansara beobachteten sie vom gegenüberliegenden Parkplatz des Burger King aus. Da alle drei Männer im Führerhaus blieben, konnte Moore nicht wie geplant einen GPS-Sender an der Unterseite ihres Fahrzeugs anbringen. Sie wagten nicht, sich ihnen zu weit zu nähern.

»Möchtest du einen Cheeseburger?«, fragte Ansara.

Moore schaute ihn mit gespielter Abscheu an. »Nun, tatsächlich sind die In-N-Out-Burger meiner bescheidenen Meinung nach die besten Burger an der gesamten Westküste, da sie aus hundert

Prozent reinem Rindfleisch bestehen. Und ihre Fritten werden in einem zu hundert Prozent cholesterinfreien Pflanzenöl gebraten.«

»Hast du sie noch alle? Willst du nun einen Burger oder nicht?«

»Bring mir zwei.«

Gerade als Ansara mit ihrem Essen zurückkam, hielt ein zweiter Lieferwagen direkt neben dem Kartell-Transporter. Er war weiß und hatte getönte Fenster.

Als Moore die beiden Transporter durch das Teleobjektiv seiner Digitalkamera beobachtete, hätte er sich fast an seinem Cheeseburger verschluckt. Ohne jede Scheu luden die Männer wenigstens fünfundvierzig ziegelsteingroße Marihuana-Ballen in den neu angekommenen Van um – am helllichten Tag und auf offener Straße.

Der Fahrer dieses Lieferwagens, ein Latino mit einer Jeansjacke und einer verwegenen Sonnenbrille, übergab den Kartell-Leuten dann eine Papiertüte, die vermutlich voller Bargeld war.

»Nicht zu fassen, wie dreist die Kerle vorgehen.«

»So läuft das hier«, grinste Ansara. »Hallo, Jungs. Hier sind eure Drogen. Danke für das Geld. Schönen Tag noch.«

Der Van fuhr los. Zwar würde ihn die CIA ab jetzt via Satellit und mithilfe des von Moore fotografierten Nummernschilds verfolgen, er würde jedoch nicht abgefangen werden. Sonst würden die Transporter-Insassen die Leute im Kartell-Fahrzeug alarmieren, die dann womöglich nicht zu ihrem Bestimmungsort weiterfahren würden. Auch der Kartell-Lieferwagen verließ jetzt den Parkplatz und fuhr nach Westen in Richtung California State Route 65. Ansara folgte ihnen, hielt aber gebührenden Abstand. Als sie auf die vierspurig ausgebaute 65 in Richtung Süden einbogen, war das Kartell-Fahrzeug bereits 4 Kilometer vor ihnen.

»Diese Freundin von dir«, sagte Ansara plötzlich wie aus heiterem Himmel. »Steht ihr noch in Kontakt?«

»Warum fragst du?«

»Ich habe nicht viel Glück mit den Frauen.«

»Wegen dem hier.«

»Dem Job? Wahrscheinlich ...«

»Also, mich solltest du auf diesem Gebiet besser nicht um Rat fragen.«

Ansara musste grinsen. »Vielleicht begegne ich eines Tages einem Typen, der weiß, wie es geht. Ich vergaß, dass du ein SEAL warst, der Job killt wohl jede Beziehung.«

»Hey, ich kenne ein paar Jungs, die Familie haben.«

»Das sind wohl die Ausnahmen und nicht die Regel. Die Frauen wollen heutzutage eben einfach zu viel. Ich glaube, einige halten uns für selbstsüchtig, weil wir so viel Zeit da draußen verbringen. Als ich in Afghanistan war, kannte ich in den ODA-Teams keinen, der nicht entweder Single oder geschieden war oder gerade eine Scheidung vor sich hatte. Es war wirklich zum Heulen.«

»Ich hatte vergessen, dass du bei den Spezialtruppen warst. Ich dachte, du seist nur ein ehemaliger Mountainbiker auf der Suche nach Ruhm und Reichtum.«

»Sicher, genau deshalb bin ich zum FBI gegangen – damit ich absolut unterbezahlt die Nächte durcharbeiten darf, während übles Gesindel mich dauernd umbringen will ...«

»Du liebst deinen Job.«

»Jede Minute.«

Moore schaute auf die Karte hinunter. »Hey, sie haben angehalten, eine Tankstelle. In der Nähe von Delano.«

»Vermutlich tanken sie nur. Wenn es jedoch ein weiterer Austausch sein sollte, müssen wir uns sputen, sonst könnten wir ihn verpassen.«

Moore wollte gerade das Satellitenbild heranzoomen, als es plötzlich einfro. »Scheiße. Wir haben das Signal verloren.«

Querida Señorita

Bonita-Real-Hotel

Juárez, Mexiko

Gloria Vega saß auf der Straßenseite gegenüber dem Hotel in einem Wagen, der nicht als Polizeiauto gekennzeichnet war. Inspektor Gómez saß am Steuer. Er hatte angeordnet, dass sie beide Zivilkleidung tragen, aber auch ihre Kevlar-Westen anlegen sollten. Am Abend zuvor hatte man den Portier des Hotels, einen Mann namens Ignacio Hernández, tot aufgefunden. Man hatte ihn ein Mal direkt in die Stirn geschossen. Es sah aus wie eine Exekution. Der Eigentümer des Hotels, Señor Dante Corrales, war nirgends zu finden. Das galt auch für seine Freundin. Gómez hatte bereits mit mehreren Hotelangestellten gesprochen. Heute wollten sie die Bauarbeiter befragen, die in dem Hotel gerade Renovierungsarbeiten durchführten.

»Dort oben können Sie sie sehen«, sagte Gómez und meinte damit die beiden Männer, die auf dem Hoteldach saßen. »Das sind Späher, aber nicht die üblichen. Diese Männer habe ich noch nie gesehen.«

»Vielleicht hat Corrales seinen Portier getötet und sich dann davongemacht«, sagte Vega.

»Warum sollte er das tun?«

Sie zuckte die Achseln. »Vielleicht hat ihn der Kerl bestohlen.«

»Nein. Das Ganze ist viel komplizierter.«

»Woher wissen Sie das?«

Er drehte ihr den Kopf zu und schnauzte sie an: »Weil ich das schon mein ganzes Leben lang mache. Und jetzt warten Sie hier, bis ich zurückkomme.«

Schwer schnaufend hiepte sich der alte Mann aus dem Wagen, schlug die Tür zu und ging über die Straße, um im Hoteleingang zu verschwinden. Vega konnte beobachten, wie die Augen der Späher ihm auf Schritt und Tritt folgten.

Wann würden sie endlich zuschlagen? Towers erzählte ihr immer wieder, dass alles sorgfältig vorbereitet werden und zur rechten Zeit ablaufen müsse. Ihr selbst dagegen wurde allmählich die Zeit knapp, und sich sorgfältig zu schützen wurde auch immer schwieriger. Würde sie einen weiteren Mordanschlag überstehen? War es dies alles überhaupt noch wert?

Sie sah zum Hotel hinüber.

Die Späher achteten auf etwas anderes. Zuerst hörte sie den Motor. Dann preschte eine dunkelblaue Limousine um die Ecke, aus deren Beifahrerfenstern zwei ver mummt e Männer in T-Shirts und Jeans herausgingen.

Vega stürzte blitzschnell aus dem Wagen, als die Männer ihre Schrotflinten auf sie anlegten. Sie konnte jedoch als Erste schießen. Kurz darauf schlugen die Schrotkugeln in ihren Wagen ein.

Plötzlich waren zwei völlig anders klingende Schüsse zu hören. Als Vega zum Dach des Hotels hinaufblickte, konnte sie erkennen, dass die beiden Späher Gewehre in der Hand hielten und diese auf sie gerichtet hatten.

Einen Sekundenbruchteil später spürte sie in ihrem Nacken einen stechenden Schmerz. Kurz darauf bohrten sich zwei weitere Nadeln in ihre Schultern. Ihr Blut begann auf das Pflaster zu spritzen. Als sie sich reflexartig mit der Hand an den Nacken griff, war dieser bereits blutüberströmt. Sie zitterte und wollte schreien, aber ihre Stimmbänder versagten den Dienst. Sie brach hinter

ihrem Wagen zusammen, während das Auto mit kreischenden Bremsen zum Stehen kam. Vega konnte ihren Kopf nicht mehr in diese Richtung drehen, als einer der Männer auf sie zutrat, seine Schrotflinte auf sie richtete und ihr die Ladung ins Gesicht schoss. Aber die Garbe traf sie nicht voll.

Ein oder zwei Minuten später, vielleicht waren es auch nur Sekunden, da war sie sich nicht sicher, schaute sie mit dem unverletzten Auge hoch und konnte durch einen Nebel von Blut Gómez erkennen, der sich über sie beugte.

Sie hätte längst tot sein sollen. Sie wusste das. Aber ihr Körper war so zäh wie ihr Geist.

»Es tut mir leid, querida Señorita«, sagte Gómez. »Es tut mir so leid ...« Er griff ihr in die Tasche und holte ihr Handy heraus. »Ich mache das schon viel zu lange, als dass ich mich noch fassen lassen würde. Das wissen Sie. Und ich weiß, dass sie Sie geschickt haben, um einen Maulwurf in den Reihen unserer Polizei zu finden. Das Ganze ist ein schreckliches Geschäft. Schrecklich, schrecklich, schrecklich.«

Er richtete sich wieder auf und drehte sich zu einem anderen Mann um. »Pablo? Was tun Sie denn hier? Wo ist Dante?«

»Es geht ihm gut. Wir hatten nur ein paar Probleme mit den Guatemalteken.«

»Kann ich euch helfen?«

»Dante hat mir eine SMS geschickt: Lasst Zúñiga in Frieden! Rührt ihn nicht an!«

»Zúñiga? Seid ihr verrückt? Genau den müssen wir töten!«

Vega versuchte zu lauschen und wünschte, sie könnte Towers informieren, aber dann begannen ihre Gedanken dieses Umfeld zu verlassen und zu ihren toten Eltern zu driften. Sie wollte sie unbedingt sehen, sie wollte das Licht sehen, aber im Moment war sie nur von tiefster Dunkelheit umgeben.

Aus dieser Leere tauchten dann zum letzten Mal Stimmen auf.

»Dante macht einen schrecklichen Fehler. Sagen Sie ihm, dass ich unbedingt mit ihm sprechen muss, bevor er etwas unternimmt.«

»Das werde ich tun, Señor, das werde ich tun.«

Jetzt setzte die Kälte ein und vertrieb diese entsetzliche Benommenheit. Sie zitterte heftig. Und jetzt war es endlich so weit. Zuerst erschien ein kleiner Lichtpunkt, der dann jedoch zu einem herrlichen Lichtstrahl wurde, so hell und warm wie die Sommersonne. Einige waren der Meinung, dies sei nicht Gott, sondern eine letzte Reaktion des Gehirns. Aber Vega wusste es besser. Sie war sich sicher ...

Chevron-Tankstelle

Delano, Kalifornien

W Weil sie das Satellitensignal verloren hatten, fuhren Moore und Ansara zu der letzten bekannten Position des Lieferwagens an dieser Tankstelle. Als sie dort ankamen, meldete sich der Satellit wieder und bestätigte, dass sich das Fahrzeug seitdem nicht bewegt hatte. Manchmal hatten sie also doch Glück.

Als sie sich der Tankstelle näherten, verschlug ein überraschender Anruf von ATF-Agent Whittaker Moore beinahe den Atem.

»Ihr solltet dort nach einem silbernen Honda-Odyssey-Transporter Ausschau halten«, teilte er ihnen mit. »Er sollte eigentlich bald bei euch ankommen. Sie werden sich wohl beide hinter der Autowaschanlage treffen. Towers meint, wir sollten den Austausch nicht stören.«

»Verstanden«, bestätigte Moore. »Sind Sie sicher, dass es sich dabei um dieselben Waffen handelt, die der SEAL aus Afghanistan herausgeschmuggelt hat?«

»Ganz sicher.«

»Mein Gott ...«

»Na ja, er wird bald auffliegen, denn in diesem Lieferwagen steckt nur ein Teil der Lieferung. Der Rest liegt immer noch in

Minnesota. Ich habe also genug Beweise. Ich bin froh, dass sie nicht dumm genug waren, alles auf einmal nach Mexiko zu schmuggeln. Ihr Versuch, raffiniert zu sein, kommt jetzt mir zugute. Wir werden ihn mitsamt seinen Waffen noch heute Abend schnappen.«

»Also, danke für die Vorwarnung«, sagte Moore, während Ansara in den Parkplatz einer Autowerkstatt neben der Tankstelle einbog. Von da aus hatten sie ungehinderte Sicht auf den Kartell-Lieferwagen, der bereits hinter der Autowaschanlage parkte.

Moore lud sich einen der Berichte Whittakers auf sein Smartphone und schaute sich die Inventarliste der Waffen an, die dieser Navy-SEAL angeblich gestohlen und in die Vereinigten Staaten geschmuggelt hatte:

14 M4A1-Gewehre mit SOPMOD-Zubehörsets

11 M14-Scharfschützengewehre (7,62 mm)

9 Mk11 Mod 0 Scharfschützengewehre

2 HK-MP5-Maschinenpistolen

6 Benelli-M4-Super-90-Selbstlade Flinten

14 M203-Granatwerfer

Moore gab Ansara eine Beschreibung des Honda. Gerade als er damit fertig war, bog der Van auf das Tankstellengelände ein. Seine Hinterachse streifte wegen der schweren Ladung fast auf dem Boden.

»In Afghanistan benahmen sich die bösen Jungs wenigstens noch wie böse Jungs«, sagte Moore. »Opium und Waffen schmuggelten sie nachts. Sie versteckten sich in Höhlen. Sie wollten nicht gesehen werden ..., aber diese Jungs ...«

Ansara nickte und hob seine Kamera ans Auge. »Wenn du hier auftrittst, als ob du nichts Verbotenes tust, glaubt keiner, dass du etwas Verbotenes tust. Sie wissen ja, dass wir nachts nach ihnen suchen. Sie wissen, dass wir ihre Häuser frühmorgens stürmen, wenn alle braven Leute schlafen. Aus diesem Grund erledigen viele

von ihnen ihre Geschäfte frühmorgens, schlafen den Nachmittag durch und bleiben dann die ganze Nacht auf.«

Moore nickte. »Du hast doch diese Bestandsliste gesehen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dann weißt du auch, dass diese Waffen niemals nach Mexiko gelangen dürfen.«

»Langsam, langsam, Cowboy. Der Geldkanal ist wichtiger als diese Waffen, das weißt du.«

»Ich weiß, aber ich kann den Gedanken einfach nicht ertragen, dass ein Gewehr, das einem SEAL gehört hat, jetzt so ein Kartell-Drecksack in den Händen hält.«

»Vielleicht sind diese Waffen alle neu und ungebraucht«, sagte Ansara.

Moore zog hörbar die Nase hoch und begann jetzt ebenfalls zu fotografieren. Die Männer holten gerade einige schwarze Transportkisten aus dem Transporter und luden sie in den Kartell-Lieferwagen. Der Fahrer des Drogentransporters holte eine große braune Papiertüte aus seinem Fahrzeug und überreichte sie dem Chauffeur des Vans, einem groß gewachsenen, drahtigen Mann, dessen flaumiges Haar ihm bis zu den Schultern reichte. Tatsächlich sah er eher wie ein Indianer als ein Mexikaner aus.

Der Austausch dauerte nicht mehr als fünf Minuten. Die Männer machten den Eindruck, als ob das Ganze für sie Routine wäre. Der Van fuhr davon. Die Jungs vom Kartell kletterten ins Führerhaus, warteten aber ein paar Minuten. Moore zoomte mit seiner Kamera an sie heran. Der Mann am Steuer telefonierte.

Jetzt vibrierte auch Moores Handy. Towers. Dessen erste drei Worte trafen Moore mitten ins Herz: »Vega ist tot.«

»Wie ist das passiert?«

Towers berichtete knapp, dann fügte er hinzu: »Ich bekomme gerade einen weiteren Bericht auf den Tisch. Nachdem sie Vega erschossen hatten, haben sie an ihrer Leiche C4 angebracht. Als dann

der Rettungsdienst und die örtliche Polizei eintrafen, haben sie die Sprengladung hochgehen lassen. Nicht zu fassen!«

»Wer hat ihren Leichnam als Sprengfalle missbraucht? Gómez oder das Kartell?«

»Wir wissen es nicht. Wir haben das Gebiet überwacht, aber wir verloren das Signal, als wir zum nächsten Satelliten umschalteten.«

Moore war so wütend, dass er mit den Zähnen knirschte. »Ich wette, es war Gómez, dieser Drecksack. Erst lässt er Vega umbringen, und dann will er den Mord dem Kartell in die Schuhe schieben.«

»Sie war unsere beste Verbindung zu ihm. Ein paar Späher dort arbeiten für uns und einige ziemlich gute zivile Informanten, trotzdem ist das ein großer Rückschlag.«

Moore schloss die Augen. »Sie ist nicht vergebens gestorben. Dafür werden wir sorgen.«

Nach dem Ende des Telefongesprächs saßen Moore und Ansara schweigend da und beobachteten, wie der Kartell-Lieferwagen die Raststätte verließ und wieder auf die Schnellstraße einbog. Sie folgten ihm nach kurzer Zeit, ließen jedoch erst einmal einigen Autos die Vorfahrt. Dieses Mal war das Satellitensignal ausgesprochen gut. Langley teilte ihnen mit, dass sie das Handy des Lieferwagenfahrers identifizieren konnten. Sie seien dann in sein Betriebssystem eingedrungen und hätten sein GPS-Signal aktiviert. Ab jetzt konnten sie den Van also mithilfe der Satellitenbilder, aber auch über das GPS-Signal des Fahrer-Handys verfolgen. Künftig werde es also keine Signalunterbrechung mehr geben. Moore blieb da eher skeptisch und wartete weiterhin auf die Gelegenheit, einen altmodischen Sender an dem Fahrzeug anzubringen, sodass sie auch ohne Satelliten ständig wissen würden, wo es gerade war.

»Wir waren fünf, jetzt sind wir nur noch drei«, sagte Moore und brach damit das Schweigen.

»Stimmt«, erwiderte Ansara. »In all den Jahren habe ich nur zwei enge Freunde verloren. Trotz meiner langen Einsätze in Übersee. Nur zwei. Beide waren FBI-Agenten. Alle meine guten

Kameraden in der Armee kamen durch – zumindest bisher. Und wie ist es bei dir?«

»Darüber möchte ich jetzt nicht reden.«

»So viele?«

»Die Anzahl ist nicht das Entscheidende.«

»Ich weiß, dass du mit Fitzpatrick dort drunten warst. Und ich gebe dir recht. Er war ein Ass. Ich hoffe, du machst dir keine Vorwürfe.«

Moore seufzte. »Natürlich denkst du darüber nach, was du hättest anders machen können, damit dein Kumpel noch am Leben wäre. Ich habe ihn in dieses Haus geschickt, um es zu sichern. Er kam dabei um. Ich kann jetzt sagen, dass dies Schicksal war, oder ich kann die Verantwortung für die Befehle übernehmen, die ich ihm gegeben habe.«

»Mein lieber Mann, wenn du auf diese Weise durchs Leben gehst, wirst du niemals glücklich werden.«

»Ja. Ich weiß...«

Für ein paar Sekunden schloss Moore die Augen und setzte sich an einen Tisch, an dem ganz oben Frank Carmichael saß. Neben ihm saßen Rana, Oberst Khodai und Fitzpatrick. Gerade schlenderte Vega in das Restaurant, das sich als das italienische Lokal herausstellte, in dem Carmichaels Leichenschmaus stattfand. Die energische junge Dame schnalzte missbilligend mit der Zunge und meinte dann, sie seien Narren gewesen, sich auf diese Weise umbringen zu lassen. Dann schaute sie Moore an: »Du weißt, was du zu tun hast.«

Er nickte.

Ungefähr eine Stunde später erreichten sie Bakersfield. Nachdem sie einige Minuten durch die Stadt gefahren waren, merkten sie, dass der Lieferwagen in die Passage hinter »José Taco« eingebogen war, bei dem es sich laut den Internet-Kritiken um ein richtig gutes mexikanisches Restaurant handelte. Auf einer Seite des Gässchens lagen Geschäfte und das Restaurant, während auf der anderen eine

lange niedrige Ziegelmauer entlangführte, die das Shopping Center von den sechsstöckigen Mietskasernen einer ein wenig heruntergekommenen Wohnsiedlung trennte.

»Scheiße, das wird nicht ganz einfach«, sagte Ansara. Er bog kurz vor der Passage in eine Querstraße ein.

»Wir müssen aussteigen«, sagte Moore und zeigte auf einige leere Stellplätze auf der rechten Seite.

Ansara stimmte zu und parkte den Pick-up dort. Sie stiegen aus und rannten zu den Wohnblöcken hinüber.

»Hier entlang«, rief Moore und lief am ersten Gebäude vorbei auf eine niedrige Hecke an der Ziegelmauer zu.

Als sie dort um die Ecke bogen, sahen sie direkt vor sich in 30 Meter Entfernung den Lieferwagen, aus dem die Männer gerade Marihuana-Ballen ausluden. Moore bemerkte etwas weiter vorn auf der anderen Seite des Mäuerchens zwei Müllcontainer, deren schwarze Plastikdeckel offen standen. Von dort aus konnten sie den Austausch besser verfolgen.

In gebückter Haltung arbeiteten sie sich im Schutz der Hecke bis kurz vor die Container vor, kletterten dann über das Mäuerchen und kauerten sich hinter den Müllbehälter. Vorsichtig streckten sie, der eine links, der andere rechts, die Köpfe hervor. Im Schatten des Containers fielen sie so wenig auf, dass sie in aller Ruhe fotografieren konnten. Lästig war dabei nur der saure Müllgeruch, der Moore das Gesicht verziehen ließ.

Das andere Fahrzeug war ein schwarzer BMW-650i-Sportwagen, in dessen Kofferraum sie jetzt die Drogenballen packten. Der Fahrer war ein grauhaariger Latino in einem teuer aussehenden Anzug und mit goldenen Manschettenknöpfen. In Moores Welt waren solche Manschettenknöpfe ein Zeichen von Wohlstand. Dem Rahmen des BMW-Nummernschilds war zu entnehmen, dass dieser bei einem Händler in Santa Monica gekauft worden war. Es war also nicht schwer zu erraten, wohin dessen Besitzer die kostbare Ladung bringen würde. Er war eben nicht in einem großen Lieferwagen

gekommen, um seine Drogen abzuholen. Er zog sein schickes Luxusgefährt vor, mit dem er jetzt nach La-La-Land zurückfahren würde, ohne jemals die Geschwindigkeitsbegrenzung zu überschreiten. Danach würde er das Rauschgift an Hollywoods Eliten verscherbeln, die das Geld und den Wunsch hatten, so high zu werden wie die Hügel, auf denen sie sich ihre teuren Villen gebaut hatten.

Der Fahrer schüttelte den Kartell-Leuten zum Abschied die Hand, überreichte dem Anführer zwei dicke Umschläge, stieg in seinen Wagen und brauste davon. Moore und Ansara wollten sich gerade zurückziehen, als ein anderes Fahrzeug in das Gässchen rumpelte, weshalb sie sich wieder hinter ihren Müllcontainer duckten. Dieses Gefährt war ein Toyota-Tacoma-Pickup, ein älteres Modell mit faltbarer Laderaumabdeckung und getönten Fenstern. Zwei Männer stiegen aus, die wie Möchtegern-Gangster aussahen. Sie trugen beide Baggy Pants, und ihre Geldbörsen baumelten an Ketten an ihren Hüften. Der fettere der beiden und Fahrer schüttelte den Kartell-Typen die Hand. Danach packten sie etliche Marihuana-Ballen auf die Ladefläche des Toyota.

Als sie fertig waren, stiegen die Kartell-Jungs in ihren Van und fuhren davon. Moore und Ansara wollten noch warten, bis auch die beiden Männer im Toyota weg waren, aber die saßen in ihrem Fahrzeug, ohne etwas zu unternehmen. Plötzlich stieg der eine aus und hämmerte gegen die Hintertür des Restaurants. In höchster Lautstärke beschwerte er sich, dass ihr Essen noch nicht fertig sei. Moore konnte sich das Lachen kaum verkneifen. Bevor sie die Drogen übernahmen, hatten sie sich wohl eine Mahlzeit zum Mitnehmen bestellt.

Der Mann, der jetzt die Tür öffnete, war ganz offensichtlich kein Mexikaner, sondern Chinese, obwohl er eine José-Taco-Schürze trug. Er schrie den Typen in gebrochenem Englisch an, er solle ein bisschen Geduld haben. Dann schlug er ihm die Tür vor der Nase zu.

Als der Kerl sich zu seinem Fahrzeug umdrehte, schaute er zu den Müllcontainern hinüber.

Moore erstarrte.

»Scheiße«, flüsterte Ansara.

Der Strolch runzelte die Stirn und tat einen Schritt auf sie zu. Dann bewegte er sich etwas zur Seite und hatte sie jetzt voll im Blick.

Vor Schreck fielen ihm fast die Augen aus dem Kopf.

Er wirbelte herum und schrie etwas zu dem Mann im Toyota hinüber.

Moore hatte seine Kamera bereits in eine Seitentasche gesteckt und zog jetzt seine schallgedämpfte Glock aus dem Holster.

Als er und Ansara auf den Kerl zu rannten, drehte er sich um und griff nach einer Pistole in seinem Hosenbund. Er richtete sie auf Moore, der jedoch dem Kleingangster zwei Kugeln in die Brust jagte, bevor dieser auch nur eine abfeuern konnte.

Als der Mann im Pick-up sah, was sich draußen abspielte, rutschte er auf den Fahrersitz hinüber. Der Motor heulte auf und der Pick-up setzte sich in Fahrt.

Hinter Moore waren jetzt Schüsse zu hören. Das war Ansara, der mit höchster Zielgenauigkeit auf die Hinterreifen des Pick-ups schoss. Zuerst platzte der linke Reifen und dann der rechte. Man konnte jetzt deutlich hören, wie der Gummi bei jeder Radumdrehung auf den Asphalt schlug. Der Pick-up wurde langsamer, sodass Moore auf dessen hintere Stoßstange aufspringen konnte. Mit einer Hand hielt er sich an der Heckklappe fest und ließ sich auch nicht abwerfen, als der Fahrer trotz der beiden platten Reifen aus der Passage herausfahren wollte.

Moore lehnte sich ein Stück auf die Seite und feuerte zwei Mal auf das Rückfenster. Es zersplitterte zwar, aber den Fahrer hatte er nicht getroffen. Im Innenspiegel konnte Moore erkennen, dass der Typ sein Handy ans Ohr hielt.

Mit einem lauten Fluch schoss Moore zum dritten Mal. Wieder verfehlt! Der Fahrer duckte sich und fuhr dann einfach weiter.

Jetzt beugte sich Moore noch weiter nach links, bis er den richtigen Winkel erreicht hatte. Dieses Mal war es ein perfekter Kopfschuss. Der Pick-up driftete nach rechts, prallte gegen die Ziegelmauer und kam nach einigen Metern zum Stehen, gerade als Moore abgesprungen war und nur mit Mühe das Gleichgewicht halten konnte. Völlig außer Atem lief er zum Führerhaus und riss die Tür auf. Der tote Fahrer fiel aus dem Wagen. Auf der Mittelkonsole lagen ein Kokainhäufchen und einige Joints, von denen einer sogar noch im Aschenbecher qualmte. Im offenen Handschuhfach befanden sich weitere Kokaintütchen.

Moore bückte sich und hob das Handy des Mannes auf. Er wollte nachschauen, ob dessen letzter Anruf noch durchgekommen war. Nein, das war nicht der Fall. *Gott sei Dank.*

Ihm wurde gar nicht bewusst, dass er einfach nur dastand und das Rauschgift betrachtete, bis Ansara ihn beiseiteschob und dann ausrief: »Schau dir das an! Aber, hey, wir müssen los! Außerdem müssen wir das hier melden. Ich habe das Handy des anderen Typen. Moore? Hörst du mir überhaupt zu?«

Er wandte sich Ansara zu, schaute aber durch ihn hindurch, als ob er ein Geist wäre, dann blinzelte er mit den Augen und sagte: »Stimmt, wir müssen los!« Sie rannten die Passage hinunter. Als sie gerade um die Ecke bogen, sah Moore noch, wie der Chinese mit der José-Taco-Schürze mit zwei großen Essenstüten aus dem Haus kam.

Fünf Minuten später hatten sie ihren eigenen Pick-up erreicht und nahmen die Verfolgung des Kartell-Transporters wieder auf. Ansara sagte voraus, dass dieser als Nächstes nach Palmdale fahren werde. Moore berichtete Towers, was geschehen war. Der war zwar nicht gerade begeistert, aber wenigstens hatte dieser Kleingangster nicht mehr die Kartell-Typen alarmieren können. Die Polizei war inzwischen auf dem Weg zum Tatort.

Übergangsriten

Villa Rojas

Cuernavaca, Mexiko

90 km südlich von Mexico City

Miguel tauchte auf den Boden des Swimmingpools und blieb eine ganze Weile unten. Er fragte sich, was er empfinden würde, wenn er den Atem so lange anhielte, bis er das Bewusstsein verlor. Diese morbiden Gedanken verfolgten ihn nicht zuletzt deshalb, weil er immer noch darunter litt, dass er während ihrer Entführung nicht mutiger gehandelt hatte. Sonia war die Starke gewesen. Obwohl oder gerade weil er sie zutiefst liebte, peinigte ihn die Erinnerung an seine damalige Angst zunehmend. Er konnte seine geliebte Frau nicht so schützen, wie es jeder gute Mann eigentlich tun musste. Einmal hatte er sogar zu weinen begonnen, und Sonia hatte ihm neue Zuversicht eingeflößt. Dafür verwünschte er sich heute.

Sein Vater hatte dieses Thema beim Frühstück ganz kurz angesprochen. Er hatte sogar vorgeschlagen, Miguel solle sein Kampfsporttraining wieder aufnehmen, das er als kleiner Junge angefangen hatte. Fernando könne ihm bestimmt ein paar neue Griffe und Tricks beibringen. Er würde ihm sogar eine Reise nach Thailand bezahlen, damit er dort bei einigen Muay-Thai-Meistern Unterricht nehmen könnte. Miguel hatte jedoch höflich abgelehnt. Und dann hatte er sich entschuldigt und war zum Pool geeilt, um den Rest des Tages dort zu verbringen. Sonia hatte es sich im Bikini auf einem

Liegestuhl bequem gemacht und blätterte in einem spanischen Frauenmagazin.

Er hatte mit ihr noch nicht über Raúl's letzte Worte gesprochen. Er fragte sich sogar, ob sie diese überhaupt mitbekommen hatte. Tatsächlich versuchte er sie auch selbst zu verdrängen. Dennoch musste er sich immer wieder daran erinnern, wie der arme Kerl die Guatemalteken angefleht hatte, dass »das Kartell alles bezahlen« werde und dass »Dante tun wird, was immer ihr von ihm verlangt«.

Im Lauf der Jahre hatte Miguel viele Gespräche zwischen seinem Vater und dessen Mitarbeitern aufgeschnappt, in denen öfter die Wörter *Kartell*, *Drogendealer* und *Sicarios* auftauchten. Dagegen hatte sein Vater ihm gegenüber immer wieder betont, dass er völlig legale Geschäfte betreibe und sich dabei unablässig gegen die Machenschaften des organisierten Verbrechens und korrupte Polizisten wehren müsse. Die Kartelle seien die Todfeinde des Rojas-Imperiums. Zuerst hatte Miguel deshalb angenommen, dass Raúl ein früheres Kartellmitglied sein könnte, das sein Vater dann später eingestellt hatte. Auch das war nichts Ungewöhnliches. In den letzten Jahren hatte Fernando viele junge Männer aus mexikanischen Slums herausgeholt und sie als Sicherheitsleute und Leibwächter eingestellt. Dante Corrales war dafür ein leuchtendes Beispiel, der inzwischen sogar zu Fernandos rechter Hand geworden war.

Warum würde dann aber Raúl, der Corrales direkt unterstand, auf die Hilfe des »Kartells« rechnen, und warum würde Corrales »tun, was immer ihr von ihm verlangt?« Warum sollte das Kartell für Raúl Lösegeld zahlen, wenn dieser nicht zu ihm gehörte? Und wenn er dazugehörte, wussten dann Fernando und MIGUELS Vater davon? War Corrales irgendwie in Geschäfte des Kartells verwickelt? Woher wussten die Kidnapper, wo sie sich aufhalten würden? Miguel hatte angenommen, dass nur enge Familienmitglieder und die Leibwächter von ihrer Urlaubsreise wüssten. Es musste also einen Informanten geben. Miguel nahm an, dass sein Vater und Fernando ihn gerade suchten.

Miguel hatte bisher zwar immer dagegen angekämpft, aber tief in seinem Innern nagte seit Längerem der Verdacht an ihm, dass mit den Geschäften seines Vaters irgendetwas nicht stimmte. Er wollte zwar nicht unbedingt behaupten, dass sein Vater direkte Verbindungen zu einem Kartell habe. Aber vielleicht musste er Bestechungsgelder zahlen und sich das Schweigen von Gangstern erkaufen, um seine Operationen fortführen zu können. Das war verständlich und machte seinen Vater noch nicht zu einem Kriminellen. Im Mexiko der Gegenwart konnte man keine Geschäfte machen, ohne zu bestechen und Schutzgelder zu zahlen. Aber was war, wenn er sich täuschte? Wenn sein Vater tatsächlich in dies alles verwickelt war? Wenn der Mann, der seinen Vater umbringen wollte, nicht nur ein Verrückter war? Wenn er ein Profikiller war, den ein Drogenkartell beauftragt hatte?

Miguel tauchte so schnell auf, dass er regelrecht aus dem Wasser schoss. Er schüttelte den Kopf und schwamm zum Beckenrand hinüber.

»Du warst aber ganz schön lang unten«, sagte Sonia und musterte ihn über den Rand ihrer Sonnenbrille hinweg.

»Es gibt in diesem Haus Orte, wo wir nicht hingehen dürfen«, sagte er.

»Was meinst du?«

»Verschlossene Türen, die in den Keller führen. Niemand darf da durch.«

»Hast du darüber gerade nachgedacht?«

»Mein Vater hat Geheimnisse.«

»Die haben alle Männer.«

»Frauen nicht?«

Sie spielte das Unschuldslied. »Natürlich nicht.«

»Er behauptet, dort liege nur ein Gewölbekeller. Darin würden Kunstgegenstände und andere Sammlerstücke lagern, die niemand beschädigen dürfe.«

»Klingt, als ob du ihm nicht glaubst.«

»Tue ich auch nicht.«

»Warum nicht? Was sollte er dort verstecken?«

Miguel wurde das Herz schwer. »Ich weiß es nicht.«

»Warum fragen wir ihn nicht, ob wir dort hinuntergehen und uns diese Sachen anschauen dürfen? Er kann uns ja begleiten ...«

»Er wird es nicht erlauben.«

»Warum?«

»Keine Ahnung.«

»Soll ich ihn mal fragen?« Sie lächelte unschuldig. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass er mich mag.«

Miguel seufzte. »Natürlich mag er dich.«

Sie wackelte mit den Augenbrauen wie ein kleines Mädchen. »Sollen wir uns mal heimlich dorthinunter schleichen?«

Miguel kicherte. »Vor der Tür steht rund um die Uhr eine Wache.«

»Vielleicht bewahrt er dort unten auch Schmuck auf. Teure Objekte, die er in Sicherheit wissen möchte. Deshalb dieser Wachmann. Ich verstehe nicht, warum dir das komisch vorkommt. Dies sind gefährliche Zeiten, in denen man seinen Besitz schützen muss.«

»Ich möchte dir eigentlich etwas erzählen, aber ich habe Angst.«

Sie stand auf, ging zu ihm hinüber, setzte sich auf den Beckenrand und ließ die Beine im Wasser baumeln. Er kuschelte sich an ihren Schenkel, und sie legte ihm die Hand auf die Wange. »Du kannst mir doch alles sagen ...«

»Erinnerst du dich noch, was Raúl gesagt hat, bevor sie ihn umgebracht haben?«

Sie verzog das Gesicht. »Müssen wir wirklich darüber reden?«

»Bitte ...«

Sie seufzte tief auf. »Ich kann mich nicht daran erinnern, was er gesagt hat. Ich erinnere mich nur noch an Schreie. Und ... an das ... Blut ...« Sie griff sich jetzt selbst an die Wange, als sie noch einmal nacherlebte, wie sie ihr Raúls Blut über das Gesicht schmierten.

»Er sagte, das Kartell werde für alles zahlen. Ich wiederhole: Er sagte, das *Kartell* werde zahlen. Warum sollte er so etwas sagen?«

»Vielleicht war er auch für ein Kartell tätig und hat das Fernando nur nie verraten. Wer weiß? Vielleicht sind wir nur deshalb in Schwierigkeiten geraten. Warum denkst du darüber nach?«

»Es ist nur ... ach nichts.«

»Du hast gesagt, es stehe ein Wachmann vor der Kellertür. Den habe ich noch gar nicht gesehen.«

»In diesem Teil des Hauses waren wir noch nicht.«

»Vielleicht können wir ihn bestechen.«

»Ausgeschlossen.«

»Das wissen wir erst, wenn wir es versucht haben. Auf! Das wird lustig. Das bringt dich auf andere Gedanken.«

Sie stand auf und drehte sich zu Fernando um, der jetzt auf der Pool-Veranda auftauchte und sein Handy vom Ohr nahm. »Ihr solltet duschen und euch ankleiden«, sagte er. »Señor Rojas wird uns bald zum Abendessen rufen ...«

»Wir möchten zuerst in den Keller hinuntergehen.«

Er schaute sie finster an und blickte dann zu Miguel hinüber. »Es tut mir leid, aber nur Señor Rojas darf dort hinunter.«

Sonia stellte sich direkt vor ihn, streckte ihm den Busen entgegen und säuselte: »Seien Sie kein Spielverderber, Fernando. Machen Sie mit uns eine kleine Tour.«

»Das ist nicht möglich.«

Sie schmolte hinreißend. »Na ja, okay. Dann machen wir uns halt zum Abendessen fertig. Komm, Miguel. Ich bekomme sowieso bald einen Sonnenbrand hier ...«

Sie half ihm aus dem Pool und reichte ihm ein Handtuch. Castillo schaute ihn prüfend an. »Fernando, stimmt etwas nicht?«

»Nein, alles in Ordnung.«

Im Ton des Leibwächters war der Argwohn deutlich zu hören.

Privathaus

South Broad Street 121

Palmdale, Kalifornien

Der Kartell-Lieferwagen fuhr rückwärts die Einfahrt zu einem zweigeschossigen Privathaus in einem südöstlichen Vorort von Palmdale hinauf und blieb dort erst einmal stehen. Ansara und Moore parkten etwa fünfzehn Häuser entfernt die Straße hinunter zwischen zwei weiteren Autos. Palmdale ist eine Stadt auf einem Wüstenplateau, die von Los Angeles durch den Gebirgszug der San Gabriel Mountains getrennt ist. Im Sommer ist es dort brütend heiß. Palmdale ist eine gut geplante Gemeinde, die hauptsächlich aus Vorstädten besteht. Die Tausende von roten Ziegeldächern ihrer Häuser ziehen sich wie Terrakottabänder die Abhänge der sonst völlig kahlen Berge der Umgebung entlang. Palmdale hat mehr als 150 000 Einwohner.

Fahrradwege, Parks, Theater und ein neues Regionalkrankenhaus zogen vor allem junge Familien an, die die Stadt für einen großartigen Ort hielten, um ihre Kinder aufzuziehen. Moore war schon einmal hier gewesen, um die Eltern eines SEAL-Kameraden zu besuchen, die für den größten Brötchengeber der Stadt, Lockheed Martin, tätig waren. Die schäbige Schattenseite Palmdales und seiner Nachbarstadt Lancaster waren einige Hotels und Motels entlang der Autobahn, in denen die Prostitution und der Drogenhandel blühten.

Während sie warteten, rief Moore Towers an, der tatsächlich etwas Neues zu berichten hatte. Sie standen wieder in Kontakt zu Sonia, die eine Nachricht in einem toten Briefkasten hinterlassen hatte, die die CIA für eventuelle Notfälle in der Umgebung der Rojas-Villa eingerichtet hatte. In jedem dieser »Briefkästen« waren eine Pistole und ein Handy versteckt. Der tote Briefkasten, den sie benutzt hatte, hing in einem Restaurant in der Nachbarschaft des Rojas-Anwesens. Während Miguel im Gastraum saß, ging sie auf die

Damentoilette und wartete, bis sie völlig ungestört war. Dann holte sie das Handy aus einem unauffälligen Kästchen, das fast unsichtbar unter dem äußersten rechten Waschbecken angebracht war, und führte ein verschlüsseltes Telefongespräch mit ihrem Agentenführer. Sie wollte wissen, wer sie gerettet hatte. Danach wollte sie verständlicherweise erfahren, warum man ohne ihr Wissen eine Vereinigte Taskforce eingerichtet hatte, die ihren Fall zeitgleich bearbeitete.

»Haben Sie ihr erzählt, dass wir uns dieselbe Frage gestellt haben?«, fragte Moore in sarkastischem Ton.

»Machen Sie Witze? Ich kann doch nicht direkt mit ihr sprechen. Diese Informationen stammen alle von ihren Chefs.«

»Also, Sie sollten ihr schon erzählen, dass sie mir eine Tasse Kaffee schuldet.«

»Gut, mache ich. Sie hat uns aber auch ein paar Neuigkeiten mitgeteilt. Dante Corrales ist verschwunden. Nicht auffindbar. Für seine Freundin gilt dasselbe. Vega hat das bestätigt, bevor sie getötet wurde. Und sie haben den Portier in Corrales' Hotel ermordet. Das deutet darauf hin, dass sie Corrales suchen.«

»Vielleicht war er es, der die Guatemalteken gelinkt hat, und jetzt versteckt er sich vor ihnen und seinem eigenen Kartell.«

»Das vermute ich auch.«

»Hey, ich weiß, wohin er gehen würde.«

»Meinen Sie das ernst?«

»Ja. Ich muss jetzt auflegen. Ich rufe Sie zurück.« Moore machte seine Kamera betriebsbereit.

Zwei Motorräder donnerten heran und parkten gegenüber dem Lieferwagen auf der anderen Seite der Straße. Vom ersten stieg ein hochgewachsener Mann ab, der zweite war etwas kleiner. Sie trugen Jeans, Lederjacken und teure Basketballschuhe. Beide hatten athletische Figuren. Als sie ihre Helme abnahmen, zeigte sich, dass keiner von ihnen älter als fünfunddreißig war. Moore gelangen ein

paar gute Aufnahmen von ihren Gesichtern, die er sofort an den Satelliten schickte, damit Langley ihre Identität prüfen konnte.

Sie überquerten die Straße und unterhielten sich mit dem Fahrer des Lieferwagens, der ebenso wie seine beiden Komplizen nicht aus seinem Fahrzeug ausstieg. Nach zwei Minuten öffnete einer der beiden das Garagentor mit einer Fernbedienung. Jetzt erst bequemten sich die Gangster aus ihrem Transporter und gingen an die Arbeit. Die offensichtlich letzten Marihuana-Ballen wurden in die Garage getragen und dort in großen Umzugskartons verstaut. Die Waffen blieben jedoch in dem Transporter.

Gerade als die Transaktion beendet war und die zwei Motorradfahrer wieder auf ihre schweren Maschinen stiegen, rief Towers an und teilte mit, dass die beiden lokale Hilfssheriffs seien. Moore konnte nur noch den Kopf schütteln. Also waren amerikanische Polizisten ebenso korrumpierbar wie mexikanische. Wenn es um so viel Geld ging, wurde es für Männer, die kaum 50 000 Dollar im Jahr verdienten, immer schwieriger, ehrlich zu bleiben, vor allem wenn sie an einem einzigen Wochenende in Diensten des Kartells so viel verdienen konnten wie in einem ganzen Jahr. Wenngleich Moore diese Denkweise ablehnte, konnte er sie doch nachvollziehen. Trotzdem hasste er sie aus ganzem Herzen.

»Lass uns diese Bastarde gleich jetzt verhaften«, murmelte er. »Sie leisten einen Eid ... und dann scheißen sie darauf.«

»Das würde ich auch gerne«, sagte Ansara. »Aber es ist noch nicht vorbei. Da, es geht wieder los!«

Der Transporter fuhr aus der Einfahrt heraus und die Straße hinunter. Towers überspielte weitere Informationen über die Registrierungsdaten des Lieferwagens auf Moores Smartphone. Der Transporter war auf einen gewissen Roberto Guzman zugelassen, der in der Archwood Avenue 14818 in Van Nuys, Kalifornien, wohnte. Guzman gehörte ein Lebensmittelservice in Los Angeles. Man hatte ihn bereits zum Verhör abgeholt. Er behauptete, er wisse nicht, dass man mit seinem Lieferwagen Marihuana-Transporte durchführe.

Allerdings sei der Fahrer des Transporters tatsächlich bei ihm angestellt. Dieser habe das Fahrzeug über das Wochenende mit nach Hause genommen, um einige kleinere Reparaturen auszuführen und »dem Chef dadurch ein paar Dollar zu ersparen«. Die ganze Erzählung war natürlich gequirelter Bockmist. Guzman war gekauft, er hatte seinen Transporter gegen Geld ausgeliehen, und jetzt war er dran, weil er dem Kartell geholfen hatte.

Sie fuhren eine Stunde lang immer weiter nach Süden. Plötzlich verließ der Lieferwagen die Autobahn und bog in eine Tankstelle ein. Alle drei Männer stiegen aus. Sie betraten den Mini-Markt, zwei gingen hinüber zur Toilette, der dritte, der Fahrer, begab sich zum Getränkeautomaten.

Moore wies Ansara an, an der Tanksäule direkt hinter dem Transporter anzuhalten. Moore brauchte nur zwei Minuten, um einen GPS-Sender an ihrer hinteren Stoßstange anzubringen. Dann tankten sie selbst voll. Als die Männer wieder herauskamen, zog Moore sich seine Baseballkappe noch weiter ins Gesicht und rutschte auf dem Sitz etwas nach unten, bis die Männer vor ihm abgefahren waren.

Jetzt stand ihnen ein dreifaches Überwachungssystem zur Verfügung, und Moore war sich sicher, dass sie den Transporter nicht mehr verlieren würden. Die Satelliten überwachten ihn aus dem Weltraum, während das Handy des Fahrers und der von Moore angebrachte Transponder ihnen ständig seine GPS-Position übermittelten. Wenn ihm diese Jungs noch entkommen sollten, würde Moore sofort in Pension gehen. Solche Versprechen waren jedoch fahrlässig. Es waren schon weit seltsamere Dinge passiert.

»Sie haben sich ein paar Corona-Flaschen samt den Limetten besorgt«, sagte Ansara. »Sie feiern wohl schon.«

Bevor Moore antworten konnte, zog Ansara sein vibrierendes Handy aus der Tasche. »Ja? Tatsächlich? Okay. Wir kümmern uns drum. Danke, Junge ...«

Er schaute Moore an. »Mein Drogenkurier teilte mir gerade mit, dass er heute Abend eine Lieferung durch den neuen Tunnel bringt. Danach solle er noch dableiben, haben sie ihm gesagt, denn es gebe noch etwas weit Schwereres zu transportieren.«

»Na, wenn das nicht passt«, sagte Moore.

»Diese Typen fahren also nach Calxico. Darauf wet-te ich.«

»Vielleicht hast du recht, aber es ist schon dunkel, wenn wir dort ankommen. Bei dem Verkehr, der dort herrscht, werden wir ziemlich lange brauchen, bis wir durch San Bernardino durch sind.«

»Nur dort?«, fragte Ansara. »Wir stecken wahrscheinlich einen Großteil der Strecke im Stau.«

Moore seufzte und schaute aus dem Fenster. In diesem Moment überholte sie gerade ein anderer Pick-up, auf dessen Ladefläche ein paar Geländemotorräder festgezurrt waren. Er grinste in sich hinein. Wenn er sich je auf so ein Ding setzen sollte, wäre das ganz bestimmt sein Tod.

*Wohnhaus der Familie Romero
Mexicali, Mexiko*

Pedro Romero hatte bereits zwei Mal versucht, seine Frau Cecilia anzurufen, aber sie war nicht an ihr Handy gegangen. Dann hatte er Blancas Nummer gewählt, aber auch seine 16-jährige Tochter hatte nicht geantwortet. Die 12-jährige Maria hatte noch kein Handy, benutzte jedoch gerne das Festnetztelefon der Familie. Aber auch sie war nicht zu erreichen. Selbst der Anrufbeantworter meldete sich nicht. Vielleicht waren sie alle zusammen einkaufen gegangen? Oder das Handynetz war zusammengebrochen? Romero wollte ihnen eigentlich nur mitteilen, dass er etwas später kommen würde, aber jetzt begann er sich Sorgen zu machen.

Als er auf seine Einfahrt einbog, war der Corolla seiner Frau am Straßenrand geparkt, und im Haus brannte Licht. Das war wirklich sehr merkwürdig.

Er öffnete die Vordertür und betrat den Eingangsflur. Er rief nach seiner Frau. Keine Antwort. Dann ging er ins Wohnzimmer.

Was er dort sah, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Er konnte nicht sprechen. Er konnte nicht atmen. Er stand einfach nur völlig schockiert da und riss vor Schreck die Augen auf.

Blanca und Maria saßen mit auf dem Rücken gebundenen Händen auf dem Sofa. Ihr Mund war mit silberfarbenem Klebeband zugeklebt. Ihre Augen waren rot geweint und ihre Haare völlig zerzaust. Neben ihnen saß seine Frau. Auch sie war geknebelt und gefesselt. Links wie rechts von ihnen standen zwei olivenhäutige Männer, die Jeans und Flanellhemden wie die Wanderarbeiter trugen, was sie jedoch ganz und gar nicht waren. Sie hatten lange Bärte und zielten mit Pistolen auf seine Frau und seine Töchter.

In diesem Moment kam ein weiterer Mann aus der Küche, der an einer Tasse Tee nippte. Der Faden des Teebeutels hing noch über dem Rand der Tasse. Angezogen war er wie die anderen, er trug ebenfalls einen Bart, war jedoch etwas älter. Er blickte Pedro mit zusammengekniffenen Augen an und sagte in einem Spanisch mit starkem Akzent: »Wir warten schon geraume Zeit auf Sie, Señor Romero. Haben Sie vorhin anzurufen versucht, um mitzuteilen, dass Sie heute später kommen?«

Romero keuchte vor Angst und Wut. Eigentlich eher vor Angst. »Wer sind Sie?«

»Wir haben erfahren, dass Sie gerade etwas bauen – vielleicht einen Tunnel?«

Als Ingenieur, als Mann, der einen Großteil seines Lebens Situationen, Dinge und Bauwerke analysiert und berechnet hatte, wusste er sofort, was hier vor sich ging. Das waren Araber. Höchstwahrscheinlich Terroristen. Sie wollten in die Vereinigten Staaten gebracht werden, und sie würden seine Familie töten, wenn er nicht mitspielte. Das war alles.

»Ich verstehe«, sagte Romero.

Der groß gewachsene Mann machte große Augen: »Tatsächlich?«

»Natürlich. Ich rufe an und teile ihnen mit, dass wir kommen. Ich bringe Sie hinüber. Und Sie lassen meine Familie frei.«

»Señor Romero, Sie sind ein sehr tapferer und kluger Mann. Tun Sie einfach, was wir von Ihnen verlangen, und alles wird gut.«

»Geht es nur um Sie drei?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein, es gibt noch vierzehn weitere. Insgesamt sind wir siebzehn Mann.«

»Siebzehn?«

»Warum macht Ihnen das Sorgen? Wir werden Ihren Angehörigen nichts tun.«

»Aber die Leute, für die ich arbeite, werden das tun – wenn sie erfahren, dass ich so viele von Ihnen durch den Tunnel geführt habe.«

»Sie werden es nicht herausfinden.«

»Das wird schwierig werden. Ich muss den Tunnel evakuieren, bevor Sie eintreffen, und die Kameras ausschalten. Wird Sie jemand auf der anderen Seite abholen?«

»Das werde ich arrangieren. Ich werde die Adresse brauchen.«

Plötzlich hörte man die Toilettenspülung, und dann kam ein Mexikaner ins Zimmer, der etwa so alt war wie Romero. Er schaute Romero finster an, dann zuckte er die Achseln, als wolle er sagen: *Es tut mir leid.*

»Das ist Felipe. Er wird hierbleiben, damit Sie uns sicher auf die andere Seite bringen. Wenn wir ihn anrufen und es ihm bestätigen, wird er Ihre Angehörigen freilassen. Wenn er diesen Anruf nicht erhält, hat er die Anweisung, sie zu töten.«

Romero sprach jetzt in extrem schnellem Tempo zu Felipe, weil er hoffte, dass die Araber nicht alles verstehen würden. Tatsächlich merkte er, dass sie Schwierigkeiten hatten, seine maschinengewehrartigen Sätze zu erfassen. »Señor, warum haben Sie sich mit diesen Terroristen eingelassen? Sie wollen die Amerikaner töten, die die besten Kunden des Kartells sind. Wenn das

geschieht, werden wir beide umgebracht. Sie spielen mit Ihrem Leben, mein Freund.«

Felipe verzog das Gesicht. »Sie zahlen besser als das Kartell.«

Der Rucksack war nach oben höher als sein Kopf und nach unten länger als sein Rumpf. Das Ding war bleischwer, dabei hätte Rueben Everson gerade daheim seine Mathe-Hausaufgaben machen sollen. Stattdessen sollte er jetzt etwa 25 Kilogramm Kokain, das man ihm auf den Rücken geschnallt hatte, durch einen über 900 Meter langen Tunnel schleppen. Zusammen mit zehn weiteren Jungs ganz unterschiedlichen Alters, einige Amerikaner, einige Mexikaner, war er im Lagerhaus eingetroffen, wo sie jetzt von einem Team des Kartells »beladen« wurden.

Sie sollten ihre Rucksäcke in einem Zimmer des Hauses auf der anderen Seite der Grenze abliefern. Dort sollten sie dann auf eine weitere Lieferung warten, die sie durch den Tunnel nach Mexiko befördern würden. Es sollte sich dabei um eine recht schwergewichtige Ladung handeln, hatten ihm die *Sicarios* erzählt. Danach würde ein Transporter ihn und die übrigen Mulos vom Lagerhaus abholen. Rueben bezweifelte allerdings, dass man sie tatsächlich heimbringen würde. Aber er hatte seinen Lohn bereits in bar erhalten und war bereit, ein paar Scheine der insgesamt tausend Dollar für eine Taxifahrt auszugeben.

Der Tunneleingang im Lagerhaus war sorgfältig in einem kleinen, schmalen Wartungsraum verborgen. In dessen Betonboden klaffte ein 1,40 Meter auf 1,40 Meter großes Loch. Eine hölzerne Treppe führte von dort hinunter zum Tunnelboden. Rueben stieg jetzt ganz vorsichtig diese Treppe hinunter, wobei er dem stämmigen Mann vor ihm folgte. Als er sich unten nach rechts drehte, schaute er in einen unendlich lang wirkenden Tunnelschacht. Die Decke war fast 1,80 Meter hoch, und sein Rucksack schrammte nicht an den Tunnelseiten entlang. Er musste also eine Breite von wenigstens 90 Zentimeter haben. An der Decke waren LED-Lampen aufgehängt,

als ob das Kartell ein Fest feiern wollte. Rueben bemerkte Belüftungsrohre und Elektrokabel. An der rechten Seite des Tunnelbodens verlief ein PVC-Rohr. Als sie weiter in den Tunnel hineinkamen, waren dessen Wände und Decken mit seltsamen weißen Paneelen bedeckt. Einer der Jungs hinter ihm erzählte, dass sie ihre Geräusche schlucken sollten.

Der Bluetooth in Ruebens Ohr begann zu jucken. Er wusste, dass die FBI-Typen, die bisher jeden seiner Schritte verfolgt hatten, gerade ihr Signal verloren. Selbst sein GPS-Transponder gab jetzt den Geist auf.

Allmählich bekam er klaustrophobische Anwandlungen. Er schaute sich kurz um, als die Paneele an den Wänden immer näher zu kommen schienen. Hinter ihm folgte eine lange Reihe von Mulos, gleichzeitig wurde der Abstand zwischen ihm und dem Dicken vor ihm immer größer.

»Los, mach schneller!«, rief sein Hintermann.

Rueben erhöhte das Tempo, bis er wieder zu seinem Vordermann aufgeschlossen hatte. Er atmete tief durch und versuchte, sich selbst zu beruhigen. Selbst wenn die Polizei sie alle am anderen Ende festnehmen würde, war ihm das jetzt egal. Er würde immer weitergehen. Man hatte ihn ja bereits umgedreht, und er hatte seinen Handel mit dem Teufel abgeschlossen. Jetzt gab es kein Zurück mehr. So war es eben, wenn man ein Mann war, der für seine Taten die Verantwortung übernehmen musste. Er hasste es.

Der Typ hinter ihm knurrte kurz und sagte dann: »Willkommen in Amerika.« An der Decke hatte jemand eine Linie gezogen und auf die eine Seite *USA* und auf die andere *Mexiko* geschrieben. Hier verlief also die Grenze. Rueben zuckte nur mit den Achseln und ging weiter. Ein kurzer Nebentunnel führte ein Stück nach rechts und endete in einer kleinen Andachtsstätte, auf deren Altar Kerzen brannten. Er wünschte, er hätte Zeit gehabt, für sich und seine Familie ein Gebet zu sprechen. Er wünschte sich, alles wäre anders

gekommen. Dann dachte er an den Jungen ohne Zehen ... und es schauderte ihn.

Schachfiguren im himmlischen Königreich

*Auf dem Weg zum Grenztunnel
Mexicali, Mexiko*

Pedro Romero hörte, wie einer der Araber den hochgewachsenen Mann »Samad« nannte. Er begann, ihn jetzt mit diesem Namen anzureden. Vielleicht konnte er ihn dadurch ein wenig verunsichern. *Ich kenne deinen Namen.* Das war zwar nur eine winzige Einflussmöglichkeit, aber alles, worüber Romero im Moment verfügte. Aber seine Zeit würde noch kommen, denn er hatte nicht wirklich aufgegeben und kapituliert. Noch nicht.

Er hatte noch ein Fünkchen Hoffnung.

Er hatte die *Sicarios* angerufen, die für die Kokainlieferung verantwortlich waren. Der frisch ernannte Unterführer José, ein Junge, der für Corrales gearbeitet hatte und jetzt von allen El Jefe genannt werden wollte, hatte Romero angeschrien, er könne nicht einfach alle Leute aus dem Tunnel herausholen.

»Diese Befehle stammen von Corrales persönlich.«

»Wo ist Corrales? Wo hat er gesteckt? Niemand hat seit einiger Zeit etwas von ihm gesehen oder gehört. Deshalb bin ich jetzt auch für diese Lieferung verantwortlich. Das hier ist meine Operation.«

»Jetzt seien Sie bitte ruhig und hören mir zu. Ich möchte, dass alle diese Leute innerhalb von zehn Minuten diesen Tunnel und

dieses Haus verlassen. Wenn Sie das nicht schaffen, wird Sie Corrales dafür zur Rechenschaft ziehen.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Wenn Sie dieses Risiko eingehen wollen, ist mir das auch recht. Aber Sie werden sterben, junger Mann. Sie werden ganz bestimmt sterben.«

José el Jefe fluchte, dachte kurz nach und stimmte dann schließlich zu.

Romero, Samad, seine beiden Begleiter und die anderen vierzehn Araber fuhren in drei Autos zum Tunnel. Romero steuerte seinen eigenen Wagen. Neben ihm saß Samad und auf dem Rücksitz seine beiden Unterführer. Dahinter folgten im Auto seiner Frau fünf weitere Männer. Die übrigen neun waren in einem alten Tropic-Traveler-Lieferwagen zusammengepfertcht, wo sie den knappen Platz auch noch mit sechs ziemlich großen Reisetaschen teilen mussten, deren rechteckige Form bei Romero Kopfschütteln hervorgerufen hatte. Gewehrbündel? Raketen? Granatwerfer? Auf alle Fälle kein Campingzubehör.

Als sie sich dem Tunnel näherten, dachte Romero darüber nach, was wohl passieren würde, wenn die Araber dessen anderes Ende erreicht haben würden. Er bat Gott, ihm das ewige Heil zu gewähren, und er betete, dass seine Angehörigen verschont blieben. Diese Männer wollten keine Zeugen haben. Sie würden ihn ermorden, wenn er ihnen nicht mehr von Nutzen war. Dieser Tatsache musste er ins Auge sehen. Er hatte in letzter Zeit so viele böse Menschen kennengelernt, dass er verstanden hatte, wie ihr Geist funktionierte.

Er fragte sich auch, was sie tun würden, wenn sie in die Vereinigten Staaten gelangt wären, wie viele Menschen sie töten und was sie alles zerstören würden. Er hasste sie mindestens so sehr, wie es die Amerikaner taten. Trotzdem hielten sie ihn im Moment für eine unbedeutende Schachfigur in ihrem Spiel.

Aber er wusste, dass noch nicht alles verloren war.

Samad und seine fanatischen Begleiter wussten zum Beispiel nicht, dass der Tunnel mit C4-Sprengladungen gespickt war, damit er jederzeit zerstört werden konnte. Man konnte sogar dafür sorgen, dass jeder, der gerade darin war, verschüttet wurde. Dies hatte man Romero bereits zu Beginn der Bauarbeiten klargemacht. Corrales hatte ihm erklärt, dass seine Chefs befürchteten, der Tunnel könnte eines Tages von ihren Feinden oder sogar von Terroristen benutzt werden. Deshalb werde man ein Sicherungssystem einbauen. In einem Bauwagen gegenüber dem Eingang des Lagerhauses saßen ständig drei *Sicarios*, die den Tunnel mithilfe der Sicherheitskameras überwachten. Es waren insgesamt neun Männer, die in Schichten arbeiteten. Im Notfall konnten sie die Ladungen ferngesteuert zünden. Allerdings würden sie den Tunnel nur auf den direkten Befehl von Corrales oder anderer Kartell-Größen in die Luft jagen. Auf einem Regal im Elektro-Schaltraum lagerten für alle Fälle jedoch auch mobile Reservezünder. Romero musste sich nur einen von ihnen beschaffen, bevor er die Araber in den Tunnel ließ.

Und dann wäre irgendwann er am Zug.

Rueben nahm seinen schweren Rucksack ab und ließ ihn auf den Boden fallen. Die anderen *Mulos* taten es ihm nach. Bevor sie sich jedoch auf den Boden setzen konnten, um auf die für Mexiko bestimmte Lieferung zu warten, kam der *Sicario*, der von allen verlangte, dass sie ihn El Jefe nennen sollten, aus dem Tunnel heraus und befahl ihnen, sofort das Gelände zu verlassen. Die obersten Bosse hätten ihm diesen Befehl gegeben.

»Und was ist mit der anderen Lieferung?«, fragte Rueben. »Ich dachte, sie brauchen unsere Hilfe. Sie meinten, wir bekämen auch eine Extraprämie.«

»Vergiss es. Verschwinde!«

Rueben legte die Stirn in Falten. »Und was ist mit unseren Rucksäcken? Wer wird die holen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Stimmt etwas nicht?«

»Hör mal, ich muss dafür sorgen, dass jeder das Tunnelgelände verlässt. Und zwar sofort! So lauten meine Befehle.«

»Dann komme ich mit Ihnen auf die andere Seite zurück«, sagte Rueben. »Dort wartet meine Rückfahrgelegenheit auf mich.«

El Jefe schüttelte den Kopf. »Verschwinde von hier! Heute muss jeder selbst sehen, wie er nach Hause kommt.«

Jetzt meldete sich ein anderer Kurier, wahrscheinlich der älteste, auf dessen Schläfen bereits die ersten grauen Haare zu sehen waren, zu Wort: »Wir können nicht alle zur selben Zeit hier rausgehen. Das erregt zu viel Aufmerksamkeit. Das haben Sie uns auch immer wieder eingebläut.«

»Das spielt jetzt keine Rolle mehr! Raus mit euch!«

Die anderen drückten sich auf dem Weg zur Vordertür an Rueben vorbei. Der älteste Kurier hielt sie auf.

El Jefe stürzte auf ihn zu und hielt ihm seine Pistole an die Stirn. »*¡Áyanse!*«

Der Mann schaute den jungen Schnösel ein paar Sekunden lang böse an, dann nickte er langsam und machte sich zur Tür auf. Die anderen reihten sich hinter ihm ein.

»Ich muss erst einmal pullern«, sagte Rueben und lief zur Toilette. Er schloss die Tür und wartete. Im ganzen Haus wurde es allmählich still. Er drehte den Wasserhahn auf und rief Ansara an, der inzwischen erfahren hatte, dass hier etwas Seltsames vor sich ging.

»Was soll ich jetzt machen?«

»Geh zurück in den Tunnel. Schau, ob du herausfinden kannst, was da gerade passiert.«

»Sind Sie verrückt?«

»Erzähle ihnen, du hättest dein Handy verloren. Geh einfach wieder dort hinunter! Es muss einen Grund geben, warum sie euch alle evakuieren. Die große Lieferung ist nur noch eine halbe Stunde entfernt. Tu, was ich dir sage. Denk daran, was wir vereinbart haben.«

Rueben verließ die Toilette. Draußen wartete El Jefe auf ihn.

»Mit wem hast du gerade gesprochen?«

»Dem Typ, der mich heimfahren soll.«

»Raus jetzt!«

Rueben zuckte die Schultern und ging nach draußen, versteckte sich jedoch hinter einem Busch direkt vor dem Haus. Dort blieb er ein paar Minuten, dann schlich er zu einem der Fenster. *Verdammt, die Rollläden sind geschlossen.* Er huschte zum Vordereingang zurück und hielt sein Ohr daran. Nichts. Er drückte die Tür auf und lief hinüber zum rückwärtigen Schlafzimmer, in dessen begehbarem Wandschrank der Tunneleingang lag. El Jefe und seine Begleiter waren bereits hinuntergestiegen und auf dem Weg zum Lagerhaus auf der anderen Seite der Grenze. Rueben rang die Hände und lief eine ganze Zeit vor dem dunklen Loch hin und her, durch das man die Leiter zum Tunnelboden erreichte. Eigentlich hätte er mit dem Argument, es sei zu gefährlich, einfach gehen sollen. Aber würden sie ihm wirklich etwas antun, wenn er zurückging, um ein verlorenes Handy zu suchen?

Aber da gab es ein Problem. Er konnte das doch nicht als Ausrede benutzen! El Jefe hatte ihn doch telefonieren gehört. *Scheiße.* Er musste sich eine andere Geschichte ausdenken. Er könnte behaupten, die Bullen stünden bereits vor dem Haus, deshalb sei er voller Angst in den Tunnel zurückgerannt. Das war es. Damit käme er bestimmt durch. Er kletterte die Leiter hinunter und begann, durch den Tunnel zurückzulaufen. Jetzt hätte er wirklich eine Toilette gebraucht.

Auf dem Weg zum Tunnel hatte Romero Samad erklärt, dass die drei *Sicarios* in dem Bauwagen das Lagerhaus und den Tunnel mit batteriebetriebenen Sicherheitskameras überwachten. Sie hatten zuvor auch Funkkameras ausprobiert, aber deren Signale kamen zu schwach an der Oberfläche an. Sie müssten also zwei Sachen gleichzeitig tun: Sie müssten die Stromzufuhr zu den Monitoren

dieser Kameras kappen, und die *Sicarios* müssten »von ihren Telefonen getrennt werden«, wie es Romero ausgedrückt hatte.

Romero besaß die Schlüssel für die Sicherungskästen. Er konnte also den Strom abdrehen. Samads Männer mussten sich dann den *Sicarios* widmen. Sie parkten ihre Autos auf der Südseite des Geländes hinter schweren Baggern und Bulldozern und schwärmten aus. Samad befahl sechs seiner Männer, das Überwachungspersonal auszuschalten, während er und seine beiden Unterführer Romero zu einem elektrischen Schaltkasten hinter dem Lagerhaus begleiteten. Obwohl Romero eigentlich Bauingenieur war, hatte er bei den Grabungsarbeiten eng mit Elektroingenieuren zusammengearbeitet und wusste also, wie man im Notfall die Stromversorgung kappen konnte.

Als sie sich dem Anschlusskasten näherten, mussten sie sich kurz hinter einigen Entwässerungsrohren verstecken, als drei junge *Sicarios* aus dem Haupteingang des Lagerhauses herauskamen und in einen Geländewagen stiegen. Romero erkannte unter ihnen El Jefe. *Braver Junge*. Er wusste es noch nicht, aber er hatte gerade sein eigenes Leben gerettet, weil er einem Befehl gefolgt war.

Als beide Gruppen in Position waren, öffnete Romero den Schaltkasten mit seinem Schlüssel und legte den Hauptschalter um. Sofort gingen einige Parkplatzlampen aus. Gleichzeitig befahl Samad, die Männer in den Bauwagen aus dem Verkehr zu ziehen. Dann schaute er Romero an: »Gehen wir.«

Romero führte den Araber in das Lager. Dabei beleuchteten sie ihren Weg mit ihren Handylichtern. Der Mexikaner machte vor dem Wartungsraum halt und schaute auf die Gruppe zurück. »Warten Sie hier einen Moment.«

»Warum?«, fragte Samad.

»Weil ich die Fernsteuerung holen muss.«

»Wofür?«

»Um die Batterien für die Kameras und Aufnahmegeräte abzuschalten. Sonst können sie sich später genau anschauen, wie wir durch den Tunnel gegangen sind.«

»Also gut«, sagte Samad. »Aber ich komme mit.«

Romero zuckte die Achseln. »Nichts dagegen.«

Sie betraten den Wartungsraum, und Romero ging an den schweren Wasserpumpen vorbei auf eine Reihe von Spinden zu. Da klingelte Samads Handy. Er hörte kurz zu und verkündete dann: »Sehr gut. Die Männer in den Bauwagen sind ausgeschaltet. Sie konnten keine Telefongespräche mehr führen.«

Romero wählte einen Schlüssel aus seinem schweren Schlüsselbund aus und schloss damit einen Spind auf. Er holte den Funkzünder heraus, bevor Samad ihn sich anschauen konnte. Er hatte etwa die Größe eines Walkie-Talkies mit einer kleinen Gummiantenne. Sehr einfach, aber bewährt und effektiv. Er tat so, als ob er auf ein paar Knöpfe drücken würde, dann steckte er den Zünder in die Tasche. Danach holte er noch zwei Taschenlampen aus dem Spind, nahm eine selbst und gab die andere an Samad weiter. »Okay, jetzt können wir hindurchgehen. Ich hoffe, Sie halten Ihr Versprechen. Wenn wir auf der anderen Seite sind, werden Sie Felipe anrufen und ihn anweisen, meine Angehörigen freizulassen.«

Samad lächelte. »Natürlich.«

Jetzt trafen auch die übrigen Araber ein. Romero führte sie die Treppe hinunter, deren einfaches Sperrholz unter den Tritten der vielen Männer ächzte. Samad blieb immer dicht hinter ihm und hatte ständig eine Pistole in der Hand. Sie gingen 150 Meter geradeaus, dann in einem 90-Grad-Winkel nach links und unmittelbar darauf wieder in einem 90-Grad-Winkel nach rechts. Plötzlich sahen sie in der Ferne einen winzigen Lichtschein. Als sich das Licht näherte und heller wurde, war hinter ihm der Umriss eines Menschen zu erkennen. Die Gestalt kam direkt auf sie zu.

»Stopp. Wer ist das?«, fragte Samad, während die ganze Gruppe anhielt.

»Ich weiß es nicht«, sagte Romero. »Der Tunnel sollte eigentlich leer sein. Vielleicht einer der *Mulos*.« Dann rief er mit lauter Stimme: »Wer sind Sie?«

»Oh, tut mir leid, ich bin es, Rueben! Ich glaube, draußen stehen schon die Bullen. Deshalb musste ich wieder umkehren.«

Romero eilte dem Jungen entgegen. »Bist du sicher, dass die Polizei da ist?«

»Nicht wirklich.«

»Warum zitterst du?«

Rueben hob sein Handy in die Höhe und leuchtete mit dessen Licht auf die Männer hinter Romero. Sie hatten zwar einen dunklen Teint und trugen einen Bart, waren aber definitiv keine Mexikaner. Einer bellte den anderen hinter ihm etwas zu. Das war auch kein Spanisch. Rueben hatte in seinen Videospielen genug »digitale« Terroristen getötet, um zu erkennen, dass diese Typen aus dem Nahen oder Mittleren Osten stammten. Vielleicht waren sie auch Terroristen, allerdings in diesem Fall wohl »echte«.

»Yalla, auf geht's«, sagte der Mann weiter hinten.

Yalla, dieses Wort kannte Rueben. Es war arabisch.

Mit einem tiefen Seufzer biss sich Romero auf die Lippen und drehte sich zu Samad um. »Er ist ein Drogenkurier des Kartells. Er hat Angst bekommen, weil er glaubte, draußen etwas zu sehen. Vielleicht war es die Polizei, aber er ist sich nicht sicher ...«

»Ich glaube nicht, dass er die Polizei gesehen hat«, sagte Samad in einem sonderbar selbstgewissen Ton. »Lassen Sie mich kurz mit ihm reden.«

Romero drückte sich an die Wand, und Samad presste sich an ihm vorbei.

Zuerst sprach er in leisem Ton ein paar Worte mit dem Jungen, dann schlug Rueben plötzlich auf das Gesicht und den Hals des Arabers ein, während dieser an ihm vorbeischlüpfte und ihm dabei

ein Messer in die Brust stieß. Rueben fiel zu Boden, sein Gesicht verzerrte sich im Todeskampf und aus seiner Brust strömte Blut. Er hustete und drückte dann die Hand auf die Wunde.

»Er war doch nur ein Junge!«, rief Romero.

»Und Sie sind nur ein Mann, der ihm jetzt Gesellschaft leisten wird.«

»Es tut mir leid«, sagte Romero und rang nach Luft. »Ich wollte nichts Falsches sagen. Ich will nicht sterben. Lassen Sie mich nicht hier zurück. O mein Gott ... O mein Gott ...« Er begann zu schluchzen.

Romero konnte nicht anders. Er kniete sich neben den Jungen und nahm seine Hand. »Herr Jesus, nimm ihn in Gnaden auf und behüte ihn vor allem Übel.«

»Weiter geht's«, zischte Samad, als er einem seiner Männer das Handy des Jungen reichte. »Pedro, Sie gehen voran.« Er drückte sich wieder an Pedro vorbei, um ihm dann die Pistole ans Genick zu halten.

Romero schluckte tief, ließ Ruebens Hand los, richtete sich auf und stieg über den sterbenden Jungen, um mit brennenden Augen seinen Weg durch den Tunnel fortzusetzen. Er hatte ihn doch aufgefordert auszusteigen. Er hatte es wenigstens versucht.

Als sie an der kleinen Andachtsstätte vorbeikamen, schüttelte Samad den Kopf über die flackernden Kerzen, die Kruzifixe und die Familienbilder der Tunnelgräber und Drogenkurriere.

Romero schaute noch einmal kurz über die Schulter. Samad und seine Araber waren Monster, und Romero wusste jetzt, dass die Zeit gekommen war. Er hielt an und griff in die Tasche, um den Zünder herauszuholen.

Rueben lag verblutend auf der Seite. Etwas schimmerte auf dem Boden direkt neben seiner Hand. Vielleicht war es ein Engel, der gekommen war, um ihn zu retten. Er versuchte, das winzige Funkeln zu erreichen. Tatsächlich konnte er es schließlich mit den

Fingern greifen. Es war zu dunkel, um den Gegenstand klar zu erkennen, aber er fühlte sich wie ein Anhänger an, mit glatten Kurven und einer großen Öse. Er erinnerte sich, dass er eine Kette zwischen seinen Fingern spürte, als er sich gegen den Griff des Arabers wehrte. Er umschloss den Anhänger mit der Hand, machte die Augen zu und bat Gott, ihn zu erretten.

*Auf dem Weg zum Grenztunnel-Haus
Calexico, Kalifornien*

Zwischen ihnen und dem Kartell-Transporter fuhren etwa fünf oder sechs Autos. Moore schätzte, dass sie noch ungefähr 20 Minuten von dem Haus mit dem Einstieg des Tunnels entfernt waren. Towers hatte ihnen gerade telefonisch mitgeteilt, dass sie den Kontakt zu Ansaras Drogenkurier verloren hatten. Der Junge war vielleicht schon tot. Towers ließ das Haus von fünf Spähern aus allen Richtungen beobachten. Sie hatten ein ganzes Rudel von *Mulos* das Haus verlassen sehen, Rueben war jedoch nicht darunter gewesen. Die mexikanische Bundespolizei sollte eigentlich das Lagerhaus in Mexicali beobachten, aber bisher hatten sie auf Towers Anrufe nicht geantwortet. Der Kontakt zu ihnen war völlig abgebrochen. Towers hatte auch einige zivile Späher auf dieses Gelände angesetzt, die die Ankunft mehrerer Fahrzeuge und weiterer Männer, die wie Drogenkuriere aussahen, gemeldet hatten. Außerdem sah es so aus, als ob auf dem gesamten Bauplatz der Strom ausgefallen wäre. Unglücklicherweise waren die Beobachtungsposten seiner Zivilspäher zu weit entfernt, als dass sie einen der *Mulos* hätten identifizieren können.

Trotzdem stand jetzt fest, dass sich eine zweite Gruppe durch den Tunnel hindurchbewegte. Moore nahm an, dass sie bei dem Transport der schweren Waffen helfen sollten.

Ansara war von der Nachricht sichtbar berührt. Er biss die Zähne aufeinander und fluchte in sich hinein. »Ich glaubte nicht, dass es

dazu kommt«, sagte er schließlich mit brüchiger Stimme. »Ich hoffte, ihn schließlich wieder auf den rechten Weg führen zu können. Er hatte viele gute Eigenschaften.«

»Wir wissen ja noch gar nicht, was geschehen ist.«

»Er hat bestimmt die Nerven verloren.«

»Er war nicht verkabelt, oder?«

»Nur sein Bluetooth. Aber da können sie nichts entdecken. Vielleicht ist er in Panik geraten und hat etwas Falsches gesagt. Ich weiß es nicht. Towers führte gerade ein anderes Telefongespräch, als es passiert ist.«

»Du brauchst jetzt einen klaren Kopf, Kumpel, in Ordnung?«, sagte Moore. »Bald wird es nämlich ziemlich heiß hergehen.«

Grenztunnel

Mexicali, Mexiko

Ich möchte, dass Sie jetzt Felipe anrufen und ihm bestätigen, dass Sie sicher durch den Tunnel gekommen sind. Fordern Sie ihn auf, meine Angehörigen freizulassen.«

Romero begann zu übertüfteln und kämpfte gegen das Zittern seiner Hände an. Sein Daumen lag ganz leicht auf dem Auslöseknopf des Zünders. Ein kleines Statuslämpchen leuchtete grün. Wenn er auf den Knopf drückte, würde das rote Lämpchen angehen. Etwa zwei Sekunden später wäre die Rache sein.

»Pedro, was machen Sie da?«, fragte Samad und blickte auf den Zünder.

»Ich rette meine Familie.«

»Und Sie halten dies für den richtigen Weg?«

»Ich bin mir sogar sicher.«

»Ich glaube Ihnen nicht.«

»Dachten Sie, das Kartell würde einen solchen Tunnel bauen, ohne ihn irgendwie zerstören zu können? Sie wollen doch nicht, dass ihre Feinde einen Vorteil von ihrer ganzen harten Arbeit

haben. Lassen Sie es mich Ihnen zeigen.« Romero entfernte eines der akustischen Paneele. Dahinter steckten tatsächlich mehrere C4-Sprengladungen. »Insgesamt sind es vierzehn Ladungen. Ich habe ihre Installation selbst überwacht. Sie werden nacheinander detonieren und dabei den ganzen Tunnel versiegeln. Wenn wir nicht von der Explosion getötet werden sollten, werden wir lebendig begraben und werden ersticken, bevor man uns retten kann.«

Samad schaute ihm in die Augen. »Wollen Sie tatsächlich sterben? Sind Sie bereit, Ihrem Gott zu beugen?«

Romero stahlte seine Stimme. »Ich bin bereit – aber ich weiß, Sie sind es nicht. Aus diesem Grund werden Sie auch meine Familie freilassen.«

»Ich hätte Sie für klüger gehalten. Sie sind doch ein intelligenter Mann, ein Ingenieur.«

»Rufen Sie Felipe an!«

»Ich hätte euch sowieso alle freigelassen – wussten Sie das?«

Romero hielt den Zünder in die Höhe. »Ich bin dazu bereit.«

Samad seufzte tief: »Sie hätten uns vertrauen sollen. Wir wollten doch nur eine sichere Passage in die Vereinigten Staaten.« Er senkte seine Pistole, holte sein Handy aus der Tasche und wählte eine Nummer. »Hallo, Felipe? Ja, bleiben Sie am Apparat. Ich möchte, dass Sie mit Señor Romero reden und ihm versichern, dass Sie seine Familie freilassen werden. Lassen Sie sie mit ihm sprechen, wenn er das möchte ...«

Samad reichte sein Handy Romero. »Felipe, bitte lassen Sie meine Familie frei.«

»Okay, Señor, okay. Man hat mich angewiesen, das zu tun.«

Romero atmete ein paarmal tief durch, dann hörte er die Stimme seiner Frau, und seine Schulter entspannte sich vor Erleichterung. Er hielt das Telefon weiterhin an sein Ohr.

Samad deutete auf den Zünder und gab Romero ein Zeichen, dass er ihn aushändigen solle.

Romero schaute ihn an. »Was werden Sie tun, wenn Sie in den Vereinigten Staaten sind?«

Samad begann zu kichern. »Wir werden Cheeseburger mit Pommes essen.«

»Vielleicht sollte ich Sie doch nicht gehen lassen.«

»Glauben Sie wirklich, ich hätte nur Felipe in Ihrem Haus zurückgelassen? Sie sollten sich die Komplexität dessen, was ich tue, vor Augen führen. Und jetzt hören Sie auf, mir die Zeit zu stehlen. Geben Sie mir den Zünder.«

Romero dachte noch ein paar Sekunden nach, dann fügte er sich. Samad schaltete den Batterieschalter aus, steckte den Zünder in die Tasche und gab ihnen das Zeichen zum Weitergehen. Romero hielt immer noch das Handy ans Ohr und hörte jetzt die Stimmen seiner Töchter. Sie waren in Ordnung, aber baten ihn weinend, endlich nach Hause zu kommen.

Dann ging seine Frau an den Apparat. »Pedro? Bist du da?«

»Ich bin bald wieder daheim. Lass mich noch einmal mit Felipe sprechen.« Romero erklärte ihm: »Sie verlassen sofort mein Haus. Sie gehen und nehmen jeden mit, der nicht zu meiner Familie gehört.«

»Wenn Samad dem zustimmt.«

»Samad *stimmt* dem zu«, sagte Romero und hob die Stimme. »Sie gehen jetzt sofort!«

»In Ordnung.«

Samad zielte mit seiner Pistole auf Romeros Kopf. »Mein Handy.«

Romero gab es ihm zurück und ging weiter.

Sie erreichten das Ende des Tunnels. Romero stieg die Leiter in den begehbaren Schlafzimmer-Wandschrank hinauf. Dort wartete er, bis die Araber einer nach dem anderen ebenfalls aus dem Tunnel auftauchten.

Romero wollte Samad gerade sagen, dass er jetzt gehen werde, als sich ihm plötzlich von hinten eine Hand auf den Mund legte und jemand ihm »*Schsch schsch schsch ...*« ins Ohr hauchte.

Er spürte das Messer in seinem Herzen erst, als es bereits zu spät war. Ein schneller Schlag und dann ein glühend heißer Schmerz, der von der Brust in seinen ganzen Körper ausstrahlte.

»*Schsch schsch schsch ...*«

Man ließ ihn langsam auf den Boden gleiten, um ihn dann ganz loszulassen. Er starrte zur dunklen Schlafzimmerdecke empor, bis sich Samad über ihn beugte. »Sie haben Allahs Willen erfüllt und werden dafür belohnt werden. *Allahu Akbar!*«

Romero schloss die Augen. Er wollte nicht als Letztes auf dieser Welt das Gesicht dieses Monsters sehen. Er stellte sich seine wunderschöne Frau und seine Töchter vor. Er wusste, dass sein krankes Kind jetzt alles erhalten würde, was es benötigte, dass er ihnen allen genug Geld für ein besseres Leben hinterlassen hatte. Er weinte innerlich darüber, dass er sie jetzt verlassen musste und dass sein Tod ihnen großes Leid bereiten würde. Aber sie waren starke Frauen und würden weiterhin ihr Leben in dieser Welt kämpferisch gestalten, wie er es getan hatte. Er selbst würde sich jetzt aus dem strahlenden Licht des himmlischen Königreichs ein neues Haus bauen. Dort würde er auf sie warten.

Samad wandte sich von dem sterbenden Mexikaner ab und schaute seine Gruppe an. Er deutete auf den Boden: »Diese Rucksäcke nehmen wir mit, aber lasst sie vorerst mit den Raketen hier liegen.«

Niazi und Talwar halfen den Männern, ihre Rucksäcke mit den Raketen abzunehmen. In diesem Moment vibrierte Samads Handy. Der Mann am anderen Ende der Leitung war ein afghanischer Kampfgefährte, der jetzt nur zwei Wörter auf Paschtu sagte: »Zwei Minuten.«

»Wir sind bereit.«

Samad hatte einen Mann im Tunnel gelassen, um sicherzugehen, dass sie nicht verfolgt wurden. Der Mann rief jetzt von unten herauf, bisher sei alles in Ordnung.

Die ganze Mannschaft stand jetzt in einer Reihe mit den Händen auf dem Rücken da. Ihnen war zwar eine gewisse Nervosität anzumerken, aber Samad vertraute auf ihr Training und ihre Entschlossenheit.

Draußen wurden die Sirenen immer lauter. Samad ging ans Fenster und konnte schließlich beobachten, wie zwei Streifenwagen der Polizei von Calxico, gefolgt von zwei Polizeitransportern, mit blinkenden Signallichtern heranrasten und vor dem Haus anhielten. Acht Polizisten stiegen mit gezogenen Waffen aus und stürmten das Haus.

»Also gut, Männer«, sagte Samad langsam und unaufgeregt. »Wir sind alle verhaftet – im Namen Allahs.«

Die Eingangstür wurde aufgerissen und zwei Polizisten stürzten herein. Ihre Bärte waren so sauber gestutzt wie der Samads, und ihre Haut hatte denselben dunklen Teint. »Hört mir jetzt alle zu«, sagte der Cop auf Paschtu. »Wir warten noch eine Minute, dann gehen wir alle zusammen hinaus. Ihr haltet die Hände hinter den Rücken, als ob man euch Handschellen angelegt hätte. Wir kümmern uns um die Rucksäcke.«

»Ausgezeichnet«, sagte Samad. Sie würden eine gute Show für alle Späher des Kartells veranstalten, die höchstwahrscheinlich das Haus beobachteten. Es könnten jedoch auch solche darunter sein, die für die Feinde des Kartells, also dessen Rivalen oder die Polizeibehörden der beiden Länder, arbeiteten.

»Wir gehen jetzt hinaus und steigen in die Transporter«, sagte der »Beamte«, nachdem zwei weitere Kollegen von ihm das Haus durch die Hintertür betreten hatten.

Samad nickte, rief seinem Mann im Tunnel zu, er solle heraufsteigen, dann verließen er und die anderen das Haus, während sie alle ihre Hände auf den Rücken hielten. Sie wurden mit

vorgehaltenen Pistolen über die Straße geführt, wo sie in die wartenden Transporter stiegen. Samad ließ den Blick über die Dächer und Hecken der benachbarten Häuser gleiten. Einige Bewohner standen vor ihrer Haustür und schüttelten den Kopf über die »Polizeirazzia« in ihrer Straße.

Als Nächstes wurden die Drogenrucksäcke und als Letztes die sechs Raketen eingeladen. Drei Minuten später brausten sie davon. Samad schloss die Augen und ballte seine Hände zu Fäusten. Sie hatten es geschafft. Der Dschihad war wieder in Amerika angelangt.

Er darf nie etwas vom Kartell erfahren

*Grenztunnel-Haus
Calexico, Kalifornien*

Moore und Ansara parkten ihren Pick-up um die Ecke von dem Haus, in dem der Tunneleinstieg lag. Bevor sie ausstiegen, rief Towers sie noch einmal an. »Die Ortspolizei von Calexico hat eine Razzia auf das Haus veranstaltet. Dabei wurden laut Angaben unserer Späher zahlreiche Drogenkuriere verhaftet, aber auch ziemliche Mengen Rauschgift konfisziert. Das bestätigt Ruebens Bericht. Als wir jedoch nachfragten, hat uns die örtliche Polizei mitgeteilt, sie habe damit überhaupt nichts zu tun. Sie versuchten zwar, diese Fahrzeuge aufzufinden, aber sie seien alle verschwunden. Entweder hat sich die Polizei von Calexico mit dem Kartell eingelassen, oder hier läuft eine ganz schön raffinierte Nummer ab, um an diese Drogen zu gelangen.«

»Im Moment können wir dazu überhaupt nichts sagen«, erwiderte Moore. »Aber wir gehen jetzt rein und schauen nach diesen Jungs. Halten Sie nur alle anderen von diesem Ort fern. Ich rufe zurück.«

Er und Ansara schlichen an den Hecken vorbei und arbeiteten sich bis zu dem Haus gegenüber dem Tunneleingang vor. Dort kauerten sie sich hinter zwei Palmen. Der Kartell-Lieferwagen parkte in der Einfahrt. Ein Mann saß noch im Führerhaus. Die

anderen beiden hatten wahrscheinlich schon das Grenztunnel-Haus betreten.

Sie mussten also von hinten eindringen, damit der Typ im Transporter sie nicht bemerkte. Im Moment forderte Moore jedoch Ansara durch Zeichensprache auf, noch etwas zu warten. Er erinnerte sich ständig daran, dass es ihre Aufgabe war, diesen Typen und damit dem Geld zu folgen und sie auf keinen Fall aufzuhalten, obwohl er und Ansara dies gerne getan hätten. Vor allem Ansara, der unbedingt wissen wollte, was seinem Informanten zugestoßen war.

Fünf Minuten später öffnete sich das Garagentor, und die beiden Männer waren im schwachen Licht einer einzigen, nackten Glühbirne zu erkennen. Der Fahrer schloss jetzt die Hintertür des Transporters auf. Der Mann im Führerhaus stieg aus und half den beiden anderen, die schweren Waffenkisten in die Garage zu tragen. Als sie fertig waren, schlossen sie das Garagentor.

Wie lange sollten Moore und Ansara jetzt warten? Diese Jungs konnten alle Waffen bestimmt nicht auf einmal ins Haus bringen. Fünf Minuten? Zehn? Das Problem war, dass jemand die Vorhänge zugezogen hatte.

Ansara gab Moore ein Zeichen. *Lass uns reingehen.* Moore zögerte einen Moment, dann nickte er.

Villa Rojas

Cuernavaca, Mexiko

90 km südlich von Mexico City

Fernando Castillo betrat Señor Rojas' Arbeitszimmer, ein einschüchterndes Zeugnis des Einflusses, den dieser Mann ausübte, dem Mexiko ebenso ausgeliefert war wie dem Wetter. Das Volk ... die Regierung ... sie alle mussten sich ihm und seinen Entscheidungen fügen, was Castillo ja schon immer getan hatte. Er empfand jedoch tatsächlich ein großes Gefühl der Loyalität gegenüber diesem Mann, der ihn aus der Armut herausgeholt und ihm ein Leben in

unvorstellbarem Reichtum gewährt hatte und der ihn zu allen Zeiten mit mehr Würde und Respekt behandelte, als sie Castillo je von seiner eigenen Familie erfahren hatte.

Castillo schaute zu den mehr als 7 Meter hohen Bücherregalen hinüber, die die gesamte 14 Meter lange Rückwand einnahmen. In ihrem Schatten stand Rojas' riesiger Mahagonischreibtisch, auf dem nicht weniger als vier Computer standen, deren 27-Zoll-Flachbildschirme in einem Halbkreis angeordnet waren. Der Schreibtisch war tatsächlich ein Informationscockpit des Mannes, der sich jetzt in seinen üppigen Ledersessel zurücklehnte, den er sich in Paris gekauft hatte. Er nippte an einem Glas Montrachet. Auf der linken Seite des Zimmers standen nebeneinander eine Reihe von LED-Fernsehern, auf denen ständig die Programme von Finanznachrichtensendern aus der ganzen Welt liefen. Castillo hatte erst vor Kurzem deren Installation beaufsichtigt. Das war zwar eigentlich nicht Teil seines Jobs als Sicherheitschef, aber Rojas hatte ihn in den letzten Jahren häufig mit solchen persönlichen Aufgaben betraut und ihn auch in zahlreiche Entscheidungen miteinbezogen, vor allem wenn sie Miguel betrafen.

Rojas fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und schaute dann von einem Monitor hoch.

»Was kann ich für Sie tun, Fernando?«

»Entschuldigen Sie die Störung, Señor, aber ich möchte das persönlich mit Ihnen besprechen. Dantes Leiche wurde immer noch nicht gefunden, und der Mord im Hotel konnte ihn anscheinend auch nicht aus seinem Versteck locken. Außerdem werden Sie sich daran erinnern, dass Pablo und Dantes Freundin Maria verschwunden sind.«

»Ja, ich weiß, ich weiß – aber worüber machen Sie sich Sorgen? Und warum behelligen Sie mich mit diesen trivialen Details? Ich zahle Sie doch ziemlich gut, um diese Dinge für mich zu erledigen. Finden Sie ihn. Er weiß, dass er bei der Bewachung meines Sohns versagt hat. Sie kennen die Konsequenzen.«

»Ja, Señor, aber da ist noch etwas Wichtiges passiert, von dem Sie wissen sollten. Es gab Schwierigkeiten in dem neuen Tunnel. Man hat uns eine weitere Lieferung gestohlen.«

Rojas zog den Kopf zurück und runzelte die Stirn. »Wir haben eine weitere verloren? Soll das ein Witz sein?«

»Wir haben alles verloren. Die *Mulos*, die Polizeiwagen und die gesamte Lieferung.«

»Langsam, langsam. Polizeiwagen? Wovon sprechen Sie?«

»Unsere Späher haben etwas beobachtet, das wie eine Razzia der Polizei von Calexico im Tunnelhaus aussah, aber niemand hat diese Fahrzeuge im städtischen Polizeihauptquartier eintreffen sehen. Sie müssen unterwegs verschwunden sein.«

»Das ist lächerlich. Sie müssen die Autos gewechselt haben. Wer hatte den Auftrag, ihnen zu folgen? Ich möchte, dass er getötet wird.«

Castillo seufzte. »Es kommt noch schlimmer. Sie kennen doch Pedro Romero, unseren Chefingenieur bei diesem Tunnelbauprojekt? Sie haben seine ganze Familie umgebracht. Ihn selbst haben wir im Tunnelhaus tot aufgefunden. Im Tunnel selbst lag ein toter Drogenkurier. Das Team, das die Waffenlieferung aus Minnesota brachte, hat die beiden gefunden. Sie tragen gerade die Waffen durch den Tunnel, aber jemand hatte dort den Strom abgeschaltet.«

Rojas rieb sich die Augenwinkel, fluchte in sich hinein und fragte: »Was denken Sie?«

Castillo schloss die Augen und atmete tief ein. »Als Sie aus Kolumbien zurückkehrten, haben Sie mir von Ihrem Treffen mit Samad erzählt und was er von Ihnen wollte.«

»Nein, das ist nicht möglich«, erwiderte Rojas schnell. »Ich habe sie gewarnt, und sie wären Narren, uns auf diese Weise herauszufordern. Entweder Dante oder Zúñiga haben uns das gestohlen.«

»Señor, ich halte es für durchaus möglich, dass Samad unseren Tunnel dazu benutzt hat, um in die Vereinigten Staaten zu gelangen.«

»Das glaube ich nicht.«

Castillo sprach nun mit größerem Nachdruck. »Als die Polizei die Rucksäcke herausbrachte, zählten die Späher sechs große Extrabeutel. Die Späher waren sich sicher, dass sie nicht wie die gewöhnlichen Rucksäcke aussahen. Ich bin mir sicher, dass niemand anderer sie in dieses Haus geschafft hat. Sie müssen durch den Tunnel gekommen sein.«

»Ich rufe Samad sofort an.«

»Wenn er es war, wird er nicht rangehen.«

»Dann muss mir Rahmani das Ganze erklären.«

»Und wenn er alles ableugnet?«

Rojas schoss von seinem Stuhl hoch und schrie: »Dann ist alles, was wir zusammen aufgebaut haben, in Gefahr.«

Castillo wich vor Schreck einen Schritt zurück. Ihn überlief ein kalter Schauer.

Rojas zuckte zusammen. »Fernando, es tut mir leid, dass ich Sie angeschrien habe. Es ist nur ... Sie wissen ja, dass ich daran gedacht habe, mit all dem hier Schluss zu machen. Einfach wegzugehen – aber wenn das stimmt, was Sie vermuten ...«

»Ich verstehe, Señor. Ich würde trotzdem Rahmani anrufen und ihn wissen lassen, dass er dafür büßen wird, wenn Samad auf diese Weise in die Vereinigten Staaten gelangt sein sollte. Jede Bedrohung des Kartells muss neutralisiert werden.«

Rojas stand da, den Blick in eine imaginäre Ferne gerichtet, als ob er sich vorstellen würde, wie über jeder amerikanischen Großstadt Atompilze aufstiegen. »Unsere Informanten in Calexico werden gut bezahlt. Machen Sie ihnen Beine. Finden Sie die Fahrer dieser Polizeiwagen. Ich möchte Gewissheit haben, bevor wir aktiv werden. Habe ich mich klar und deutlich ausgedrückt?«

»Wie immer, Señor.«

Castillo verließ das Arbeitszimmer. Er wollte Rojas noch etwas anderes mitteilen, aber der Mann hatte im Moment genug am Hals. Miguel holte gerade im Internet Erkundigungen ein. Natürlich war das nicht das erste Mal, dass er seinem Vater hinterherspionierte. Gelegentlich versuchten Journalisten in Zeitungsartikeln oder Nachrichtensendungen, Señor Rojas mit einem Finanzbetrug, Grundstücksschiebereien oder sogar Wahlfälschungen und Stimmenkäufen in Verbindung zu bringen. Während Miguel offiziell immer hinter seinem Vater stand, wusste Castillo, dass der junge Mann inzwischen Zweifel hatte. Der misslungene Anschlag auf seinen Vater hatte wahrscheinlich seine Neugier erneut angefacht. Castillo würde ein langes Gespräch mit Miguel führen müssen, um wieder einmal dessen Argwohn zu zerstreuen. Was diesen Punkt anging, waren Señor Rojas' Anweisungen unmissverständlich.

Er darf nie etwas vom Kartell erfahren.

*Grenztunnel-Haus
Calexico, Kalifornien*

Moore konzentrierte alle seine Sinne auf das Haus, als er so leise wie möglich die Hintertür öffnete und in einen kleinen Waschraum trat. Dahinter lag ein schmaler Gang mit zwei Schlafzimmertüren und einer dritten Tür weiter hinten. Ansara ging mit gezogener Pistole weiter ins Haus hinein. Er bog nach links in einen anderen Gang ein, an dessen Ende der Eingang zur Garage liegen musste. In der Zwischenzeit suchte Moore in den beiden Schlafzimmern nach dem Tunnelleingang. Er fand jedoch nur ein paar schlecht zusammengeschraubte billige Möbel und alte Matratzen, die auf einem völlig verschmutzten Teppichboden lagen. Als sie sich im Gang wieder trafen, sagte Ansara: »Die Hälfte der Waffenkisten ist noch hier. Sie müssen also noch einmal hierher zurückkommen.«

Kaum hatte er das gesagt, hörten sie im Hauptschlafzimmer Schritte.

Sie zogen sich blitzschnell in ein kleineres Zimmer zurück. Dort standen sie hinter der Tür und hielten den Atem an, während die Männer durch den Gang zur Garage hinübergingen.

Moore war jetzt wieder ganz ruhig. Als er Ansara anschaute, merkte er, dass auch der wieder zu atmen wagte. Allerdings schien er immer noch äußerst aufgeregt zu sein. Moore hob die Hand, als ob er ihm sagen wollte: *Immer mit der Ruhe!*

Ansara nickte.

Man hörte jetzt deutlich, wie die Männer die restlichen Kisten in das große Schlafzimmer schleppten. Moore streckte einen Finger in die Höhe. *Warten ... warten ...* Er griff nach seinem Smartphone und tippte eine SMS an Towers ein: Sind im Haus, gehen jetzt in Tunnel. Waffen werden gerade hindurchgebracht. Melden uns wieder.

Er nickte Ansara zu. Es war Zeit, zu gehen. Sie öffneten ganz vorsichtig die Tür und schlichen zu dem Hauptschlafzimmer hinüber. Dort lag neben dem Eingang zum begehbaren Wandschrank ein Mann auf dem Rücken. Sein Hemd war blutgetränkt. Ansara beugte sich über ihn und flüsterte dann: »Ich kenne diesen Typen. Ich meine, ich weiß, wer er ist. Pedro Romero. Er war der Chefindgenieur dieses Projekts. Er hatte Kontakt zu meinem *Mulo*.« Ansaras Gesichtsausdruck verdüsterte sich. »Hier ist eine ganz große Scheiße am Dampfen. Vielleicht die Sinaloas ... wer weiß...«

Warum sie den Ingenieur getötet hatten, blieb ihnen noch verschlossen. Während Ansara Aufnahmen von dem Toten machte und sie danach Towers überspielte, inspizierte Moore den Tunneleingang im Wandschrank. Sie würden über eine Aluminiumleiter in den Tunnel hinuntersteigen, die jemand erst vor Kurzem im örtlichen Baumarkt für 89,99 Dollar plus Mehrwertsteuer erstanden hatte, wie das Preisschild auswies, das immer noch auf ihrer obersten Stufe klebte.

Ansara gab ihm das Zeichen, dass er als Erster gehen würde. Die Leiter ächzte so heftig, dass Moore zusammenzuckte. Moore stieg

ihm nach. Unten befanden sie sich etwa 2,50 Meter unter dem Niveau des Einstiegshauses. Langsam und vorsichtig begannen sie sich den Tunnelschacht entlangzubewegen. Trotz des etwas provisorisch wirkenden Eingangs war der Tunnel selbst ein Wunder der Ingenieurskunst. Im Lichte der kleinen Stablampen, die sie aus ihren Brusttaschen hervorgeholt hatten, und mit ihren Pistolen im Anschlag gingen sie durch den Tunnel. Moore klopfte beeindruckt mit dem Knöchel auf ein Akustikpaneel. An der Decke hingen LED-Lampen, die allerdings im Moment nicht brannten. Sie hatten Belüftungsrohre und Stromleitungen und am Tunnelboden eine Entwässerungsleitung verlegt. Der Boden selbst war zwar naturbelassen, aber sauber gekehrt und mit großer Präzision nivelliert. Moore kam zu dem Ergebnis, dass dieser Tunnel eine der komplexesten und gewagtesten Schmuggelrouten war, die ein Kartell jemals angelegt hatte.

Weiter vorn war plötzlich flackerndes Licht zu sehen. Für ein paar Sekunden erstarrte Ansara, da er glaubte, das Licht sei auf sie gerichtet. Als sie jedoch näher kamen, stießen sie auf eine provisorische Kapelle in einem kurzen Nebentunnel, der in einem Gerüst aus Holzbalken endete, das durch Aluminiumbänder zusammengehalten wurde. Während Moore noch die Kerzen, Kruzifixe und Fotografien betrachtete, entdeckte Ansara auf dem Tunnelboden den Körper eines Menschen.

»Es ist der Junge«, keuchte er, gerade als Moore die Spuren auf dem Lehm Boden entdeckte, die die Absätze des Jungen hinterlassen hatten, als er dorthin geschleift worden war.

Ansara kniete sich nieder und leuchtete mit seiner Lampe in die Augen des Jungen. Verdammt, sein Kurier war tot. Erstochen. Sein Leben war kaltblütig ausgelöscht worden.

Dann legte Ansara sein Ohr an den Mund des Jungen. »Mein Gott, er atmet noch!«

»Mag sein, Kumpel, aber wir müssen weiter«, drängte Moore. »Sie könnten ja bereits losgefahren sein. Und wir haben nur das

Handy dieses Typen, um ihre Spuren zu verfolgen. Wenn er es ausschaltet, gehen sie uns durch die Lappen.«

Ansara nickte, aber wandte sich dann wieder Rueben zu. »Ich weiß, ich weiß, aber schau doch, er versucht, etwas zu sagen. Wer hat dir das angetan, Rueben? Wer war das?«

Moore kniete sich neben Ansara und beobachtete, wie sich die Augen des Jungen zu kleinen Schlitzern verengten und wie er seinen Mund bewegte, aber keine Wörter mehr zustande brachte.

»Halte durch, Junge«, sagte Moore. »Wir kommen zurück zu dir, versprochen.«

Der Junge packte Moore am Handgelenk.

»Ganz ruhig! Überanstreng dich nicht«, sagte Ansara. »Du brauchst keine Angst zu haben.«

Moore riss sich los, richtete sich auf und ging weiter den Tunnel hinunter. Als er sich umschaute, war Ansara dicht hinter ihm. Seine Augen waren jedoch ganz glasig, und er atmete schwer. Auf seinem Gesicht waren seine Schuldgefühle zu erkennen. Moore wusste genau, wie er sich fühlte.

Rueben schrie im Geiste ganz laut, aber ihm fehlte die Kraft, diese Gedanken in Töne umzuwandeln, die der FBI-Agent verstehen konnte: *Sie haben Pedro erpresst. Araber kamen durch den Tunnel! Terroristen! Die haben mich erstochen! Sie haben mich erstochen! Jetzt sind sie in den Vereinigten Staaten. Sie haben es geschafft. Lasst mich nicht hier liegen. Ich will nicht sterben.*

Seine Gedanken waren zu schnell, zu ungeordnet, zu sprunghaft, als dass er sich länger mit ihnen hätte befassen können. Er hörte, wie Ansara seiner Mutter erzählte, dass man ihn getötet hatte.

»Es tut mir so leid um Ihren Sohn.«

Sein Tod wäre Schock genug, aber wenn sie dann noch von seinen Verbindungen zum Drogenkartell und zum FBI erfuhr? Er fürchtete, dass seine Mutter diese Nachrichten nicht überleben würde.

Das war alles, woran er jetzt noch denken konnte. Er merkte nicht einmal, dass er aufgehört hatte zu atmen und das Kerzenlicht ausgegangen war.

Der Mann hatte sich am Telefon nicht ausgewiesen, aber José begriff sofort, was hier vor sich ging. Die plötzliche Ankunft vier weiterer Autos und wenigstens eines Dutzends weiterer *Sicarios* machten ihm deutlich, dass dieser Mann, wer immer er sein mochte, über gute Verbindungen verfügte und dass es wohl besser war, seinen Befehlen Folge zu leisten.

»Aber denken Sie immer daran«, machte sich José noch einmal wichtig. »Ich bin jetzt El Jefe. Corrales ist nicht mehr da.«

»Ja, ist schon gut, Junge. Und jetzt machst du genau das, was ich dir sage. Du bist doch schon in diesem Bauwagen, oder? Siehst du den Safe unter dem Schreibtisch?«

»Ja, sehe ich.«

»Knie dich vor ihn hin. Drück auf den An/Aus-Schalter. Tipp die Zahl vier-drei-sechs-sieben-acht-null-null-neun ein und drück dann auf die Rautetaste. Alles verstanden?«

José folgte den Anordnungen, tippte jedoch eine falsche Zahl ein und musste erneut nach ihr fragen. Schließlich schaffte er es und hörte ein leises Klicken. Der Safe öffnete sich. Als er mit dem Handy in ihn hineinleuchtete, verschlug es ihm den Atem. Das oberste Regal war vollgestopft mit gebündelten 20- und 50-US-Dollar-Noten. Er begann, sie sofort in die Taschen seines Leder-Trenchcoats zu stopfen, den er sich gekauft hatte, nachdem er gesehen hatte, wie cool Corrales in seinem aussah.

»Hast du jetzt endlich das ganze Bargeld geklaut?«

José zuckte zusammen. »Ich habe das Geld nicht angerührt.«

»Okay, ich glaube dir«, sagte der Mann und kicherte. »Siehst du das Walkie-Talkie da drinnen?«

»Ja.«

»Das ist gar kein Walkie-Talkie. Wenn das Waffen-Team die gesamte Lieferung hindurchgebracht hat, schickst du sie wieder in den Tunnel zurück, und dann jagst du ihn hoch, solange sie noch drin sind. Du musst das Gerät nur anschalten und dann auf den roten Knopf drücken. Kannst du das für mich tun, José? Reicht dein verdammter Grips dafür aus? Wenn ja, darfst du auch das ganze Geld behalten.«

»Sie können sich auf mich verlassen. Aber wer sind Sie überhaupt?«

»Ich bin Fernando. Ich bin dein Boss. Ich arbeite für Los Caballeros. Und du bist ein ›Gentleman‹, so wie ich. Das ist alles.«

Am Ende des Tunnels lag eine Treppe, die aus Kanthölzern und Sperrholz zusammengezimmert worden war. Kurz davor hörten die geräuschhemmenden Paneele auf und der Boden stieg um etwa 60 Zentimeter an. Von oben drang ein flackernder Lichtschein wie von Taschenlampen herunter. Dann glaubte Moore, leise Stimmen und das Geräusch eines sich öffnenden Rollltores zu hören.

Sie hielten wieder einmal den Atem an. Mit Ansara weiterhin dicht hinter ihm, stieg er langsam die Treppe hinauf. Er lugte vorsichtig über den oberen Treppenrand und sah, dass der Eingang in einer Art Wartungsraum lag, der voller Pumpen, Schaltkästen und Reinigungsgeräte war. An der Wand standen nebeneinander mehrere Spinde. Die Zimmertür stand offen, sodass er in ein großes Lagerhaus hineinschauen konnte, dessen Decke bestimmt 6 Meter hoch war. Rechts und links standen in langen Reihen Paletten voller Baustoffe: Betonschalsteine, Zementsäcke und Betonstahlstäbe. Direkt vor ihm lud jedoch eine Gruppe von Männern die Waffenkisten in einen Ford Explorer, der rückwärts in das Lagerhaus hineingefahren war.

Moore schaute zu dem immer noch auf der Treppe stehenden Ansara hinunter und gab ihm das Zeichen, stehen zu bleiben. Als er sich dann wieder umdrehte und den Kopf etwas höher streckte, um

einen besseren Blick zu erhaschen, betrat plötzlich ein Gangster mit einem Ziegenbart und Koteletten, die zusammen einen Kinnriemen bildeten, den Wartungsraum.

»Hey, was zum Teufel ...?«, rief er und schaute Moore fassungslos an. »Wer sind Sie?«

»Wir gehören zu den Lieferanten«, erwiderte Moore schnell.

»Schwachsinn!« Der Kerl drehte sich blitzschnell zu seinen Begleitern um und schrie aus Leibeskräften: »José!«

In diesem Augenblick begann Moores Handy zu vibrieren und Ansara rief: »Towers hat angerufen. Draußen steht ein Haufen Männer!«

Moore jagte dem Schreihals eine Kugel in den Rücken, dann schaute er zu Ansara hinunter. »Lauf!«

José beobachtete, wie Tito, einer seiner Männer, zusammenbrach. Hinter ihm befand sich der Tunneleingang. Er konnte zwar nicht sehen, wer seinen Mann erschossen hatte, aber er vermutete, dass der Täter aus dem Tunnel gekommen war.

Er brüllte den drei Männern an dem Ford Explorer zu, sie sollten ihm folgen, dann stürzte er in den Wartungsraum und suchte hinter den Pumpen, bis er den Einstieg in den Tunnel gefunden hatte. Inzwischen trafen auch völlig außer Atem die anderen ein.

José deutete mit seiner Pistole auf die Tunneltreppe. »Steigt hinunter. Ich will den Wichser haben, der einen von uns umgelegt hat.«

Alle drei zogen ihre *Matas policía* und kletterten die Leiter hinunter.

Mit heftig klopfendem Herzen lief José zu den anderen zurück und rief ihnen zu, sie sollten die Waffen möglichst schnell einladen. In einer Minute komme er zurück, und dann müssten sie fertig sein.

Ganz ruhig atmen, befahl er sich selbst, während er sich ein paar Schritte von der Gruppe entfernte. Er holte den Zünder aus der Tasche und schaltete ihn ein. Das grüne Lämpchen warf einen

seltsamen Glanz auf sein Gesicht. Einige Sekunden lang starrte er wie hypnotisiert auf die LED.

Als er annahm, dass das Waffen-Team inzwischen etwa 300 Meter weit in den Tunnelschacht vorgedrungen war, verschaffte ihm die Macht über Leben und Tod, die er da in den Händen hielt, ein solches Hochgefühl, dass er vor Behagen zu glucksen begann.

Villa Rojas

Cuernavaca, Mexiko

90 km südlich von Mexico City

Sonia wartete an der Tür, während Miguel das Arbeitszimmer seines Vaters betrat und sich räusperte. Sein Vater blickte kurz von seinem Schreibtisch auf und sagte: »Miguel, es tut mir leid, ich arbeite heute bis spät in die Nacht und bin im Moment sehr beschäftigt. Stimmt etwas nicht?«

»Ich möchte gerne den Gewölbekeller besichtigen«, brach es aus ihm heraus.

»Wie bitte?«

»Bring mich jetzt sofort in diesen Keller. Zeige mir, was du dort unten aufbewahrst.«

Sein Vater sah ihn an und runzelte die Stirn. »Weshalb sollte ich das tun?«

Miguel schaffte es nicht, ihm die Wahrheit zu sagen. »Ich ... ich bin nur noch nie dort gewesen. Ich dachte, ich könnte es Sonia zeigen. Aber da unten steht ein Wächter – immer, rund um die Uhr.«

»Also gut. Gehen wir.«

»Wirklich? Du hast es doch bisher immer abgelehnt. Ich habe dich schon so oft gefragt? Zwanzigmal in all den Jahren?«

»Okay, dann zeige ich es dir eben jetzt sofort.« Er schoss aus seinem Stuhl hoch, stürmte an Miguel vorbei und riss die Tür auf. Sonia, die ihrem Vater auf ihrem Smartphone gerade eine SMS schrieb, schreckte zusammen.

»Sie möchten doch auch die Führung mitmachen, oder?«, blaffte der alte Rojas sie an.

»Es tut mir leid, Señor. Wir wollten Sie nicht bei der Arbeit stören.«

Rojas hob eine Hand und stürmte den Flur entlang.

Miguel schaute Sonia besorgt an, dann rannte er seinem alten Vater hinterher.

Als sie die Doppeltür erreichten, die zu dem breiten Treppenhaus führte, befahl sein Vater dem Wachmann, die Tür aufzuschließen und sie alle passieren zu lassen. »Schalten Sie auch die Alarmanlage ab«, befahl er.

Er schaute Miguel scharf an. »Ich weiß, um was es hier geht. Und ich bin bitter enttäuscht.«

Miguel biss sich auf die Lippen und wich seinem Blick aus. Sein Vater stapfte durch die Tür, die der Wachmann offen hielt. Miguel und Sonia folgten ihm dichtauf.

Die Treppenstufen waren mit einem burgunderroten Teppich belegt. Sie mussten zwei Stockwerke hinuntersteigen, bis sie im untersten Geschoss ankamen. In die Decken waren Lampen eingelassen, die von Bewegungsmeldern automatisch eingeschaltet wurden. Ganz unten erwartete sie ein kunstvoll verlegter Ziegelboden. Hinter ihnen lag eine Garage, die Miguel ebenfalls noch nie gesehen hatte. Darin standen mindestens zehn Oldtimer. Es gab sogar einen Lift, der diese zu einer Rampe emporhob, über die sie nach draußen gefahren werden konnten. Miguel fand es nicht einmal überraschend, dass der Keller ihres Hauses genauso prächtig ausgestattet war wie der Rest.

Am entgegengesetzten Ende des Untergeschosses lagen nebeneinander zwei Tresorräume, wie man sie in größeren Bankfilialen findet. Beide Eingangstüren waren verschlossen. Sein Vater näherte sich einer Kontrolltafel rechts neben einem Tresor. Er tippte einen Code ein und legte seine Handfläche auf eine dunkle Glasfläche. Ein Lichtstrahl leuchtete ihm in die Augen. Dann führte

er seinen Zeigefinger in ein weiteres Gerät ein. Eine Computerstimme sagte: »Probenahme.« Als er den Finger wieder herauszog, war er mit Blut bedeckt. Er leckte es ab.

Die Tresorraumtür gab mehrmals ein dumpfes Pochen von sich und öffnete sich dann plötzlich wie von Geisterhand.

»Geht nur hinein. Schaut euch um, während ich den anderen Tresorraum öffne«, sagte sein Vater.

Miguel gab Sonia ein Zeichen und sie traten durch das mächtige Tor in den Tresorraum ein, der wenigstens 20 Meter lang und genauso breit war. Auf dem Boden oder auf Staffeleien und Gestellen standen und lagen Hunderte von Kunstwerken. Weiter hinten standen zwanzig bis dreißig antike Möbelstücke – Schreibtische, Kommoden und Schränke. Miguel erinnerte sich, dass er dabei gewesen war, als sein Vater einige dieser Antiquitäten gekauft hatte. Er hatte das jedoch später vergessen. Auf zwei langen Tischen lagen noch mehr Handfeuerwaffen wie in seines Vaters Ferienhaus. Andere lagen sogar noch in ihren Kästen, die daneben auf dem Boden standen. An einer Reihe langer Stangen waren mindestens zwanzig kostbare Teppiche aufgehängt, die sein Vater zweifellos in Asien erstanden hatte. Hinter ihnen hingen an der Wand ihre genauen Spezifikationen. In der Mitte des Raumes enthielten einige feuchtigkeitskontrollierte Glasvitrinen besonders wertvolle, vor dem Jahr 1800 gedruckte Bücher, Erstausgaben, die ein Vermögen wert waren, wie Miguel wusste. Sonia betrachtete voller Bewunderung die schönsten Exemplare, während sich Miguel zu seinem Vater umdrehte, der gerade den Tresorraum betrat.

Die Stimme seines alten Herrn nahm jetzt einen vorwurfsvollen Ton an. »Was hast du denn erwartet?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du vertraust mir nicht mehr, stimmt's?«

»Ähm, wenn du möchtest, dass ich gehe, kann ich mir dann den anderen Tresorraum anschauen?«, fragte Sonia, die sich offensichtlich sehr unbehaglich fühlte.

»Nein, das ist schon okay, du kannst hierbleiben«, sagte Miguel in einem nur ganz leicht schärferen Ton. »Ich glaube eher, dass du *mir* nicht vertraust. Wenn du nichts zu verbergen hattest, warum hast du mir diesen Ort nicht schon vor Jahren gezeigt?«

»Weil ich wollte, dass du mir vertraust. Du hast keine Ahnung, wie wichtig das für mich ist. Tu es bitte nicht als nebensächlich ab. Möchtest du auch noch den anderen Tresorraum sehen?«

»Der sieht wohl ganz ähnlich aus, oder?«

»Ich müsste mir noch ein Haus bauen, um das alles aufstellen zu können. Deine Mutter meinte immer, meine Augen seien größer als mein Magen, und das gilt wohl auch für meine Einkäufe.«

Miguel wurde in diesem Moment klar, dass er seine Zeit vergeudet hatte. Wenn sein Vater wirklich etwas vor ihm verheimlichen wollte, hätte er es bestimmt nicht mit einer so offensichtlichen Aussage getan wie *Nein, du darfst dir nicht anschauen, was in diesen Tresorräumen ist*. Jetzt hatte er ihn sinnlos verärgert. Aber trotzdem hegte er immer noch seine Zweifel. »Es tut mir leid.«

»Miguel, ich möchte doch nur das Beste für dich. Was ich tue, ist in keiner Weise illegal. Die Zeitungen würden doch alles drucken, nur um ihre Auflagen zu erhöhen und ihre Werbeflächen zu verkaufen. Sie bezeichnen mich bereits seit Jahren als Kriminellen, aber du hast doch selbst gesehen, was ich in unserem Land getan habe und wie viel ich ihm zurückgeben wollte. Dies alles tue ich aufrichtigen Herzens. Deine Mutter hat mich mehr gelehrt, mein Herz zu öffnen, als du es dir überhaupt vorstellen kannst.«

Miguel schaute Sonia an. Sie spitzte die Lippen und nickte.

»Ich muss dich noch etwas fragen. Bevor sie Raúl umbrachten, flehte er sie an und versprach, das Kartell werde alles zahlen. Wenn er für uns arbeitete, warum würde er dann das Kartell bitten, für ihn zu bezahlen?«

Sein Vater zuckte die Achseln. »Ich habe keine Ahnung. Fernando stellt viele dieser Leute ohne mein Wissen ein. Ich

bezweifle nicht, dass einige von ihnen zuvor zum Kartell gehört haben und wir sie aus diesem Leben errettet haben.«

Miguel holte noch einmal tief Atem. »Wenn ich dich etwas frage, versprichst du mir dann, die Wahrheit zu sagen?«

Sein Vater nickte.

»Machst du Geschäfte mit den Drogenkartellen?«

Sein Vater grinste schwach und schaute zur Seite. »Nein, natürlich nicht.«

»Dann ist ja alles in Ordnung. Entschuldige bitte.«

Sein Vater begann zu schlucken. Er trat plötzlich auf ihn zu und drückte ihn an sich. »Du bist mein einziger Sohn. Du bist mein Ein und Alles. Du musst an mich glauben.«

Die Lüge weckte einen alten, tiefen und entsetzlichen Schmerz in Rojas' Herzen, und dieser Schmerz führte ihn an einen Ort, wo ihn sein ermordeter Bruder mit einer seltsamen Widerspiegelung im Auge ansah und seine Frau regungslos in ihrem Sarg lag, wobei ihre wundervolle Haut jetzt in ihrer Leblosigkeit wie Alabaster wirkte. Die Lüge war der Tod selbst.

Als er seinen Sohn umarmte, wollte er diesen Ort nur noch verlassen und sich selbst davon überzeugen, dass er sie nicht beide durch die Bewahrung dieses Geheimnisses auf gewisse Weise noch einmal tötete und dass dies alles nur zum Wohle seines Sohnes war.

Aber der Schmerz war so stark, dass er sich wünschte, er könnte Miguel und Sonia zum Ende dieses Tresorraums führen, die gut getarnten Geheimtüren öffnen und seinem Sohn den zweiten Tresor, sozusagen den Tresor im Tresor, zeigen, in dem Millionen US-Dollar darauf warteten, gewaschen zu werden ...

Er selbst hätte seine Sünden beichten sollen. Miguel sollte seine Schande nicht von einem anderen erfahren.

Aber ein anderer Teil von Rojas' Gehirn verwarf diesen Gedanken. Alles sollte so weitergehen wie bisher. Seine Frau hatte

die hässliche Wahrheit nie erfahren, und sein Sohn sollte das auch nicht.

Beim Abschied schaute er seinem Sohn tief in die Augen, während ihm ein Schauer den Rücken hinunterlief.

Ja, die Lüge war wirklich der Tod.

Fatimas Hand

Grenztunnel

Calexico-Mexicali

Moore bedauerte seine Entscheidung, in den Tunnel zurückzulaufen, keineswegs. Schließlich hatte er zwei Informationen gleichzeitig erhalten und auf sie in einem einzigen Moment reagieren müssen: 1. Sie waren entdeckt worden. Und 2. Eine große Gruppe befand sich im Lagerhaus.

Die Alternative war Flucht oder Kampf.

Am meisten frustrierte ihn jedoch, dass die Mission, den Weg des Geldes zu verfolgen, gescheitert war. Sie war in dem Augenblick vereitelt worden, als dieser Schurke ihn entdeckt hatte. Er versuchte, sich selbst davon zu überzeugen, dass es da nichts gab, was sie hätten anders machen können. Es war einfach schlechtes Timing gewesen (er fühlte sich wieder nach Somalia in dieses Fiasko versetzt, wohin sie ihn einige Tage zu spät und mit viel zu wenig Geld geschickt hatten). Sicher, er und Ansara konnten Towers jetzt von diesem Ford Explorer berichten. Sie würden das Fahrzeug mit ihren Satelliten und Towers' zivilen Informanten verfolgen, vielleicht sogar die Erlaubnis erhalten, es abzufangen und die Waffen und womöglich auch das Bargeld zu konfiszieren. Aber Moore hatte gehofft, durch diese Operation eine definitive Verbindung zwischen dem Kartell und Jorge Rojas beweisen zu können.

Ansara war ihm inzwischen weit vorausgeeilt. Moore lief jedoch etwas langsamer, als er hinter sich schwere Tritte von Männerstiefeln hörte. Er hielt an, wirbelte herum und ließ sich auf den Bauch fallen. In dem flackernden Licht des Tunnaleingangs erkannte er eine Gestalt, die mit ausgestrecktem Arm und schnellen Schritten auf ihn zukam. Für einen winzigen Moment erblickte Moore das Gesicht des Angreifers. Es war der Fahrer des Kartell-Lieferwagens.

Moore stemmte sich auf die Ellbogen hoch und schoss dem Kerl eine Kugel in die Brust. Die Auftreffwucht schleuderte den Mann seitlich gegen die Paneele, bevor er auf den Rücken fiel.

Vom Tunnaleingang eilten jetzt zwei weitere Männer herbei. Es war der Rest der Waffentransport-Mannschaft. Ihre belgischen Polizei-Killer-Pistolen blitzten auf, gleichzeitig hallten zwei Schüsse durch den Tunnel. Ein 5,7-mm-Geschoss schlug dicht neben Moores Ellbogen in das Entwässerungsrohr ein.

Ihre Mündungsfeuer verrieten Moore ihre Positionen. Gestützt auf seine jahrzehntelange Erfahrung – und beflügelt von seiner Wut – zielte er auf den ersten Mann und jagte ihm zwei Kugeln in die Brust, dann schwenkte er ganz leicht nach rechts und leerte sein ganzes Magazin in den zweiten Kerl, der nach hinten taumelte, als ob er einen Stromschlag erlitten hätte.

Als Moore sein Magazin auswarf, auf die Füße sprang und sich gerade zu Ansara umdrehen wollte, verschwand das hintere Ende des Tunnels in einer Staubwolke.

Der schwache Lichtschein, der bisher auf die hölzerne Treppe gefallen war, erlosch in einer Nanosekunde. Er wurde ersetzt durch eine riesige Wand aus Erde und Staub, die vom Donner einer Explosion begleitet wurde, der von den Seiten des Tunnels widerhallte. Eine Druckwelle aus Erde, Steinen und kleinen Fragmenten der Tragebalken jagte durch den Schacht.

Moore erkannte am Geräusch, dass Cyclotrimethylentrinitramin, also C4-Plastiksprengstoff, hochging. Während die Minitrümmer ihn einhüllten, hämmerte hinter ihm eine zweite Explosion los, die dieses Mal weit näher lag und den Tunnelboden erzittern ließ. Deren Donner war noch nicht verklungen, als noch etwas näher eine dritte Ladung hochging. Moore wirbelte herum und lief, so schnell er konnte. Gleichzeitig rief er Ansara noch einmal »Lauf!« zu, was jedoch völlig unnötig war, da dieser bereits reagierte.

Moore hatte die Hoffnung, dass die 90-Grad-Richtungsänderungen des Tunnels ihn vielleicht schützen könnten, musste jedoch erkennen, dass auch im weiteren Verlauf des Schachts Ladungen angebracht waren, die jetzt nacheinander detonierten und dabei immer näherkamen. Als Moore an der kleinen Andachtskapelle mit ihren flackernden Kerzen vorbeistürmte, sah er, dass Ansara versuchte, sich Rueben auf den Rücken zu laden.

Moore fluchte, rannte jedoch weiter. »Vergiss ihn! Wir müssen hier raus!«

»Aber er lebt immer noch!«

Die nächste Explosion war so nahe, dass Moore glaubte, seine Trommelfelle würden platzen. Die Staubwolken und die Trümmervelle bliesen die Kerzen aus, und Moore hörte Ansaras Bitte, noch ein paar Sekunden zu warten, nicht mehr.

Hustend und halb blind rannte Moore weiter. Er war sich nicht mehr sicher, ob sein Partner ihm überhaupt noch folgte. Er schöpfte neue Hoffnung, als er direkt vor sich die Leiter erblickte. Aber gerade als er sie erreicht hatte, ließ eine Explosion hinter den letzten Akustikpaneelen die Wand des Tunnelendes einstürzen. Die feuchte Erde pffte Moore wie ein Schlangenchor um die Ohren, um ihn dann bis zur Taille zu verschütten.

Beim nächsten Atemzug schmeckte er in seinem Mund den Sand, der ihm bei der letzten Detonation ins Gesicht gepeitscht war. Er hustete, räusperte sich und atmete schwer. Seine Augen brannten wie Feuer. Er versuchte sich umzudrehen, aber seine Beine wurden

vom Sand eisern festgehalten. Er rief ganz laut Ansaras Namen, aber wahrscheinlich lagen zwischen ihm und seinem Kameraden Tausende von Kilogramm Erde und Trümmer. Er rief wieder und wieder und trommelte mit den Fäusten auf den Sand, der seinen Unterleib umschloss. Er wusste, dass Ansara und der Junge gerade erstickten und dass er überhaupt nichts dagegen tun konnte. Er schaufelte mit seinen Händen wenigstens so viel Erde weg, dass er in seine Tasche greifen konnte. Dabei fiel ihm nicht einmal das Blut auf, das von seinem Arm heruntertropfte. Es gelang ihm, sein Smartphone herauszuziehen, aber er zitterte so stark, dass er es fallen ließ. Während er weiterhin um Atem rang und immer wieder husten musste, konnte er doch das Telefon aufheben und Towers' Nummer wählen. »Sie haben den verdammten Tunnel in die Luft gejagt. Ansara wurde verschüttet. Ich bin bis zur Taille verschüttet. Haben Sie gehört? Sie haben den Tunnel gesprengt ...«

»Ich habe verstanden. Ein Team ist auf dem Weg.«

»Scheiße. Sie haben uns entdeckt.«

»Sind sie mit den Waffen abgehauen?«

»Vermutlich. Es war ein schwarzer Ford Explorer. Sie haben ihn im Lagerhaus beladen. Fragen Sie bei Ihren Spähern nach.«

»Verstanden. Also, Moore, es kann nicht mehr lange dauern. Hilfe ist unterwegs. Und ich komme selbst vorbei.«

Nach weiteren fünf Minuten konnte er endlich ein Bein befreien. Gerade als er sich vollends aus diesem zähen Brei aus Dreck, Trümmern und nassem Sand befreien wollte, hörte er, wie oben im Haus ein paar Leute das Schlafzimmer betraten. Eine Stimme, die er nicht kannte, rief jetzt seinen Namen.

»Hier unten!«, schrie er, so laut er konnte.

Für eine Sekunde blendete ihn eine Taschenlampe. Moore schaute in die Augen eines Mannes, der den schwarzen Helm und Kampfanzug einer FBI-Taskforce trug. Der Mann hängte sich jetzt das Gewehr über die Schulter. »Verdammte Scheiße!«

Moore blickte ihn durchdringend an. »Macht schnell. Mein Kumpel ist da drunten mit einem Jungen. Sie sind verschüttet. Sie werden ersticken.«

»O Gott ...«

Zehn Minuten später war Moore endlich frei und kletterte die Leiter hinauf, stöhnte jedoch vor Schmerz, als er sich an den Sprossen festzuhalten versuchte. Kleine Metallsplitter eines gesprengten Rohres hatten sich durch sein Hemd in seinen Bizeps gebohrt. Zum Glück war die Wunde nicht tief. Er musste immer an Ansara denken. Er ging im Schlafzimmer hin und her, wäre aber am liebsten wieder hinuntergestiegen, um sich mit nackten Händen durch den Sand hindurchzugraben. Kurz darauf kam ein Taskforce-Mitglied die Leiter hoch und sagte: »Wir werden einen verdammten Mini-Bagger brauchen, um sie dort rauszuholen.«

Moore lehnte sich an die Schlafzimmerwand, fluchte und verzog das Gesicht, als er Erde in seinem Mund schmeckte. Er hielt den Atem an und versetzte sich im Geist zurück in den Tunnel, dorthin, wo hinter all dem Dreck und Sand Ansara lag, verzweifelt zu atmen versuchte und ganz allmählich seine Seele aushauchte. Moore lief es kalt über den Rücken. Er wollte schreien. Aber dann stürmte er nur aus dem Haus und schlug die Tür hinter sich zu.

Vielleicht lag ein Fluch auf ihm. Das war es. Wenn man lange genug mit ihm zusammen war, musste man eben sterben. Wie viele solche Toten konnte er noch ertragen? Wie viele Geister hatten noch in seinem Schädel Platz?

Auf der anderen Straßenseite stieg Towers gerade aus einem Zivilauto. »Lassen Sie uns von hier verschwinden.«

Moore blickte zum Haus hinüber. »Nicht, bevor sie ihn rausgeholt haben.«

»Also gut, aber verlieren Sie nicht die Nerven.«

Moore wandte sich ab und marschierte zurück ins Haus. Andere Einheiten trafen ein und sperrten die Straße ab. Willkommen im

Zirkus, einem großen Polizei- und Rettungseinsatz, der von Spähern des FBI und der Drogenkartelle sowie von neugierigen Nachbarn beobachtet wurde, während Kleinkinder in Windeln durch die Gegend liefen, Hunde bellten und streunende Katzen miauten.

Moore und Towers kehrten ins Schlafzimmer zurück. Drunten im Tunnel versuchten mehrere Agenten Trümmer und Sand mit bloßen Händen und ihren Gewehrkolben wegzuräumen, bis eine ausgerüstete Bergungsmannschaft eintreffen würde.

»Er wollte mir beibringen, wie man richtig auf einem Mountainbike fährt, können Sie sich das vorstellen?«, fragte Moore Towers. »Er meinte, ich sei ein lausiger Biker.«

Towers schüttelte den Kopf. »Tun Sie das nicht. Quälen Sie sich nicht selbst.«

»Er stirbt gerade da drunten.«

Towers schlug einen härteren Ton an. »Hören Sie mir überhaupt zu?«

Die Bergungsmannschaft stieß erst am nächsten Tag um 13.00 Uhr zu Ansara und Rueben vor. Moore war am Abend zuvor von Towers in ein Hotel gebracht worden, um zu duschen und sich frische Kleider anzuziehen, war danach aber zu dem Haus zurückgekehrt. Dort wartete er, bis sein Kollege und der junge *Mulo* aus dem Tunnel herausgetragen und auf den Schlafzimmerboden gelegt worden waren. Ansaras Gesicht und fast die ganze linke Seite seines Körpers waren von Metallsplintern durchsiebt. Er war also wahrscheinlich bereits durch die Explosion umgekommen. Rueben war dagegen von Ansaras Körper abgeschirmt worden und hatte immer noch nur die eine große Stichwunde.

Während die eine Hand des Jungen lose herabhing, war die andere noch im Tod zur Faust geballt. Dies kam Moore ein wenig seltsam vor. Er ließ sich auf die Knie fallen und drückte ganz sacht die Hand des Jungen auseinander. Innen fand er einen von Schmutz bedeckten goldenen Anhänger.

Moore stieß einen neuerlichen Fluch aus, denn er wusste genau, was er da vor sich hatte: Ein Hamsa aus 18-karätigem Gold, ein nahöstliches Symbol, das nach der Tochter des Propheten Mohammed auch Fatimas Hand genannt wurde. Der Anhänger war geformt wie ein menschlicher Handrücken und mit Filigranarbeiten eingelegt, die wie Spitzenborten aussahen. Muslime trugen es, um den bösen Blick abzuwehren.

Im Tunnel war es dunkel gewesen. Moore und Ansara war Ruebens andere Hand nie aufgefallen. Er hatte nach Moore gegriffen und verzweifelt versucht, ihm etwas mitzuteilen oder ihm etwas zu geben.

Moore schloss die Augen und drückte den Anhänger zwischen seinen Fingerspitzen.

Farmacia Nacional

*Avenida Benito Juárez, in der Nähe der Santa-Fe-Brücke
Juárez, Mexiko*

Pablo Gutiérrez hatte in Calexico einen FBI-Agenten getötet. Er hatte damals Pedro Romero geholfen, Wohnungen für die Arbeiter zu finden, die den neuen Tunnel des Juárez-Kartells graben sollten. Der Agent hatte sich als *Sicario* ausgegeben und behauptet, er könne ihnen bei ihrer Suche helfen. Er hatte jedoch nicht gemerkt, dass seine Tarnung längst aufgefliegen war und Pablo ganz genau wusste, wen er vor sich hatte. Während Romero zuschaute, hatte Pablo den Mann in einem Haus in der Nähe des Grenzzauns, das dem Kartell gehörte, mit Klebeband an einen Stuhl gefesselt.

Zuerst leugnete der Agent heldenmütig, für die US-Regierung zu arbeiten, selbst als Pablo ihm mit einer Heckenschere, die er in der Garage gefunden hatte, beide kleinen Finger abgezwickelt hatte. Die Wangen der Schere waren voller Rost und ziemlich stumpf gewesen. Nachdem er ihm jedoch zwei weitere Finger der rechten Hand abgeschnitten hatte, begann der Bundesagent wie ein kleiner Junge

zu plappern und plauderte alles aus, was er über Kartell-Operationen in dieser Gegend wusste – zumindest klang seine Geschichte recht plausibel. Pablo war das jedoch so oder so egal. Corrales hatte ihm aufgetragen, den Kerl zu töten, und nicht, ihn zu verhören. Aber er hatte gedacht, ein bisschen Spaß zuvor wäre vielleicht gar nicht so schlecht. Pablo dankte dem Agenten. Dann hob er eine Axt und machte ein paar Übungsschwünge, während Romero sich abwandte und sich die Augen zuhielt.

Der Agent schrie markerschütternd, als er die Axt erblickte. Pablo herrschte ihn an, er solle ruhig sein.

Der Killer brauchte fünf Axtschläge, bis der Kopf des Mannes auf den Boden rollte. Pablo hatte noch nie so viel Blut gesehen. Von dem Körper ging ein seltsamer Geruch aus, der irgendwie rohen Meeresfrüchten ähnelte.

Er befahl Romero, ihm zu helfen, den Stuhl samt Körper vors Haus zu bringen, als ob sie Müll an der Straße deponieren würden. An der geköpften Leiche machte er ein Schild fest, auf dem stand: *FBI-Agenten raus aus Calxico!*

Sie schickten den Kopf in einem Paket an das J. Edgar Hoover Building in Washington, D. C., das Hauptquartier des FBI. Es kam dort jedoch erst nach etwa fünf Tagen an. In Calxico entdeckten von der Arbeit heimkehrende Nachbarn dagegen den Leichnam am Straßenrand bereits eine Stunde später. Kurz nachdem Pablo gegangen war, trafen die ersten Polizeieinheiten ein.

An diesem Abend hatte sich Pablo halb totgelacht, als er den Bericht über diese Geschichte auf CNN anschaute und auf dem Laufband lächerlich banale Aussagen zu lesen waren, wie etwa: »Trendanalyse: Der mexikanische Drogenkrieg wird die US-amerikanische Grenze überschreiten.« Hatten die wirklich geglaubt, das würde nicht passieren? In welchem Traumreich lebten diese Amerikaner eigentlich? *Dumme Wichser.*

In dieser Nacht wurde Pablo zu einem der meistgesuchten Männer in den Vereinigten Staaten, denn ein Teenager hatte ihn in der

Nähe des Hauses fotografiert und die Aufnahme den amerikanischen Behörden übermittelt. (Pablo hatte diesen Jungen später natürlich auch umgebracht.) Jetzt wurde ihm klar, dass dies die guten, alten Zeiten waren. Gegenwärtig stand er dagegen zwischen den Fronten. Auf der einen Seite gab es da Corrales, auf der anderen Los Caballeros und das Kartell.

Er hatte sich lange überlegt, wem seine Loyalität gelten sollte, Corrales als seinem unmittelbaren Boss, also dem Mann, der ihm alles beigebracht und ihn zu seiner rechten Hand gemacht hatte, und der ihn von einem Leben als illegaler Einwanderer erlöst hatte, als er sich als 18-Jähriger in Las Vegas mit Rasenmähen durchschlagen musste ... oder Fernando Castillo, der Mann, dessen Identität Pablo erst seit Kurzem kannte und der ihn seitdem häufig anzurufen versucht hatte. Dass er sich entschieden hatte, eines dieser Gespräche anzunehmen, durfte Corrales natürlich nie erfahren. Er hatte sie alle in zwei Apartments über der Farmacia Nacional untergebracht.

Corrales hatte gemeint, die Schergen des Kartells würden sie dort nicht finden, da sie nichts von seiner Freundschaft mit dem Wohnungseigentümer wüssten. Pablo glaubte ihm das. Der Besitzer der Apotheke, ebenfalls ein Freund von Corrales, betrieb ein kleines Arzneimittelschmuggelunternehmen in die Vereinigten Staaten. Er hinterging die US-Zollbestimmungen, die festlegten, dass man nur die Menge an verschreibungspflichtigen Medikamenten in die USA einführen durfte, die für den persönlichen Verbrauch bestimmt war. Deshalb musste man auch eine Kopie des ärztlichen Rezepts vorzeigen. Nun hatte sich der Apotheker mit einem Arzt zusammengetan. Gemeinsam verschoben sie mit gefälschten Rezepten Arzneimittel im Wert von Tausenden von Dollar über die Grenze. Trotzdem waren sie natürlich nur kleine Schmuggler, wenn auch sehr stolz auf ihr Geschäft. Bisher war noch keiner ihrer *Mulos* aufgefliegen – ein bemerkenswerter Rekord. Corrales hatte sie jedoch ausgelacht, da das Kartell ja Waren im Wert von Millionen schmuggelte.

Dante Corrales sollte jedoch nicht mehr lange lachen.

»Wohin gehst du?«, fragte Dante jetzt, der in einem Tankshirt und Shorts auf dem Sofa fläzte und eine Flasche Pacifico-Bier auf den Knien balancierte. Er saß bereits seit Tagen auf diesem Sofa, schaute sich Seifenopern an und geriet von Zeit zu Zeit in Rage, um sich kurz darauf wieder zu beruhigen. Sein linker Arm steckte immer noch in einer Schlinge, und sein Schulterverband wurde täglich gewechselt.

»Ich hole was zum Essen«, antwortete Pablo.

»Bring genug für alle mit, okay?«

»Okay.«

Pablo schauderte und ging auf den Gang hinaus. Er betrat das Treppenhaus und ging ins Erdgeschoss hinunter. Als er die Hintertür öffnete, die in die Passage auf der Rückseite der Apotheke führte, warteten dort bereits Castillos Männer. Sie waren zu dritt. Sie trugen lange Jacken, um ihre Waffen zu verbergen.

»Ist er da oben?«, fragte einer von ihnen, ein junger Schnösel namens José, der Corrales einst während einer Schmuggeltour in Nogales herausgefordert hatte und der jetzt laut Castillo die Gang übernehmen sollte.

Pablo nickte. »Es gibt zwei Kameras. Schaut, wo sie sind. Und Gott möge mir vergeben.«

»Gott geht das nichts an«, sagte José. »Überhaupt nichts ...«

Pablo ging ein Stück beiseite und wählte diese ganz besondere Nummer. »Ich bin's.«

»Gehen sie jetzt hinauf?«, fragte Castillo.

»Ja.«

»Gut. Nicht vergessen! Ich möchte ein Foto der Leiche haben.«

»Sie möchten nicht mehr mit ihm sprechen?«

»Wozu das denn?«

»Vielleicht tut es ihm leid. Vielleicht zahlt er das Geld zurück.«

»Oh, er wird es uns zurückzahlen. Mit Zinsen. Und zwar jetzt gleich.«

Corrales stand auf und ging ins Schlafzimmer, wo Maria immer noch quer über dem Bett lag, ihr Negligé trug und in einem ihrer Modemagazine blätterte. Ihr Höschen hatte sie tief in die Spalte ihres Hintern gezogen. Als er das bemerkte, dachte Corrales zwei oder drei Sekunden lang daran, sich auf sie zu stürzen. Aber sie würde ihn nur wieder zurückstoßen und quengeln, wie sie es in letzter Zeit immer tat. Sie war wirklich zu einer absolut depressiven Tussi geworden. Dabei beschwor er sie immer wieder, sie sollte noch ein bisschen Geduld haben, Zúñiga werde bald aufkreuzen, er werde sie in seinen Kreis aufnehmen, da er einsehen würde, wie nützlich sie ihm sein könnten. Im Moment hatten sie genug Geld dabei, um gut leben zu können. Sie konnten es aber noch nicht wagen, in ihr Hotel zurückzukehren, um Geld aus dessen Safe zu holen. Diese Wichser hatten ja bereits Ignacio getötet, und Castillo ließ den Platz rund um die Uhr überwachen.

Wenn er überleben wollte, musste sich Corrales jetzt dem gegnerischen Kartell anschließen, das wusste er. Er brauchte Schutz, denn Fernando standen die Männer und das Geld zur Verfügung, um ihn zu jagen, wo immer er sich auf dieser Welt verstecken würde. Tief im seinem Innern hatte er schon immer gewusst, dass er eines Tages dem Kartell den Rücken kehren würde, das seine Eltern ermordet hatte. Er hatte es ausgenutzt, so sehr er nur konnte. Seine tollkühne Entscheidung, das Geld des Kartells für die Renovierung seines Hotels anstatt zur Bezahlung der Guatemalteken zu benutzen, war vermutlich tief aus seinem Unterbewusstsein aufgestiegen. Er wollte erwischt werden. Er wollte, dass das Ganze scheiterte, damit er gezwungen war, das Kartell zu verlassen. Aus diesem Grund hatte er sich seit Jahren auf diesen Tag vorbereitet und für seinen Ausstieg wichtige Informationen gesammelt: die Namen der Lieferanten und Schmuggler auf der ganzen Welt, einschließlich ihrer wichtigsten Kontakte, Ballesteros in Kolumbien und Rahmani in Waziristan; Kontonummern und Einzahlungsbelege; und die Aufzeichnungen von Telefongesprächen und Kopien von E-

Mails, die Castillo und sogar Rojas persönlich belasteten. Corrales würde Zúñiga Insiderinformationen über die Funktionsweise des Juárez-Kartells anbieten, sodass der Mann, den er einst grenzenlos gehasst hatte, alle Operationen in dieser Stadt übernehmen könnte.

Aber Zúñiga hatte bisher auf keinen seiner Anrufe geantwortet. Corrales hatte sogar Pablo zu seinem Landhaus fahren lassen. Der Kartellchef hatte jedoch seine Männer herausgeschickt, die Pablo aufforderten, er solle verschwinden, oder er werde zur Hölle fahren.

Corrales hatte in der Umgebung des Apartments und der Apotheke zwei batteriebetriebene Überwachungskameras installiert, eine in dem Gang vor ihrer Wohnungstür und die andere neben der Haupttreppe, die von der rückwärtigen Haustür nach oben führte. Der kleine Monitor, der über der Küchenbank in der Nähe des Wassersteins hing, zeigte plötzlich nur noch weißes Rauschen, wie Corrales aus den Augenwinkeln erkannte. Er fluchte und arbeitete sich aus seinem Sofa empor, um die Störung zu untersuchen.

Dass seine FN 5,7-Pistole auf der Ablage neben dem Bildschirm lag, war der einzige Grund, warum sie ihn nicht sofort töten konnten.

Ein Füßescharren außerhalb der Wohnungstür erregte seine Aufmerksamkeit. Er griff nach seiner Pistole.

Diese kleine Ratte José, die er selbst ausgebildet hatte, trat die Tür ein und richtete seine Waffe auf Corrales, der ja bereits seine eigene Pistole in der Hand hielt.

Für einen winzigen Moment war ein fast schuldbewusster Schimmer in Josés Augen zu sehen, bevor er laut Corrales' Namen rief.

Dieser schoss ihm jedoch blitzartig eine Kugel in den Kopf, gerade als zwei weitere Bastarde hereinstürzten. Dante ging hinter der Küchenbank in Deckung, während José mit einer klaffenden Wunde über dem linken Auge zu Boden stürzte.

Als Maria im Schlafzimmer einen Schrei ausstieß, rannte ein Angreifer den Gang hinunter.

Corrales rief ihren Namen, wurde jedoch vom anderen Eindringling beschossen, der sich im Wohnzimmer hinter das Sofa geworfen hatte. Corrales brach hinter der Küchenbank hervor. Mit einem Schrei, der aus seinen tiefsten Eingeweiden kam, umrundete er das Sofa und stand dem Penner direkt gegenüber, der ihn entsetzt anschaute und dann seine Pistole als Zeichen der Kapitulation in die Luft hielt.

Er war sechzehn, wenn überhaupt. Corrales schoss ihm zweimal ins Gesicht. Maria schrie in Panik seinen Namen.

Dann ertönten zwei Schüsse. Corrales stürzte ins Schlafzimmer, gerade als der letzte *Sicario*, ein stark tätowierter, schmerzbäuchiger Typ, den Dante noch nie gesehen hatte, sich ihm zuwandte.

Im Bruchteil einer Sekunde sah Corrales, dass Maria mit ausgebreiteten Armen auf dem Bett lag und aus ihrem Negligé das Blut heraussickerte. Sie formte mit dem Mund seinen Namen.

Dann geschahen zwei Dinge zur selben Zeit.

Der Typ schrie: »Fuck you, *Vato!*« und hob seine Pistole.

Corrales öffnete, erschüttert von dem Anblick seiner sterbenden Freundin, den Mund, während er auf den Kerl zustürzte, den Abzug durchzog und dann dem Typen den Lauf seiner Pistole wie ein Schwert in die Brust rammte. Die letzten beiden Kugeln drangen in dessen Fleisch ein, und das Mündungsfeuer verbrannte sein Hemd, während er als ultimativen Reflex noch zwei Kugeln in die Decke schoss. Dann krachte er rückwärts auf den Breitbildfernseher und stieß diesen zu Boden, während er selbst sich einmal um seine Achse drehte und mit dem Gesicht nach unten auf dem Teppichboden aufprallte. Der Gestank von Schießpulver und verbranntem Stoff und Fleisch war so stark, dass es Corrales fast den Magen umdrehte.

Vom Hausgang draußen waren Rufe zu hören. Paco, der Apotheker, und seine Frau forderten ihre beiden Söhne in der angrenzenden Wohnung schreiend auf, so schnell wie möglich das Haus zu verlassen.

Corrales stand da, seine Brust hob und senkte sich, aber selbst das einfache Atmen schmerzte ihn zu sehr. Er würgte heftig, und die Tränen, die er seit Jahren zurückgehalten hatte, liefen ihm über das Gesicht, als er auf das Bett kletterte und seine Hand auf Marias Gesicht legte. Er zitterte jetzt am ganzen Leib, seine Lippen bebten, und seine Gedanken gerieten in einen Strudel der Wut, als er den toten *Sicario* noch einmal anschaute, mit seiner Pistole auf ihn zielte und drei weitere Male abdrückte. Seine Waffe klickte jedoch, ohne zu schießen. Was nun? Ein anderes Magazin. Draußen mussten noch ein paar herumliegen. Er riss seine Armschlinge herunter und eilte mit einem dumpfen Schmerz in der Schulter zurück in die Küche, lud seine Waffe und kehrte dann zurück, um Maria aufzunehmen und sie aus dem Apartment zu tragen. Seine Schulter brannte jetzt wie Feuer, während er versuchte, trotz allem seine Pistole schussbereit zu halten.

Im Treppenhaus schrie ihn der Apotheker an. Als er nach draußen trat und in die Richtung schaute, wo er gewöhnlich sein Auto parkte, stand es tatsächlich da – und Pablo lehnte an der Kühlerhaube.

»Wir wurden überfallen«, rief er ihm zu. »Steig ins Auto! Wir müssen sofort weg!«

Aber Pablo schaute ihn nur erstaunt an. Dann griff er in seinen Hosenbund und zog seine Pistole.

Nein, darauf war Corrales nicht gefasst gewesen. Dieser Verrat raubte ihm den Atem. Er wich ein paar Schritte in Richtung Tür zurück und versuchte dabei, seinen Arm hoch genug zu bekommen, um auf diesen Verräter zu schießen, den er für seinen treuen Freund gehalten hatte.

Pablo feuerte zuerst, traf jedoch nur Maria. Als Pablo danach um das Auto herumlaufen wollte, um dahinter Deckung zu suchen, schoss Corrales zwei Mal. Eine Kugel traf Pablo in den Unterleib, die andere in den Arm. Er sackte zusammen, stöhnte und hob erneut seine Pistole, aber Corrales kam ihm auch diesmal zuvor.

Zwei weitere Geschosse schlugen in Pablos Brust ein. Corrales stolperte zu seinem Wagen, ließ Maria zu Boden sinken, öffnete weinend die Hintertür und nahm seine ganze restliche Kraft zusammen, um seine tote Freundin auf den Rücksitz zu hieven. Danach rutschte er auf den Fahrersitz und ließ den Motor an. In der Ferne waren bereits die ersten Polizeisirenen zu hören, als er das Gaspedal durchdrückte und eine Abgaswolke wie zum ewigen Abschied Pablos Leiche einhüllte.

Zúñigas Landhaus
Juárez, Mexiko

Späher des Juárez-Kartells beobachteten, wie Corrales die geschotterte Straße zu Zúñigas Haus emporfuhr. Dagegen konnte er auch überhaupt nichts tun. Die beiden Männer, die in dem kleinen Apartmentkomplex stationiert waren, vor dem man in diese Zufahrtsstraße einbog, standen auch jetzt auf dem Dach, wie er beim Vorbeifahren bemerkte. Sie wiederum wurden von Zúñigas Männern beobachtet, die in einem Parkplatz direkt am Zaun des Zúñiga-Anwesens neben einer einzelnen Scheuer auf der Nordseite des Hauses standen.

Eine Staubwolke markierte seinen Weg, als er sich Zúñigas frisch repariertem Haupttor näherte, das er selbst vor einiger Zeit in die Luft gesprengt hatte, um seinem damaligen Feind eine unvergessliche Botschaft zu senden. Er stieg aus dem Wagen, zog Maria heraus und trug sie auf das Tor zu. Dort schaute er zur Überwachungskamera empor und rief: »Zúñiga! Sie haben meine Frau umgebracht! Sie haben sie getötet! Sie müssen mit mir reden! Bitte! Sie müssen mit mir reden!«

Er fiel auf die Knie, beugte sich über Marias blutüberströmte Brust und fing zu schluchzen an.

Plötzlich begann etwas zu pochen, und man hörte das leise Heulen von Motoren. Als er durch seine Tränen aufschaute, sah er, wie

sich die schmiedeeisernen Tore öffneten. Von weit oben schritt, flankiert von zwei Wachleuten, auf der langen geteerten Zufahrt Zúñiga persönlich auf ihn zu.

Enthüllungen und Vorbehalte

*DEA, Office of Diversion Control
San Diego, Kalifornien*

Moore saß in einem kleinen Büro, das ihm ein DEA-Ermittler zur Verfügung gestellt hatte, der gerade an einer Besprechung teilnahm. Moore war bisher noch nie in diesem Teil des Gebäudes gewesen, in dem die Spezialagenten, Chemiker, Pharmakologen und Programmanalytiker der Drogenbehörde arbeiteten. Sie mussten umfangreiche Aufgaben erfüllen und dabei ihre Tätigkeiten mit dem Heimatschutzministerium und dem eigenen Intelligence Center der DEA in El Paso abgleichen. Die computerunterstützte Überwachung und Aufdeckung der Absatz- und Verteilungswege von Rauschgiften und Betäubungsmitteln sollte auch den Partnerbehörden taktisch relevante Informationen liefern. Sie erledigten hier sogar Vorarbeiten für die Gesetzgebung des US-Kongresses. Es war ein beeindruckender Kreis von Experten, ein Amtsgebäude, in dem rund um die Uhr gearbeitet wurde. Moore hatte einen der Analytiker sagen hören: »Die Kartelle schlafen ja auch nie.«

Dies galt freilich auch für die Taliban.

Der Anhänger, den Moore aus Ruebens Hand geborgen hatte, wurde bereits von einem der mobilen Labore der CIA untersucht, das vor 30 Minuten vor dem DEA-Zentrum eingetroffen war. Die Techniker benutzten ein voll automatisiertes neues DNA-

Schnellanalysegerät, das vom Zentrum für angewandte Nano-Biowissenschaften der medizinischen Fakultät der University of Arizona entwickelt worden war. Die Techniker ließen die Proben durch zahlreiche amerikanische DNA-Datenbanken, unter anderem die der DEA und des FBI, laufen, glichen sie jedoch auch mit internationalen Listen etwa von Interpol ab (Pakistan und Afghanistan waren der Interpol angeschlossen). Bereits nach wenigen Stunden konnten sie nun die ersten Ergebnisse liefern, anstatt – wie in der Vergangenheit – nach Wochen oder sogar Monaten. Ein neues Sicherheitskonsortium, das in Verbindung mit dem Siebten Rahmenprogramm der Europäischen Kommission (das unter anderem alle entsprechenden Forschungsinitiativen der Europäischen Union zusammenfasste) gebildet worden war, half, das Projekt zu finanzieren, das schließlich zur Errichtung einer genaueren und umfassenderen Verbrechensdatei führen sollte.

Trotzdem stand Moore dem Ganzen leicht skeptisch gegenüber. Die DNA-Analyse würde natürlich Ruebens Spuren offenbaren, aber er bezweifelte, dass die genetischen Daten eines dieser Terroristen, die nach seiner Vermutung durch den Tunnel gegangen waren, bereits in einer Datenbank gespeichert waren. Die Labortechniker meinten jedoch, dass sie einen von der Firma DNAPrint Genomics in Sarasota entwickelten »Ancestry-Test« durchführen würden, der die winzigen genetischen Markierungen auf dem DNA-Molekül untersuchte, die Menschen einer bestimmten Abstammungslinie gemeinsam hatten. Wenn die Probe gut genug sei, könnten sie vielleicht feststellen, ob die Vorfahren des Verdächtigen amerikanische Indianer, Südasiaten, Schwarzafrikaner, Europäer oder sogar eine Mischung aus diesen waren. Charakteristiken wie die Hautpigmentierung, die Augen- und Haarfarbe, die Gesichtsgeometrie und die Körpergröße könnten aufgrund der Analyse von DNA-Sequenzen vorausgesagt werden.

Moore hatte sich sogar mit Towers gestritten, nachdem dieser ihm mitgeteilt hatte, dass der Anhänger allein noch längst kein

ausreichender Beweis sei, dass Terroristen den Tunnel durchquert hätten. Immerhin hätte Rueben ihn auch irgendwo kaufen und als Talisman benutzen können. Er hatte einen Messerstich abbekommen und ihn dann vielleicht in der Hand gehalten, um den Tod abzuwehren. Danach hatte ihm Towers sogar einen kleinen Vortrag gehalten, dass eine Menge junger Mexikaner (und übrigens auch junger Amerikaner an der Grenze) in letzter Zeit eine große Faszination für Terroristen und den Terrorismus entwickelt hätten. In den Gefängnissen seien sogar schon einige verurteilte *Mulos* aufgetaucht, die sich Sprüche auf Farsi auf den Unterarm hatten tätowieren lassen. Die nachfolgenden Untersuchungen, ob sie tatsächlich Verbindungen zu Terrororganisationen wie etwa der Hisbollah unterhielten, waren alle ohne Ergebnis geblieben. Anstatt *Scarface* wie ihre Vorgänger verehrten sie jetzt eben noch skrupellosere »Helden«.

Moore hatte ihm geantwortet, dass Ansara, wäre er noch am Leben, bestätigt hätte, dass Terroristen diesen Tunnel passiert hatten. Ansara hatte diesen Jungen gekannt. Der war nicht von irgendwelchen mittelöstlichen Schurken fasziniert gewesen. Der Junge hatte den Anhänger vermutlich bei einem Kampf in die Hand bekommen, vielleicht, als er erstochen wurde. Auf dem Anhängerbügel seien kleine Kratzer zu sehen, als ob er an einer Kette gehangen hätte und von dieser abgerissen worden wäre. Davon war Moore fest überzeugt, und er rief O'Hara, den stellvertretenden Direktor des National Clandestine Service der CIA, an, um ihm seine Einschätzung mitzuteilen. O'Hara versicherte ihm, dass er Moores Bericht dem Präsidenten in Washington persönlich vortragen würde, wenn er bestätigt werden sollte. Im Moment würde er jedoch zumindest die vier Megazentren des Heimatschutzministeriums in Michigan, Colorado, Pennsylvania und Maryland (deren Analysten bereits jetzt die Aktivitäten der Vereinigten Task-force beobachteten) alarmieren. Im Augenblick galt für die US-amerikanische und internationale Luftfahrt bereits die Terrorwarnstufe

orange = erhöhte Gefahr. O'Hara würde vorschlagen, dass sie insgesamt in den Vereinigten Staaten von Gelb = bedeutende Gefahr auf Orange erhöht werden sollte.

Suchmannschaften sowohl des FBI als auch der CIA waren bereits unterwegs, um die obskuren Streifenwagen und Polizeitransporter zu finden. Moore meinte zum Abschluss seines Gesprächs mit O'Hara, dass er seinen besten Kontaktmann in den pakistanischen Stammesgebieten anrufen würde, um zu erfahren, was der Alte in Nord-Waziristan wusste.

Als er dies gerade tun wollte, erhielt er eine SMS von Leslie. Sie wollte wissen, warum er bisher auf ihre SMS nicht geantwortet hatte. Er seufzte. Wenn er sich jetzt mit ihr unterhielt, würde sie sofort seine depressive Stimmung erfühlen. Im Moment hatte er lieber gar keinen als einen betrüblichen Kontakt. Er suchte in seinem Adressbuch nach Nek Wazirs Nummer, der er die Codebezeichnung nw33 gegeben hatte. Der Alte hob nach dem dritten Klingeln ab.

»Moore, es ist schön, Ihre Stimme zu hören. Dabei hätte ich Sie morgen selbst angerufen.«

»Nun, dann habe ich Ihnen das ja abgenommen. Ich bin froh, dass Sie noch wach sind. Und natürlich ist es auch für mich schön, Ihre Stimme zu hören.«

Das stimmte tatsächlich. Etwas war zwischen ihnen geschehen. Wazir war nicht nur ein weiterer bezahlter Informant, den Rana Moore vorgestellt hatte. Sie verband jetzt etwas, der gemeinsame Kummer über Ranas Ermordung und eine Frage, die Moore immer noch beantworten musste: *»Was ist Ihnen bisher in Ihrem Leben am schwersten gefallen?«*

Wazir zögerte eine Weile, dann sagte er: »Ich wünschte, ich hätte bessere Nachrichten für Sie.«

Moore erstarrte. »Was ist es?«

»Ich habe Informationen über euren Mann Gallagher, der, wie Sie sagten, vermisst wird.«

»Ist er tot?«

»Nein.«

»Dann halten sie ihn gefangen. Wie viel verlangen sie?«

»Nein, Moore, darum geht es nicht.«

»Um was dann?«

»Ich schicke Ihnen ein paar Bilder, die ich gestern erhalten habe. Sie wurden vor etwa einer Woche aufgenommen. Sie zeigen Ihren Freund Gallagher droben in der Nähe der Grenze. Er trifft sich mit Rahmani.«

»Das muss ich natürlich überprüfen. Er könnte undercover dort sein.«

»Das glaube ich nicht, Moore. Ich habe zwar keine Beweise, sondern nur die mündlichen Berichte der Männer, die ich bezahle, aber sie erzählten mir übereinstimmend, sie hätten gehört, dieser Amerikaner Gallagher habe Rana umgebracht. Noch einmal, ich habe keine Beweise. Das sind nur Gerüchte. Aber wenn sie stimmen, ist er nicht Ihr Freund. Ich mache mir Sorgen über den Schaden, den er Ihnen zufügen, und den Zorn, den er auf unser Land lenken könnte.«

»Ich verstehe. Wo ist Gallagher jetzt?«

»Das weiß ich nicht.«

»Können Sie ihn für mich ausfindig machen?«

»Ich werde meine Leute auf ihn ansetzen.«

»Vielen Dank. Ich warte auf die Bilder.«

»Die sind unterwegs. Gibt es noch etwas?«

»Ja, da gibt es noch etwas. Ich rufe an, weil ich glaube, dass jemand illegal in unser Land eingedrungen ist. Die Taliban könnten durch einen Tunnel von Mexiko aus in die Vereinigten Staaten gelangt sein. Sie kamen aus einer Stadt namens Mexicali nach Kalifornien in eine Stadt namens Calxico.«

»Diese Städte sind mir bekannt.«

»Ich glaube, einer von ihnen trug einen Anhänger mit der Hand Fatimas. Ich schicke Ihnen ein Bild. Ich weiß, dass das nichts bedeuten muss, aber könnten Sie bitte in Ihrer Fotodatenbank

nachschauen, ob ein Taliban auf einem Foto einen solchen Anhänger trägt?«

Wazir kicherte leise vor sich hin. »Nehmen Sie es mir nicht krumm, mein Freund, aber offensichtlich behindern doch Ihre Vorurteile Ihren Verstand. Wie, wenn es ein paar Juden gewesen wären, die auf dem Weg zu einem Beschneidungsfest waren?«

»Was entgeht mir da gerade?«

»Die sephardischen Juden bezeichnen genau diesen Anhänger als Hand Miriams.«

»Oh, Scheiße. Habe ich mich da etwa verrannt?«

»Nicht solange Sie einen *gebildeten* Muslim zum Freund haben! Wahrscheinlich war Ihr erster Verdacht sogar zutreffend. Ich werde das klären. Und ich schicke Ihnen jetzt diese Aufnahmen mit Gallagher.«

»Ich kümmere mich um die Vergütung.«

»Vielen Dank, Moore. Passen Sie auf sich auf. Ich rufe Sie an, sobald ich etwas weiß.«

Moore beendete die Verbindung und lud sofort danach das Bild des Anhängers hoch, das er mit seinem Smartphone gemacht hatte. Er saß in diesem kleinen Büro und versuchte, die Neuigkeiten über Gallagher zu verarbeiten. Er wartete auf Wazirs Mail mit den Bildern eines ... Verräters aus den eigenen Reihen.

Da stürmte Towers herein. »Wir haben die Polizeiwagen gefunden!«

Gleichzeitig klingelte Moores Handy.

Er zuckte zusammen, als er die Nummer sah: Zúñiga. Er gab Towers das Zeichen, noch zu bleiben, und zeigte seinem Boss die Anruferkennung. Dieser nickte und wartete ab, während seine Augen vor Erstaunen immer größer wurden.

Moore antwortete auf Spanisch: »*Hola, Señor Zúñiga.*«

»*Hola, Señor Howard*«, antwortete er mit Moores Tarnnamen. »So sehr ich Sie immer noch für alles töten möchte, was Sie mir angetan haben, und für die Verluste, die ich wegen Ihnen erleiden

musste, muss ich Ihnen jetzt doch einen sehr lukrativen Vorschlag machen.«

Moore's Telefon zeigte durch ein Piepen die Ankunft von Wazirs E-Mail an. Er zuckte zusammen und sagte dann: »Ich bin ganz Ohr, Señor.«

»In meinem Wohnzimmer sitzt gerade Señor Dante Corrales. Er hat mir erzählt, dass das Kartell seine geliebte Freundin getötet hat und dass er sich jetzt mir anschließen möchte. Er sagt, er kenne viele Geheimnisse über das Kartell. Er sagt, er könne mir helfen, es auszuhebeln und Rojas zur Strecke zu bringen. Er behauptet, handfeste Beweise liefern zu können.«

»Dann ist er ein wertvoller Aktivposten – für uns beide.«

»Na ja, eher für Sie. Ich werde Ihnen Dante unter zwei Bedingungen ausliefern. Wirtschaftlich gesehen ist er meiner Ansicht nach rund eine Million Dollar wert. Und ich möchte die Zusicherung, dass weder ich noch meine Leute oder meine Organisation behelligt werden.«

Moore konnte ein Grinsen kaum unterdrücken. Dass die amerikanische Regierung einem mexikanischen Drogenkartell eine Million Dollar zahlte, war ausgeschlossen. Moore wollte sich zuerst überlegen, ob Corrales überhaupt etwas wert war. Wenn ja, würde man Mittel und Wege finden, um ihn Zúñiga abzunehmen, einem Schurken, der bereits genug geschmiert worden war.

»Señor, das ist eine Menge Geld, und wir wissen noch gar nicht, ob Corrales für uns wirklich so nützlich sein könnte. Ich schlage also ein Treffen zwischen uns dreien vor. Corrales muss uns seinen Wert beweisen, und ich habe meine Methoden, den genau zu überprüfen. Wenn alles gut läuft, werde ich für die Bezahlung und die Übernahme des Mannes sorgen. Wenn wir beide darin übereinstimmen, dass er nicht so nützlich ist, wie wir gedacht haben, könnten wir ihn den mexikanischen Behörden übergeben und über neue Pläne nachdenken, wie wir das Juárez-Kartell knacken könnten.

Was in San Cristóbal geschah, konnte niemand voraussehen. Das müssen Sie mir glauben.«

»Ich entscheide selbst, was ich glaube und was nicht. Außerdem möchte ich Sie daran erinnern, dass wir Corrales der Bundespolizei auf keinen Fall übergeben können. Er hat dort zu viele Verbündete.«

»Dann liefern wir ihn der mexikanischen Marine aus. Ich habe gehört, dass man ihn als Einziger vertrauen kann.«

Zúñiga lachte hell auf. »Das habe ich auch gehört. Wann können Sie hier sein?«

»Heute Abend. Sagen wir gegen acht Uhr. Ich treffe Sie am gewöhnlichen Übergabeort. Ihre Späher werden uns immer noch beobachten.«

»Sehr gut, Señor. Ich lasse Sie dort von meinen Leuten abholen.«

Moore legte auf. »Corrales ist zu Zúñiga gegangen. Wir haben vielleicht einen Deal – und einen wichtigen Zeugen.«

»Ausgezeichnet.«

Moore öffnete den Anhang seiner E-Mail und eines der mit Teleobjektiv aufgenommenen Fotos. Ganz deutlich war darauf Gallagher zu erkennen, wie er vor einem Zelt in den Bergen Waziristans neben Rahmani saß. Wazirs Männer hatten wirklich ganze Arbeit geleistet. Das Bild sandte Moore kalte Schauer über den Rücken. Er kannte Gallagher bereits seit Jahren und hatte sogar ein paar gemeinsame Operationen mit ihm durchgeführt. Dazu hatte leider auch der Schutz von Oberst Khodai gehört. Wazir hatte behauptet, dass Rahmanis Leute für dessen Ermordung verantwortlich seien. Folglich war Moore von seinem »Buddy« Gallagher wohl von Anfang an gelinkt worden.

»Der Typ links ist ein Kollege von mir. Ich muss das O'Hara schicken. Der Bursche könnte übergelaufen sein. Womöglich hat er immer noch Zugang zu unseren Geheimberichten und allen unseren Erkenntnissen. Ich weiß zwar nicht, was er alles ausgeplaudert hat,

aber das ist ...« Moore stockte der Atem, als ihm klar wurde, was das bedeutete. »Das ist eine absolute Katastrophe.«

Towers fluchte ungläubig vor sich hin. »Schicken Sie diese Bilder Ihren Vorgesetzten, dann reden wir über Ihr Treffen mit Zúñiga.«

»Und was ist mit den Polizeiwagen?«

»Wir glauben, dass sie sich getrennt haben, nachdem sie die Männer übernommen hatten. Aber alle fuhren Richtung Süden bis zur Second Street und von da zum Flughafen. Dort fanden wir alle vier Fahrzeuge in einem Hangar im Südosten des Geländes. Sie waren gar keine echten Streifenwagen der Polizei von Calxico, sondern gestohlene und auf professionelle Weise umgespritzte Fahrzeuge. Auf einigen von ihnen war der Lack sogar noch feucht. Die Flughafenangestellten haben keine Ahnung, wie die Autos dorthin kamen, und haben auch nichts gesehen. Wir klappern gerade alle Karosserie- und Lackierwerkstätten der Gegend ab.«

»Und was ist mit den Listen der abgeflogenen Flugpassagiere?«

»Die besorgen wir uns gerade, aber die Bundesluftfahrtbehörde FAA bekommt nur die Daten von zwei Dritteln aller Kleinflugzeuge. Und wenn unsere Jungs dort abgeflogen sind, wissen Sie so gut wie ich, dass sie in einem Flugzeug saßen, dessen Registrierungsnummer uns nirgendwohin führen wird.«

»Stimmt ...«

»Ich möchte immer noch glauben, dass Sie sich täuschen. Dass es sich hier um ein paar wagemutige Drogenkuriere mit einem guten Fluchtplan handelt. Sie haben das Rauschgift gestohlen und wollen es jetzt verkaufen. Das ist alles ...«

»Wir werden sehen, was die DNA uns sagt.«

»Ich hoffe, der Test fällt negativ aus.«

Moore schnaubte. »Sonst haben wir eine Gruppe von Terroristen an uns vorbeischlüpfen lassen, die jetzt in den Vereinigten Staaten sind. Dies stellt meiner bescheidenen Meinung nach ein etwas größeres Problem dar, als den guten Jorge Rojas zur Strecke zu bringen.«

Towers beugte sich zu Moore hinüber. »Darf ich Sie daran erinnern, dass Sie der Experte für Terrorbekämpfung sind? Also möchte ich von Ihnen wissen, wer diese Bastarde sind und was sie gerade treiben.«

»Ich bin schon dabei. Vielleicht weiß auch unser lieber Corrales etwas darüber.«

Towers' Telefon klingelte. Er schaltete den Handy-Lautsprecher an, sodass Moore mithören konnte. In einer Apotheke in Juárez hatte es eine heftige Schießerei gegeben. Die Ortspolizei konnte eine der Leichen als Pablo Gutiérrez identifizieren. Es hatte also endlich den Drecksack erwischt, der den FBI-Agenten und Freund Ansaras ermordet hatte.

»Also Pablo haben sie jetzt auch aus dem Verkehr gezogen«, sagte Moore. »Wer war das Ihrer Ansicht nach?«

»Wahrscheinlich seine eigenen Leute. Sie jagen Corrales, und Pablo war Mitglied von dessen *Sicario*-Bande.«

»Anscheinend erwischt es jetzt alle in Dantes Umgebung, je näher sie ihm auf den Pelz rücken«, bestätigte Moore.

Dreißig Minuten später war Moore Teilnehmer einer Videokonferenz mit seinem obersten Boss Slater und dessen Stellvertreter O'Hara. Thema waren die Fotos von Gallagher. Beide bestätigten ihm, dass er keine Undercover-Operation durchführte und offensichtlich die Seiten gewechselt hatte. Ob er jetzt allerdings auf der Gehaltsliste der Taliban, des Kartells oder sogar der pakistanischen Armee stand, war ungeklärt. Immerhin hatten alle Agenten den Befehl bekommen, ihn gefangen zu nehmen oder zu töten. Zwar waren alle seine Zugangscodes zu den Dateien der CIA bereits 24 Stunden nach seinem Verschwinden gelöscht worden, aber Gallagher war ein erfahrener Hacker, der sich nicht nur mit den Computern und Kommunikationssystemen der Agency gut auskannte, sondern womöglich, wie Slater spekulierte, auch nicht allein arbeitete und einen Komplizen hatte.

Inzwischen waren auch die DNA-Spuren ausgewertet worden. Man konnte Moore und Rueben identifizieren, hatte jedoch auch die DNA eines Dritten entdeckt, der möglicherweise aus dem Nahen oder Mittleren Osten oder aus Schwarzafrika stammte. Moore und Towers gingen zu den Technikern in ihrem mobilen Labor hinunter und zeigten einem von ihnen die Aufnahmen, die Wazir geschickt hatte.

»Wahrscheinlich der da«, sagte der Laborant und tippte mit dem Finger auf das Foto Mullah Abdul Samads. »Er würde ziemlich gut passen.« Moore versuchte auf dem Bild eine Halskette oder einen Anhänger zu erkennen. Beides konnte natürlich auch unter dessen Hemd verborgen sein.

Dann schaute er Towers an. »Zweifeln Sie immer noch an meinem Bericht?«

»Na gut, Sie haben wohl leider recht. Und jetzt entschuldigen Sie bitte, wenn ich kotzen muss.«

Moore seufzte. »Stört es Sie, wenn ich mich Ihnen anschließe?«

Sie verließen das Mobillabor und gingen in das Bürogebäude zurück, wo ATF-Agent Whittaker auf sie wartete.

»Ich komme gerade aus Minnesota und habe gute Neuigkeiten«, begann er. »Wir konnten den zweiten Teil der Waffenlieferung konfiszieren.«

»Ausgezeichnet«, sagte Towers. Dann las er eine Botschaft auf seinem Smartphone. »Und ich kann diese gute Nachricht sogar noch ergänzen. Die Polizei von Juárez hat gerade die andere Waffenlieferung in diesem Ford Explorer abgefangen. Dabei töteten sie zwei *Sicarios* und konnten drei verhaften.«

»Konnten sie auch das Geld beschlagnahmen?«, fragte Whittaker.

»Ich weiß nicht. Zwei Jungs konnten zu Fuß fliehen. Vielleicht haben sie das Geld. Sie suchen noch nach ihnen.«

»Glauben Sie, dass wir das Geld zurückbekommen, wenn die Polizei von Juárez es bei ihnen findet?«, fragte Moore.

Whittaker seufzte leicht resigniert. »Gute Frage. Das hier ist weder Kansas noch Minnesota.«

Polizeistation Delicias

Juárez, Mexiko

Es war 17.00 Uhr, und Inspektor Alberto Gómez hatte gerade die Polizeistation verlassen. Er ging zu seinem Auto hinüber, das er auf dem rückwärtigen unbefestigten Parkplatz abgestellt hatte. Er hatte auf seinem zweiten Handy einen Anruf von Dante Corrales bekommen, der ihm mitteilte, dass er sich in Zúñigas Landhaus aufhielt. Das Kartell wisse, wo er sich befinde, deshalb befürchte er einen Angriff. Er wollte deshalb, dass Gómez Bundespolizisten schicke, die Zúñigas Sicherheitsteam unterstützen sollten. Gómez tat das zwar sehr ungern, beschloss dann aber doch, zwei Streifenwagen mit insgesamt vier Mann Besatzung dorthin zu schicken.

Die Hohlziegelmauer zu seiner Linken, auf der er letzte Woche sämtliche Graffiti hatte übermalen lassen, war gestern Nacht schon wieder von diesen Schmutzfinken mit ihren Spraydosen »verziert« worden. Er schüttelte voller Abscheu den Kopf, öffnete die Wagentür und stieg ein.

Als er gerade den Schlüssel in das Zündschloss stecken wollte, klopfte jemand kräftig gegen das Autofenster. Als er den Kopf drehte, blickte er in die Mündung einer Glock mit einem aufgeschraubten Schalldämpfer, die direkt auf seinen Kopf gerichtet war.

»Öffnen Sie das Fenster«, befahl ihm der Mann, der schwarze Jeans, ein schwarzes Hemd und eine lange Lederjacke trug. Sein Gesicht konnte Gómez nicht erkennen.

Er steckte den Schlüssel vollends in die Zündung und dachte daran, den Motor anzulassen und einfach loszubrausen, aber ein Fünkchen Neugierde ließ ihn dann doch darauf verzichten – das und die Angst, in den Kopf geschossen zu werden. Er ließ das Seitenfenster herunterfahren. Sein Angreifer drückte ihm jetzt seine

Waffe direkt an den Kopf. »Sie wissen schon, dass dies eine Polizeistation ist.«

»Ich weiß. Aber der da vor mir sitzt, ist wohl kaum ein Polizist. Eher das Gegenteil. Ihre Waffe, bitte.«

Gómez schaute dem Mann ins Gesicht. Er war in seinen Vierzigern, mit einem leicht dunklen Teint, unrasiert und mit dichten schwarzen Haaren, die er zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden hatte. Sein Spanisch war zwar recht gut, aber er war kein Mexikaner. In seinen Augen funkelte ein seltsam verrücktes Licht.

»So ist es brav«, sagte der Mann. »Sie holen die Pistole jetzt ganz vorsichtig aus dem Holster und reichen sie mir.«

Gómez gehorchte, und der Mann steckte die Dienstpistole in seinen Hosenbund.

»Und jetzt öffnen Sie bitte die Hintertür.«

Auch dieses Mal gehorchte Gómez. Der Mann stieg auf den Rücksitz und schlug die Tür zu. »Fahren Sie los!«

»Darf ich fragen, wohin wir fahren?«

»Biegen Sie einfach nur aus diesem Parkplatz auf die Hauptstraße ein.«

»Und wenn ich mich weigere?«

Die Stimme des Mannes nahm jetzt einen gefährlich dunklen Ton an. »Dann werde ich nicht lange fackeln und Ihr Gehirn über das gesamte Innere Ihres Autos spritzen lassen. Verstanden?«

»Ja.«

Gómez bog aus dem Parkplatz aus und fuhr die Straße hinunter. Der Verkehr war gering.

»Und jetzt stelle ich Ihnen eine ganz einfache Frage: Haben Sie ihren Tod angeordnet?«

»Wessen Tod?«

»Glorias.«

»Ich werde Ihnen gar nichts sagen.«

»Doch, das werden Sie. Um Ihre Familie zu retten.«

Gómez zuckte zusammen. »Wer sind Sie?«

»Sagen Sie mir nur, dass Sie ihre Ermordung angeordnet haben, und Ihre Familie wird leben. So einfach ist das. Für Sie ist es zu spät, aber Ihre Angehörigen werde ich verschonen. Sie haben doch Ihr ganzes Leben für sie gearbeitet und so getan, als seien sie ein Musterbürger. Dabei haben sie sich mit dem Juárez-Kartell eingelassen und lassen sich bereits seit vielen Jahren schmieren.«

Gómez konnte jetzt nicht länger an sich halten. Er schrie: »Wer zum Teufel sind Sie?«

»HABEN SIE IHREN TOD ANGEORDNET?«

»Das spielt doch keine Rolle!«

Der Mann feuerte seine Pistole direkt über Gómez' Schulter ab. Die Kugel schlug ein sauberes Loch in die Windschutzscheibe. Trotz Schalldämpfer war der Knall laut genug, um Gómez zusammenzucken zu lassen, sein rechtes Ohr klingelte jetzt und schmerzte.

»HABEN SIE IHREN TOD ANGEORDNET?«

»Wenn ich es zugebe, lassen Sie dann meine Familie in Frieden?«

»Ich verspreche es.«

»Also gut, ich habe ihren Tod angeordnet. Ich war es.« Gómez begann zu würgen.

»Fahren Sie rechts ran!«

Als er am Straßenrand anhielt, sah er im Rückspiegel etwas Weißes heranrauschen. Ein Transporter. Männer in schwarzen Kampfanzügen und Helmen umringten jetzt den Wagen und richteten ihre Sturmgewehre auf ihn. Das waren keine mexikanischen Bundespolizisten, und sie trugen keinerlei Abzeichen.

»Wer sind Sie?«, fragte Gómez noch einmal.

»Ich bin ein Freund der jungen Dame, die Sie getötet haben. Sie war eine Geheimagentin der Vereinigten Staaten von Amerika.«

Gómez schloss die Augen, und seine Schultern sackten nach unten. Er hob die Hände in die Luft. »Das ist ja viel schlimmer, als ich dachte.«

»O ja«, sagte der Mann. »Viel schlimmer.«

Während die Männer Gómez Handschellen anlegten und ihn zum Transporter führten, stieg Moore aus dem Wagen. Towers wartete bereits auf ihn und ließ seinen Blick über die Dächer schweifen, um mögliche Späher zu entdecken. Moore knöpfte seinen Digitalrekorder aus seiner inneren Brusttasche und übergab ihn seinem Chef. »Zusammen mit den Beweisen, die Gloria gesammelt hat, sollte das wahrlich genügen. Wie viel wird er uns wohl noch offenbaren?«

»Ich glaube, dass es bald nur so aus ihm heraussprudeln wird«, sagte Towers. »Ich denke, er wird uns sehr nützen. Ich finde es gut, dass Sie so viel Zurückhaltung gezeigt haben. Ich hätte den Scheißkerl wohl erschossen.«

»Schauen Sie sich das an«, sagte Moore und hielt seine zitternde Hand in die Höhe. »Ich möchte ihn offensichtlich immer noch erschießen.«

Towers klopfte ihm auf die Schulter. »Wir haben heute ein paar gute Neuigkeiten gebraucht. Jetzt können Sie vor Ihrem großen Treffen sogar noch etwas essen.« Er schaute auf die Uhr. »Verdammt, wir müssen los.«

Cereso-Gefängnis

Juárez, Mexiko

Gefängnisdirektor Salvador Quiñones hatte den Anruf Fernando Castillos verpasst, weil er gerade im Hof gewesen war, um sicherzustellen, dass keiner der Gefängniswärter einen der randalierenden Insassen erschoss. Eigentlich war das gar kein so großer Aufstand gewesen. Ein knappes Dutzend Insassen war daran beteiligt. Einer von ihnen hatte jedoch dabei Felix, den Eisverkäufer, ermordet, einen 59-jährigen dreifachen Vater, der nichts getan hatte, als kaputte Männer mit eiskalten Köstlichkeiten zu versorgen. Ein gerade erst eingewiesener Gangster hatte ihn erstochen. Einfach so. Es war eine verdamnte Schande.

Wenn man 3000 Gefangene in einer Anstalt unterbringen musste, die eigentlich nur für 1500 Insassen geplant war, erhitzten sich eben täglich die Gemüter. Um etwas dagegen zu unternehmen und auch um den besonders üblen Ruf der Anstalt zu bessern, hatte Quiñones den Insassen ein paar Vergünstigungen gewährt. Sie konnten sich Zellen mit eigener Toilette und Dusche mieten, kleine Kühlschränke, Öfen, Ventilatoren und Fernseher kaufen und gegen eine monatliche Gebühr Kabelfernsehen empfangen. Einige Zellen waren sogar mit einer Klimaanlage ausgestattet. Gefangene konnten in speziellen Zellen für 10 Dollar eine Nacht mit ihren Gefährtinnen verbringen. Tatsächlich hatte Quiñones ein richtiges kleines Gefängnisunternehmen aufgebaut, in dem private Geschäfte gegründet werden konnten und Insassen ohne finanzielle Mittel sich durch die Erledigung von Gelegenheitsjobs oder die Arbeit in diesen Geschäften ein paar Pesos verdienen konnten. Er hatte immer betont, dass auch ein Gefängnis die humanen Werte hochhalten sollte. Allerdings wusste er sehr wohl, dass seine diesbezüglichen Anstrengungen nach seinem Abgang bald vergessen sein würden und im Moment von vielen bereits für selbstverständlich gehalten wurden. Darüber hinaus war er sich bewusst, dass sein Gehalt als Direktor dieser Einrichtung, einer riesigen, von Mauern und Stacheldraht umgebenen alabasterfarbenen Betonburg, kaum ausreichen würde, um seinen beiden Söhnen ein College-Studium in den Vereinigten Staaten zu ermöglichen.

Als Fernando Castillo ihm dann ein besonderes »Arrangement« angeboten hatte und dabei Zahlen in den Raum gestellt hatte, bei denen Quiñones der Mund offen stehen blieb, hatte er diese Chance sofort beim Schopf gepackt.

»Hallo, Fernando. Es tut mir leid, dass ich Ihren Anruf verpasst habe.«

»Das ist schon in Ordnung. Ich brauche sechs Mann, die in Zúñigas Haus gehen und dort Dante Corrales töten. Er hält sich gerade dort auf.«

»Ich kümmere mich darum.«

»Das wäre schön. Ich wollte eigentlich meine eigenen Männer diesen Job erledigen lassen, aber Dante hat sie alle getötet. Ich hoffe, dass Ihre Jungs mehr Glück haben werden.«

»Keine Angst, Fernando, wenn Dante sieht, wer da hinter ihm her ist, schießt er in die Hose.«

Die sechs Männer, die Quiñones für diese Aufgabe vorgesehen hatte, waren Mitglieder der Aztecas-Gang. Bereits zehn Minuten später standen sie alle in seinem Büro. Ihre Arme waren eine einzige Tätowierung, ihre Köpfe waren geschoren, und ihr finsterer Gesichtsausdruck wurde noch finsterer, da sie annahmen, es gehe um die Unruhen im Gefängnis.

»Aber nicht doch«, beruhigte er sie. »Ich habe einen Job für euch. Ihr bekommt dafür mehr, als jeder von euch in einem ganzen Jahr verdienen könnte. Ich stelle die Waffen und das Auto. Ihr müsst nur diesen Job erledigen und dann ins Gefängnis zurückkehren.«

»Sie lassen uns einfach so gehen?«, fragte der kleinste von ihnen, den die anderen Amigo nannten.

»Ihr alle sitzt eine Strafe wegen Mord ab. Da kommt es auf einen weiteren doch auch nicht mehr an, oder?«

»Und wenn wir nicht zurückkommen?«, fragte Amigo.

»Dann werdet ihr nicht bezahlt. Und wir stecken euren Freunden, dass ihr sie betrogen habt. Dann wisst ihr ja, was passiert. Im Übrigen geht es euch hier drin doch ziemlich gut. Kein Insasse lebt besser als ihr. Ich habe bisher gut für euch gesorgt. Jetzt ist es Zeit, dass ihr einmal etwas für mich tut.«

Zona de Guerra

*Auf dem Weg zu Zúñigas Landhaus
Juárez, Mexiko*

Das einstöckige Geschäftsgebäude von Border Plus, einem Elektrounternehmen, das Zúñiga gehörte, hatte eine rückwärtige Laderampe, an der Sattelschlepper be- und entladen werden konnten. Daneben lag ein Hintereingang mit einer Betonauffahrt, die breit genug für ein Auto war. Einer von Zúñigas *Sicarios* wartete bereits auf Moore, als der die kleine Rampe emporfuhr. Das Rolltor stand offen, und der hagergesichtige Typ mit einem richtigen Haarbüschel unter der Lippe und einer grauen Kapuze über dem Kopf winkte ihn durch. Drinnen stellte Moore seinen Wagen ab und wurde von einem anderen gepierchten und stark tätowierten *Sicario* nach Waffen abgetastet. Danach setzte er sich auf die Rückbank desselben Range Rover, den einst der dicke Luis Torres gesteuert hatte. Die Temperatur in dem Fahrzeug schien stark abzusinken, als er an Torres' Tod in San Juan Chamula dachte. Die Fenster des Rover waren frisch getönt, und drinnen saßen drei Männer, die er nicht kannte. Der Typ neben Moore richtete seine Pistole auf ihn und sagte »Hola«. Er lächelte. Es schien seine erste größere Operation zu sein, und er genoss es sichtlich, Moore mit einer Waffe zu bedrohen.

Zúñiga benutzte das Geschäftsgebäude gerne als Austausch- und Umsteigeort, um den Spähern des Juárez-Kartells ihre Aufgabe zu erschweren. Die konnten zwar beobachten, wie der Range Rover in das Gebäude fuhr, aber sie wussten nie, wie viele Leute im Wagen waren und wie viele ein- oder ausstiegen. Manchmal nahmen an einer Umsteige- oder Austauschaktion bis zu vier Fahrzeuge teil. Es war eine einfache, aber durchaus wirkungsvolle Methode, der Außenwelt zu verbergen, wer tatsächlich Zúñiga in seinem Landhaus besuchte oder welche Mengen an Rauschgift umgeschlagen wurden.

Natürlich kannte das Juárez-Kartell diesen Range Rover. Vielleicht wollten die Sinaloas durch dessen Benutzung ihren Rivalen auch nur vortäuschen, sie wüssten nicht, dass sie unter ständiger Beobachtung standen. Wie auch immer, Moore lehnte sich zurück, um die Fahrt zu genießen.

Sie hatten ihm sogar sein Smartphone gelassen, wodurch Towers jetzt alles mithören konnte. Dies sollte ihm zusammen mit dem GPS-Sender, der in seiner Schulter eingepflanzt war, ein gewisses Sicherheitsgefühl vermitteln. Natürlich konnte man in eine Schlangengrube mit einer Flasche Gegengift in der Tasche hinabsteigen, aber die Bisse würden einem immer noch wehtun.

Er schaute den *Sicario* an, der die Pistole auf ihn richtete. Der Junge war höchstens achtzehn und trug in seinem linken Ohrläppchen einen Totenkopfohrhring. »Weshalb grinst du?«

Der Junge begann zu lachen. »Ich mag dich. Ich hoffe, er lässt dich am Leben.«

Moore zog die Augenbrauen hoch. »Er ist ein ziemlich kluger Mann.«

»Aber er ist immer traurig.«

Moore schnaubte. »Das wärst du auch, wenn deine Feinde deine Frau und deine Söhne ermordet hätten.«

»Seine Familie wurde umgebracht?«

»Ich sehe, dass du noch ganz neu dabei bist.«

»Erzähl mir, was passiert ist«, verlangte der Junge.
Moore grinste schräg zurück und beließ es dabei.

Fünfzehn Minuten später erreichten sie Zúñigas Eingangstor, fuhren die Auffahrt zu seinem Landhaus hinauf und bogen in eine Garage ein, die vier Fahrzeuge aufnehmen konnte. Man führte Moore ins Wohnzimmer, das Zúñiga von einem professionellen Innenausstatter im Stil des US-amerikanischen Südwestens hatte einrichten lassen. Kreuze, Pfeilköcher, bunte Geckos und Wandfiguren aus Sandstein hingen neben einem beeindruckenden Gaskamin, dessen Flammen den Granitsims beleuchteten. Auf dem Boden lagen Navajo-Teppiche, und um die Feuerstelle herum standen mit Schweinsleder bezogene Möbel.

Dante Corrales saß auf einem Sofa. Er trug ein schwarzes Seidenhemd und hatte den Arm wieder in einer Schlinge. Seine Augen waren blutunterlaufen. Er hatte Mühe, auf die Füße zu kommen, als Moore an ihn herantrat.

Zúñiga stand mit einem Bier in der Hand hinter dem Sofa. Er seufzte tief und sagte: »Señor Howard, ich hatte gerade ein reichliches Abendessen und werde bereits schläfrig. Also kommen wir gleich zur Sache!«

»Wer ist dieser Typ?«, fragte Corrales.

»Ein Geschäftspartner«, schnauzte Zúñiga.

Corrales' Gesicht verfinsterte sich noch mehr. »Nein, nein, nein. Ich habe Ihnen doch erzählt, warum ich hier bin und was wir zusammen tun werden – nur wir beide, niemand sonst.«

»Dante, wenn Sie so wertvoll sind, wie Sie sagen, werde ich Sie an ihn verkaufen.« Zúñiga fing zu kichern an.

»Mich verkaufen? Was zur Hölle ...«

Moore hielt eine Hand in die Höhe. »Beruhigen Sie sich. Wir sind alle hier, um einander zu helfen.«

Moores Smartphone begann zu vibrieren. Er beschloss, den Anruf zu ignorieren.

Bevor noch jemand etwas sagen konnte, waren draußen Schüsse zu hören. Alle schauten jetzt zu den Erkerfenstern an der Eingangsfront des Hauses hinüber.

Dollar-Tree-Discountladen

Sherman Way

North Hollywood, Kalifornien

Samad, Talwar und Niazi trugen Einkaufskörbe, als sie durch dieses Discountgeschäft wanderten und dabei versuchten, ihre Gefühle zu unterdrücken. Die anderen Kunden im Dollar Tree schenkten ihnen kaum Beachtung. Sie trugen wie mexikanische Wanderarbeiter Jeans, Flanellhemden und Baseballmützen. Sie sprachen Spanisch miteinander. Talwar blickte immer wieder zu Samad hinüber, weil er die Preise in diesem Geschäft kaum glauben konnte. »Ein Dollar? Für alles? Nur ein Dollar?«

Er hielt eine Schachtel Jalapeño-Streichkäse und einen Beutel mit Burger-King-Zwiebelringen hoch.

Niazi schnaubte und schaute ihn triumphierend an. »Ein Dollar.« Er wedelte mit seinem Beutel Dörrfleischstreifen, auf dem »50 % frei« stand und rief: »Siehst du? Ein Dollar. Und die Hälfte kostet gar nichts.«

Talwar traten die Tränen in die Augen. »Alles an Amerika ist so erstaunlich. Alle haben so viel. Und sie können dieses Zeug so billig kaufen. Sie wissen nicht, wie das bei uns ist. Bei uns ist doch sogar Wasser ein Luxus. Sie haben keine Ahnung, wie wir leben müssen. Warum haben sie diese Gaben und Geschenke erhalten und wir nicht?«

Samad atmete tief durch und blinzelte. Er hatte geahnt, dass seine Männer so reagieren würden, weil sie ihr Land noch nie zuvor verlassen hatten. Was sie in Mexiko gesehen hatten, ähnelte den Slums in ihrer Heimat. Aber dieser Teil Amerikas war völlig anders. Auf ihrer Fahrt durch Los Angeles waren sie auch durch den Rodeo

Drive mit seinen Designerläden – Chanel, Christian Dior, Gucci, Jimmy Choo, Valentino und Dutzende anderer Marken – gekommen und hatten dort eine Welt der Begehrlichkeiten erlebt, die seinen Männern geradezu unwirklich erscheinen musste. Sie hatten mit offenem Mund diese Villen – in Wirklichkeit eher Paläste – betrachtet, und Samad hatte sich über die Ironie amüsiert, dass hier die Reichen auf den Bergen lebten, während die Leute mit weniger Geld drunten im Tal wohnten. Die Autos, die Kleider, das Fast Food und die Werbung fanden seine Männer ungeheuer faszinierend, während sie ihn regelrecht abstießen. Er hatte das alles bereits während seines Studiums in Dubai gesehen und wusste, dass hinter dieser Wohlstandsfassade oft Leute lebten, die moralisch vollkommen bankrott waren.

Gute Muslime sollten nicht den Reichtum, sondern Allah lieben, und sie sollten ihren Wohlstand gemäß Allahs Geboten einsetzen und ihn als ein Mittel ansehen, um ihm zu dienen.

Samads Stimme nahm einen härteren Ton an. »Talwar, hänge dein Herz nicht an materielle Dinge. Nicht das ist es, was Allah für uns bestimmt hat. Wir sind hier, um unsere Aufgabe zu erfüllen. Wir sind Werkzeuge Allahs. Dies alles lenkt uns nur von unserer wahren Bestimmung ab.«

Nach kurzem Nachdenken nickte Talwar. »Trotzdem kann ich nicht anders, als sie zu beneiden. In so etwas hineingeboren zu werden ... hineingeboren zu werden und nicht sein ganzes Leben lang kämpfen zu müssen.«

»Genau das hat sie schwach gemacht. Genau das hat ihren Gott getötet und ihr Herz und ihren Geist vergiftet – und übrigens auch ihre Mägen. Wenn ihr jedoch im Augenblick ihr Junkfood essen und ihre Säfte trinken wollt, könnt ihr das tun. Warum auch nicht? Das wird eure Seelen nicht verderben. Aber ihr dürft auf keinen Fall unsere Mission vergessen und diese Menschen beneiden. Ihre Seelen sind schwarz wie die Nacht.«

Seine Männer nickten und gingen weiter die Verkaufsregale entlang. Samad hielt vor ein paar Beuteln voller Actionfiguren an, jeweils 48 braune, grüne und schwarze Plastiksoldaten in unterschiedlichen Stellungen. Er wunderte sich darüber, wie die Amerikaner ihren Kindern ihre Kämpfer nahebrachten und sie in billigem Kunststoff verewigten. Ein Soldat trug einen Raketenwerfer auf der Schulter. Samad konnte über die Ironie nur kichern. Er entschloss sich, sie zu kaufen. Sie kosteten einen Dollar.

Als sie ihre Körbe mit Junkfood, Toilettenartikeln und billigem Schnickschnack vollgepackt hatten, stiegen sie in ihren Hyundai Accent und fuhren nach Studio City zurück, wo man sie in einem zweigeschossigen Apartment am Laurel Canyon Boulevard untergebracht hatte. Rahmanis Team hier in Los Angeles – vier Männer, die bereits seit fünf Jahren in den Vereinigten Staaten lebten – hatte sie mit offenen Armen empfangen. In der ersten Nacht in dieser Stadt hatten sie miteinander gelacht, gegessen und über die »Einreise« der Gruppe aus Mexiko geredet. Rahmanis amerikanischer Freund Gallagher, der ehemalige CIA-Agent, hatte die Idee gehabt, sie in Calexico auf diese Weise »abzuholen«. Er hatte dafür gesorgt, dass die Fahrzeuge wie Streifenwagen lackiert wurden und das Empfangsteam als Polizisten verkleidet war. Es war ein raffiniertes Manöver gewesen, das ihnen jedoch eine sichere Passage zum Flughafen von Calexico beschert hatte. Dort hatten sie sich von ihren Grenzhelfern verabschiedet. Damals hatte Samad seine Unterführer zum ersten Mal in den größeren Plan eingeweiht, da er jetzt nahezu sicher war, dass sie nicht mehr gefangen genommen und verhört werden würden. Rahmani hatte ihm befohlen, die Männer möglichst spät über ihre Mission zu informieren, damit sie im Falle ihrer Gefangennahme nichts ausplaudern konnten. Allerdings hatte man ihnen allen sowieso aufgetragen, sich keinesfalls lebendig erwischen zu lassen ...

Eigentlich hätten sie insgesamt zu achtzehnt sein sollen, die in sechs Teams von je drei Mann eingeteilt werden würden. Aber

dieser Narr Ahmad Leghari hatte sich ja in Paris erschießen lassen, sodass ein Team nur noch aus zwei Männern bestand. Sobald diese beiden jedoch ihren Bestimmungsort San Antonio erreichten, sollte Leghari durch ein neues Team-Mitglied ersetzt werden.

Sechs Teams. Sechs Raketenwerfer.

»Und was sind unsere Ziele?«, fragte Talwar seitdem immer wieder. Er war immerhin derjenige, der eine solide Ausbildung in der Bedienung und dem Abschuss von MANPADs (Man-Portable Air Defense Systems, »Ein-Mann-Flugabwehr-Lenk Waffen«) bekommen hatte. Er hatte dieses Training zusammen mit fünf anderen Männern bei der pakistanischen Armee absolviert. Deren Ausbilder hatten sie in die Halbwüste in der Nähe der Stadt Muzaffargarh gebracht, wo sie zwei Wochen lang mit Raketen auf stehende Ziele geschossen hatten. Rahmani hatte der Armee für diese Ausbildung eine stattliche Summe bezahlt.

»Schießen wir auf Regierungsgebäude? Oder auf Schulen?«, hatte Talwar wissen wollen.

Als sie dann in ihre einmotorige Cessna gestiegen waren, deren Pilot natürlich auch für Rahmani arbeitete und die sie nach Palm Springs bringen sollte, hatte Samad nur gegrinst: »Oh Talwar, unser Plan ist wohl viel kühner.«

Auf der Fahrt zu ihrem Apartment in Studio City ging Samad im Kopf noch einmal alle Einzelheiten durch. Er hatte den Zeitplan auswendig gelernt. Sein Puls begann, schneller zu schlagen, wenn er an die kommenden Tage dachte ...

Zúñigas Landhaus

Juárez, Mexiko

Moore stürzte zum vorderen Fenster hinüber und zog die Vorhänge auf. Zúñiga hatte außerhalb des Hauses starke Flutlichtlampen mit Bewegungsmeldern installieren lassen. In deren hellen Schein sah man jetzt zwei weiße Pick-ups auf das untere

Eingangstor zurufen. Die Fahrzeuge trugen Wappen und Logo der Ortspolizei von Juárez. Die jeweils zwei Männer in ihren Führerhäusern trugen jedoch keine Uniformen. Jeweils einer hielt eine Waffe in der Hand, deren Anblick Moore fast den Atem raubte: Die M249 SAW (Squad Automatic Weapon), ein leichtes Maschinengewehr, das in der Minute 750 bis 1000 Schuss abgeben konnte, war strikt für militärische Operationen reserviert. Darüber, wie diese »Polizisten« zu diesen Militärwaffen gelangt waren, konnte sich Moore im Moment jedoch keine Gedanken machen, da sie mit diesen gerade auf zwei weitere schwarze Pick-ups schossen, die ihnen folgten und laut Aufschrift der mexikanischen Bundespolizei angehörten. Warum zum Teufel sollten Ortspolizisten auf ihre Kollegen von den Federales schießen?

Die Antwort kam ein paar Sekunden später.

Moore hätte seinen Kopf darauf verwettet, dass dies keine echten Polizisten waren. Als sie in voller Fahrt durch das Eingangstor bretterten, wurde dies Gewissheit. Ihre Köpfe waren kahl geschoren und ihre Arme mit Tätowierungen bedeckt. Sie hatten diese Fahrzeuge entweder gestohlen oder von korrupten Beamten bekommen.

Zúñigas Sicherheitsmannschaft, etwa sechs Männer, die in der Nähe des Einfahrtstors stationiert waren, eröffneten zusammen mit ihren zwei Kollegen auf dem Dach des Hauses das Feuer auf die Pick-ups. Das Rattern all dieser automatischen Waffen ließ Moores Herz schneller schlagen.

Corrales stellte sich neben ihn und schrie: »Die Federales versuchen, mich zu beschützen!«

»Warum sollten sie das tun?«, fragte Moore mit sarkastischem Unterton. »Weil Ihr Kumpel Gómez sie geschickt hat?«

»Verdammt, woher kennen Sie den?«

Moore packte Corrales am Genick. »Wenn Sie mit mir kommen, biete ich Ihnen volle Straffreiheit an. Kein Gefängnisaufenthalt. Nichts. Sie wollen das Juárez-Kartell vernichten? Das will ich auch.«

Corrales war ein junger Mann, der angesichts des sicheren Todes nicht lange zögerte. »Okay, meinetwegen. Hauen wir ab, schnell, verdammt noch mal.«

Die Pick-ups fuhren direkt auf die vordere Fensterreihe zu, und die Fahrer machten keinerlei Anstalten, doch noch zu stoppen. Moore und Corrales konnten gerade noch zur Seite springen, als der Pick-up durch die vordere Hauswand hindurchbrach. Hohlblocksteine Gipskartonplatten flogen durch die Luft, Glas zersplitterte und die Jungs auf der Ladefläche schrien und duckten sich vor den Trümmern, die jetzt auf sie einprasselten.

Ein paar von Zúñigas Männern, die im Haus stationiert waren, stürzten jetzt auf den Pick-up zu, der im Wohnzimmer endgültig zum Stehen gekommen war. Sie begannen ein heftiges Feuergefecht mit den Leuten auf der Ladefläche. Als Moore einen kurzen Blick nach hinten wagte, sah er, wie der Fahrer die Tür öffnete und eine AK-47 in Anschlag brachte. Er war wohl kein besonders guter Schütze, traf jedoch einen von Zúñigas Männern in die Schulter.

Moore und Corrales eilten in die Küche, in der Zúñiga selbst Zuflucht gesucht hatte und jetzt eine Beretta aus einer Schublade holte. Durch das klaffende Loch in der Vorderwand konnten sie sehen, wie der zweite Pick-up links um das Haus herum in Richtung Garage fuhr, während ihm die beiden Bundespolizei-Fahrzeuge folgten. »Wenn sie sich vor das Tor stellen, sind wir eingeschlossen und kommen nicht mehr heraus«, schrie Moore. In diesem Augenblick vibrierte erneut sein Handy. Das war bestimmt Towers, der ihn vor dem Angriff warnen wollte. Eine solche Warnung brauchte er jetzt bestimmt nicht mehr.

Zúñigas Männer im Wohnzimmer – einer war noch in Ordnung, der andere war zwar angeschossen, konnte aber immer noch sein Gewehr bedienen – feuerten jetzt auf den Pick-up-Fahrer und die Männer auf der Ladefläche. Der Schusswechsel wurde so heftig, dass die leichten Wände auseinanderbarsten.

Als der MG-Schütze das Feuer eröffnete und die ersten Garben den Feldsteinkamin zerpflügten, eilten Moore, Corrales und Zúñiga einen Gang hinunter, der in den hinteren Teil des Hauses führte.

Der heftige Gefechtslärm versetzte Moore im Geist plötzlich wieder in die vorgeschobene Einsatzbasis Pharaoh in Afghanistan, wo die Götter von Blitz und Donner jede Nacht gegeneinander Krieg geführt hatten. Die Zeitungen beschrieben Juárez bereits seit Jahren als Kriegszone, aber erst jetzt merkte Moore, wie recht sie damit hatten.

»Geben Sie mir eine Waffe!«, schrie Corrales. »Ich möchte sofort eine verdammte Knarre haben!«

Zúñiga ignorierte ihn. Sie rannten ins Hauptschlafzimmer, in dem ein Himmelbett in der Größe eines Swimmingpools stand. Die Wände waren mit gerahmten Schattenbildern nackter Frauen und den Art-déco-Darstellungen südamerikanischer Fantasielandschaften geschmückt, die Zúñiga ein Vermögen gekostet haben mussten. Moore konnte diese Pracht nur knappe zwei Sekunden bewundern. Dann entdeckte er auf einer Kommode eine weitere Pistole, eine in diesen Breiten so beliebte *Mata policía*. Er nahm die Waffe, entscherte sie und brachte sie in Anschlag, als er im Gang schwere Fußtritte hörte. Einer der Jungs aus dem Pick-up war Zúñigas Männern entkommen und stürzte jetzt mit ausgestreckten Armen und einer Pistole in jeder Faust auf sie zu.

Moore schoss zwei Mal, die erste Kugel traf den Angreifer in die linke Brust, die zweite in den Unterleib. Moore hatte sich sofort nach den Schüssen zur Seite gerollt. Der andere hatte zwar noch einmal feuern können, aber der Schuss war wirkungslos in der Schlafzimmerdecke eingeschlagen, nur ein bisschen Gips war Moore in die Augen geriesel.

»Verdammte Scheiße«, rief Corrales. Seinen Augen war die Bewunderung für Moores Treffsicherheit anzusehen.

»Vorwärts!«, befahl ihm Moore.

Zúñiga gab ihnen jetzt das Zeichen, ihm in das Hauptbadezimmer zu folgen, wo auf der linken Seite eine Tür in eine mindestens 10 Meter breite Garderobe führte, in deren Mitte eine Frisierkommode stand. Er schloss einen hohen Holzschrank auf, holte ein Gewehr heraus und drückte es Corrales in die Hand. Dann griff er sich eine weitere Waffe und warf sie Moore zu, der vor Überraschung einen Fluch ausstieß.

»Wo zum Teufel haben Sie die denn her?«, rief Moore.

»Bei eBay ersteigert, Gringo. Und jetzt vorwärts!«

Moore konnte es kaum fassen, hier ein solches Gewehr in die Hand zu bekommen. Es war eine Colt M16A2 mit einem 30-Schuss-Magazin, eine Standardwaffe der US-Marines. Tatsächlich war sie eine größere und stärkere Version des M4A1-Karabiners, den er bei den SEALs benutzt hatte.

Was würde Zúñiga ihnen als Nächstes zeigen? Einen M1A1-Abrams-Kampfpanzer, den er in einer unterirdischen Garage geparkt hatte?

Der Wahlhebel des Sturmgewehrs hatte drei Stellungen. Die Sicherungsstellung, die halbautomatische Option und den 3-Schuss-Modus, den man wählte, wenn man Munition sparen wollte, statt Feuerstöße abzugeben. Moore stellte bei sich den halbautomatischen Feuermodus ein und lehnte sich dann zu Corrales hinüber. »Da, Dummkopf, und so sichert man die Waffe.« Er stellte den Hebel auf »S«, reichte dem *Sicario* das Gewehr und hielt sarkastisch den Daumen nach oben.

Der Junge zeigte ihm daraufhin den Mittelfinger.

In diesem Moment riss Moore seinen Karabiner an Corrales' Gesicht vorbei nach oben und schoss auf den schwergewichtigen Typen, der gerade mit einer Pistole in jeder Hand in die Tür getreten war.

Corrales schrie und fluchte, dann drehte er sich blitzschnell um und sah gerade noch, wie der Angreifer blutüberströmt zusammenbrach.

»Was ist das denn, verdammt noch mal«, sagte Corrales erstaunt und machte große Augen. Er ging zu dem Toten hinüber, kauerte sich neben ihn und musterte die Tätowierung auf dessen Bizeps: das Rundbild eines aztekischen Kriegers, der seine gepierete Zunge herausstreckte. »Das sind gar nicht Fernandos Jungs«, rief Corrales. »Der Kerl ist ein Azteca. Aus dem Gefängnis. Ein Mordkommando!«

»Hat Ihr alter Boss die angeheuert?«, fragte Moore.

»Keine Zeit!«, rief Zúñiga. »Wir müssen los!«

Corrales richtete sich wieder auf und schaute Moore an. »Wir sind tot, Kumpel. Wir sind *tot*.«

»Das glaube ich nicht.«

Sie folgten Zúñiga zur anderen Seite des Schrankes, wo er nervös mit einem Schlüssel herumfummelte, bis es ihm endlich gelang, eine weitere Tür zu öffnen. Er griff hinein und legte einen Lichtschalter um.

»Und wohin gehen wir jetzt?«, fragte Corrales.

»Nach oben«, antwortete Zúñiga.

»Nach oben? Machen Sie Witze? Was soll das denn, alter Mann? Wie kommen wir hier raus?«

»Halten Sie den Mund!« Zúñiga schaute Moore an. »Fertig, Señor Howard? Schließen Sie die Tür hinter uns!«

Moore gehorchte.

Zúñiga führte sie einen Gang hinunter, der so eng war, dass ihre Schultern an den Wänden streiften. An dessen Ende erreichten sie eine Metalltreppe, deren zwölf Stufen zu einer weiteren Tür hinaufführten. Moore verstand jetzt. Sie waren auf dem Weg zum Flachdach über der Garage. Dort würden sie Deckung hinter der umlaufenden Brüstung und den Abflussrohren finden. *Ein kluger Bastard*. Zúñiga musste Sunzis *Kunst des Krieges* kennen: »Es ist ein militärischer Leitsatz, nicht bergauf gegen den Feind anzutreten und sich ihm nicht zu stellen, wenn er bergab kommt. Verfolge keinen Feind, der die Flucht vortäuscht.«

Als sie durch die Tür traten, sahen sie, dass die beiden Sicherheitsmänner Zúñigas immer noch hinter der Brüstung kauerten und die Angreifer vor dem Haus beschossen. Der zweite weiße Pick-up stand jetzt direkt vor dem Garagentor, sodass kein Fahrzeug mehr herauskam. Die beiden Pick-ups der Bundespolizei standen etwa 30 Meter weiter hinten. Ihre Insassen hatten hinter den Fahrzeugen Deckung genommen und gaben bei jeder sich bietenden Gelegenheit Feuerstöße auf die Eindringlinge ab. Von irgendwo in der Ferne war das lauter werdende, rhythmische Dröhnen der Rotoren eines Hubschraubers zu hören, der sich ihnen vermutlich näherte.

Corrales stürzte zur Brüstung hinüber und gab einhändig mit seiner M16 einen Feuerstoß auf den unten stehenden Pick-up ab, hinter dessen Hinterrad der MG-Schütze in Stellung gegangen war.

Moore schlang den Arm um Corrales' Hals und zog ihn mit aller Kraft nach hinten, kurz bevor die Geschosse des MG-Schützen genau an der Stelle, wo Corrales gestanden hatte, in die Brüstung einschlugen. »Bleiben Sie verdammt noch mal in Deckung!«, schrie ihn Moore an. Der Idiot würde sich noch umbringen lassen, bevor er ihn befragen konnte. Moore wusste, dass dies eigentlich Corrales' Glück gewesen wäre.

Zúñiga rief seinen Männern zu, ihm Deckung zu geben, und lief im Schutz der Brüstung zur rückwärtigen Dachseite, wo ein Abflussrohr an der Außenwand entlang nach unten führte. »Hier!«, rief er. »Hier können wir hinunterklettern!«

Moore nickte zustimmend und wollte sich gerade zu Corrales umdrehen ...

Da öffnete sich die Tür zum Dach, ein Azteca, dessen Gesicht im Halbschatten lag, brachte eine AK-47 in Anschlag und jagte Zúñiga einen Feuerstoß in die Brust. Die Wucht der Einschläge schleuderte den Kartellchef nach hinten auf die Brüstung.

Eine halbe Sekunde später reagierte Moore. Trotzdem konnte er den Sinaloa nicht mehr retten. Immerhin donnerte er dem Azteca

wenigstens zehn Kugeln in die Brust, die ihn nach hinten Richtung Tür trieben, wo er tot zusammenbrach.

Als sich Moore umschaute, war Zúñiga bereits verschwunden. Er war rücklings über die Brüstung gestürzt.

Moore ging bis zum Rand des Daches vor und schaute hinunter. Dort unten lag Zúñiga wie gekreuzigt mit weit geöffneten Armen, sein Hemd voller Blut.

»Haben Sie jemals jemanden verloren, der Ihnen nahestand, ein junger Mann wie Sie? Wissen Sie überhaupt, was wirklicher Schmerz ist?«

Zúñiga hatte Moore diese Fragen damals in der Iglesia de Nuestra Señora del Sagrado Corazón gestellt. Sie beide kannten den echten Schmerz, und jetzt hatte einer von ihnen die ewige Ruhe gefunden.

Corrales trat neben Moore. Als er den toten Zúñiga erblickte, fluchte er zu den Angreifern hinunter, stellte sich direkt an die Dachkante und feuerte, bevor Moore ihn aufhalten konnte. Er hatte zwar seine Schlinge abgelegt, aber er schonte seinen rechten Arm, was seine Zielgenauigkeit nicht gerade erhöhte, da seine Waffe wild hin und her schwang.

Wütend sprang Moore auf und stürzte auf den Narren zu, der wild um sich ballerte und dabei das Feuer aller Angreifer auf sich zog. Er stieß Corrales zu Boden, entriss ihm das Gewehr, rollte ihn dann auf den Rücken und versetzte ihm einen trockenen Kinnhaken. »Ich haue Sie krumm und lahm, wenn Sie das noch einmal machen! Haben Sie mich verstanden?«

Corrales schaute ihn verdutzt an.

Moore wurde bewusst, dass er ihn gerade auf Englisch angeschrien hatte.

»Sie sind ja ein verdammter Gringo! Wer sind Sie?«

In diesem Moment zogen jedoch das Dröhnen und die Scheinwerfer des anfliegenden Hubschraubers ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich. Das galt natürlich auch für die Angreifer, die sofort auf den

Helikopter schossen, als dieser über ihren Köpfen hinwegdonnerte und seine Suchscheinwerfer über das Haus gleiten ließ. Der Pilot drehte sich auf der Stelle und ging auf der Rückseite des Gebäudes nieder, wo er eine Fläche entdeckt hatte, die groß und eben genug war, dass er landen konnte. Wem der Vogel gehörte, war unübersehbar. Auf seiner Seite stand in großen Lettern: POLICÍA FEDERAL. Die beiden Wörter wurden immer wieder durch die Funken erleuchtet, die auf dem Rumpf auftreffende Geschosse verursachten.

Aber waren dies etwa Corrales' Verbündete, die ihn hier herausholen wollten? In diesem Fall würden sie Moore bestimmt nicht mitnehmen. Er fischte sein Smartphone heraus und schaute nach Towers' letzter SMS: Ich bin im Hubschrauber. Kommen Sie dorthin.

Das könnte klappen, dachte Moore.

»O Scheiße, es ist vorbei«, sagte Corrales und sah zum Helikopter hinüber. »Es ist vorbei. Wir landen alle im Knast.«

»Nein, das sind meine Jungs«, sagte Moore.

»Du bist ein Gringo, der für unsere Bundespolizei arbeitet?«

»Wir nehmen nur ihre Mitfahrgelegenheit in Anspruch. Bleiben Sie direkt bei mir. Mit mir machen Sie einen weit besseren Deal als den, den Sie mit ihm hatten. Sie werden sehen.«

Moore stand auf und rief den Jungs auf dem Dach zu, sie sollten ihnen noch einmal Deckung geben, aber sie brüllten nur, er solle sich das in den Arsch stecken, und rannten durch die Dachtür zurück ins Haus.

Als Moore Corrales beim Aufstehen half und ihn dann hinüber zur Brüstung und zum Abflussrohr führte, hörte man aus dem Haus gedämpften Waffenlärm. Zúñigas Männer waren wohl auf ein paar weitere Aztecas gestoßen. Vermutlich waren sie jetzt tot, und die Aztecas waren auf dem Weg nach oben.

»Ich kann mit einem Arm nicht hinunterklettern«, rief Corrales, während der vom Rotor aufgewirbelte Sand ihnen ins Gesicht spritzte, als der Hubschrauber landete.

»SIE KLETTERN JETZT DIESES ROHR HINUNTER!«, schrie Moore in dem schneidenden Ton, den er von seinen Ausbildern im BUD/S-Kurs übernommen hatte. Er wiederholte diesen Befehl noch zwei weitere Male.

Am ganzen Körper zitternd, stieg Corrales über die Brüstung und setzte seinen Schuh auf den ersten Haltebügel. Diese Bügel würden ihnen bei ihrem Abstieg als Leitersprossen dienen. Moore war sich jedoch wirklich nicht sicher, ob Corrales das mit seiner kaputten Schulter schaffen würde.

»Nein, ich kann nicht«, jammerte Corrales, als er sich auf den nächstunteren Bügel herunterzulassen versuchte.

Moore schrie ihn noch einmal aus vollem Hals an.

In diesem Moment öffnete sich die Tür zum Dach.

»WEITER!«, brüllte Moore, während er sich umdrehte.

Durch die Tür traten zwei Aztecas, der eine mit einem Gewehr, der andere mit einem leichten MG bewaffnet.

Zuerst sahen sie Moore nicht, da ihnen der vom Hubschrauber aufgewirbelte Dreck in die Augen flog. Außerdem hatte sich Moore bereits aufs Hinterteil fallen lassen, lehnte den Rücken gegen die Brüstung und brachte das M16 in Anschlag, indem er den Gewehrschaft fest gegen seine Schulter drückte. Diese Waffe war schon ein ganz besonderes Stück Stahl und fühlte sich in seinen Händen wunderbar an. Ein paar Sekunden lang war er wieder bei den SEALs, und Frank Carmichael war immer noch am Leben.

Dann stellte er aus Nervosität oder aus einem Bauchgefühl heraus den Wahlhebel auf den 3-Schuss-Modus und nahm den MG-Schützen ins Visier.

Der erste Feuerstoß mit drei Geschossen stieß den Bastard zur Seite, weg von seinem Kumpel, der sich zu dem Gewehrgeräusch hindrehte. Das war der letzte Fehler, den dieser Azteca in seinem Leben machte, denn jetzt bot er Moore ein prächtiges Ziel. Alle drei Geschosse schlugen in die linke Seite der Brust dieses Kerls ein.

Wenn sein Herz noch schlug, als er auf dem Boden aufkam, wäre das ein absolutes Wunder gewesen.

Danach schaute Moore nach, welche Fortschritte Corrales inzwischen gemacht hatte. Der wollte gerade zum nächsten Haltebügel hinabsteigen, verlor jedoch den Halt und stürzte die restlichen 3 Meter hinunter. Er kam auf den Füßen auf, fiel jedoch nach hinten und landete direkt auf Zúñiga. Er schrie wie am Spieß. Dann wimmerte er vor Schmerzen.

Gut. Der Dummkopf lebte noch.

Zwei Federales aus dem Hubschrauber stürzten in voller Kampfausrüstung auf Corrales zu und richteten ihre Heckler & Koch-MP2-Maschinenpistolen auf ihn. Moore rief zu ihm hinunter: »Gehen Sie mit ihnen mit! Gehen Sie mit!«

Er wusste nicht, ob ihn der Junge gehört hatte oder in Ohnmacht gefallen war. Auf alle Fälle rührte er sich nicht.

Die beiden Polizisten ließen sich auf den Boden fallen, als sie von der Hausecke aus beschossen wurden. Wenigstens zwei Mündungsfeuer waren zu sehen. Moore richtete sich auf und eilte an der Brüstung entlang bis zu dieser Dachecke hinüber. Von dort konnte er direkt auf die beiden Aztecas hinunterschauen, die die Polizisten unter Beschuss nahmen. Sie wussten nicht, woher das Feuer kam, bis sie in ihrer eigenen Blutlache lagen und zu dieser Gestalt hinaufschauten, die gerade an der Dachkante verschwand. Dies war das letzte Bild, das sie jemals sehen würden.

»Alles in Ordnung, Sie können wieder aufstehen«, rief Moore den Polizisten zu. Dann rannte er quer über das Dach zu der Stelle direkt über den Garagentoren, wo er drei weitere Streifenwagen der Bundespolizei mit Blaulicht und Sirene die Zufahrtsstraße hochjagen sah.

»Keine Bewegung!«, erklang jetzt eine Stimme hinter ihm.

Er dachte erst daran, seinen Kopf ganz leicht zu drehen, um den Angreifer zu identifizieren, aber dann begriff er, dass dies nicht mehr nötig war. Da die Aztecas keine Gefangenen machten, hätten

sie ihn auch nicht angesprochen, bevor sie ihn kaltgemacht hätten. Irgendwie kam ihm die Stimme bekannt vor.

»Señor, ich gehöre zur Bundespolizei wie Sie«, erklärte Moore dem Mann.

Jemand nahm ihm das Gewehr aus der Hand und holte seine Pistole aus dem Hosenbund. Moore hob nicht die Hände. Er wirbelte einfach herum und überraschte dadurch diesen Typen, da niemand mit einem Fünkchen Verstand so etwas tun würde, solange noch eine Waffe auf ihn gerichtet war. Tatsächlich war der Mann weder ein Bundespolizist noch ein Azteca.

Es war der Junge aus dem Range Rover, der gemeint hatte, er hoffe, dass Zúñiga ihn am Leben ließe, der Junge mit dem Totenkopfohring im linken Ohrläppchen.

»Du bist an allem schuld«, rief er. »Ich habe ihn da unten liegen sehen. Mein Boss ist wegen dir gestorben.«

Mit einer flüssigen Bewegung schlug er dem Jungen mit dem Handballen unter die Nase. Ein alter Mythos behauptete, man könne einen Menschen auf diese Weise töten. Das war Unsinn. Moore wollte den Jungen nur betäuben. Außerdem war sein Gesicht sowieso viel zu hübsch. Als der Junge zurücktaumelte und laut schreien wollte, entwand er ihm sein eigenes Gewehr und schlug ihm dessen Kolben auf den Kopf. Noch ein *Sicario* außer Gefecht gesetzt!

Moore eilte zum Abflussrohr zurück, hängte sich sein Gewehr um die Schulter und stieg über die Brüstung. Er war etwa die Hälfte des Rohrs hinuntergeklettert, als die Haltebügel unter seinem Gewicht nachgaben und das ganze verdamnte Rohr von der Hauswand wegkippte. Es war zwar nur ein Sturz aus Mannshöhe, aber als er auf beiden Füßen aufkam, fuhr ein höllischer Schmerz in seine Beine. Aber er ignorierte den Schmerz, weil immer mehr Federales die Zufahrt hinauffuhren. Er rollte sich auf die Seite, stand auf und humpelte zum Hubschrauber hinüber, wobei er immer noch das Gefühl hatte, in seinen Schenkel würden glühende Nadeln gebohrt.

Als er die Ladeluke des Helikopters erreicht hatte, zog ihn Towers in die Maschine. Corrales war bereits da, aber seine Augen waren vor Schmerz eng zusammengekniffen. Ein Beamter schloss die Ladeluke, und die Nase des Hubschraubers stürzte regelrecht vornüber, als sie in aller Eile aufstiegen.

Towers machte eine hohle Hand um Moores Ohr und schrie: »Ich hoffe schwer, dass dieser Typ vor Geheimnissen nur so stotzt ...«

Moore nickte. Nach Zúñigas Tod würde das Sinaloa-Kartell seine Operationen erst einmal einstellen – zumindest für eine Weile. In dieser Zeit wären die Sinaloas von weiteren Angriffen heftig bedroht. Es bestand sogar die Gefahr, dass sie vom Juárez-Kartell übernommen werden könnten. Wenn dies geschah, wäre die Mission der Vereinigten Taskforce, das Juárez-Kartell zu Fall zu bringen, nicht nur gescheitert, sondern sie hätten auch noch für weiteres Wachstum von Rojas' Imperium gesorgt.

Zwei Bestimmungsorte

*DEA, Office of Diversion Control
San Diego, Kalifornien*

Als sie ins DEA-Büro zurückkehrten, war es kurz vor 23 Uhr. Sie brachten Corrales in den Konferenzraum. Ein Sanitäter hatte ihn schon an Bord des Hubschraubers versorgt und ihm wiederholt versichert, dass er sich nicht beide Beine gebrochen, sondern nur den rechten Knöchel verstaucht hatte. Er konnte also immer noch humpeln, wenn auch mit Mühe. Moore und Towers boten ihm sogar an, ihn in ein Krankenhaus zu bringen, wenn er darauf bestehe. Allerdings müssten sie erst einmal mit ihm sprechen.

Corrales schwieg zuerst beharrlich.

Sie hatten ihn ins Büro gebracht, um ihn auf die eine oder andere Weise zur Kooperation zu überreden. Auf der Fahrt vom Flughafen hatte Moore Corrales die schlechten Neuigkeiten eröffnet. Er und Towers seien Gringos, ganz schlimme Gringos sogar, die für die amerikanische Regierung arbeiteten. Corrales wollte dann wissen, für welche Behörde.

Moore hatte ihn dunkel angegrinst. »Für alle.«

Jetzt nahm Corrales von Towers immerhin einen Styroporbecher mit Kaffee an. Dann beugte er sich über den Tisch, rieb sich die Augen und hörte gar nicht mehr auf zu fluchen. Schließlich sagte er:

»Ich möchte es schriftlich haben, dass ich totale Immunität genieße. Und ich möchte einen Anwalt.«

»Sie brauchen keinen Anwalt«, sagte Moore.

»Ich bin doch verhaftet, oder?«

Moore schüttelte den Kopf, und sein Ton wurde ernst. »Sie sind hier wegen dem, was Maria passiert ist. Wir haben ihre Leiche in Zúñigas Haus gefunden. Was ist geschehen? Hat Pablo sie umgebracht?«

»Nein, das waren diese anderen verfluchten Bastarde. Sie haben meine Frau getötet. Das werden sie nicht überleben.«

»Wer ist Ihr Boss?«, fragte Moore.

»Fernando Castillo.«

Towers nickte nachdrücklich. »Rojas' Sicherheitschef. Er hat eine Augenklappe. Er ist einäugig.«

»Sie tun alle so, als ob sie nicht Teil des Kartells wären. Diese Caballeros. Was für ein Quatsch.«

»Was wollten Sie Zúñiga geben?«

»Ich habe die Namen und Aufenthaltsorte von Lieferanten und Transporteuren aus der ganzen Welt. Leute in Kolumbien, Pakistan ... Ich habe Sachen, die ihr dummen Bullen nicht für möglich halten würdet. Ich habe Bankkonten, Quittungen, Mitschnitte von Telefongesprächen, E-Mails. Ich habe alles ...«

»Nun, über Sie haben wir auch alles, Corrales. Wir wissen, was Ihren Eltern passiert ist und wann Sie ein *Sicario* wurden«, sagte Towers. »Es geht also nicht nur um Maria. Sie wollen doch auch den Tod Ihrer Eltern rächen, oder?«

Corrales nippte an seinem Kaffee. Sein Atem wurde heftiger. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie: »Sie werden alle dafür bezahlen! Alle! Keiner darf entkommen!«

»Sie haben Ignacio, Ihren Hotelportier, umgebracht«, sagte Moore. »Er war ein netter Kerl. Ich mochte ihn.«

»Augenblick mal! Sie sind das«, rief Corrales und machte große Augen. »Sie sind der Typ, den meine Jungs verloren haben. Sie heißen Howard.«

Moore zuckte die Achseln. »Die Welt ist klein.«

Corrales fluchte und sagte dann: »Solarzellen, dass ich nicht lache ...«

»Und wo bewahren Sie diese Informationen auf, über die Sie angeblich verfügen?«

»Es ist alles auf einem USB-Stick. Zwei weitere Kopien liegen in einem Bankschließfach. Ich bin nämlich kein Idiot. Also hören Sie auf, mich wie einen Idioten zu behandeln.«

Moore versuchte, ein Kichern zu unterdrücken. »Dann müssen wir also zur Bank fahren, nicht wahr?«

Corrales schüttelte den Kopf und griff in sein schwarzes Seidenhemd. Er holte einen hauchdünnen Speicherstick heraus, der an einer dicken Goldkette hing. Auch der Stick selbst war vergoldet, hergestellt von »Super Talent«, 64 GB. »Es ist alles hier drauf.«

Internationaler Flughafen von Los Angeles (LAX)

Handy-Wartezone

Airport Boulevard 9011

Samad und Niazi folgten Talwar im Hyundai Accent. Talwar fuhr einen DirecTV-Satellitenübertragungswagen, den ihnen Rahmanis Männer in Los Angeles zur Verfügung gestellt hatten. Sie folgten den blauen Schildern und bogen in die insgesamt 79 Fahrzeuge fassende Kurzhaltezone ein, die fünf Minuten vom Hauptterminal entfernt war und die man von Norden und Osten über den La-Tijera-, Sepulveda-, Manchester- und Century-Boulevard erreichte. Eigentlich hatten sie zuerst an den Langzeitparkplatz C gedacht, der direkt südlich von hier lag, aber immer noch innerhalb ihres Abschussradius, doch dann hatten sie erfahren, dass mindestens zwei LAPD-Motorradpolizisten jeden Tag die dort parkenden Fahrzeuge

überprüfen, in der Hoffnung, Autos ohne Nummernschilder an der vorderen Stoßstange zu finden, um denen Strafzettel zu verpassen. (In vielen US-Bundesstaaten benötigte man nur *ein* Nummernschild an der Rückseite des Fahrzeugs.) In dieser Handy-Wartzone kamen jedoch nur ab und zu private Patrouillenfahrzeuge der Flughafensicherung vorbei, die nach unbeaufsichtigten Fahrzeugen Ausschau hielten, wie einer von Rahmanis Männern ihnen berichtet hatte.

Einige von diesen hatten sogar vorgeschlagen, nordöstlich des Flughafens in Inglewood oder Huntington Park zu parken, um jedes Sicherheitsrisiko auszuschließen. Samad hatte sich am Ende jedoch für die Handy-Wartzone entschieden. Dort hätten seine Männer mehr Zeit, ihre Ziele zu erfassen, weil die Flugzeuge nach dem Start wegen des Lärmschutzprogramms des Flughafens erst einmal Richtung Pazifik fliegen würden. Dort würden sie umdrehen, über Land zurückfliegen und dann die Flugroute V-264 einschlagen, die über Inglewood und Huntington Park führte. Kurz davor würden sie genau über diese Handy-Wartzone fliegen. Es war Rahmani ebenso klar wie den amerikanischen Behörden, dass es völlig unmöglich war, die Bodenflächen unterhalb von Flugrouten zu sichern. Deswegen hatten die Abschuss-Teams auch die Möglichkeit, die bestmögliche Stelle für ihre finsternen Absichten zu wählen.

Samad lief es heiß und kalt über den Rücken, wenn er daran dachte. Die enorme Brillanz und Kühnheit des Dschihad am 11. September 2001 würde jetzt, wie versprochen, auf den amerikanischen Boden zurückkehren, nur dieses Mal würde Allahs Zorn die Städte Los Angeles, San Diego, Phoenix, Tucson, El Paso und San Antonio treffen.

Sechs Flugzeuge. Sechs Flughäfen. Der sechste Juni.

Einige muslimische Mitstreiter zweifelten daran, doch Samad war überzeugt, dass die Zahl 666 den Koran verkörperte. Sie war Allah. Sie bedeutete nicht Satan oder die Zahl des aus dem Meer

aufsteigenden Tiers aus der Apokalypse des Johannes, wie viele Christen behaupteten. 666 war die vollkommene Zahl.

Und vollkommen sollte auch diese Operation werden. Sie sollte perfekt getimt ausgeführt werden. Die Flugzeuge waren nach monatelangen Beobachtungen und Nachforschungen von Taliban- und Al-Kaida-Schläfern ausgewählt worden, die in den Flughäfen und deren Umgebungen arbeiteten. Rahmani selbst hatte dann alles koordiniert. Dabei hatte er Hunderte von Stunden damit verbracht, aus dem Internet Dokumente und Unterlagen herunterzuladen, die für jeden mit einem Zugang zum Web frei und leicht zugänglich waren. Dazu gehörten vor allem die FAA-Pläne und -Grundrisse aller Flughäfen sowie die An- und Abflugrouten der Flugzeuge. Mehrere Computerfachleute hatten ihn unterstützt, indem sie dreidimensionale Modelle entwickelten, mit denen man alle sechs Anschläge simulieren und mehrere Abschusskoordinaten und -radien virtuell erproben konnte.

Mit diesen Daten und mit der Macht Allahs, die ihre Herzen und Geister beflügelte, würde das von ihnen geplante Zerstörungswerk vollkommen gelingen und an allen sechs Standorten zur gleichen Zeit erfolgen.

Das Ziel in Los Angeles war der Delta-Airlines-Flug 2965, der am Sonntag, den 6. Juni, um 17.40 Uhr abheben würde. Sein Ziel war der John-F.-Kennedy-Flughafen in New York. Es würde eine Boeing 757 sein, ein zweistrahliger Verkehrsflugzeug mit einer Turbine pro Tragfläche. Es war ein Großraumflugzeug, das zuzüglich zum Piloten, Kopiloten und den Flugbegleitern 202 Passagiere aufnehmen konnte. Die Sonntagabendflüge waren im Allgemeinen ausgebucht, da viele Geschäftsleute und Touristen an die Ostküste zurückflogen, um dort am Montagmorgen wieder zur Arbeit zu gehen.

Am wichtigsten war bei allem gewesen, die Leistungsfähigkeit ihrer Waffen zu berücksichtigen. Sie vor allem bestimmte die Auswahl der Ziele und der Anschlagsorte. Das MKIII-Leitsystem

war ein Infrarot-Dualband-Suchkopf, der nach dem »Fire and Forget«-Prinzip funktionierte. Die Rakete wurde abgefeuert, ohne dass der Schütze zielen musste. Die MKIII jagte jedoch nicht einfach nur selbstständig dem Zielobjekt nach. Sie war eine »Smart Missile«, die den kürzesten Weg suchte und dabei eine Geschwindigkeit von 600 m/sek erreichte. Sie war mit einem 1,42 Kilo schweren, hochenergetischen Splittersprengkopf ausgerüstet, der das Triebwerk des Flugzeugs zerfetzen würde, das relativ nah am Rumpf unterhalb der Tragflächen in einer sogenannten Triebwerks gondel hing. Darüber hinaus würde er die Hydraulikleitungen, das elektrische System, die Leitflächen und die Treibstofftanks beschädigen. Alle diese Schäden zusammen mussten zu einem katastrophalen Systemversagen und damit zum Absturz des Flugzeugs führen.

Im November 2003 wurde eine DHL A 300 in Bagdad beim Start von einer Rakete in eine Tragfläche getroffen. Da es keine weiteren Beschädigungen gab, konnte der Pilot mit Müh und Not zum Flughafen zurückkehren. Samad war jedoch überzeugt, dass keines seiner Teams auf diese Weise versagen würde. Die MKIIIs würden nämlich ganz bestimmt die stärkste Hitzequelle finden, wenn die 757 mit vollem Schub und vollen Treibstofftanks aufsteigen würde. Verkehrsflugzeuge waren zu diesem Zeitpunkt am verwundbarsten. Darüber hinaus würde sie über einem dicht besiedelten Gebiet abstürzen. Die Tausende von Litern Kerosin würden ganze Wohngebiete in Brand setzen, große Verwüstungen und zahlreiche Tote wären die Folgen.

Obwohl die effektive Reichweite der MKIIIs knapp an die 5 000 Meter betrug, würden sie die Raketen bereits abfeuern, wenn das Zielflugzeug noch keine 900 Meter Höhe erreicht hatte. Auf diese Weise vergrößerten sich nicht nur die Chancen auf einen Volltreffer, sondern den Besatzungen stand dann auch viel weniger Zeit zur Verfügung, um das Flugzeug vielleicht doch noch zu retten. Die Maschine würde von der unbeschädigten zur beschädigten Seite hin

abkippen. Am günstigsten wäre es natürlich, wenn das Triebwerk explodieren und dabei die gesamte Tragfläche abscheren würde. Von dieser Sekunde an würde das Flugzeug ganz sicher in den Untergang trudeln.

Alle diese Szenarien gingen davon aus, dass nur eine Rakete abgefeuert wurde. Tatsächlich standen Samad und seinen Teams jeweils zwei MKIIIs zur Verfügung, die sie auch beide einsetzen wollten.

Die Teams bestanden aus einem Fahrer, einem Schützen und einem Assistenten, der bei der Neubeladung der Abschussvorrichtung helfen würde. Insgesamt standen ihnen für den Abschuss der beiden Raketen und das Verlassen des Startplatzes 30 Sekunden zur Verfügung. Sollte sie jemand nach dem Abschuss der ersten Rakete aufhalten, waren der Assistent und der Fahrer mit jeweils zwei Makarow-Pistolen, einer AK-47 und sechs Splitterhandgranaten ausgerüstet. Ein zweites Fahrzeug mit einem Ersatzfahrer würde ganz in der Nähe warten.

Wie sollte sie jemand in dieser Handy-Zone überhaupt aufhalten? Die meisten Wächter hatten wahrscheinlich nur ein Handy und schlechte Angewohnheiten. Vielleicht würden ein paar Gangster aus South Central dort ihre »Kollegen« aus Oakland oder Chicago abholen wollen, aber gerade die würden sich sofort auf den Asphalt werfen, wenn sie Waffenlärm hörten.

Samad und seine Männer durften der Regierung der Vereinigten Staaten und den Fluglinien dafür danken, dass diese nichts unternahmen, um ihre Pläne zu vereiteln. Natürlich hätte man alle Verkehrsflugzeuge mit militärisch erprobten Mitteln gegen Raketenbeschuss ausrüsten können. Glühend heiße Flares oder Täuschkörper und/oder Infrarot-Jammer, Hochleistungslaser, die die Hitzesuchköpfe der Raketen störten oder ganz vernichteten, hätten zur Verfügung gestanden. Außerdem könnten Kampfflugzeuge die Verkehrsjets auf besonders gefährdeten Strecken eskortieren. Alle diese Möglichkeiten waren jedoch viel zu teuer

angesichts der Tatsache, dass die Bürohengste der Regierung »vom Fehlen verwertbarer nachrichtendienstlicher Informationen« schwafelten.

Die US-Regierung bot den Fluggesellschaften zwar über die Bundesluftfahrtbehörde FAA eine spezielle Versicherung gegen »Kriegsrisiken« an, aber es stand nicht einmal fest, ob das Programm auch Angriffe von Boden-Luft-Raketen einschloss. Außerdem wäre selbst dann die Katastrophe längst eingetreten. Samad konnte darüber nur lachen. Während bereits Fünfjährige an den Sicherheitsschleusen von oben bis unten abgetastet wurden, wurde nichts – absolut nichts – unternommen, um Flugzeuge gegen Raketenangriffe zu schützen.

Allahu Akbar!

Die Israelis hatten da weniger politische, rechtliche oder wirtschaftliche Bedenken, da sie wussten, dass sie auf diesem Gebiet immer gefährdet sein würden. Sie hatten ihre El-Al-Maschinen mit ausgefeilten Raketenabwehrsystemen ausgerüstet, die sich zumindest bei einer 757-300 bewährt hatten, der es gelungen war, nicht nur einer, sondern sogar zwei Raketen auszuweichen. Die israelische Regierung dementierte zwar, dass die Maschine mit Anti-Raketen-Systemen ausgerüstet gewesen sei, obwohl gerade diese Maschine häufig vom israelischen Ministerpräsidenten benutzt wurde.

Samad und seine Begleiter fuhren jetzt zum nordwestlichen Ende der Handy-Wartezone. Der Kofferraum ihres Hyundai war groß genug, um bei richtiger Beladung sowohl die Abschussvorrichtung als auch die Raketen aufzunehmen. Nordwestlich des Parkfelds, in das sie jetzt einbogen, lagen die Fußball- und Baseballfelder des Carl-E.-Nielsen-Jugendparks. Rechts von ihnen lag eine ausgedehnte Wohngegend. Samad stieg aus und atmete die kühle Nachtluft ein.

Talwar parkte den Satellitenwagen ein Stück entfernt und kam zu ihnen herüber.

»Die Reise hierher war weit schwieriger, als es die tatsächliche Operation sein wird«, sagte Niazi.

Samad grinste. »Schaut euch um. Diese Leute hier werden nicht einmal reagieren. Sie werden in ihren Autos sitzen bleiben und glauben, dass sie das alles im Fernsehen sehen.«

»Jemand wird vielleicht beim zweiten Abschuss sein Fotohandy auf uns richten«, sagte Talwar. »Dann werden sie auf CNN über uns berichten. Und alle werden uns sehen können.«

Plötzlich näherte sich ihnen ein Fahrzeug der Flughafensicherheit. Samad hob schnell sein Handy ans Ohr und tat so, als würde er telefonieren.

Der Wagen hielt vor ihnen an, und das Seitenfenster senkte sich. »Sie müssen wieder in Ihre Fahrzeuge einsteigen«, sagte ein gelangweilt klingender Schwarzer.

Samad nickte, lächelte, winkte ihm zu, und sie kehrten in ihre Fahrzeuge zurück.

Morgen Abend würden sie für einen Probelauf zurückkommen. Am Abend darauf würden dann alle mit dem Telefon alarmiert werden, die Teams würden ihre Bestimmungsorte einnehmen und ihre Schicksale wären dann in Gottes Hand.

*DEA, Office of Diversion Control
San Diego, Kalifornien*

Towers übergab den USB-Stick den DEA-Analitikern. Er wollte bei ihnen bleiben, wenn sie Corrales' angebliche Beweise gegen das Kartell untersuchten, weil er auf die Ergebnisse sehr gespannt war. Moore meinte dagegen, sein Geist sei zwar noch willig, aber auf sein Fleisch habe man heute etwas zu oft geschossen. Er wollte deshalb nur noch in sein Hotel zurückkehren und sich aufs Ohr legen. Tatsächlich konnte er jedoch erst kurz vor zwei Uhr morgens einschlafen. In seinem Traum stand er plötzlich wieder auf Zúñigas Dach und sah, wie Kugeln Frank Carmichaels Brust zerfetzten und er tot

zu Boden fiel. Sonia forderte ihn dann immer wieder auf, endlich mit dem Weinen aufzuhören. Er habe noch eine Aufgabe in dieser Welt, und außerdem habe er ihr das Leben gerettet, das gelte ja wohl auch etwas. Nicht jeder, der mit ihm Umgang habe, sterbe. Nicht jeder.

Sie war eine faszinierende Frau. Bei diesem Gedanken bekam er leichte Schuldgefühle, als ob er Leslie betrügen würde. Aber Leslie war so weit weg, und sie beide wussten tief in ihrem Herzen, dass dies nur eine flüchtige Affäre war, zwei verzweifelte Menschen, die das Glück in einem Land finden wollten, in dem es so viel Elend und Tod gab. Er stand kurz davor, sich in Sonia zu verlieben. Ihre Jugend zog einen Mann seines Alters an. Bis jetzt war ihm nicht klar gewesen, dass ihre Rettung für ihn mehr als nur die Erfüllung eines Auftrags gewesen war.

Towers rief ihn um 7.30 Uhr an. »Wie geht es Ihnen?«

»Es geht so.«

»Sie müssen sofort herkommen.«

»Sie klingen erschöpft.«

»Ich war die ganze Nacht hier.«

»Hey, das finde ich richtig prima.«

»Kommen Sie, so schnell Sie können.«

Moore stieg aus dem Bett, zog sich an und stieg in seinen Mietwagen.

Das Mädchen bei Starbucks fragte ihn, ob er in Ordnung sei.

»Gestern Nacht wollten mich eine Menge Leute ums Verrecken töten«, witzelte er.

»Mein Freund macht das auch immer«, sagte sie. »Er bleibt die ganze Nacht auf und spielt ›Call of Duty‹, und am nächsten Tag ist er ein muffeliger Arsch ...«

Moore nahm seinen Kaffee und reichte ihr seine Kreditkarte. »Danke für den Tipp. Ich versuche heute, kein muffeliger Arsch zu sein.« Er zwinkerte ihr zu und eilte hinaus.

Im Büro saß Towers in einer Gruppe von Analysten. Er sah aus wie eine Leiche auf Urlaub. Towers stand mühsam auf, klemmte sich einen Aktenordner unter den Arm und gab Moore ein Zeichen, ihm in den Konferenzraum zu folgen. Dort fragte Moore als Erstes nach Corrales.

»Wir haben ihn in demselben Hotel untergebracht. Ein paar Leute passen dort auf ihn auf. Wir glauben, dass bereits ein paar Juárez-Kundschafter diesen Ort ebenfalls beobachten.«

»Das wundert mich nicht.«

»Es gibt ein paar Neuigkeiten über diese Polizeifahrzeuge in Calxico. Sie haben den Typen gefunden, der sie umlackiert hat. Jemand von Ihrer Agency war dort, um ihn zu verhören. Er konnte Ihren Kumpel Gallagher identifizieren.«

»Was macht denn der dort? Arbeitet er für das Kartell, die Taliban oder beide?«

»Das werden wir schon noch herausfinden. Im Moment habt ihr Jungs eine ziemliche Sicherheitslücke.«

»Ich ... Sie haben mir erzählt, man könne dem Typen vertrauen, er sei ein guter Mann, ein langjähriger Feldagent und Führungsoffizier. Was ist da nur passiert?«

»Geld«, sagte Towers trocken.

»Ich hoffe, sie zahlen ihm ein Vermögen. Er wird es brauchen, um sich vor uns zu verstecken. Und, was ist nun mit Rojas?«

»Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll.« Towers rieb sich die Augen und schaute in eine imaginäre Ferne. »Die Situation ist ... kompliziert.«

»Was ist los? Hat Corrales uns doch keine brauchbaren Informationen verschaffen können?«

»Nein, nein, er hat ein paar ganz großartige Sachen. Wir kennen jetzt den wichtigsten Kartell-Lieferanten in Bogotá. Es ist ein Mann namens Ballesteros. Wir arbeiten bereits mit der kolumbianischen Regierung zusammen, um ihn aus dem Verkehr zu ziehen. Aber

auch hier ist das Timing entscheidend. Corrales hatte sogar ein paar Informationen über Rahmanis Aufenthaltsort in Waziristan.«

»Ausgezeichnet.«

»Dem gehen wir natürlich auch nach.«

»Also, wo liegt dann das Problem?«

Towers spitzte die Lippen und zögerte erneut. »Am besten fangen wir von vorn an. Jorge Rojas ist einer der reichsten Männer der Welt und einer der berühmtesten Männer Mexikos. Er hat mehr für das mexikanische Volk getan als die Regierung des Landes. Er ist ein Star, ein Heiliger.«

»Und er hat das alles mit Drogengeld finanziert. Seine legalen Unternehmen sind nur wegen dieser Profite erfolgreich. Tausende sind wegen ihm und seinem Drogenhandel gestorben.«

Towers wischte diese Argumente mit einer Handbewegung weg. »Wissen Sie, wer Rojas' Schwager ist? Arturo González, der Gouverneur von Chihuahua.«

»Kommen Sie zum Punkt!«

»Rojas pflegt auch einen engen Umgang mit dem Präsidenten des mexikanischen Obersten Bundesgerichts. Er hat schon gemeinsame Urlaube mit dem Generalstaatsanwalt verbracht und ist Pate dessen ältesten Sohns.«

»Na und? Ich bin mir sicher, dass er an den Wochenenden mit dem mexikanischen Präsidenten herumhängt. Aber er bleibt ein verdammter Drogenhändler.«

Towers öffnete den Ordner, den er mitgenommen hatte, und schaute einige Dokumente durch. »Okay. Ich habe meine Leute ein paar Nachforschungen über die mexikanische Regierung machen lassen, da ich mich auf diesem Gebiet überhaupt nicht auskenne. Hören Sie zu: Laut Verfassung von 1917 sind der Bund und die Bundesstaaten jeweils frei und souverän und haben ihre eigenen Verfassungen und Parlamente. Der Bund muss dabei immer die Rechte der Einzelstaaten beachten.«

»Also haben die Bundesstaaten viel Autonomie. Und weshalb kümmert uns das?«

»Weil Rojas auf diese Weise jedem Gerichtsprozess entgehen könnte. Der Gouverneur von Chihuahua, Rojas' Schwager, übt in seinem Staat die souveräne Gewalt aus und würde seinen Verwandten niemals den Bundesgerichten überstellen. Und selbst wenn er das täte, würde Rojas freikommen, weil er ja den Obersten Richter und den Generalstaatsanwalt in der Tasche hat. Außerdem wurde bereits im Jahr 1930 die Todesstrafe abgeschafft – außer für Verbrechen gegen die nationale Sicherheit.«

»Verstehe ich das richtig? Nachdem wir drei gute Leute verloren haben, können wir jetzt überhaupt nichts tun? Corrales liefert uns doch die Beweise. Lassen wir einfach unsere eigenen Gerichte Anklage erheben. Bei uns würde Rojas auf jeden Fall wegen des Handels mit Rauschmitteln und der Verabredung zu Schwerverbrechen nach US-Bundesrecht verurteilt werden.«

Towers hob die Hände. »Langsam, langsam. Denken Sie an das Leck, das Ihr Gallagher darstellt. Er redet mit Rahmani und Rahmani redet mit Rojas. Diese ganzen Beweise aufzubereiten und auszuwerten wird zwei bis drei Wochen dauern, und dann müssen wir hoffen, einen Richter zu finden, der Corrales für glaubwürdig hält, obwohl er ganz klar auf Rache erpicht ist – was unserer Sache auch nicht gerade hilft. Während dieser Zeit müssen wir obendrein hoffen, dass Ihr Kumpel Gallagher Rojas nicht steckt, dass wir ihn juristisch belangen wollen. Wenn er das erfährt, wird er nämlich untertauchen. Ich wette, er verfügt über Besitztümer in der ganzen Welt, von denen niemand etwas weiß. Er wird von der Bildfläche verschwinden, und ihn zu finden wird Jahre dauern, wenn wir das überhaupt je schaffen.«

»Wir haben ja immer noch Sonia in seiner Umgebung. Er kann nicht einfach so verschwinden.«

»Es gibt keinerlei Garantie, dass Rojas sie mitnehmen wird. Er hat seine Rolle im Kartell bisher auch vor seinem Sohn geheim

gehalten. Das hat Sonias Operation enorm erschwert. Sie hat wiederholt versucht, an Beweise zu gelangen und in seine Computer einzudringen, aber es ist ihr bisher nicht gelungen. Überall in seinem Haus gibt es elektronische Detektoren, deshalb können wir ihn auch nicht abhören, ohne dass er es erfährt. Sehen Sie, Moore, als wir mit unserer Operation hier anfangen, hatten wir keine Ahnung, dass uns das zu einem Typen wie Rojas führen würde. Ich meine, schauen Sie sich Zúñiga an. So stellt man sich einen Drogenboss vor, und er wäre auch viel leichter gerichtlich zu belangen gewesen.«

»Wie dieser Niebla aus Chicago. Sie haben ihn in Mexiko elf Monate festgehalten, doch dann haben wir seine Auslieferung erreicht.«

»Ja, aber nur weil auch die mexikanische Regierung ihn für einen ganz bösen Jungen hielt. Er hatte dort keine Freunde. Und dann arbeitete er mit Zúñiga zusammen. Rojas setzte seine eigenen Freunde unter Druck, um diesen Typen endlich loszuwerden. Aber Rojas selbst ... Herrgott! ... Er hat die ganze Welt an den Eiern. Er ist der Heilige von Mexiko, und sie lieben ihn alle.«

Moore warf die Hände in die Luft. »Dann war das alles für nichts und wieder nichts?«

»Hören Sie, im Moment arbeiten immer noch vierzehn unterschiedliche Behörden und Dienste an dieser Sache. Wir können unseren eigenen Leuten die entsprechenden Beweise übergeben und dann auf das Beste hoffen.«

Moore schloss die Augen, dachte einen Moment nach und sagte dann: »Nein, das machen wir nicht. Auf keinen Fall. Wir müssen jetzt gleich aktiv werden, und wir können nicht auf Rojas warten. Seit diesem Mordversuch hält er sich ziemlich bedeckt. Wenn wir jetzt seine Schmuggler und Lieferanten verhaften, riecht er den Braten. Wir müssen ihn vorher kriegen.«

»Und wie sollen wir das machen, ohne dass unsere ganze Operation öffentlich wird, was auf keinen Fall geschehen darf?«

»Lassen Sie mich jemand anrufen. Geben Sie mir ein paar Minuten Zeit.«

»Wollen Sie einen Kaffee?«

Moore deutete auf den Becher in seiner Hand.

Towers schnaubte kurz. »Das habe ich nicht einmal bemerkt. Ich bin wohl wirklich müde. Ich bin gleich zurück.«

Moore gab eine Kurzwahlnummer ein und bekam über dessen Sekretärin dann auch seinen Boss Slater an den Apparat. »Sir, soweit ich weiß, waren Sie Fernaufklärer, ein Force Recon Marine.«

»Wieso war?«

»Hooyah, Sir. Einmal ein Marine ... ich weiß. Wir stecken hier in einer entsetzlichen Zwickmühle, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie Ihre Einschätzung darüber eher als Soldat denn als Spion abgeben könnten, wenn Sie verstehen, was ich meine.« Moore erklärte ihm die Einzelheiten. Als er damit fertig war, begann auch Slater zu fluchen.

»Also, Sir, Sie wissen bestimmt, was ich Sie fragen möchte.«

»In dieser Angelegenheit müssen wir sehr geschickt und umsichtig vorgehen. Äußerst geschickt. Es wäre einfacher, wenn wir die Sinaloas oder die Guatemalteken benutzen könnten, aber diesen Bastarden ist nicht zu trauen.«

»In Mexiko kann man niemand trauen außer der Marine – deswegen hätte ich gerne, dass Sie diesen Anruf tätigen.«

»Ich weiß, Sie haben mit diesen Jungs trainiert, und das habe ich auch. Das sind gute Leute. Es gibt da mindestens zwei Kommandeure, die mir noch einen Gefallen schulden – wenn sie überhaupt noch im Dienst sind. Ich werde anrufen.«

»Vielen Dank, Sir.« Moore legte auf und setzte seinen Kaffeebecher ab. Er schloss die Augen und bat das Universum, ihm ein einziges Molekül Gerechtigkeit zu gewähren.

Towers kehrte ins Zimmer zurück. Er sah schrecklich müde aus, als er den Dampf aus seinem Kaffeebecher regelrecht inhalierte.

»Gute Neuigkeiten«, sagte Moore. »Slater ruft die mexikanische Marine an. Da sind ihm wohl einige noch etwas schuldig.«

»Also, was haben Sie vor?«

Moore atmete noch einmal tief durch. »Ganz offensichtlich können wir weder die amerikanische noch die mexikanische Regierung zu einer offenen Intervention in dieser Sache bringen. Unser Präsident muss zu jeder Zeit behaupten können, er habe nichts davon gewusst, und wenn wir mit der mexikanischen Regierung Kontakt aufnehmen, würde Rojas sofort gewarnt werden. Wir könnten jedoch die Spezialtruppen der mexikanischen Marine ins Vertrauen ziehen und mit ihnen eine gemeinsame Operation organisieren. Sie würden uns dann ein oder zwei Spezialeinheiten zur Verfügung stellen, ohne dass ihre eigene Regierung etwas davon erfährt. Diese Jungs sind wirklich große Klasse, und sie würden nichts lieber tun, als einen schmutzigen Drogenhändler aus dem Verkehr zu ziehen. Wenn danach etwas nach draußen dringt, ist es eben die mexikanische Marine gewesen. Unser Präsident kann sich dann vor die Presse stellen und behaupten, dass wir mit der Sache überhaupt nichts zu tun hatten.«

Towers lächelte. »Wir machen also nur ihre Spezialtruppen zu unseren Söldnern.«

»Ich versichere Ihnen, dass sie mitmachen werden. Sie werden behaupten, sie hätten wegen der Korruption in ihrer Regierung auf eigene Faust handeln müssen. Wir gehen also auf *Einladung* dieser Jungs dort runter, wir stürmen Rojas' Villa und holen uns den Bastard. Slater wird der Marine etwas zahlen, und die kann alles andere konfiszieren.«

»Aber wir müssen zuerst Sonia dort herausholen.«

»Selbstverständlich.«

»Und was ist mit Rojas? Was machen wir mit ihm, wenn wir ihn tatsächlich gefangen nehmen können?«

»Was meinen Sie mit *gefangen nehmen*?«

Towers hob die Hände in die Höhe. »Hey, langsam, langsam. Er hat als Einziger den Überblick über das ganze Imperium.«

»Lassen Sie mich eine Frage stellen: Bekommen wir genug Informationen von Corrales, um damit das Kartell zu zerschlagen?«

Towers blinzelte, während er kurz darüber nachdachte. »Der kleine Wichser weiß viel mehr, als ich erwartet habe. Wir haben zumindest genug, um dem Kartell schweren Schaden zufügen zu können.«

»Dann zur Hölle mit Rojas! Ich möchte ihn nicht gefangen nehmen. Ich will ihn umlegen.«

»Er wäre zwar lebend wertvoller, aber ich gebe zu, dass es ein Sicherheitsrisiko und ein logistischer Albtraum wäre, ihn am Leben zu lassen. Übergeben wir ihn jedoch der mexikanischen Marine, müssen die ihn sowieso eliminieren, weil er sonst vermutlich freikommt.«

»Zermartern Sie sich nicht zu sehr den Kopf deswegen ...«

Fünf Minuten später klingelte Moores Handy. Es war Slater. »Gute Nachrichten«, sagte er. »Wir haben gerade eine Spezialeinheit der mexikanischen Marine gemietet. Hooyah.«

Nur auf Einladung

Villa Rojas

Cuernavaca, Mexiko

90 km südlich von Mexico City

Alle Finanznachrichten, die an diesem Morgen Jorge Rojas an seinem Schreibtisch erreichten, hätten eigentlich seine Stimmung verbessern sollen. Der Dow Jones, der NASDAQ und der S & P 500 waren alle gestiegen, und auch der IPC der Bolsa Mexicana de Valores sah gut aus. Immerhin berücksichtigte der IPC fünfunddreißig Aktienwerte und war der wichtigste Indikator der Gesamtsituation der BMV. Für Rojas war er besonders wichtig, weil 43 Prozent der von ihm erfassten Werte Unternehmen waren, die ihm gehörten. Tatsächlich erzielten seine Investitionen gute Erträge, und seine Firmen meldeten höhere Quartalsgewinne.

Warum starrte Rojas dann mit einem so bitteren Gesichtsausdruck in seinen Morgenkaffee?

Das hatte viele Gründe ... die Lüge, die er seinem Sohn aufgetischt hatte ... der Verlust seiner Frau, der ihn jeden Tag von Neuem schmerzte ... und diese neue Bedrohung des Geschäfts, das er ebenso sehr liebte, wie er es hasste ...

Was war nur mit ihm los? Er hatte doch sein Imperium nicht mit Tränen, sondern mit Schweiß errichtet. Er hatte seine Gegner doch nicht dadurch vernichtet, dass er zu weinen anfang, wenn sie ihn

angriffen. Er hatte doch immer mit zehnfacher Energie zurückgeschlagen.

Er hatte Geld. Er hatte Waffen. Aber eigentlich war er nicht besser als diese Drecksäcke, die Drogen auf Kinderspielplätzen verkauften, oder als diese Gangster, die ihre Großmütter bestahlen, um ihren Süchten frönen zu können. Er war bereits ein Leichnam in einem kugelsicheren Anzug, der in seiner hochherrschaftlichen Villa saß und den Verlust seiner Seele beklagte. Obwohl er seine Geheimnisse nie mit Alexsi teilte, erfüllte diese doch seinen Schmerz und drängte immer wieder, er solle sich professionelle Hilfe suchen. Rojas lehnte das natürlich kategorisch ab. Er musste die Brust durchdrücken und kerzengerade voranschreiten, wie er es immer getan hatte, seit er in die erloschenen Augen seines Bruders geblickt hatte.

Er schaute noch einmal auf seinem Smartphone nach. Nichts. Rojas hatte versucht, zu Mullah Rahmani Kontakt aufzunehmen, aber dieser hatte auf seine Anrufe bisher nicht reagiert. Samads Nummer war abgeschaltet. Castillo hatte Rojas erzählt, dass die Polizeifahrzeuge in Calexico von Arabern gefahren worden seien und dass man einen Einheimischen angeheuert hatte, um die Autos umzuspritzen. Rojas war inzwischen der Meinung, dass Samad und seine Begleiter Pedro Romero ermordet hatten, um Zugang zu dem Tunnel zu bekommen. Castillo hatte ihm erzählt, dass man nach seinem Befehl, den Tunnel zu sprengen, Romeros Familie in ihrem Haus tot aufgefunden habe. Alle habe man wie bei einer Hinrichtung durch Genickschuss getötet. Corrales war immer noch verschwunden, obwohl Fernando glaubte, er habe in Zúñigas Landhaus Zuflucht gesucht. Dort war Zúñiga selbst jedoch vor Kurzem bei einer Schießerei umgekommen. Seine Kundschafter hatten gemeldet, man habe nach der Schießerei auch die Leiche einer Frau aus dem Haus getragen. Sie könnte Corrales' Freundin Maria gewesen sein. Kein Späher hatte jedoch Corrales selbst identifizieren können. US-Bundesagenten, die Spione gewesen sein könnten, waren danach in einem Hubschrauber geflohen. Die Kundschafter konnten sie

jedoch nicht identifizieren. Rojas befürchtete, Corrales könnte sich den mexikanischen oder amerikanischen Behörden gestellt haben. Aber es kam noch schlimmer. Fernando hatte ihm berichtet, dass sein bester Kontaktmann bei der Bundespolizei, Inspektor Alberto Gómez, verschwunden sei.

Es war Zeit, Kassensturz zu machen, das Geld auf andere Konten zu verlagern, seine Schubladen zu leeren und die Schlösser auszutauschen. Bisher war es ihm immer gelungen, seine Verbindungen zum Kartell mithilfe seiner legalen Unternehmen und zutiefst loyalen Mitarbeiter zu vertuschen, die niemals gedroht hatten, seine wahre Rolle zu entlarven. Jetzt war alles anders geworden.

Sein Telefon klingelte. Die Nummer ließ ihn aus seinem Schreibtischstuhl hochfahren. »Hallo?«

»Hallo, Señor Rojas.« Der Mann sprach zwar Spanisch, aber Rojas kannte diesen ganz besonderen Akzent.

»Rahmani, warum haben Sie nicht zurückgerufen?«

»Ich war auf Reisen, und der Handy-Empfang war in diesen Gebieten oft sehr schlecht.«

»Ich glaube Ihnen kein Wort. Wo sind Sie jetzt?«

»Wieder zu Hause.«

»Bevor Sie weiter lügen, hören Sie mir bitte genau zu. Samad kam in Bogotá mit einer langen, rührseligen Geschichte über einen kranken Imam zu mir. Er suchte nach einer sicheren Passage in die Vereinigten Staaten. Er hat versucht, mich mit Sprengkörpern und Pistolen zu ködern und zu bestechen.«

»Die Sie genommen haben, wie man mir berichtet hat.«

»Natürlich, aber Sie wissen genau, wo ich die Grenze ziehe. Wir dürfen den schlafenden Hund nicht wecken.«

»Señor, bitte nehmen Sie meine Entschuldigung an. Samad ist ein Schurke, und ich habe jede Verbindung zu ihm verloren. Ehrlich gesagt, bin ich mir nicht einmal sicher, ob er in den Vereinigten Staaten ist oder nicht. Ich habe ihn ausdrücklich angewiesen, diesem Land fernzubleiben und die Beziehung zu Ihnen nicht zu

gefährden. Aber er ist ein ungestümer junger Mann, und ich werde ihn für seine Verfehlungen bestrafen.«

»Wenn er tatsächlich in den USA sein sollte, dann ist die Beziehung zwischen Ihnen und mir beendet. Ich werde nicht nur aufhören, Ihre Produkte zu importieren und zu befördern, ich werde auch sicherstellen, dass künftig kein Gramm Ihrer Ware in mein Land gelangen wird. Ich werde Ihnen in diesem Teil der Welt das Handwerk legen. Ich habe das bereits Samad angedroht, und ich habe auch Sie zu warnen versucht, als ich noch in Bogotá war, aber Sie haben auf meine Anrufe schon damals nicht reagiert. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja, das habe ich, aber Sie müssen sich wirklich keine Sorgen machen. Ich werde alles unternehmen, um sämtliche Probleme zu beseitigen, die Samad für Sie oder Ihr Geschäft schaffen könnte.«

Rojas' Stimme nahm einen schneidenden Ton an, seine Worte waren nun unverblünte Drohungen: »Ich erwarte, diesbezüglich bald etwas von Ihnen zu hören.«

»Das werden Sie, das werden Sie. Oh, und noch etwas. Wir verfügen über eine wertvolle Informationsquelle, die vielleicht auch Sie interessieren könnte, einen amerikanischen CIA-Agenten, der jetzt für uns arbeitet. Ich mache Ihnen gern all seine Informationen zugänglich, die Ihre Geschäfte tangieren könnten. In der Zwischenzeit bitte ich Sie dringend, die Vertriebswege unseres Produkts offen zu halten. Handeln Sie bitte nicht übereilt. Der Hund schläft noch, wie Sie sich auszudrücken belieben. Wir werden beide dafür sorgen, dass er auch weiterhin schläft.«

»Finden Sie Samad. Und dann rufen Sie mich sofort an.« Rojas beendete das Gespräch und schaute zur Tür, wo Fernando Castillo wartete.

»Guten Morgen. J. C. hat das Frühstück fertig.«

»Vielen Dank, Fernando. Ich wusste gar nicht, dass Sie jetzt auch der Hausbutler sind.«

»Nein, Señor. Ich bin eigentlich wegen etwas ganz anderem gekommen – wegen zwei Dingen, um genau zu sein ...« Er räusperte sich und fixierte den Teppich.

»Worum geht es?«

»Es gab eine Explosion drunten in San Martín Texmelucan.«

»Die Pipeline?«

Fernando nickte. »Etwa fünfzig Menschen wurden getötet. Die Zetas haben wieder einmal unsere Warnungen ignoriert, und sie machen immer noch weiter.«

Die *Sicarios* des Golf-Kartells, Los Zetas, zapften schon seit Langem Pipelines und Tankanlagen des staatlichen Ölunternehmens Pemex an. Der mexikanische Präsident höchstpersönlich hatte Rojas um Rat und Hilfe ersucht. Während Rojas jeden direkten Kontakt zu diesem Kartell ableugnete, hatte er Geld gestiftet, um die lokalen Polizeieinheiten und die Pemex-Sicherheitsleute in den am meisten gefährdeten Gebieten besser auszurüsten. Gleichzeitig hatte Rojas Castillo aufgetragen, an die Zetas heranzutreten und sie vor weiteren Benzindiebstählen zu warnen. Allein im laufenden Jahr hatten sie mehr als 9000 Barrel gestohlen, genug um mehr als 40 Tanklaster zu füllen. Sie verkauften das Benzin dann in ihren eigenen Tankstellen und durch ihre eigenen Ölhandelsunternehmen, die sie bereits früher gegründet hatten, um in ihnen Drogengeld zu waschen. Geringere Mengen Treibstoff landeten auf dem internationalen Schwarzmarkt und damit zum großen Teil in den Vereinigten Staaten. Manchmal mischten sie das gestohlene Benzin ihrem eigenen Treibstoff bei, um den »legalen« Profit etwas zu erhöhen. Castillo hatte schon mehrmals vorgeschlagen, die Aktivitäten der Zetas ganz zu übernehmen, weil diese die eigenen Schwarzgeldgeschäfte hervorragend ergänzen würden. Zwar gab Rojas dem Staat mit der einen Hand, was er ihm mit der anderen Hand wieder stahl, trotzdem hielt er es für kurzfristig und fahrlässig, die finanzielle Stabilität des größten Ölunternehmens des Landes auf diese Weise zu gefährden. Außerdem waren diese

Operationen viel zu gefährlich und schlecht geplant. Diese Explosion bestätigte nun seine Vorbehalte.

Er fluchte und dachte dann kurz nach. »Rufen Sie Ihren Freund dort an. Sagen Sie ihm, wenn die Zetas dieses Anzapfen nicht einstellen, kommen wir und sichern diese Pipeline anstelle der Regierung.«

»Das werde ich«, sagte Castillo.

»Gibt es etwas Neues über diesen Tunnel, den wir verloren haben?«

»Wir werden das Loch auf unserer Seite auffüllen und ableugnen, dass wir von dem Eingang in unserem Lagerhaus gewusst hätten. Wir werden die ganze Schuld einem der Subunternehmer in die Schuhe schieben. Ich bin schon auf der Suche nach einem neuen Ingenieur und einem neuen Tunnelstandort. Andererseits haben wir dort ziemlich viel Geld verloren. Ich hoffe, Sie verstehen, dass wir den Tunnel in dieser Situation sprengen mussten.«

»Natürlich, Fernando. Sie haben mich noch nie im Stich gelassen.«

Castillo zeigte den Anflug eines Grinsens, dann ging er zu Rojas' Schreibtisch hinüber und holte einen winzigen digitalen Sprachrekorder hinter einem der vielen dort stehenden gerahmten Fotos hervor. »Ich habe einen elektronischen Alarm über ein nicht autorisiertes Gerät in Ihrem Büro erhalten. Das ist der zweite Grund, warum ich hier bin.«

»Miguel?«

Castillo nickte.

Rojas dachte eine Weile nach, dann rief er: »Löschen Sie den Inhalt des Speichers. Und lassen Sie es dort ...«

Mit einem hohlen Gefühl im Magen verließ Rojas das Büro und ging in seinem seidenen Morgenmantel in die Küche, wo zumindest eine Sache ihn glücklich machen würde: das delikate Aroma der Huevos Rancheros.

Sonia schaute durch das Schlafzimmerfenster über die steinerne Einfahrt der Villa auf die dahinter verlaufende Straße hinunter. Miguel trat von hinten an sie heran und legte ihr den Arm um die Taille. »Du riechst gut«, sagte er.

»Du auch. Fahren wir heute zum Wasserfall?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Du hast es versprochen. Ich habe daran gedacht, einmal diese Kur- und Badeanlage zu besuchen, von der du mir erzählt hast – Misión del Sol. Wir könnten uns dort eine Massage gönnen, außerdem brauche ich eine Pediküre. Wir könnten dort auch über Nacht bleiben und etwas wirklich Romantisches erleben. Ich glaube, das bräuchten wir.«

Miguel hatte das Gefühl, als ob ihm jemand schwere Ledergürtel um die Brust gelegt hätte, die er jetzt Loch für Loch enger schnallte. Die Spannung in seinen Schultern nahm immer mehr zu. »Ich fühle mich gerade nicht besonders.«

Sie entzog sich seiner Umarmung, drehte sich um, schaute ihm in die Augen, legte ihm eine Hand auf die Stirn und zog dann einen Schmolmund wie ein trauriges kleines Mädchen. »Kein Fieber.«

»Das ist es nicht. Schau dir das mal an.« Er holte das Gerät aus der Tasche.

»Ein neues Handy?«

»Es ist ein digitaler Sprachrekorder. Ich habe ihn gestern im Büro meines Vaters versteckt und ihn gerade von dort geholt. Morgens führt er immer eine Menge Telefongespräche. Tatsächlich habe ich schon jahrelang an so etwas gedacht. Er log mich an, als wir neulich in diesem Tresorraum waren. Er log mich an. Das weiß ich. Er möchte nicht, dass ich Bescheid weiß, weil er Angst hat, was ich dann von ihm denken könnte.«

»Hast du dir die Aufzeichnungen schon angehört?«

»Nein. Tut mir leid.«

Sie ging zur Schlafzimmertür hinüber, um sie zu schließen. »Das ist schon okay. Möchtest du, dass ich dabei bin?«

»Ja.«

Sie setzten sich aufs Bett, und er machte einen tiefen Atemzug. Er drückte auf die Wiedergabetaste. Nichts.

»Ist er kaputt?«

»Nein. Er hat funktioniert. Das weiß ich.«

»Vielleicht hat er ihn gefunden.«

»Ja, und dann alles gelöscht, was darauf war, weil er mich nicht zur Rede stellen möchte.«

»Das tut mir leid.«

Miguels Atem beschleunigte sich. »Er muss etwas vor mir verbergen.«

Sonia verzog das Gesicht. »Dein Vater ist kein Drogenhändler. Du vergisst, was er alles für Mexiko getan hat. Wenn er sich mit Drogenkartellen befassen muss, sie manipulieren oder sie umgehen muss, solltest du das verstehen.«

»Ich glaube nicht, dass er die Drogenkartelle manipuliert. Ich glaube, er *ist* sie.«

»Du hörst mir nicht zu. Mein Vater muss in seinem Geschäft ganz Ähnliches tun. Da gibt es Händler und Hersteller, die ständig Probleme machen. Radfahrer, die Drogen nehmen und dafür ins Gefängnis wandern, windige Sponsorenverträge, die mein Vater auflösen muss. Das ist eben die moderne Geschäftswelt. Du solltest akzeptieren, dass man manchmal bestimmte Dinge tun muss – denn eines Tages wirst du viel mehr als nur sein Geld erben. Du erbst seine Hingabe und seine Verpflichtungen – und ich bin mir sicher, dass es genau das ist, was dein Vater möchte. Vielleicht möchte er dich vor der schmutzigen Seite der ganzen Sache bewahren, aber die Geschäftswelt ist eben heutzutage nicht mehr sauber. So ist es nun einmal.«

»Du redest heute ziemlich viel.«

»Nur weil es mir wichtig ist.«

»Das weiß ich doch.«

»Nehmen wir einmal an, du hast recht, dein Vater *ist* das Kartell, und sie verhaften ihn. Was wirst du dann tun?«

»Mich umbringen.«

»Das ist keine Lösung, und das weißt du. Du würdest weitermachen, weil du viel stärker bist, als du denkst.«

Miguel nahm den Sprachrekorder, öffnete die Schublade einer Kommode und warf ihn hinein. »Ich weiß nicht, was ich bin.«

Sie verdrehte die Augen, weil er sich dem Trübsinn überließ, schaute kurz weg, ihm dann aber wieder voll ins Gesicht. »Nächste Woche beginnt dein Sommerjob bei der Banorte. Das bringt dich auf andere Gedanken.«

Er seufzte. »Ich weiß nicht. Vielleicht.«

»Mach es einfach. Und im Herbst ziehen wir beide zusammen nach Kalifornien, und alles ist wieder in Ordnung.«

»Du klingst fast traurig, wenn du das sagst.«

Sie kniff die Lippen zusammen. »Ich vermisse nur meine Familie.«

Er zog sie an seine Brust. »Wir besuchen sie so oft, wie wir können ...« Miguels Handy vibrierte. »Eine SMS aus der Küche. J. C. meint, die Eier würden kalt. Bist du hungrig?«

»Nicht sonderlich.«

»Ich auch nicht. Lass uns losziehen. Wir kaufen uns unterwegs einen Kaffee. Im Moment ist mir nicht danach, meinem Vater in die Augen zu blicken.«

Gulfstream III

Unterwegs nach Mexico City

Moore und Towers saßen an Bord des zweistrahligten Geschäftsjets und gingen noch einmal die PDF-Datei durch, die die Grundrisse und Übersichtspläne der Rojas-Villa in Cuernavaca enthielt. Das Wohnpalais nahm eine Fläche von über 750 Quadratmeter ein, war zweigeschossig mit einer mehrgeschossigen Garage, einem voll

ausgebauten Untergeschoss und einem Kunstmauerwerk, das an ein Bilderbuchschloss aus dem 16. Jahrhundert erinnerte. Es lag auf einer Anhöhe, von der aus man die ganze Stadt überblicken konnte. Das Palais war in einem Zeitschriftenartikel vorgestellt worden. Rojas' verstorbene Frau Sofia (deren Name auf fast unheimliche Weise dem ihrer Agentin Sonia ähnelte) hatte die Reporter durch das Haus und den angrenzenden Garten geführt. Sie selbst hatte die Villa »La Casa de la Eterna Primavera« getauft.

Die CIA ließ das Gebäude von menschlichen Spähern überwachen, da an dessen Außenseiten elektronische Geräte zum Aufspüren von Wanzen montiert waren. Trotzdem stand Towers und Moore eine genaue Aufstellung des gesamten Sicherheitspersonals zur Verfügung, sie wussten, wie viele es waren und wo genau im Haus sie stationiert waren. Außerdem wurden in diesem Bericht die elektronische Überwachungsanlage und die Sicherheitseinrichtungen genau analysiert. Rojas gehörten mehrere Sicherheitsunternehmen in Mexiko und den Vereinigten Staaten. Es war deshalb zu erwarten, dass er seinen Wohnsitz mit den besten Geräten geschützt hatte, die gegenwärtig für Geld erhältlich waren, wie etwa versteckte Überwachungskameras mit Notstromversorgung, deren Software so programmiert werden konnte, dass sie auf der Grundlage einer elektronischen Analyse »interessanter« Objekte Alarm auslösten. Dazu gehörten etwa die Umrisse von Personen, Tieren und alles andere, auf das aufzupassen man dem System beigebracht hatte. Außerdem gab es Bewegungs- und Geräuschemelder, innen und außen Abhörabwehrgeräte und Laser. Sie alle wurden von einem Sicherheitsexperten gesteuert und überwacht, der in einem gut geschützten Bunker im Untergeschoss saß. Der Zeitschriftenartikel war mit Fotos von Rojas' Antikmöbeln und seiner Büchersammlung bebildert, von denen der Autor berichtete, sie würden in Tresorräumen im Untergeschoss aufbewahrt.

Towers hatte als möglichen Einstiegsort bereits eine rückwärtige Sonnenterrasse im ersten Stock in der Südwestecke des Hauses

ausgemacht. Von dort konnte man leicht in die erste Etage eindringen. Er kennzeichnete die Stelle auf dem Bildschirm seines iPad mit einem blauen Pushpin-Icon.

»Hier gibt es einen Ausgang, der direkt zur Hauptauffahrt führt«, sagte Moore und deutete auf den Screen. »Wenn die Lage verzweifelt wird, kommt er über diese Rampe in die Garage und versucht dann, mit einem Fahrzeug durch die Ziegelmauer hier ... und hier ... durchzubrechen. Da gibt es sogar noch eine Nebengarage. Vielleicht hat er da noch ein weiteres Fluchtauto stehen.«

Towers schaute Moore an. »Wenn er das schafft und uns entkommt, können wir beide in Pension gehen.«

»Ist nicht ausgeschlossen.«

»Nichts da. Dies wird unter mir nicht passieren.«

Moore lächelte. »Was ich noch gerne gewusst hätte ... Wie haben Sie eigentlich die Erlaubnis erhalten, hier mitzukommen?«

»Die habe ich nicht. Sie glauben, ich sei noch in San Diego.«

»Sie verscheißern mich.«

Er grinste. »Stimmt. Ich habe einen guten Chef, der deckt, was ich tue. Ich habe noch nie so viele Leute bei einer einzigen Operation verloren. Ich muss das auch deshalb zu Ende führen. Slaters Unterstützung habe ich auch bekommen. Er wollte nicht, dass Sie allein dorthin gehen. Offensichtlich mag er Sie.«

»Ich bin geschockt.«

Towers zog eine Augenbraue hoch. »Das war ich auch. Übrigens, die Liste, die uns Gómez gegeben hat, war ein Volltreffer. Er nannte uns zehn hohe Tiere bei den Federales, plus den stellvertretenden Generalstaatsanwalt. Wenn wir diese Aktion durchgeführt haben, kümmerge ich mich um diese feinen Früchtchen. Es ist mir egal, ob wir die gesamte Bundespolizei von Juárez verhaften müssen. Sie werden alle hochgehen.«

»Ganz Ihrer Meinung, Boss. Ab jetzt werden uns ein paar knallharte Kämpfer unterstützen. Diese FES-Jungs sind erste Sahne, und

wo sie sind, gibt es eine große Party. Ich freue mich, dass wir dazu eingeladen sind.«

Moore war natürlich wieder viel zu bescheiden. Slater konnte Moores Erfahrung als Navy-SEAL ins Feld führen, als er diese mexikanische Eliteeinheit dazu bewogen hatte, für sie tätig zu werden. Die Fuerzas Especiales (FES) waren eine Spezialeinheit der mexikanischen Marine, die Ende 2001 gegründet worden war. Moore hielt sie tatsächlich für die mexikanische Version der Navy-SEALs. Kurz nach der Aufstellung dieser Einheit hatte er vier Wochen in Coronado mit ihnen trainiert. Ihr Motto war schlicht und klar: »*Fuerza, espíritu, sabiduria*« – Kraft, Geist, Klugheit. Die etwa fünfhundert Mann starke Truppe entstammte dem mexikanischen Marinefallschirmjägerbataillon der 1990er-Jahre. Ihre Hauptaufgabe war natürlich die Durchführung amphibischer Spezialoperationen. Gleichzeitig waren sie jedoch auch für unabhängig durchgeführte »nichtkonventionelle Kampfeinsätze« zu Wasser, zu Land und in der Luft ausgebildet, bei der sie alle verfügbaren Mittel nutzten. Sie waren erfahrene Taucher und Fallschirmspringer und waren auch bei Abseiloperationen und im städtischen Straßenkampf kaum zu schlagen. Außerdem besaßen sie die besten Scharfschützen der mexikanischen Streitkräfte. Wie jede gute Marinekommandoeinheit interessierte sie alles, was laut *bumm* macht. Die Truppe war in eine Pazifik- und eine Atlantik-Einheit aufgeteilt. Mitglied konnte man erst nach einem 53-wöchigen Ausbildungsprogramm werden, das nur die Stärksten und Härtesten überstanden. Im Übrigen hatten sie in letzter Zeit auch im Krieg der mexikanischen Regierung gegen den Drogenhandel beachtliche Erfolge erzielt.

Die bekannteste Operation der FES auf diesem Gebiet fand am 16. Juli 2008 südwestlich der Küste des mexikanischen Bundesstaats Oaxaca statt. Dort seilten sich FES-Männer von einem Hubschrauber auf das Deck eines 10 Meter langen Drogen-U-Boots

ab. Sie verhafteten vier Männer und konfiszierten 5,8 Tonnen kolumbianisches Kokain.

In einer inzwischen berühmt-berüchtigten Depesche eines US-Diplomaten, die WikiLeaks veröffentlicht hatte, wurde die mexikanische Armee als engstirnig und risikoscheu beschrieben. Außerdem arbeitete sie bei der Drogenbekämpfung angeblich nur ungern mit US-amerikanischen Diensten wie der DEA und der CIA zusammen. Im Gegensatz dazu würden die mexikanischen Marineoffiziere bereits seit Jahren mit ihren US-Kollegen kooperieren und hätten längst deren Vertrauen erworben. Die Kooperation zwischen der Marine und den amerikanischen Organisationen sei tatsächlich ohne Beispiel. Verständlicherweise war die DEA bei allen gemeinsamen Aktionen mit mexikanischen Kräften ausgesprochen vorsichtig, seit einer ihrer erfolgreichsten Agenten, Enrique Camarena, im Jahr 1985 von korrupten Polizisten entführt, gefoltert und dann brutal ermordet worden war.

Moores Kontaktmann bei den FES war Hauptmann Omar Luis Soto. Das war kein Zufall, da sich beide aus Coronado kannten. Soto war inzwischen Ende dreißig, breitschultrig und mit einer Nase, die er selbst als »Maya-Architektur« bezeichnete. Er zeigte immer ein kleines Grinsen. Obwohl seine Statur nicht besonders furchteinflößend war, machte ihn seine Schießkunst zum vielleicht eindrucksvollsten Mitglied dieser Spezialtruppe. Als er einmal gefragt wurde, wie er so viele tödliche Schüsse mit so vielen unterschiedlichen Waffen geschafft hatte, lächelte er nur und sagte: »Ich möchte überleben.« Moore hatte jedoch später erfahren, dass Zielschießen Sotos absolute Leidenschaft war und dass er seine Treffsicherheit seit seiner Kindheit geübt hatte.

Moore freute sich darauf, diesen Mann wiederzusehen, obwohl er sich gewünscht hätte, dass dies unter anderen Umständen geschehen wäre. Slater hatte ihm auch noch einmal eingebläut, dass die Vereinigten Staaten mit dem Angriff auf Jorge Rojas' Villa nichts zu tun hatten. Die FES wurden ihrerseits so gut bezahlt, dass

sie ihre Beteiligung an dieser Operation geheim halten würden und die mexikanische Regierung die näheren Umstände wohl nie erfahren würde.

Wie Slater erfahren und Moore erwartet hatte, brannte Sotos Team darauf, einen Drogenbaron hoppszunehmen und mit zwei Amerikanern zusammenzuarbeiten, die ihre Hausaufgaben bei der Informationsgewinnung gemacht hatten.

Campo Militar 1

Mexico City

Moore und Towers landeten am späten Nachmittag in Mexico City, mieteten ein Auto und fuhren zu einem Militärstützpunkt hinaus, der zwischen der Avenida Conscripto, der Avenida Zapadores und der Ringautobahn lag. Es war der einzige Militärstützpunkt mit rosafarbenen Mauern und einem schwarzen Schmiedeeisenzaun, den Moore je gesehen hatte. Sie zeigten der Wache am Haupttor ihre Ausweise. Diese zog telefonisch Erkundigungen ein, schaute ihre Namen auf einer Liste nach und winkte sie durch. Sie erreichten ein einstöckiges Verwaltungsgebäude, wo sie sich mit Soto und seinem Team treffen sollten. Die Verwalter des Camps hatten den Konferenzraum an die Marine vermietet, und Soto hatte sich im Voraus für den Verkehr bei der Anfahrt und die nicht besonders komfortable Unterbringung entschuldigt.

Ein paar Sekunden nachdem Moore auf einen Parkplatz eingebogen war, öffneten sich die Doppeltüren, und Soto trat heraus. Er trug Jeans und ein Sweatshirt. Er grinste und schüttelte Moore kräftig die Hand. »Schön, Sie zu sehen, Max!«

»Ganz meinerseits.« Moore stellte ihm Towers vor, und sie folgten Soto in das Gebäude. Sie erreichten den Konferenzraum, nachdem sie zuvor drei Flure durchquert hatten, die seit geraumer Zeit keinen Mopp mehr gesehen hatten. Drinnen erwarteten sie an einem langen Tisch zwölf Männer, die wie Soto Zivilkleidung

trugen. Zu Moores großer Überraschung stand an der Rückseite des Raums sogar ein digitaler Projektor, an den sie ihre Computer und iPads anschließen konnten, wenn sie Bilder zeigen wollten. Sie hatten zwar diese Geräte angefordert, waren sich jedoch nicht sicher gewesen, ob die FES sie auch beschaffen konnten.

Soto stellte sie jetzt ausführlich jedem einzelnen Team-Mitglied vor. Es waren alles erfahrene Marinesoldaten, die später für die FES rekrutiert wurden. Zwei von ihnen waren Piloten. Nach der Begrüßung und Vorstellung räusperte sich Towers und ergriff auf Spanisch das Wort: »Señores, was wir vorhaben, wird Schlagzeilen machen. Jorge Rojas ist nicht nur einer der reichsten Männer der Welt. Er gehört zu den bedeutendsten Drogenkartellbossen der Geschichte. Heute Nacht werden wir ihn für immer aus dem Verkehr ziehen und sein Kartell zerschlagen.«

»Señor Towers, unsere Truppe ist es gewohnt, Geschichte zu machen«, sagte Soto und schaute seine Männer mit unverhohlener Hochachtung an. »Sie können auf uns zählen.«

Moore schaute sich im Raum um. Die Männer strahlten vor Vorfreude. Als er dies bemerkte, begann Moores eigener Puls zu rasen.

Er dachte wieder einmal an Khodai, Rana, Fitzpatrick, Vega und Ansara. Heute Nacht würde er dafür sorgen, dass keiner von ihnen vergeblich gestorben war.

Towers erhob jetzt seine Stimme. »Señores, wir haben die Pläne von Rojas' Villa, und wir werden sie jetzt ausführlich durchsprechen. Wir müssen jedoch annehmen, dass sie nicht ganz vollständig sind. Danach werden wir die gesamte Nachbarschaft des Hauses analysieren und unseren Angriffsplan ausfeilen. Ich möchte noch einmal betonen, dass diese ganze Operation streng geheim ist. Die mexikanische Regierung darf unter keinen Umständen erfahren, dass diese Aktion stattfindet.«

Soto nickte. »Wir verstehen, Señor Towers. Wir haben alle nötigen Vorkehrungen getroffen ...«

Das Feuer in ihren Händen

Internationaler Flughafen von Los Angeles (LAX)

Handy-Wartezone

Airport Boulevard 9011

In Zeiten des Krieges muss jeder jederzeit bereit sein.

Männer müssen geopfert werden. Und Allahs Weisheit darf nicht angezweifelt werden.

Samad war in Sangsar, einem kleinen Dorf in der Nähe von Kandahar, aufgewachsen. Als kleiner Junge blickte er dort immer wieder zu den schneebedeckten Bergen hinauf, wenn sie von den aus dem Tal aufsteigenden Flugzeugen überflogen wurden. Er stellte sich dann vor, dass die Piloten eine scharfe Kurve fliegen und auf den Gipfeln landen würden, damit ihre Passagiere dort oben aussteigen und Fotos machen konnten. Samad und seine Freunde würden eines Tages dort hinaufsteigen und ihnen Ansichtskarten und billigen Schmuck verkaufen, damit sie sich später immer an ihre außergewöhnliche Reise erinnern konnten. Samad hatte sich allerdings nie überlegt, wie er und seine Freunde auf diese Berge klettern sollten, aber das war auch nicht weiter wichtig. Manchmal stellte er sich auch vor, selbst an Bord eines solchen Flugzeugs zu sitzen, um zu einem Ort zu fliegen, wo es Süßigkeiten – Schokolade, um genau zu sein – gab. Er träumte immer von Schokolade ... jeden Tag ... Jahr für Jahr. Weiße, süße, halbbittere und bittere, er mochte sie alle. Er kannte auch ein paar Schokoladenmarken: Hershey's,

Cadbury, Godiva, und er hatte sich im Rückzimmer eines Teppichgeschäfts im örtlichen Basar sogar einmal eine Schwarzmarktvideokopie des Films *Charlie und die Schokoladenfabrik* anschauen dürfen.

Als er jetzt zusammen mit Niazi und Talwar im geparkten Transporter saß, griff er in die Tasche und holte das Bild seines Vaters heraus, auf dem dieser grinsend seine Zahnlücken zeigte und sein Bart wie Stahlwolle aussah. Leider war das Gesicht unter der vergilbenden Plastikfolie inzwischen kaum noch zu erkennen. Dann griff er in die andere Tasche und holte einen Hershey's-Schoko-Kiss heraus, den er sich im Dollar-Tree-Discountladen gekauft hatte. Er wickelte ihn aus und steckte ihn in den Mund, wo er die Schokolade langsam auf der Zunge zergehen ließ.

Ich bin kein böser Mensch, sagte er jetzt im Geist zu seinem Vater. Die Ungläubigen haben sich dies selbst zuzuschreiben, und ich bin Allahs Werkzeug. Du musst mir das glauben, Vater. Du darfst nicht eine Sekunde daran zweifeln. Bitte ...

Er schaute auf die Uhr, steckte das Foto wieder weg und stieg aus dem Wagen. Niazi blieb auf dem Beifahrersitz und Talwar mit geschultertem Raketenwerfer auf der Rückbank sitzen.

Von ihrem Team im Innern des Flughafen-Terminals trafen jetzt die ersten SMS ein:

Von 8185557865: Das Flugzeug legt jetzt vom Terminal-Gate ab.

Von 8185556599: Es rollt zur Startbahn.

Von 8185554509: Es startet.

Jedes 3-Mann-Team *außerhalb* des Flughafens wurde von einem weiteren 3-Mann-Team *im* Terminal unterstützt. Diese Innenteams waren Mitglieder einer Schläferzelle, die bereits vor Jahren in dieses Land eingereist waren. Sie arbeiteten als Hausmeister, Gepäckträger oder in einem der vielen Geschäfte, die es in den Terminals gab. Sie waren einfache Späher, die Samad allerdings vor Ort

die Flugdaten bestätigen konnten, die dieser auf seinem Computer vorfand. Ihre Aufgabe war es, zu beobachten, zu berichten und, vor allem, sich dabei nicht erwischen zu lassen.

Er stand neben der Motorhaube des Transporters und rief auf seinem iPhone die Fluglinienbestimmungs-App auf, die er sich für 4,99 Dollar von iTunes heruntergeladen hatte. Diese Applikation identifizierte die Fluglinie und gab die Flugnummer, die Geschwindigkeit, den Zielort, die Entfernung vom Standort des Benutzers und noch vieles andere an. Weil die Software allerdings nicht immer ganz exakt funktionierte und weil Samad wusste, dass der nächste Flug der ihrige war, hatte er den anderen Teams noch einmal eingebläut, sich doppelt zu versichern, dass sie das richtige Flugzeug im Visier hatten. Rahmani hatte ihm das noch einmal ganz besonders ans Herz gelegt. In jeder dieser Maschinen würde nämlich ein Schläferagent, der zum Märtyrertum bereit war, zu einer ganz bestimmten Zeit seinen Mitpassagieren eine Erklärung verlesen. Diese Männer brauchten keine flüssigen Sprengstoffe in kleinen Fläschchen an Bord zu schmuggeln. Sie hätten das Flugzeug vollkommen nackt besteigen und immer noch ihre Botschaft vortragen können. Die Transportation Security Administration (TSA), die Verkehrssicherheitsbehörde des Heimatschutzministeriums, war machtlos gegenüber solchen Männern, denen Allah zur Seite stand. Darüber hinaus würden die Schläfer die Passagiere anweisen, mit ihren Handy-Kameras das Geschehen aufzunehmen. Die Videos würden dann über E-Mail oder als Internet-Streams der gesamten amerikanischen Nation zugänglich gemacht werden.

Samad schaute angestrengt in die Ferne, hörte den tiefen Bariton sich nähernder Flugzeugtriebwerke und schlug dann zweimal auf die Kühlerhaube des Transporters. Die Hintertür öffnete sich, Talwar kam heraus, ließ aber das Abschussgerät im Wagen liegen. Stattdessen hielt er sein Handy in die Höhe, als ob er hineinsprechen würde. Tatsächlich nahm er seine exakte Abschussposition ein. Zuerst erblickten sie die blinkenden Positionslichter der

Maschine, danach kam auch deren Rumpf in Sicht und näherte sich immer mehr, während Talwar den Zielvorgang simulierte.

»Drei, zwei, eins, Feuer«, flüsterte Samad.

»Und drei, zwei, eins, neu laden«, antwortete Talwar.

Niazi stellte sich neben seinen Freund und nickte. »Lade nach, drei, zwei, eins. Feuerbereit.«

»Feuerbereit. Drei, zwei, eins, Feuer«, sagte Talwar.

Samad zählte leise noch weitere fünf Sekunden, dann sagte er: »Gehen wir!« Er warf einen letzten Blick auf die Maschine und schaute dann in seinem iPhone-App nach, das den Flieger ganz korrekt als den Flug 2965 von Delta Airlines identifizierte. Er stieg in den Transporter und schaute zu den anderen Fahrern in der Handy-Wartezone hinüber. Nicht einer hatte von seinem Handy hochgeblickt. Wäre es nicht seltsam, wenn Talwar unrecht gehabt hätte? Vielleicht waren diese Amerikaner wirklich so von ihrer Technologie hypnotisiert, dass nicht einmal der Abschuss einer Flugabwehrrakete direkt neben ihnen sie von ihren Apps und Computerspielen und YouTube-Videos und Social-Networking Sites ablenken konnte. Schließlich schlichen sie auch durch ihre Einkaufszentren wie Zombies, die mit leeren Augen auf die winzigen Bildschirme starrten, die sie ständig mit sich herumtrugen, und die niemals hochschauten und dadurch gar nicht bemerkten, dass sie das Feuer bereits in Händen hielten, das ihre Seelen für immer verbrennen würde.

»Ich sehe keine Probleme«, sagte Talwar und inspizierte noch einmal das Anza-Abschussgerät hinten im Transporter. »Die Batterie ist immer noch voll aufgeladen.«

Samad nickte. »*Allahu Akbar*.«

Die Männer wiederholten diesen Spruch. Beim Wegfahren erinnerte sich Samad an eine Frage, die ihm Talwar gestellt hatte: »Was machen wir, wenn alles vorbei ist? Wohin gehen wir dann? Zurück nach Hause?«

Samad hatte den Kopf geschüttelt. »Wir können nie mehr nach Hause zurückkehren.«

Villa Rojas

Cuernavaca, Mexiko

90 km südlich von Mexico City

Die Uhr zeigte 1.21. Jorge Rojas knurrte, legte den Arm über die Stirn und schloss die Augen. Wieder einmal. Alexsi lag neben ihm und schlief tief und fest. Irgendwo in weiter Entfernung glaubte er das Geräusch eines Hubschraubers zu hören. Sicher ein Polizeieinsatz. Er entspannte sich, und sein Geist driftete immer weiter ins Reich der Dunkelheit ab.

Misión del Sol

Kur- und Badeanlage

Cuernavaca, Mexiko

Miguel rollte sich herum und entdeckte, dass Sonia verschwunden war. Ein dünner Lichtstrahl drang durch die fast geschlossene Tür aus dem Badezimmer herüber. Sie hatten diese schicke Gästevilla für eine Nacht gemietet. Er wollte nach seinem Handy greifen, um die Uhrzeit zu checken, aber es lag nicht mehr auf dem Nachttischchen, auf das er es vorhin gelegt hatte. Hmmm. Vielleicht hatte er sich getäuscht, und es steckte noch in seiner Hosentasche. Der Lichtstrahl aus dem Badezimmer wechselte ständig seine Intensität, als ob sich dort jemand bewegen würde. Vielleicht fühlte Sonia sich nicht wohl. Eigentlich war der vergangene Tag recht gut verlaufen, obwohl er immer noch ein wenig deprimiert gewesen war und sie manchmal abwesend gewirkt hatte. Beide waren nicht in der Stimmung für Sex gewesen. Sie hatten also am Wasserfall und im Restaurant nur miteinander geplaudert. Danach waren sie in die

Hotelanlage zurückgekehrt und waren in den großartigen Gärten herumspaziert, die vom Duft unzähliger tropischer Blumen erfüllt waren. Dann hatten sie sich eine kurze Massage gegönnt und schweigend ein kleines Dessert eingenommen. Er hatte seinen Vater angerufen, um ihm mitzuteilen, wo sie waren. Er tat so, als habe er die beiden Leibwächter nicht bemerkt, die ihm sein Vater hinterhergeschickt hatte.

Das Badezimmerlicht ging aus. Er hörte, wie sie auf nackten Füßen zum Bett zurückkehrte. Er tat so, als schlafe er. Sie schlüpfte neben ihn und kuschelte sich an seinen Rücken.

»Bist du okay?«, flüsterte er.

»Ja. Nur ein bisschen Bauchweh, ist nicht so schlimm. Lass uns schlafen ...«

Villa Rojas

Cuernavaca, Mexiko

90 km südlich von Mexico City

Auf Fernando Castillos Nachttisch lagen ständig drei Dinge: sein Telefon, seine Augenklappe und die Beretta, die sein Vater ihm zum 21. Geburtstag geschenkt hatte. Im Griff war ein goldener Cowboy eingelegt, der seinem Vater, einem Ranchero, ähnelte. Castillo schoss mit dieser Waffe nur ein oder zwei Mal im Jahr, um zu prüfen, dass sie noch funktionierte.

Er war sich nicht sicher, was ihn als Erstes aufgeweckt hatte, das Dröhnen des Hubschraubers, das Vibrieren seines Handys oder das schwache Zischen irgendwo da draußen. Blitzartig richtete er sich im Bett auf und ging ans Telefon. Es war der Sicherheitsmann, der die Kameras im Untergeschoss überwachte.

Noch während er dessen Bericht zuhörte, ging er zu seinem begehbaren Wandschrank hinüber, in dem ein großer Gewehrsafe stand, der Dutzende von Gewehren und noch stärkere Waffen fasste.

UH-60-Black Hawk-Hubschrauber der mexikanischen Marine

Unterwegs zur Villa Rojas

1.31 Uhr Ortszeit

Bei ihren Planungen mussten sie berücksichtigen, dass Rojas über die besten Sicherheitssysteme verfügte, die gegenwärtig auf der ganzen Welt zu bekommen waren. Außerdem musste das gesamte Villengelände nach außen abgeriegelt werden, bevor sie mit dem Angriff auf das eigentliche Haus beginnen konnten. Sie beschlossen deshalb, die schnelle Version zu wählen und mit dem ganzen Team loszustürmen, ohne zuvor die Stromversorgung des gesamten Stadtviertels lahmzulegen, wie sie es ursprünglich geplant hatten. Einen einzelnen Agenten dort hineinzuschicken, um Rojas aufzuspüren und zu töten, wäre ein Fehler gewesen. Das hätte viel zu viel Zeit gekostet, und ein Einzelkämpfer hätte keinesfalls alle Sicherheitseinrichtungen überwinden können, ganz zu schweigen von der unbekannten Anzahl an Kämpfern, die ihn dort drinnen erwarteten. Sie mussten also das Risiko minimieren, die Chancen, Rojas zu erwischen, maximieren, und gleichzeitig seine Unterführer und *Sicarios*, die sich gegenwärtig in der Villa aufhielten, gefangen nehmen oder töten. Keine Chancen also für die heroischen Taten eines einzelnen Superkämpfers. Um die Überraschung zu gewährleisten, sollte man gleichzeitig nicht zu Mitteln wie einer Stromsperre greifen, die ihre Feinde nur warnen würde, ganz abgesehen davon, dass sie ja auch eine Notstromanlage hatten.

Moore, der in seiner Jugend nur an sich selbst geglaubt hatte, aber danach von Frank Carmichael und den Navy-SEALs die Bedeutung der Teamarbeit gelernt hatte, stimmte diesen Einschätzungen aus vollem Herzen zu.

Sie würden also mitten in der Nacht mit dem ganzen Team zuschlagen. Sonia hatte ihnen versichert, dass ihr Hauptziel im Haus sei. Jedes Mal, wenn sie die Nummer ihres Vaters wählte, wurde dieser Anruf nach Langley umgeleitet. In ihren beiden letzten

Berichten hatte sie bestätigt, dass Rojas sich verfolgt fühlte und ans Untertauchen dachte.

Inzwischen waren Kampfverbände der Spezialeinheiten bereits dabei, die zweiundzwanzig Wachleute auszuschalten, die Rojas um sein Haus herum überall in den immerhin 8000 Quadratmeter großen Gärten und entlang der Ziegelmauer aufgestellt hatte, die das gesamte Grundstück umgab.

Ein umgebauter Ford F-250 Pick-up stand auf der anderen Straßenseite von Rojas' Haupteingangstor, dessen beide Flügel ein 3 Meter hoher Kunstschmiedetraum mit eisernen Blattmustern war, die von zwei mindestens 4,50 Meter hohen Steinsäulen eingefasst waren. Der Pick-up war mit drei Soldaten bemannt, die sofort zu Werke gingen, bevor Rojas' Sicherheitsleute reagieren konnten. Auf der Ladefläche des Pick-ups war ein CIS (Chartered Industries of Singapore) 40 AGL, ein automatischer Granatwerfer 40 mm, montiert, der in der Minute 350 bis 500 Granaten mit einer Mündungsgeschwindigkeit von 242 m/sek verschießen konnte. Der Werfer war mit einem Klappvisier ausgerüstet. Sein Zuführsystem war ein Gurt mit 40 × 53-mm-Granaten, die jedoch keine gewöhnlichen Splittergranaten waren. Sie enthielten eine modifizierte, nicht tödliche Version von Kolokol-1, einem chemischen Kampfmittel, das in den 1970er-Jahren in einer militärischen Forschungsanstalt in der Nähe von Leningrad entwickelt worden war. Dieses Aerosol-Gas-Gemisch, ein Opioid, würde innerhalb weniger Sekunden wirken. Alle Sicherheitsleute, die sich außerhalb der Villa aufhielten, wären dann zwei bis sechs Stunden ohne Bewusstsein. Laut guten Geheimdienstquellen hatten Spetsnaz-Truppen eine stärkere, aber instabilere Version dieses Gases bei ihrem Sturm auf das Moskauer Musical-Theater im Oktober 2002 verwendet, bei dem mindestens 129 Geiseln zu Tode kamen. Moore, Towers und den FES-Truppen war es relativ egal, ob bei ihrem Angriff Rojas' Wachleute zu Schaden kamen, sie wollten jedoch die Zahl der toten Hausangestellten (Zimmermädchen, Köche usw.) möglichst gering halten. Vor

allen die Mexikaner glaubten, dass dies sonst ihren Ruhm schmälern könnte.

Sotos Männer schossen jetzt ihre zylindrischen Gasgranaten über das Eingangstor, wobei sie vor allem die vorher festgelegten, strategisch wichtigen Positionen zu treffen versuchten, an denen man die Wachleute vermutete. Da die effektive Reichweite des Granatwerfers 2200 Meter betrug, konnte das gesamte Gelände bestrichen werden. Gleichzeitig stand ein weiterer Soldat mit einem M240-Maschinengewehr auf der Ladefläche des Pick-ups, um diesen gegen Angriffe zu schützen. Der Fahrer blieb im Führerhaus sitzen, damit sie bei einer schwereren Attacke sofort flüchten konnten.

Zur selben Zeit riegelte ganz nach Sotos Plan eine größere Truppe von fast einhundert Mann alle Straßen ab, die zu Rojas' Anwesen hinaufführten. Für diese Aufgabe verwendeten sie neben einigen weiteren Ford-Pick-ups mehrere achträdrige russische BTR-60- und BTR-70-Schützenpanzerwagen, die bei den Einwohnern des gesamten Viertels zweifellos großen Eindruck machen würden. Ob dies auch bei Rojas' Leuten der Fall sein würde, sollte sich bald herausstellen.

Moore saß neben Towers in einem UH-60 Black Hawk, auf dessen Rumpf und Unterseite in Großbuchstaben das Wort MARINA prangte. Der mexikanische Pilot, der Kopilot und zwei Schützen, die die 7,62-mm-Miniguns mit ihren sechs Läufen bedienten, die nach dem Gatling-Prinzip rotierten, warteten auf das Einsatzzeichen von Sotos Unterführern am Boden.

Soto, der direkt neben Moore saß, hielt ständig engen Kontakt zu seinem Bodenteam. Die Einsatzzeit war 1.34 Uhr. Seine Leute berichteten, dass einige Wachen ins Haus zurückgeflüchtet seien, bevor das Gas seine Wirkung entfalten konnte. Das hatten sie auch erwartet. Das Angriffsteam würde sich mit ihnen beschäftigen, wenn die Eingänge im Erdgeschoss aufgebrochen sein würden. Das Team plante, durch eine Küchentür, eine Tür ins

Herrenschlafzimmer, die gläsernen Schiebetüren des Wohnzimmers, die Garagentore und die Haupteingangstüren einzudringen. Sprengstoff und Rammböcke würden diese Hindernisse schnell überwinden.

»Okay, okay, wir gehen jetzt rein!«, verkündete Soto über das Intercom. Er setzte einen Moment den Helm ab, um seine Gasmaske anzulegen, wie es die anderen schon getan hatten.

Der Hubschrauber drehte so hart ein, dass sich Moore mit aller Kraft am Rand seines engen Sitzes festhalten musste. Den drei FES-Soldaten, die ihm so dicht gegenüber saßen, dass ihre Knie fast an die seinen stießen, wurde es sichtlich ungemütlich. Neben ihren Masken, mit denen sie wie Außerirdische wirkten, trugen sie schwarze Kampfhelme und gleichfarbige Kampfanzüge und schwere Kevlar-Schutzwesten. Darüber trugen sie ein Hemd und Traggerüste, die ihre ganze Brust bedeckten. Diese Einsatzwesten hatten kleine Taschen und Halteeinrichtungen für Messer, Ersatzmunition, Handgranaten, Handschuhe, Taschenlampen, einen Kompass, ein Essgeschirr und eine Feldflasche. Um die Taille hing ihnen noch ihr schwerer Pistolengurt. Moore war ähnlich gekleidet. Auf Schulter, Rücken und Brust kennzeichneten ihn Aufnäher als »Marina«. Seine zwei bewährten Glocken steckten in TAC SERPA-Schnellziehholstern an seiner Hüfte. Allerdings hatte er die Schalldämpfer abgeschraubt. Die FES hatten ihm die Wahl zwischen einer AK-103, einer M16A2 und einem M4-Karabiner gelassen. Aber hätten sie überhaupt fragen müssen? Natürlich hatte er sich für die M4A1 mit einem SOPMOD-Zusatzpaket entschieden, zu dem ein RAIL-Vorderschaftgriff, ein entfernbarer Tragegriff mit aufklappbarer hinterer Visiereinrichtung und ein Trijicon-ACOG-Zielfernrohr mit 4-facher Vergrößerung gehörten. SOPMOD war die Abkürzung für »Special Operations Peculiar Modification«, also für »besondere Modifikationen für Spezialeinsätze«, und Moore hielt sich tatsächlich für etwas Besonderes – oder Absonderliches? Diese Waffe passte also gut zu ihm. Außerdem hatte er sie bei zahlreichen SEAL-

Einsätzen geführt. Während also die M16, die er auf Zúñigas Dach abgefeuert hatte, bei ihm leichte Heimatgefühle geweckt hatte, freute er sich über die M4 in seinen Händen wie ein Schneekönig. Jetzt saß er voller Erwartung und Spannung mit diesem Gewehr zwischen den Knien da und versuchte, seinen Atem unter Kontrolle zu halten. Der Helikopter drehte sich noch einmal um sich selbst und begann, langsam zu sinken, während die Turbinen aufheulten.

Am südlichen Rand der Gärten stand etwas erhöht ein kleineres Gebäude mit einer Garage. Es diente als Aufbewahrungsort für Garten- und Wartungsgeräte und als Waffenkammer der Wachen und Sicherheitsleute.

Einige von ihnen eilten auf das Gebäude zu. Als der Pilot das bemerkte, stieg er wieder ein Stück nach oben und wies seine Schützen auf diese Ziele hin. Beide schossen aus ihren sechs rotierenden Rohren. Die Miniguns verursachten einen fürchterlichen Lärm, die Leuchtpurpatronen bildeten wie ein roter Laserstrahl eine regelrechte Farblinie hinunter zu diesem Gebäude, das unter dem Hagel von 7,62-mm-Geschossen regelrecht zerfetzt wurde. Der Backbord-Schütze schwenkte seine Minigun scharf nach links und mähte drei Wachmänner nieder. Der Hubschrauber flog jetzt über die Garage, gerade als über deren Tür von Bewegungsmeldern gesteuerte Lampen angingen und die blutigen und immer noch zuckenden Leiber in helles Licht tauchten.

Bevor Moore jedoch diese Szene richtig erfassen konnte, flog der Pilot einen ganz engen Bogen und ließ seinen Vogel schnell wieder nach unten sinken. Eine Sekunde später schwebten sie über der Sonnenterrasse im ersten Stock in der Südwestecke des Hauses.

Der Teamführer auf der Steuerbordseite gab das Zeichen zum Fast-Roping. Dabei würden sich alle Team-Mitglieder an einem Spezialseil vom Hubschrauber herunterlassen, das an einem ausschwenkbaren Galgen befestigt war. Im Moment lag sein anderes Ende aufgerollt im Hubschrauber und sah wie ein Lastwagenreifen aus. Jedes dieser dicken Taue war aus vielen kleinen Seilen verdrillt

oder »verseilt«, wie der Fachausdruck lautete. Das verhinderte unangenehme Knicke und sorgte auch für ein grobes Außenmuster, das leichter zu greifen war als die normalen glatten Taue. Wenn die Soldaten hinabrutschten, konnten sie durch eine Bewegung wie beim Auswringen eines Handtuchs ihre Geschwindigkeit verringern. Jetzt ließen die Teamführer die beiden Seile aus der Ladeluke herausfallen.

Moore hatte sich schon oft aus einem Hubschrauber abgeseilt. Er hatte das sogar an Wochenenden immer und immer wieder geübt, bis er den Ablauf im Schlaf beherrschte. Wenn die Navy dich irgendwo absetzte, blieb nie viel Zeit, sich vorher umständlich für die Gastfreundschaft zu bedanken. Sie »warfen« dich aus ihrem Helikopter und schon warst du auf dem Weg nach unten. Wie seine alten Ausbilder ihnen mit auf den Weg gegeben hatten: *Niemals aufgeben!*

»Seile sind draußen«, rief der Teamführer auf Spanisch, dann schaute er durch die Luke nach unten. »Seile sind am Boden und zum Abseilen bereit. *¡Vamos! ¡Ándale! ¡Ándale!*« Er deutete auf Moore und Towers, die ihre Sicherheitsgurte öffneten und aufstanden.

Moore hängte sich seine M4 über den Rücken, schaute, ob sein längenverstellbarer Gewehrriemen richtig saß, und beugte sich zu dem Seil auf der rechten Seite hinaus, um es dann fest zu umfassen. Towers ging zur linken Seite hinüber.

»Ein letzter Funk-Check«, sagte Towers.

»J-One, hier ist J-Two, ich höre Sie«, antwortete Moore. Ein zahnstocherdünnes Boom-Mikrofon lief an seiner Wange entlang und endete in einem Kopfhörer, der noch erheblich kleiner war als bei einem gewöhnlichen Handy-Bluetooth-Headset.

»Hier ist Marina One, ich höre Sie auch klar und deutlich«, meldete sich jetzt Soto auf demselben Kanal.

»In Ordnung, hier ist J-One. Wir sind gefechtsklar!«

Moore konzentrierte sich und vergewisserte sich, dass seine dick gepolsterten Handschuhe das Seil gut umschlossen. Er beugte sich nach vorn, schwang sich aus dem Hubschrauber und begann seine schnelle Fahrt nach unten, wobei er das Seil fest zwischen den Stiefeln führte. Er schaute kurz zu Towers hinüber, der noch etwa einen Meter über ihm war. Moore ließ sich dann noch etwas schneller hinunterrutschen. Er reckte dabei den Kopf, um seine Geschwindigkeit besser einschätzen zu können.

In diesem Moment schlug mit einem dumpfen Geräusch etwas in den Hubschrauber ein. Gleich darauf folgte eine ohrenbetäubende Explosion, die Towers und Moore zu einem noch schnelleren Abseilen zwang.

Moore konnte kaum sehen, was direkt über ihm passierte, aber er fühlte eine Hitzewoge, und das Seil zog ihn plötzlich weg von der Sonnenterrasse auf den Rasen vor dem Haus.

Als er jetzt hinaufschaute, sah er nur noch Flammen und Rauch.

Fernando Castillo setzte die Panzerfaust von der Schulter ab, dann rannte er durch die gläserne Patio-Schiebetür ins Haus zurück. Er begann zu husten, sein Magen zog sich zusammen und Übelkeit stieg in ihm auf, da er ein wenig von dem Gas eingeatmet hatte, bevor er seine Gasmaske angelegt und die Panzerfaust aus seinem Waffenschrank geholt hatte.

Als Jorge Rojas' rechte Hand und Sicherheitschef hatte Castillo im Geist bereits alle denkbaren Angriffsszenarien durchgespielt. Ein Angriff mit Tränengas – oder welchen chemischen Stoff auch immer die Marine jetzt gegen sie einsetzte – war dabei nicht sehr kreativ.

Er hatte bereits seinen Boss angerufen und ihn aufgefordert, sich aus seinem privaten Waffenschrank eine Waffe zu holen und seine Gasmaske aufzusetzen. Danach würde er in das Untergeschoss hinuntersteigen, und sie würden gemeinsam durch den Tresor innerhalb des Tresorraums hindurchgehen. An dessen Ende lag der

Eingang zu einem Tunnel, der den Berg hinauf zu einer kleinen Garage führte, in der Castillos gepanzerter Mercedes stand. Castillo wollte die Angreifer so lange aufhalten, wie er nur konnte.

Draußen hörte er ein Getöse wie beim Jüngsten Gericht. Der Hubschrauber prallte auf der Anhöhe neben der Garage auf den Boden, seine Rotoren knickten ab, als ob sie aus billigem Plastik wären. Eine zweite Explosion riss das Helikopter-Wrack völlig auseinander. Der restliche Treibstoff ergoss sich brennend über den Hügel, und wahre Flammenwände schossen empor.

Castillo hatte nur eine Sekunde Zeit, um seine Panzerfaust auf den Boden zu werfen und sein Gewehr in Anschlag zu bringen. Ein Feuerstoß nach dem anderen schlug durch das Fenster in dem Zimmer ein. Als Castillo hinter einem schweren Sofa Deckung suchte, hörte er, wie schwere Soldatenstiefel näher kamen.

Nachdem ihn Gewehrfeuer und das leise Zischen von Gas geweckt hatten, stand Jorge Rojas auf und ging ans Fenster. Während er das Dröhnen eines nahenden Hubschraubers hörte, entdeckte er auf der anderen Seite der Straße den Pick-up, von dem aus Soldaten Granaten auf sein Anwesen schossen. Dann rief Castillo an.

Anscheinend wollte Gott seine Rechnung mit Rojas endlich begleichen.

Er wünschte, er hätte den Mut seines Bruders und würde einfach hinausgehen und den Angreifern von Angesicht zu Angesicht entgegenreten. Aber er musste entkommen. Das war alles.

Also zog er den kugelsicheren Trenchcoat über seinen Seidenpyjama und holte sich eine AK-47 samt Ersatzmagazinen sowie zwei Gasmasken aus seinem Waffenschränk. Castillo hatte darauf bestanden, dass sie diese anlegten. Dann wies er Alexsi an, im Untergeschoss auf ihn zu warten. Verständlicherweise war sie außer sich vor Angst. Er musste sie zweimal anschreien: »Geh ins Untergeschoss hinunter!« Sie zog die Maske über und eilte davon.

Rojas nahm sein Handy, um Miguel anzurufen. Sein Sohn hob nicht ab. Nur seine Voicemail meldete sich.

Von draußen drang plötzlich ein ungeheurer Donnerschlag herein, der die Wände erzittern ließ und Rojas fast umwarf.

Moore und Towers waren aus etwa drei Metern auf den Rasen gestürzt und hatten sich seitlich abgerollt, als der Hubschrauber brennend durch die Luft taumelte. Sie pressten den Kopf auf den Boden, als die Explosionswelle durch den Garten fegte, aus den Treibstofftanks des Helikopters die Flammen schossen, die Hitze ihnen fast die Haut versengte und die Turbinen des Vogels immer noch aufheulten, während das Feuer bereits dessen Rumpf umschloss.

»O mein Gott«, stöhnte Towers über Funk. »Soto und all die anderen waren noch drin.«

Aus dem Haus klang der Lärm zahlreicher Waffen heraus. Es musste sich um mehrere Arten von Gewehren handeln. Man hörte die von Sotos Männern und mindestens eine AK-47.

Moore fluchte. »Wir müssen weiter!« Er sprang auf die Füße und holte seine Waffe von der Schulter. »Jetzt!«

Towers folgte ihm, auch er mit dem Gewehr im Anschlag. Immer noch schwer atmend, eilten sie zur Glasschiebetür hinüber, die das erste Angriffsteam bereits aufgesprengt hatte, das jetzt das Erdgeschoss sichern musste.

Moore sah ihn zunächst nicht einmal, sondern konnte nur das *Rat-tat-tat* seines Gewehrs hören. Als er jedoch in diese Richtung schaute, erblickte er den Mann mit nacktem Oberkörper, der eine Gasmaske trug und mit einer AK-47 auf sie schoss. Moore war sich nicht sicher, meinte aber, eine Augenklappe zu erkennen. Wenn ja, war dies Fernando Castillo, Rojas' Sicherheitschef.

Als Moore gerade das Feuer erwidern wollte, schrie Towers laut auf und fiel direkt neben Moores Stiefel auf den Teppich.

Moore unterdrückte den Wunsch, zu seinem Boss hinunterzusehen, und gab einen Feuerstoß auf die Stelle ab, wo er den Feind zuletzt gesehen hatte.

Dann sprang er auf einen Couchtisch und von diesem hinüber zum Sofa. Während dieser ganzen Zeit feuerte er, weil er glaubte, der Mann verberge sich dahinter. Als er jedoch vorsichtig über die Lehne lugte, war er nicht mehr da. Aus den Augenwinkeln konnte er stattdessen beobachten, wie er den angrenzenden Flur entlangrannte.

»Max«, rief Towers über Funk. »Max ...«

Zu seiner Erleichterung hörte er jetzt vom Eingang des Hauses her das Feuer automatischer Waffen. Glas zersprang. Laute Stimmen begleiteten die Feuerstöße mit spanischen Flüchen.

Als Rojas in Richtung Untergeschoss eilte und dabei versuchte, ganz langsam und gleichmäßig durch seine Gasmaske zu atmen, sah er einen Soldaten, der sich im Wohnzimmer über seinen gefallenen Kameraden beugte. Plötzlich stürmten durch die aufgesprengten Türen hinter den beiden noch mehr schwer bewaffnete Vermummte ins Haus. Wer waren diese Bastarde? Und warum hatte niemand angerufen und sie gewarnt? Es würden viele Köpfe rollen müssen.

Neue Pläne

Villa Rojas

Cuernavaca, Mexiko

90 km südlich von Mexico City

Towers war in den rechten Bizeps geschossen worden und hatte eine Kugel in die Schulter bekommen, die sogar seine Kevlar-Weste durchschlagen hatte. Der Schuss in den Arm hatte ihn in Wirklichkeit nur gestreift, aber das Geschoss, das ihn in die Schulter traf, hatte eine hässliche Austrittswunde hinterlassen.

»Wenn er uns jetzt entkommt, verlieren wir ihn für immer«, sagte Towers. »Auf, suchen Sie ihn!«

»Erst wenn ich einen Sanitäter für Sie geholt habe.« Moore griff nach unten und tippte auf die Fernbedienung an seinem Gürtel. »Marina-Two, hier ist J-Two, over?«

In Moores Kopfhörer war zuerst nur ein statisches Rauschen zu hören, dann hörte er endlich eine Stimme. »J-One, J-Two? Hier ist Marina-Two. Ich habe den Kontakt zu Marina-One verloren. Sind Sie noch da, over?«

Es war Sotos Unterführer am Boden, ein Mann namens Morales.

»Marina-Two, hier ist Moore. Ich brauche im Wohnzimmer für Towers einen Sanitäter. Soto ist bei dem Absturz gefallen, over.«

»Verstanden, J-Two. Der Sanitäter ist auf dem Weg.«

Moore seufzte gerade erleichtert auf, als er aus dem Augenwinkel in der Nähe zweier Türen auf der anderen Seite des Wohnzimmers

eine Bewegung bemerkte. Eine Tür stand weit offen. Dahinter lag offensichtlich ein geräumiges Treppenhaus. Eine Gestalt, die eine Gasmaske und einen Trenchcoat trug, eilte die Treppe hinunter. Moore setzte sich sofort in Bewegung. Er war sich zwar nicht ganz sicher, aber die Größe, das Haar und die Statur erinnerten ihn an Rojas.

Irgendwo im ersten Stock führten Sotos Männer immer noch ein Feuergefecht mit zwei von Rojas' Sicherheitsleuten, während Moore mit seiner M4 im Anschlag auf dem dicken roten Teppich die Treppe hinunterstürmte.

Die Lichter gingen an, als Rojas über den Ziegelboden lief. Keine zwei Sekunden später ließ hinter ihm eine Explosion Gipskartonplatten, Holzbalken und Betontrümmer in die unterirdische Garage hinunterstürzen, in der seine Oldtimerautos standen. Er brauchte nur einen Blick, um die Situation einzuschätzen: Die Angreifer hatten ein Loch in die Decke gesprengt und ließen gerade ein Seil herunter. Sie würden sich gleich in das Untergeschoss abseilen.

Rojas hetzte zum linken Tresorraum hinüber und machte sich an dessen Kontrolltafel zu schaffen, während er gleichzeitig versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Er gab den Code ein und ließ seine Fingerabdrücke überprüfen. Dann wurde ihm jedoch klar, dass er zur Iriserkennung seine Gasmaske abnehmen musste. Er atmete noch einmal tief ein, hielt den Atem an, zog die Maske vom Kopf und schaute mit einem Auge in das Gerät hinein. Der Laser blitzte. Dann führte er seinen Finger in die Röhre ein, in der die Blutprobe genommen wurde.

Als der erste Soldat sich am Seil herunterließ, holte Rojas eine Pistole aus seiner Trenchcoattasche und feuerte. Der Soldat ließ sich sofort zu Boden fallen und suchte hinter Rojas' Ferrari 166 Inter aus dem Jahr 1948 Deckung.

Schon begann sich ein zweiter Soldat abzuseilen. Rojas wartete ungeduldig, dass sich der Tresorraum öffnete. Als dessen Tür nach

einem dumpfen Pochen aufschwang, eilte er hinein. Er atmete einmal vorsichtig ohne Maske ein, da er sich relativ sicher sein konnte, dass die Luft hier drinnen sauber war. Dies war tatsächlich der Fall. Er konnte die Tür nicht wieder schließen. Ein Sicherungssystem sollte verhindern, dass er sich versehentlich selbst einschloss.

Er rannte an den Hunderten von Kunstwerken, den Möbeln, Buchvitrinen und Kästen voller wertvollster Antikwaffen vorbei. Selbst in diesem Moment warf er noch einen kurzen Blick auf seine Schallplattensammlung, 10 000 Vinylscheiben, von denen jede in ihrer eigenen Plastikhülle aufbewahrt wurde. Sofia hatte diese Sammlung geliebt und manchmal stundenlang in ihr gestöbert. Er erreichte die Rückwand, wo zwei große Gestelle standen, an denen noch mehr türkische Teppiche hingen. Höhepunkt war ein persischer Seidenteppich aus dem 16. Jahrhundert, den er bei Christie's für 4,45 Millionen US-Dollar ersteigert hatte, was ihn zu einem der teuersten Teppiche der Welt machte.

Er rückte die Gestelle beiseite. Dahinter tauchte jetzt eine Metaltür mit einem Kombinationsschloss auf. Als Zahlenkombination hatte er das Datum seines Hochzeitstags gewählt. Als er die Zahlen eingegeben hatte, klickte das Schloss, er hob einen kleinen Hebel an und zog die Tür auf.

Allmählich geriet er in Panik. Er stellte sich vor, er würde jetzt gefangen genommen werden und müsste Miguel alles erklären. Er hatte seinem Sohn nie erzählt, wie sein Bruder Esteban getötet wurde, wie sich diese Schrotflinte in seiner Hand angefühlt hatte und wie gerne er sich gerächt hätte. Er hatte ihm nie erzählt, wie hart er gekämpft hatte, um seine Unternehmen aufzubauen, und wie viele Risiken er eingegangen war. Er hatte ihm nie erzählt, wie viele Nächte er nicht geschlafen hatte, um seinem Jungen alles geben zu können, wovon dieser träumte, alles. Aber das alles würde bedeutungslos werden. Alle Zeit der Welt, alle Erklärungen und alle Entschuldigungen würden die Tatsache nicht ändern können, dass die Lüge der Tod war.

Ein Stück von Jorge Rojas musste heute Nacht sterben.

Gewehrschüsse direkt vor dem Tresorraum holten ihn wieder in die Gegenwart zurück.

Aber dann fiel ihm etwas auf: Wo war eigentlich Alexsi? War sie bereits in ihrer Gewalt?

Das Licht ging an, als Rojas den rechteckigen Raum betrat, der zwar nicht breiter als 3 Meter, dafür aber 15 Meter lang war. Auf beiden Seiten standen Stahlregale, die unter dem Gewicht des in ihnen gelagerten Bargelds beinahe zusammenbrachen. Es waren amerikanische Dollarnoten, Millionen und Abermillionen US-Dollar, vielleicht 500 Millionen oder mehr – Rojas wusste es selbst nicht.

So viel Geld an einem einzigen Ort zu sehen würde wohl jeden kurzzeitig lähmen, die Notenbündel waren so aufeinandergeschichtet, dass sie richtiggehende grün gefleckte Geldwände bildeten. Rojas hatte sich einmal überlegt, dass diese Banknoten die Seiten einer langen und spektakulären Chronik seines Lebens sein könnten. Und nein, sie waren *nicht* blutgetränkt. Am Ende dieses dritten Tresors standen noch einige Regale voller Schusswaffen und Munition, dieses Mal jedoch keine Sammlerstücke wie in den äußeren Tresorräumen, sondern die *Mata policía*-Pistolen und Sprengkörper, die Samad geliefert hatte und die inzwischen aus Kolumbien hierhergeschmuggelt worden waren. Am Ende dieses Innentresors öffnete sich ein Betondurchgang in einen Tunnel, der zu der kleinen Garage auf der Anhöhe führte. Die Tunnelwände waren mit einem Gerüst aus druckbehandeltem Holz, Betonschalsteinen, Stahlbeton und Zement verstärkt worden. Einen solchen Durchgang hätte Rojas gerne auch zwischen Juárez und den Vereinigten Staaten errichtet. Er war sogar noch weit raffinierter und ausgefeilter als der Tunnel, den Castillo leider zerstören musste.

Er machte sich gerade auf, um durch den Durchgang den Tunnel zu betreten, als hinter ihm ein Soldat den Tresorraum betrat und ein Gewehr auf ihn richtete.

Valley View Apartments
 Laurel Canyon Boulevard
 Studio City, Kalifornien

Samad setzte sich in seinem Bett auf. Der schwache Schein seines Handys warf lange Schatten auf die Zimmerdecke. Talwar, Niazi und das übrige Los-Angeles-Team schliefen in den anderen Zimmern. Rahmani würde ihn jeden Moment anrufen, um sich über die Probelaufe zu informieren. Samad wünschte, der Alte würde sich endlich melden, denn er fühlte sich völlig ausgelaugt. Seine Augen waren zu schmalen Schlitzen geworden. Ihr Vorhaben, dessen Komplexität und Kühnheit und der schiere Wille, der dazu nötig war, forderten ihn bis an seine Grenzen. Er würde nie offen Schuldgefühle zugeben, aber je näher dieser schicksalhafte Moment rückte, desto stärker und schwerer wurden seine Bedenken.

Sein Vater war das Problem. Das alte Foto sprach zu ihm, es wollte ihm mitteilen, dass dies keinesfalls Allahs Wille sein konnte. Allah wollte nicht, dass unschuldige Zivilisten heimtückisch getötet wurden. Man müsse den Ungläubigen ihre Irrtümer aufzeigen und sie nicht wegen dieser Irrtümer ermorden. Das alte Bild erinnerte ihn an den Tag, als sein Vater ihm eine Tüte mit Schokolade in die Hand gedrückt hatte. »Woher hast du die?«, hatte Samad gefragt. »Von einem amerikanischen Missionar. Die Amerikaner wollen uns helfen.«

Samad presste seine Augen zusammen und ballte seine Hände so fest zur Faust, dass ihm die Nägel tief in die Haut eindrangen, als ob er nur auf diese Weise seinen Körper von diesen Schuldgefühlen befreien könnte, sie also wie ein Fieber ausschwitzen könnte. Er musste unbedingt meditieren, er musste zu Allah beten und ihn um seinen Frieden bitten. Ihm kam die 8. Sure des Koran in den Sinn: *O Prophet, feuere die Gläubigen zum Kampf an. Sind auch nur zwanzig unter euch, die Geduld haben, so sollen sie zweihundert überwinden; und sind einhundert unter euch, so werden sie*

eintausend von denen überwältigen, die ungläubig sind, weil das ein Volk ist, das nicht begreift.

Das Handy vibrierte und schreckte ihn aus seinen Grübeleien auf. »Ja, Mullah Rahmani, ich bin es.«

»Läuft alles gut?«

»Gott ist groß. Unser Probelauf verlief hervorragend. Auch die anderen Teams meldeten keine Probleme.«

»Ausgezeichnet. Ich habe eine Nachricht für dich. Wir haben mit dem Sinaloa-Kartell ein Abkommen getroffen. Obwohl Zúñiga ja vor Kurzem getötet wurde, hat sein Nachfolger, übrigens sein Schwager, mir genau dieselben geschäftlichen Konditionen versprochen, die uns Rojas eingeräumt hatte. Es kommt sogar noch besser. Er hat uns mit dem Golf-Kartell in Verbindung gebracht. Auf diese Weise können wir unsere Lieferungen sogar verdoppeln. Wir brauchen also das Juárez-Kartell nicht mehr. Im Übrigen habe ich Señor Rojas' Arroganz und sein Benehmen uns gegenüber stets missbilligt.«

»Er war nicht besonders angenehm, als ich mit ihm sprach.«

»Das spielt jetzt keine Rolle mehr. Ich werde dich morgen wieder anrufen, Samad. Und jetzt wünsche ich dir einen geruhsamen Schlaf. *Allahu akbar*.«

Villa Rojas

Cuernavaca, Mexiko

90 km südlich von Mexico City

Moore war der Gestalt die Treppe hinunter, durch das Untergeschoss und zu den beiden Tresorräumen gefolgt. Dann hatte ihn jedoch von hinten jemand beschossen, und er musste hinter der geöffneten Tür des Tresorraums in Deckung gehen.

Als er kurz hinter der Tür hervorlugte, entdeckte er den Angreifer auf der anderen Seite des Untergeschosses, wo er neben einem der Oldtimer kauerte. Als er das Gesicht hob, zeigte sich, dass er unter

seiner Gasmaske eine Augenklappe trug. Moore gab einen 3-Schuss-Feuerstoß auf ihn ab. Die Gestalt wechselte daraufhin die Deckung.

Diesen Moment nutzte Moore aus, richtete sich wieder auf und schlüpfte in den Tresorraum hinein. Inzwischen hatten sich bereits drei Männer der Soto-Truppe in das Untergeschoss abgeseilt und lieferten sich jetzt einen Schusswechsel mit dem einäugigen Castillo. Moore funkte Marina-Two an und bat ihn, seine Männer anzuweisen, den Sicherheitschef so zu beschäftigen, dass er für Moore keine Gefahr mehr darstellte. »Teilen Sie unbedingt mit, dass ich in diesem Tresorraum bin!«, fügte er hinzu.

Während Sotos Männer Castillo mit Feuerstößen in Deckung zwangen, arbeitete sich jetzt Moore durch den Tresorraum vor. Er schaute in alle Ecken und Winkel, unter die Möbel und hinter die Teppiche, wo sich eventuell jemand verstecken könnte. Dies war ein abgeschlossener Gewölbekeller, irgendwo musste der andere ja stecken! Aber dann sah er plötzlich neben diesem Teppichgestell eine weitere Tür mit einem Kombinationsschloss, die einen Spalt offen stand.

Sein Herz begann zu rasen. *Ach, was soll's!* Er riss seine Gasmaske herunter, er brauchte jetzt alle seine Sinne. Die Luft war jedoch gut, zumindest im Moment noch. Er hatte bereits in der Grundausbildung im berühmt-berüchtigten Gasübungsraum ausführlich den Umgang mit den unterschiedlichsten chemischen Kampfstoffen trainiert und danach dieses Training bei den SEALs fortgesetzt. Er musste sich mit und ohne Maske solchen Gasen aussetzen. Dabei hatte er oft rote Augen bekommen und sich übergeben müssen. Seine erweiterte Lungenkapazität verschaffte ihm jedoch einen gewissen Vorteil, denn er konnte den Atem länger anhalten als die meisten seiner Kameraden.

Er näherte sich vorsichtig der Tür, wartete dann eine Sekunde und stürzte in den nächsten Raum.

Als er sich dort umschaute, traf es ihn wie ein Schlag: Diese Regale mit ihren unendlich vielen Geldbündeln und am anderen Ende des Tresorraums all diese Schusswaffen und Sprengkörper und der Betondurchgang, der offensichtlich in einen weiteren Tunnel führte, brachten ihn kurzzeitig leicht aus der Fassung.

Aber dann traf ihn ein weiterer Anblick wie ein Stromstoß: Rojas, der eine AK-47 in der Hand hielt.

Sein Gegenüber reagierte viel schneller, als Moore es erwartet hatte. Rojas hob blitzschnell seine Kalaschnikow und gab einen langen Feuerstoß ab.

Zwei Kugeln trafen Moore links an der Brust und schleuderten ihn rückwärts auf ein Geldregal. Seine Schutzweste hatte die Geschosse zwar abgefangen, aber er bekam für Sekunden keine Luft mehr, und sein Gegenfeuer verfehlte das Ziel und schlug in die Geldstapel ein.

Rojas selbst warf sich jetzt blitzschnell auf den Boden, kam dabei jedoch so hart auf dem Ellbogen auf, dass ihm sein Gewehr aus der Hand glitt.

Moore fand sein Gleichgewicht wieder und ging in die Hocke. Rojas wollte gerade seine AK-47 aufheben, als er plötzlich stoppte. Ihm wurde bewusst, dass er Moore jetzt ausgeliefert war. Er hatte keine Chance mehr, zu entkommen. Er hob erst die eine Hand über den Kopf und dann die andere.

»Aufstehen!«, befahl Moore.

Rojas richtete sich auf, ließ jedoch sein Gewehr klugerweise auf dem Boden liegen. Mit erhobenen Händen stand er jetzt barfußig vor Moore.

Das war also der reichste Mann von ganz Mexiko, inmitten der Beute aus den Kriegen, die er gegen Mexiko, die Vereinigten Staaten und den Rest der Welt geführt hatte. Er hatte Krankenhäuser und Schulen bauen lassen, während gleichzeitig das Krebsgeschwür seines Imperiums auf den Schulhöfen vieler Länder wucherte. Er war ein Heiliger, dessen weiße Gewänder jedoch blutgetränkt

waren. Jahrzehntelang hatte er seine Taschen mit dem Leid von Millionen gefüllt. Natürlich war er so selbstgerecht, dass er völlig ignorierte, wie viele Menschen seinetwegen gestorben waren.

Aber Moore hatte wenigstens einige von ihnen gekannt. Er spürte, dass ihm deren Geister jetzt über die Schultern blickten, da ihr Tod vergeblich gewesen wäre, wenn nicht diese Nacht, dieser Augenblick gekommen wäre.

Rojas schüttelte den Kopf und schaute ihn mitleidig an. »Diese armselige Razzia? War das alles? Glauben Sie, dass das irgendetwas ändert? Sie werden mich verhaften, doch ich werde bald wieder ein freier Mann sein.«

»Ich weiß«, sagte Moore, stellte sein Gewehr ab und zog eine Glock, die bereits durchgeladen war. Er richtete sie auf Rojas' Kopf. »Ich bin nicht hier, um Sie zu verhaften.«

Castillo lag auf dem Boden und lehnte sich mit dem Rücken an einen von Rojas' Oldtimern, an die Corvette aus dem Jahr 1963, um genau zu sein. Eine Kugel hatte ihn in den Hals getroffen, und er lag im Sterben. Plötzlich hörte er aus dem Innern des Tresorraums einen Schuss. Er riss sich die Gasmaske vom Kopf, entfernte seine Augenklappe und begann zu Gott zu beten, er möge seine Seele in sein Reich aufnehmen. Es war ein gutes Leben gewesen. Er hatte immer gehaut, dass sein Ende so aussehen würde. Wer von der Kugel lebte, sollte auch durch die Kugel sterben. Er hätte nur noch gerne gewusst, ob Señor Rojas entkommen war. Wenn er mit dem Wissen sterben könnte, dass sein Boss es geschafft hatte, würde er diese Erde mit einem Lächeln auf den Lippen verlassen. Alles, was er war, verdankte er Jorge Rojas.

Im Verlauf der Operation waren Sotos Männer der Küchenchef, eine Menge Dienstpersonal und eine Frau in die Hände gefallen, die später als Rojas' Freundin Alessi identifiziert wurde. Als das ganze Haus gesichert war, stiegen Moore und Towers, der seinen Arm in

einer Schlinge trug, in ein Zivilauto, das um die Ecke geparkt war und ihnen notfalls als Fluchtwagen gedient hätte. »Zu schade, dass Sie ihn erschießen mussten ...«

Towers hob eine Augenbraue und wartete auf Moores genauen Bericht.

Der schaute jedoch zur Seite und stieg auf den Fahrersitz. »Wir sollten abhauen, bevor der Zirkus hier anfängt. Wir müssen Sonia abholen, dann fahren wir zum Flughafen.«

Misión del Sol

Kur- und Badeanlage

Cuernavaca, Mexiko

Miguel hörte das Klopfen an der Tür. Als er aufschaute, war Sonia bereits aufgestanden, hatte ihren Morgenrock angezogen und war zur Tür gegangen. Sie ließ zwei Männer ein, die beide Stoffhosen und dunkle Jacketts trugen. Dann machte sie das Licht an. Die jähe Helligkeit ließ ihn blinzeln.

»Sonia, was ist los? Wer sind diese Männer?«

Sie trat ans Bett und hob die Hände. »Entspann dich. Diese Jungs gehören zu meinem Team.«

»Deinem Team?«

Sie atmete tief durch und ließ den Blick durch den ganzen Raum wandern, als ob sie nach den passenden Worten suchen würde. Tatsächlich war das auch der Fall. »Schau, es geht um deinen Vater. Es ging immer um ihn.«

Er sprang aus dem Bett und wollte zu ihr hinübergehen, aber einer der Männer stellte sich vor ihn und schaute ihn drohend an.

»Sonia, was soll das alles?«

»Ich muss dir Lebewohl sagen. Und dass es mir leidtut. Du bist immer noch ein junger Mann mit einer großen Zukunft trotz allem, was dein Vater getan hat. Das solltest du nie vergessen.«

Er begann zu zittern und hatte Mühe zu atmen. »Wer bist du?«

Ihre Stimme wurde jetzt kühl, stahlhart und seltsam professionell. »Offensichtlich nicht die, für die du mich hältst. Das trifft allerdings auch auf deinen Vater zu. Was ihn angeht, hattest du recht.«

»Tatsächlich?«

»Ich muss jetzt gehen. Du wirst mich nie wiedersehen.« Sie warf ihm sein Handy zu. »Pass auf dich auf, Miguel.«

»Sonia?«

Sie wandte sich mit ihren beiden Begleitern zum Gehen.

»Sonia, verdammt noch mal, bist du verrückt geworden?«

Sie schaute sich nicht um.

»SONIA, GEH NICHT WEG! DU KANNST NICHT EINFACH SO WEGGEHEN!«

Einer der Männer drehte sich um und richtete den Finger auf ihn. »Sie bleiben schön hier«, drohte er. »Bis wir gegangen sind.«

Er machte die Tür hinter sich zu. Miguel stand vollkommen schockiert da und hörte im Geist noch einmal alle zärtlichen Worte, die Sonia zu ihm gesagt hatte, alle diese Millionen von Lügen.

Treffer

Gulfstream III

Unterwegs nach San Diego, Kalifornien

2.20 Uhr Ortszeit

Die CIA wollte, dass Moore und Sonia Mexiko sofort verließen. Towers bekam von seinen BORTAC-Oberen denselben Befehl. Die Operation war zwar ein Erfolg gewesen, hatte jedoch Soto und sieben seiner Männer das Leben gekostet. Auch die Black-Hawk-Piloten und die Teamführer waren gefallen. Das waren zwar schreckliche Neuigkeiten, aber diese Männer kannten die Gefahren ihres Handwerks und hatten sie akzeptiert.

Sonia wirkte zwar noch angeschlagen, als sie das Hotel verließen, aber fünf Minuten später schien sie wieder voll auf dem Damm und dankte Moore, dass er ihr in San Juan Chamula das Leben gerettet hatte.

»Und ja«, fügte sie hinzu, »ich schulde Ihnen einen Kaffee.«

»Diese Schuld werde ich ganz bestimmt eintreiben«, erwiderte er ihr mit einem Augenzwinkern.

Im Flugzeug verschränkte sie die Arme vor der Brust und versank tief in ihrem Sitz, während sie sich ausführlich mit ihrem Smartphone beschäftigte. Moore bewunderte sie wegen der persönlichen Opfer, die sie gebracht hatte. Immerhin hatte sie sich Miguel hingegeben, um in Rojas' Nähe zu gelangen. Dabei war dieser Mann so gut geschützt, dass ihre Mission geradezu unmöglich erschienen

war. Sie war zwar noch jung, aber offensichtlich sehr professionell, eine Agentin, die die Begleiterscheinungen ihrer Arbeit und den schrecklichen emotionalen Tribut, die diese von ihr fordern würde, vorausgesehen hatte. Dabei war ihre Entschlossenheit, diese Aufgabe zu Ende zu führen, stets unerschütterlich gewesen. Relativ früh hatte sie erkannt, dass ihre Mission zu einem familiären Kollateralschaden führen könnte. Rojas' Sohn standen jetzt jahrelange Untersuchungen und Verdächtigungen bevor. Wer würde glauben, dass Miguel Rojas tatsächlich nicht wusste, welche Geschäfte sein Vater betrieben hatte? Sonia konnte ihm dabei nicht mehr helfen. Die CIA würde es keinesfalls zulassen, dass sie vor Gericht, ob nun öffentlich oder nichtöffentlich, aussagte. Vielleicht würde sie in einer vertraulichen Sitzung des Geheimdienstausschusses des US-Kongresses ihre Version der Ereignisse zu Protokoll bringen können, aber das würde Miguel natürlich in keiner Weise helfen. Sie wusste das und erkannte auch das volle Ausmaß ihres Verrats. Ihre Stärke fand Moore äußerst beeindruckend.

Towers hatte den mexikanischen Sanitätern erlaubt, ihn zu verbinden und die Blutung zu stoppen. Aber sobald er und Moore zurück in San Diego wären, würde er sich in einem amerikanischen Krankenhaus behandeln lassen. Man würde ihn röntgen und einer MRT unterziehen. Dann würde man ihn wohl zusammenflicken müssen, denn die Austrittswunde auf seiner Schulter sah hässlich aus. Er hatte jedoch darauf bestanden, das in San Diego erledigen zu lassen. Deshalb ruhte er sich jetzt auch im Flugzeug neben Moore aus.

Moore selbst hatte nur ein paar Prellungen auf der Brust abbekommen, Neuzugänge zu der Sammlung auf seinem Körper, die seit dem Beginn der Operation ständig angewachsen war. Er balancierte seinen Computer auf dem Schoß und schaute sich die mexikanischen Fernsehberichte über den Angriff auf Rojas' Villa an. Er musste kichern, als ein TV-Moderator meinte, dass es sich hierbei um die »schockierende Entlarvung des geheimen Lebens eines der

reichsten Männer der Welt« handle. Wie geplant, kassierte die mexikanische Marine die gesamten Lorbeeren für das Unternehmen. Mit keinem Wort wurde eine US-amerikanische Unterstützung erwähnt. Moore konnte kaum glauben, dass die mexikanischen Behörden den Fernsehleuten bereits Aufnahmen in den Tresorräumen gestatteten. Natürlich waren die »Geldwände« längst verschwunden. Die FES-Teams hatten das ganze Geld »in Obhut genommen«. Die mexikanische Regierung wusste bestimmt nicht, ob sie für diesen Einsatz dankbar sein oder über ihn wütend sein sollte. Einerseits hatten die FES diese Operation ohne ihr Wissen und ihre Erlaubnis durchgeführt. Andererseits war sie zu einem großen Coup gegen das organisierte Verbrechen geworden und konnte jetzt als große Werbe-Story für den Krieg des mexikanischen Präsidenten gegen die Drogenbarone dienen.

Gleichzeitig berichtete Associated Press über eine Polizeirazzia auf das Dschungellagerhaus eines gewissen Juan Ramón Ballesteros, der angeblich Chef eines der produktivsten und profitabelsten kolumbianischen Drogenkartelle war und enge Verbindungen zum mexikanischen Juárez-Kartell unterhielt. (Dante Corrales' Enthüllungen trugen also bereits die ersten Früchte.) Überraschenderweise wurde Ballesteros lebend gefangen. Moore erfuhr aus einem CIA-Bericht, dass Agency-Agenten die Razzia auf Ballesteros' Drogencamp angeführt hatten. *Hooyah*. Eine weitere kleine, aber gewonnene Schlacht!

Wie versprochen gab Towers die Namen aller korrupten Bundespolizisten, die Gómez ihnen verraten hatte, an die mexikanischen Behörden weiter. Insgesamt waren es zweiundzwanzig Namen, einschließlich einer überraschenden, wenn nicht sogar deprimierenden Enthüllung: Der Staatssekretär für öffentliche Sicherheit der mexikanischen Bundesregierung stand ebenfalls auf Rojas' Gehaltsliste. Towers übermittelte die Namen nicht nur an die Führung der Federales, sondern ließ sie unter der Hand auch an die Medien durchsickern und schickte die entsprechende Liste als E-Mail an

den mexikanischen Präsidenten. Solche Protestaufläufe, wie sie Gloria Vega vor der Polizeistation Delicias erlebt hatte, würden bald in ganz Juárez und in Städten überall in Mexiko stattfinden: Wütende Polizisten würden die Bestrafung ihrer korrupten Bosse fordern.

Towers hatte sich ja vorgenommen, die ganze Sache auf seine Weise zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen, was ihm jetzt auch auf eindrucksvolle Weise zu gelingen schien. Gómez selbst, der immer noch glaubte, er werde als Kronzeuge weitgehend geschont, würde jedoch zu seiner Überraschung bald an die Vereinigten Staaten ausgeliefert werden, um dort wegen Verschwörung zum Mord und allen anderen Straftatbeständen angeklagt zu werden, die die Staatsanwälte ihm nachweisen konnten. Eine zweite kleine gewonnene Schlacht ...

Der Wendehals-*Sicario* Dante Corrales würde ins Zeugenschutzprogramm aufgenommen werden, da er sich bereit erklärt hatte, weitere Namen zu nennen und bei der Zerschlagung des Kartells zu helfen. Seine Informationen über die Verbindungen des Kartells nach Afghanistan und Pakistan waren jedoch leider veraltet. Auch seine Angaben über mögliche Aufenthaltsorte Rahmanis waren Schnee von gestern, wie Moores Kollegen in dieser Region bestätigt hatten. Moore schickte jetzt eine weitere E-Mail an Wazir und fragte ihn, ob er inzwischen etwas über den Fatimas-Hand-Anhänger und die Taliban-Truppe erfahren hatte. Moore hegte die Befürchtung, dass diese Männer sich inzwischen in den Vereinigten Staaten aufhielten. Die CIA hatte leider noch keinerlei Anhaltspunkte über Gallaghers Aufenthaltsort, obwohl man ihn als den Mann hatte identifizieren können, der den Handwerker angeheuert hatte, der in Calexico die Polizeifahrzeuge umlackiert hatte. Offensichtlich hatte sich Gallagher den CIA-Peilsender aus der Schulter herausoperieren lassen. Als erfahrener Außenagent wusste er, wie man Leute aufspürte, die untertauchen wollten. Jetzt konnte er diese Kenntnisse dazu benutzen, selbst von der Bildfläche zu

verschwinden. Über die Jahre hatte er alle Methoden studiert, mit denen sich Menschen jeder Verfolgung zu entziehen suchten. Er wusste inzwischen, welche funktionierten und welche nicht. Ihn zu finden würde eine Menge Geld, Zeit, Mühen und, wie Moore vermutete, eine an Besessenheit grenzende Entschlossenheit benötigen.

Kurz darauf schlief Moore ein und wurde erst wieder von der Flugbegleiterin geweckt, als sie ihn bat, zur Landung die Sitzlehne hochzustellen und den Sicherheitsgurt anzulegen.

San Diego, Kalifornien

Ortszeit 4.05 Uhr

Nach der Landung teilte Sonia mit, dass sie sofort mit einem anderen Flugzeug nach Langley weiterreisen würde, um dort ihren Vorgesetzten Bericht zu erstatten.

»Sie haben einen großartigen Job gemacht«, sagte Moore. »Ich bewundere Sie ehrlich.«

Sie lächelte gequält. »Danke.«

Moore fuhr Towers ins Sharp-Memorial-Krankenhaus, das wichtigste und beste Traumatologie- und Unfallzentrum der Stadt. Als die Krankenschwestern erfuhren, dass Towers ein Polizeibeamter war, behandelten sie ihn wie einen absoluten VIP. Zehn Minuten später untersuchte ihn bereits ein Arzt. Sie erzählten Towers, dass zumindest sein Timing hervorragend sei. In ein paar Stunden beginne nämlich der morgendliche Stoßverkehr, und dann werde hier ein Unfallopfer nach dem anderen eingeliefert. Sie waren eben ein typisches Unfallkrankenhaus in einer amerikanischen Großstadt.

Im Wartezimmer las Moore eine E-Mail von Slaters Sekretärin, die ihm mitteilte, man werde wohl im Laufe des Tages noch eine Videokonferenz veranstalten. Moore hatte bereits vom Flugzeug aus seine Bosse über die neuesten Entwicklungen informiert.

Als er gerade wieder eindöste, hallte ein Gewehrschuss durch die Berge. Moore fluchte und schreckte auf. Tatsächlich war es allerdings kein Waffenfeuer, sondern nur sein vibrierendes Handy. Ein Anruf von Wazir. Moore stand auf und ging auf den Gang vor dem Wartezimmer hinaus. »Wie geht es Ihnen, mein Freund?«

»Ich weiß, es ist noch früh bei Ihnen, aber ich musste einfach anrufen. Notfalls hätte ich Ihnen eine Nachricht hinterlassen.«

»Stimmt etwas nicht?«

»Einige der Informanten, die Ihre Leute rekrutiert haben, richten ziemlichen Schaden an. Eine Drohne hat gestern Raketen abgeschossen und dabei eine meiner besten Informationsquellen getötet. Sie müssen das unbedingt stoppen!«

»Ich rufe gleich nach unserem Gespräch dort an.«

»Ich kann Ihnen nicht helfen, wenn Sie mir nicht helfen. Ihre CIA tötet ausgerechnet die Leute, die ich am dringendsten brauche!«

»Wazir, ich verstehe vollkommen.«

»Gut.«

»Haben Sie etwas für mich?«

»Schlechte Neuigkeiten. Eine Gruppe von siebzehn Mann ist durch einen Tunnel zwischen Mexicali und Calexico in die Vereinigten Staaten eingedrungen, wie Sie es befürchtet haben. Samad, Rahmanis Faust, ist dabei und zwei seiner Unterführer, Talwar und Niazi. Es ist bekannt, dass Samad einen Fatimas-Hand-Anhänger um den Hals trägt.«

Moore ballte seine Hand zur Faust und unterdrückte einen Fluch. »Ich brauche alles, was Sie über diese Männer haben, und zwar über alle siebzehn. Und ich muss wissen, wo sich Samad und Rahmani aufhalten ...«

»Ich arbeite bereits daran. Rahmani ist hier, aber er wechselt ständig den Aufenthaltsort und, wie ich gesagt habe, wird das Ganze für mich ziemlich gefährlich. Sie müssen diese Drohnenangriffe

unbedingt stoppen. Sagen Sie Ihren Leuten, sie sollen sich zurückhalten, sonst kann ich nicht für Sie arbeiten.«

»Das erledige ich sofort.«

Moore rief Slater an, der gerade auf dem Weg in sein Büro war. Moore teilte ihm mit, was Wazir gesagt hatte, und fügte hinzu: »Sie müssen diese Drohnenangriffe stoppen. Sie sollen Erkundungsflüge machen, aber keine Bomben oder Raketen einsetzen. Mindestens für die nächste Zeit.«

»Ich brauche belastbare Beweise.«

»Die werden Sie nicht bekommen, wenn Sie meine Quellen töten. Ich habe gerade die Bestätigung erhalten. Samad ist bereits im Land. Er hat ein Team dabei. Gallagher hat ihnen geholfen.«

»Ich spreche mit dem Heimatschutzministerium und schaue mal, ob sie ihrerseits tätig werden wollen und vielleicht die Terrorwarnstufe erhöhen.«

Die Aktivitäten staatlicher Dienste, die mit den jeweiligen Terrorwarnstufen verbunden waren, wurden der Öffentlichkeit nicht vollständig bekannt gemacht. Manchmal wusste selbst die CIA nichts von diesbezüglichen Operationen anderer Dienste und Organisationen, was nicht weiter erstaunlich war, da die Agency selbst einige ihrer Undercover-Missionen, etwa jene Sonias, vor ihren eigenen Abteilungen und Agenten geheim hielt. Außerdem hatten Gerichte einige Anti-Terror-Maßnahmen bereits für illegal erklärt, über andere wurde noch verhandelt. Hinzu kamen die Vorwürfe, das ganze System werde immer wieder von Politikern manipuliert. So würden zum Beispiel die Terrorwarnstufen vor wichtigen Wahlen erhöht werden.

Moore dankte Slater, um dann noch einmal auf sein Hauptanliegen zurückzukommen: »Es ist absolut unerlässlich, dass wir die Angriffe einstellen, verstehen Sie? Mein Wazir ist ein guter Mann, der beste, den wir dort drüben haben. Er wird uns helfen, diese Bastarde zu finden. Stellen Sie vor allen Dingen diese Angriffe ein!«

Slater zögerte erst ein wenig, dann sagte er: »Informieren Sie mich, wie es Towers geht. Ich habe heute ein übervolles Programm, aber ich werde später noch einmal mit Ihnen reden.«

7-Eleven-Mini-Markt

In der Nähe des Internationalen Flughafens von San Diego

Kashif Aslam, ein 41-jähriger Einwanderer aus Pakistan, träumte davon, einmal selbst einen 7-Eleven-Markt zu besitzen. Im Moment war er jedoch der Geschäftsführer des Ladens am Reynard Way, der nur etwa 1,5 Kilometer vom Flughafen entfernt lag. Weil die anderen Ex-Pakistani, die in diesem Viertel lebten, immer wieder danach gefragt hatten, hatte Aslam begonnen, *Pakor*as zu verkaufen, einen pakistanischen Snack, der aus Kartoffelscheiben, Zwiebelringen oder Blumenkohlstücken bestand, die roh in einen Teig aus Kichererbsenmehl und Gewürzen getaucht und dann in Öl frittiert wurden. Jeden Morgen stand seine Frau ganz früh auf, um den Teig vorzubereiten und das Gemüse klein zu schneiden, wobei sie täglich zwischen Kartoffeln, Zwiebeln und Blumenkohl abwechselte. Aslam nahm dann die *Pakora*-Zutaten in sein Geschäft mit, um sie dort bei Bedarf in der Fritteuse auszubacken. Diese Snacks waren ein solcher Renner, dass der Eigentümer des Geschäfts Aslam alle Zutaten und die Arbeit seiner Frau bezahlte.

Nach sechs Jahren kannte Aslam alle seine Stammkunden, vor allem wenn sie wie er aus Pakistan kamen. Kurz vor Mittag betraten jetzt drei Fremde Anfang Zwanzig den Laden und freuten sich, als sie die frittierten Köstlichkeiten sahen. Sie waren alle Landsleute, die Urdu sprachen und ihm auch noch die letzte *Pakora* abkauften. Natürlich weckten sie seine Neugier. Aslam fragte sie, wie sie von ihm und seinen Snacks erfahren hätten. Sie sagten, sie hätten einen Freund, der im Flughafen arbeite. Seltsamerweise konnten sie ihm aber seinen Namen nicht sagen. Sie meinten nur, ein weiterer Freund hätte sie mit ihm bekannt gemacht. Das konnte durchaus sein,

aber irgendetwas an diesen Menschen kam ihm verdächtig vor, ihre nervöse Reaktion, als er ihnen diese Fragen stellte, ihr Unwille, ihm zu berichten, wie lange sie sich bereits in diesem Lande aufhielten und aus welcher Gegend Pakistans sie stammten. Aslam beschloss, heimlich ihrem Gespräch zu lauschen, als sie vor dem Laden ihre *Pakor* verzehrten. Er tat so, als würde er den Abfall hinausbringen, und stellte sich dann hinter den großen Müllcontainer. Von dort aus konnte er zwar nicht alles verstehen, aber er hörte, dass sie sich über Flugnummern und Flugrouten unterhielten.

Aslam glaubte an Amerika. Das Land war zu ihm, seiner Frau und seinen sechs Töchtern immer gut gewesen. Er wollte keine Probleme haben, und er wollte vor allem nicht, dass etwas oder jemand sein neues Leben und seine vielversprechende Zukunft gefährdeten.

Obwohl er nichts beweisen konnte, glaubte Aslam, diese Männer könnten Kriminelle – vielleicht Schmuggler – sein oder sich zumindest illegal im Land aufhalten. Er wollte nicht, dass die US-Behörden ihn oder den Laden in irgendeiner Weise mit ihnen in Verbindung brachten. Er wollte nicht, dass sie noch einmal in seinem Geschäft auftauchten. Sie fuhren einen dunkelroten Nissan, dessen Kennzeichen sich Aslam notiert hatte. Nachdem sie weggefahren waren, rief er die Polizei an. Einige Zeit später kamen zwei Streifenpolizisten vorbei, die seine Aussagen protokollierten. Eine halbe Stunde später erschien ein Mann im Geschäft, der sich als FBI-Agent Peter Zarick auswies, um ihn genau zu befragen. Danach meinte er, man werde das Kennzeichen überprüfen, und versicherte Aslam, dass man ihn auf keinen Fall mit dieser Sache in Verbindung bringe.

»Und was passiert jetzt?«, fragte er den Mann beim Abschied.

»Mein Boss wird diese Information an alle anderen Dienststellen weitergeben.«

»Das ist sehr gut«, sagte Aslam. »Ich möchte nicht, dass hier jemand etwas zustößt.«

Peter Zarick setzte sich in seinen Wagen und bog aus dem Parkplatz des 7-Eleven aus. Wenn er ins FBI-Außenbüro zurückkam, würde er einen Bericht an seinen Chef, den leitenden Spezialagenten Meyers, verfassen, der ihn dann nach Virginia an das nationale Zentrum für Terrorbekämpfung faxen würde. Das National Counterterrorism Center (NCTC) führte dreimal am Tag mit allen größeren Geheimdiensten gesicherte Videokonferenzen durch und hielt auch sonst ständigen Kontakt zu den wichtigsten in- und ausländischen Nachrichtendiensten und Anti-Terror-Organisationen.

Seitdem nach den Ereignissen in Calexico ein sogenannter BOLO(»Be on the Lookout)-Alarm ausgerufen wurde, der alle FBI-Leute zu erhöhter Wachsamkeit aufforderte, und dann noch bekannt geworden war, dass dabei ein FBI-Kollege, Michael Ansara, getötet worden war, suchte Zarick die ganze Umgebung ständig nach Anzeichen für terroristische Aktivitäten ab. Dies hier war die erste heiße Spur, auf die er gestoßen war. Er konnte seine Aufregung kaum verbergen, als er das Field Intelligence Group Office am Aero Drive erreichte. Er stieg aus dem Wagen und rannte ins Büro.

*DEA, Office of Diversion Control
San Diego, Kalifornien*

Um 14.00 Uhr hatten Towers und Moore das Krankenhaus verlassen und waren in den Konferenzraum zurückgekehrt. Towers fühlte sich großartig, nachdem man seine Schulter und seinen Arm verarztet hatte. Die Schusswunde hatte viel schlimmer ausgesehen, als sie es dann schließlich war. Der Arzt gratulierte Towers immer wieder dazu, wie viel Glück er gehabt hatte und dass unter anderem seine Lunge hätte kollabieren können. Sie wollten seinen Arm in die Schlinge legen, aber das lehnte er ab. Moore hatte in seiner Karriere viele angeschossene Agenten erlebt. Manchmal wurden dann gerade die »harten Jungs« zu weinerlichen Memmen, aber Towers war hart und zäh und offensichtlich ein ganz dickhäutiger Bastard. Er

wollte kein Mitgefühl, sondern ein Hühnchen-Sandwich mit Pommes frites. Sie fuhren also bei Kentucky Fried Chicken vorbei und bestellten sich dort zwei richtig große Portionen. Während sie aßen, schauten sie sich auf CNN die Nachrichten an, ob diese etwas Neues über den Fall Rojas brachten. Gleichzeitig schaute Moore auch auf seinem Smartphone die Berichte über die bisherige Suche nach Samad und seiner Gruppe durch. Deren Spur endete immer noch auf dem Flughafen von Calexico. Sie hatten zwar alle Fluglisten aller Flughäfen in der näheren und weiteren Umgebung überprüft. Allerdings war dies eine Suche nach der Nadel im Heuhaufen, da die FAA nur Unterlagen über zwei Drittel aller Kleinflugzeuge besaß, wie ihm Towers noch einmal bestätigte. Es gab keine Zeugen, und selbst wenn jemand die Gruppe gesichtet haben sollte, hatten sie sich sicher als Wanderarbeiter getarnt, die es in dieser Gegend überall gab.

Ein Teil von Moore hätte gerne geglaubt, dass Samad und seine Gruppe nur Schläfer waren, die die nächsten Jahre heimlich in den Vereinigten Staaten leben sollten, bis man sie irgendwann bei einer Aktion einsetzen würde. Dies hätte ihm und der CIA genug Zeit gelassen, sie zu jagen ... und zu töten. Im nächsten Moment fragte er sich jedoch, was sie wohl in diesen rechteckigen Taschen mitgeführt hatten, Gewehre, Panzerfäuste, Raketenwerfer oder, Gott bewahre, Atombomben? Natürlich suchten die Analytiker der CIA zusammen mit einem Dutzend anderer Behörden und Dienste wie dem Heimatschutzministerium, dem NEST (Nuclear Emergency Support Team/»Team für atomare Notfälle«), dem FBI und Interpol auf dem gesamten Planeten nach Anzeichen für größere Waffenkäufe in jüngster Zeit. Dabei hatten sie vor allem die Taliban in Waziristan und die pakistanische Armee im Visier. Nach Dutzenden von falschen Spuren war diese Suche allerdings weitgehend im Sande verlaufen. Moore stieß plötzlich einen lauten Fluch aus.

»Nicht aufregen, Mann«, sagte Towers. Er griff in seine Brusttasche und holte ein Arzneimittelfläschchen heraus. »Möchten Sie eine Schmerztablette?«

Moore schaute ihn nur scharf an.

Etwa um 16.45 Uhr erhielt Moore eine E-Mail, die ihn beinahe umwarf. Maqsud Kayani, der Kommandant dieses pakistanischen Patrouillenboots und Neffe des ermordeten Oberst Saadat Khodai, teilte ihm einige wichtige Informationen mit, die er von einem ISI-Agenten erhalten hatte, einem Freund seines ermordeten Onkels. Der pakistanische Militäргеheimdienst ISI hatte vor Kurzem eine Gruppe von Taliban-Sympathisanten in Waziristan verhört. Einer von ihnen hatte ausgesagt, dass sein Bruder auf einer Mission in den Vereinigten Staaten sei. Dann folgte der ironischste oder vielleicht auch verhängnisvollste Teil der E-Mail:

Dieser Bruder hielt sich gerade in San Diego auf!

Bitte vergessen Sie niemals, dass mein Onkel ein tapferer Mann war, der genau wusste, was er tat. Ich hoffe, dass diese Information Ihnen helfen wird, die Männer zu fassen, die ihn ermordet haben.

Moore zeigte die E-Mail Towers, der beinahe vom Stuhl fiel, als fast gleichzeitig auf seinem Computerbildschirm ein Text auftauchte: »Das hiesige FBI-Außenbüro meldet eine heiße Spur: Drei Männer in einem 7-Eleven, alle aus Pakistan. Der Mann, der sie meldete, ist ebenfalls ein Pakistani. Er hat sich auch die Autonummer notiert.«

»Haben Sie das Fahrzeug schon überprüft?«

»Ja, der Wagen gehört einer Autovermietung in der Nähe des Flughafens. Der Junge, der ihn mietete, passt zu der Beschreibung der Typen im 7-Eleven. Sein Ausweis war wohl gefälscht, und auch seine Adresse war falsch – Mann, Mann, Mann, einen Moment. Heilige Scheiße.«

»Was?«, rief Moore aufgeregt.

»Gerade hat die Flughafensicherheit angerufen. Sie haben das Auto in der Handy-Wartezone am North Harbor Drive gesehen. Sie haben Anweisung, sich ihm nicht zu nähern.«

Moore sprang auf. »Gehen wir!«

Ein paar Sekunden später saßen sie bereits in ihrem Geländewagen mit Moore am Steuer und Towers am Handy. Gerade sprach Towers mit Meyers vom FBI, der bereits seine Spezialeinsatztruppe, das SWAT(Special Weapons and Tactics)-Team, losgeschickt hatte.

»Sagen Sie ihnen, dass sie sich erst einmal zurückhalten sollen!«, rief Towers ins Telefon. »Wir möchten nicht, dass die Kerle türmen. Halten Sie Ihre Leute zurück!«

Moore hatte den Flughafen in das GPS-Gerät an der Windschutzscheibe eingegeben. Er folgte seinen Befehlen: Viewridge Avenue nach Westen bis zur Balboa Avenue, links abbiegen auf die Interstate 15 und dann weiter auf der Interstate 8. Inzwischen war Hauptverkehrszeit. Die Autobahn war total verstopft. Moore umkurvte auf verbotene Weise die Autos vor ihm auf der rechten und der linken Seite. Bis zum Flughafen waren es 22 Kilometer, ohne Verkehr war das also eine Fahrt von 20 Minuten. Als sie jedoch auf den San Diego Freeway einbogen, erstreckten sich die Bremslichtbänder und die in der Sonne glänzenden Autos bis zum Horizont.

Moore wich jetzt einfach auf den Randstreifen aus und brauste diesen hinunter, wobei er eine kleine Abfallwolke hinter sich herzog. Sie rumpelten über weggeworfene Fast-Food-Tüten, die Gummikarkassen von Lastwagenreifen und andere Hindernisse, die am Rande einer solchen Schnellstraße herumliegen. Erst kurz vor der nächsten Ausfahrt, die sie nehmen mussten und die unglücklicherweise auf der linken Seite lag, wie es in Südkalifornien oft der Fall ist, mussten sie sich wieder in den Hauptverkehr einfädeln.

Internationaler Flughafen von Los Angeles (LAX)

Handy-Wartezone

Airport Boulevard 9011

Samads Mund wurde trocken, als sie in den Handy-Kurzparkplatz einbogen. Er schaute auf die Uhr: Genau 17.29 Uhr Ortszeit. Er blickte zu dem neben ihm sitzenden Niazi hinüber. Die Augen des jungen Mannes waren groß wie Suppenteller, und er leckte seine Lippen wie ein Schneeleopard vor seinem letzten tödlichen Sprung. Samad drehte sich dann zu Talwar um, der die Abschussrampe schon auf der Schulter hatte und still betete. Der Motor des Transporters brummte leise, und Samad drückte auf einen Knopf, um sein Fenster abzusenken. Er wollte unbedingt die kühle Abendluft einatmen.

Er griff in seine Tasche, holte sich ein Stück Schokolade heraus, betrachtete es, als ob es ein wertvolles Schmuckstück wäre, und steckte es dann in den Mund.

Auf seinem Schoß lag ein Blatt Papier, das Rahmani als »Zielbericht« bezeichnet hatte, wobei Samad die Handynummer der einzelnen Teams nachträglich mit der Hand neben die jeweiligen Städtenamen geschrieben hatte:

Los Angeles (LAX)

Flug-Nr.: US Airways 2965

Bestimmungsort: New York (JFK)

Abflug: 6. Juni, 17.40 Uhr Pazifikzeit

Boeing 757, zweistrahliges Düsenflugzeug

202 Passagiere, 8 Besatzungsmitglieder

San Diego (SAN)

Flug-Nr.: Southwest Airlines SWA1378

Bestimmungsort: Houston, Texas (HOU)

Abflug: 6. Juni, 17.41 Uhr Pazifikzeit

Boeing 737-700, zweistrahliges Düsenflugzeug
149 Passagiere, 6 Besatzungsmitglieder

Phoenix (PHX)

Flug-Nr.: US Airways 155
Bestimmungsort: Minneapolis, Minnesota (MSP)
Abflug: 6. Juni, 18.44 Uhr Mountain Time
Boeing 767-400ER
304 Passagiere, 10 Besatzungsmitglieder

Tucson (TUS)

Flug-Nr.: Southwest Airlines SWA694
Bestimmungsort: Chicago, Illinois (MDW)
Abflug: 6. Juni, 18.45 Uhr Mountain Time
Boeing 737-300, zweistrahliges Düsenflugzeug
150 Passagiere, 8 Besatzungsmitglieder

El Paso (ELP)

Flug-Nr.: Continental 545
Bestimmungsort: Boston, Massachusetts (BOS)
Abflug: 6. Juni, 19.45 Uhr Central Time
Boeing 737-300
150 Passagiere, 8 Besatzungsmitglieder

San Antonio (SAT)

Flug-Nr.: SkyWest Airlines 005429
Bestimmungsort: Los Angeles, Kalifornien (LAX)
Abflug: 6. Juni, 19.40 Uhr Central Time
Canadian CRJ900LR, zweistrahliges Düsenflugzeug, Hecktriebwerke
76 Passagiere, 4 Besatzungsmitglieder

Die Flugzeuge würden kurz nacheinander starten. Alle Teams Samads hatten bereits gemeldet, dass ihre Waffen einsatzbereit seien und dass alle ihre Flüge in der Zeit lägen. Dies war nicht selbstverständlich, da einige Sommergewitter angekündigt worden waren. Samad hatte jetzt keinerlei Zweifel mehr. Er wusste, selbst wenn er jetzt wegen der Schuld, die er bei der Erinnerung an seinen geliebten Vater empfand, aufgeben würde, würden Talwar und Niazi und alle anderen ohne ihn weitermachen. Der Dschihad war nicht mehr zu stoppen. Er würde einfach nur als Narr und als Feigling sterben. Bevor sie zu ihrer Mission aufgebrochen waren, hatte er ein Streichholz angezündet und das Foto seines Vaters verbrannt. Die Asche hatte er in das Waschbecken im Badezimmer geschüttet. Sie hatten ihr Nachmittagsgebet verrichtet, und Samad war danach mit zusammengekniffenen Augen und einer geballten Faust losgefahren.

Ein Streifenwagen der Flughafenpolizei fuhr jetzt durch die Wartezone und hielt Ausschau nach unbeaufsichtigten Fahrzeugen. Samad hob sein Handy ans Ohr und tat so, als würde er telefonieren. Wie beim Probelauf beschäftigten sich die anderen Fahrer auch heute wieder nur mit ihren Elektronikgeräten. Über der ganzen Wartezone lag eine unheimliche Stille, die nur ab und zu von einem aufsteigenden Flugzeug unterbrochen wurde.

17.36 Uhr.

Samad rief auf seinem iPhone die Flugzeugbestimmungs-App auf. Er hatte allerdings inzwischen herausgefunden, dass deren Informationen immer mit 30 Sekunden Verspätung kamen, aber das spielte keine Rolle. Talwar musste das Ziel nur sehen, und dann würde die Rakete den Rest erledigen.

17.37 Uhr.

Die Sekunden wurden zu Minuten und die Minuten zu Stunden. Sein Puls begann zu rasen. Der von den Strahlen der sinkenden Sonne durchzogene Himmel hatte inzwischen eine bläulich-gelbe Farbe angenommen, nur im Osten waren ein paar Fingerwolken zu

sehen. Sie würden eine spektakuläre und unbehinderte Sicht auf den Start und das Zielobjekt haben.

Sein Handy vibrierte. Und da waren sie ja: Die SMS-Meldungen von ihren Team-Mitgliedern im Flughafen-Terminal.

US-Airways-Flug 155

Von Phoenix nach Minneapolis

18.42 Uhr Mountain Time

Bereits im Alter von sechzehn Jahren hatte Dan Burleson seinen ersten Alleinflug in einer Cessna 150 über dem kalifornischen Modesto absolviert. Er hatte zwei Jahre lang alles Geld gespart, das er durch Rasenmähen verdient hatte, um Flugstunden nehmen zu können. Er war im Salinas-Tal aufgewachsen. Dort hatten ihn immer die Schädlingsbekämpfungspiloten fasziniert, die mit ihren Maschinen gewagte Anflüge veranstalteten, um ihre Chemieladung dann über den richtigen Feldern zu versprühen. Er wusste sofort, dass er dies auch tun wollte. In den folgenden drei Jahrzehnten frönte er seiner Flugleidenschaft als Schädlingsbekämpfer über den Baumwollfeldern in Georgia, als Reporter, der die Verkehrsverhältnisse in Florida aus der Luft beobachtete, und als Pilot, der wertvolle Frachten für Banken und medizinisches Untersuchungsgut aus dem Südosten der USA in den Rest des Landes beförderte. Er flog einmotorige Flugzeuge wie die Cessna 210 Centurion und zweimotorige Frachtmaschinen wie die Beechcraft Baron 58. Er hatte jeden nur erdenklichen Geräteausfall erlebt, war mit nur einem funktionierenden Motor weitergeflogen und wäre einmal beinahe abgestürzt, als ein Gewittersturm seine Maschine einfach auf den Rücken gedreht hatte.

Dan Burleson war also nicht gerade der durchschnittliche Flugpassagier einer Verkehrsmaschine. Natürlich interessierte er sich brennend dafür, was im Cockpit vor sich ging. Er konnte seinen Mitpassagieren genau angeben, wann die Piloten beim Aufstieg zur

Reiseflughöhe dem Autopiloten das Kommando über die Maschine übergaben. Der Pilot gab zuvor natürlich über eine Tastatur die gewünschte Höhe und die Richtung ein. Letztere konnte er auch mittels eines Einstellrads festlegen. Wenn ihn zum Beispiel die Flugkontrolle anwies, eine 180-Grad-Rechtsdrehung zu vollführen, würde er das Einstellrad am FMS (Flight Management System) auf 180 drehen und das Flugzeug würde automatisch via Autopilot in die neue Richtung fliegen. Jedes Mal, wenn er in einem großen Verkehrsflugzeug saß, stellte sich Burleson die Abläufe im Cockpit vor. Man könnte es die Macht der Gewohnheit nennen.

An diesem bestimmten Abend saß er auf Platz 21J, in einer Notausstiegsreihe mit dem Fenster direkt an seiner rechten Schulter. Mit seiner Körpergröße von über 1,95 Meter und seinen 135 Kilo Gewicht hatte er auch nicht viel Auswahl bei den Sitzplätzen. Der Platz direkt am Notausstieg war zu seinem Stammplatz geworden. Er war auf dem Weg nach Minnesota, um dort zwei Wochen lang mit zwei alten Schulfreunden angeln zu gehen, die ihm einen kapitalen Schwarzbarsch versprochen hatten. Seine Frau hatte ihr Okay gegeben. Sein erwachsener Sohn, den er eingeladen hatte mitzukommen, musste leider in seiner Firma arbeiten.

Als sie langsam zur Startbahn rollten, lehnte sich Dan zurück und schaute zur anderen Seite der Kabine hinüber. Ein junges Mädchen, offensichtlich eine Studentin, las dort in einem Buch, in dessen Titel *Ästhetik* vorkam. Neben ihr saß ganz still ein junger Mann mit dunklem Teint, vielleicht ein Inder oder jemand aus dem Nahen oder Mittleren Osten mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen. Er sah ängstlich aus. *Schlappschwanz*.

»Bitte klappen Sie Ihren Klapptisch hoch ...«

»Ist ja gut«, sagte Dan mit einem leichten Stöhnen.

Internationaler Flughafen von San Diego

Handy-Wartezone

North Harbor Drive

Die San-Park-Handy-Wartezone mit ihren fünfzig Stellplätzen lag an einer Allee gegenüber dem Haupttor des Hauptquartiers der Küstenwache mit seinen Reihen ziegelgedeckter niedriger Gebäude. Der Kurzparkplatz war eine lang gestreckte rechteckige Asphaltfläche, auf der alle fünfzig Stellplätze nebeneinander angeordnet waren. Die ganze Wartezone war durch eine hohe Hecke und einen Maschendrahtzaun von Hangars und anderen Flughafeneinrichtungen abgetrennt.

»Meyers hat seine Leute aufgeteilt. Sechs stehen auf der anderen Straßenseite vor der Küstenwachstation und vier Mann steigen auf die Dächer dieser Hangars dort im Norden«, sagte Towers. »Der rote Nissan parkt am anderen Ende der Wartezone ganz im Süden. Wir beide sind das Einsatzteam, das ihn hops nehmen wird.«

»Nicht Sie, nur ich«, sagte Moore, als er auf den Kurzparkplatz einbog und sich rechts direkt neben einen gelben Park-and-Ride-Kleinbus mit dunkel getönten Scheiben stellte.

»Mir geht es gut«, entgegnete Towers. »Ich komme mit.«

Moore schnaubte kurz. »Sie sind der Boss, Boss.« Er machte seine Jacke auf, damit er die Glock in seinem Schulterholster schnell ziehen konnte, stieg aus dem Geländewagen und ging im Schatten der Hecke langsam in Richtung Süden. Towers folgte ihm auf dem Fuß. Einige Mitglieder des SWAT-Teams kletterten geschmeidig wie Katzen die Hinterseite des Dachs der Küstenwachstation hinauf. Als Moore nach rechts blickte, bemerkte er eine Bewegung auf den Hangardächern. Für den Bruchteil einer Sekunde tauchte dort ein Kopf auf und verschwand dann wieder. Diese SWAT-Typen waren ausgebildet, einen Gegner außer Gefecht zu setzen und in geschlossene Räume und Gebäude einzubrechen. Sie waren gute Beobachter und ausgezeichnete Schützen. Sie trugen eine komplette Kampfausrüstung: Kevlar-Helme, Schutzbrillen, kugelsichere Westen, MOLLE-Einsatzwesten mit aufgenähten Taschen zur Aufnahme von weiterer Kleinausrüstung und HK-MP5-Maschinenpistolen. Nur die Scharfschützen verwendeten Precision

Arms-Kaliber .308-Scharfschützengewehre. Einer von Moores Kameraden vom SEAL-Team 8 hatte die Navy verlassen, um Mitglied eines FBI-SWAT-Teams zu werden, und hatte ihn später über deren Waffen, Taktik und Verfahrensweisen unterrichtet. Er hatte sogar versucht, Moore zu rekrutieren, der damals jedoch schon heftig von der CIA umworben wurde. Moore vermittelte es also auch jetzt wieder ein gutes Gefühl, von diesen entschlossenen und gut ausgebildeten Profis unterstützt zu werden.

Am Eingang der Wartezone stand ein Schild, das die Wartezeit auf eine Stunde begrenzte und die Fahrer anwies, immer den Motor laufen zu lassen. Damit wollte man Langzeitparker abschrecken und den Wartenden im Zeitalter der ständig steigenden Benzinpreise ein Gefühl der Dringlichkeit vermitteln.

Als Moore und Towers sich dem ziegelroten Nissan Versa näherten, sahen sie jedoch sofort, dass der Wagen leer und der Motor ausgeschaltet war. Moore ließ die Schultern sinken. Sie eilten zu dem Nissan hinüber, und voller Frust schlug er mit der Faust auf das Beifahrerfenster.

In diesem Moment bogen zwei SWAT-Team-Mitglieder um die Ecke und kamen auf sie zu. Sie wurden von einem Mann mittleren Alters mit grauen Koteletten begleitet, der als Einsatzkleidung nur eine Schutzweste und einen Helm trug.

»Towers? Moore?«, rief er ihnen zu. »Ich bin Meyers. Das Auto hier ist leer. Was bedeutet das?«

Moore wirbelte herum und ließ die Augen über die lange Autoreihe und die leeren Flächen schweifen, wie über Nullen und Einsen, Bits und Bytes. Warum würden diese Jungs ihr Auto in einer Handy-Wartezone abstellen? Würden sie innerhalb der Stunde zu ihm zurückkehren? Hatten sie keine Angst, abgeschleppt zu werden? Wo steckten sie jetzt?

Als er auf die Uhr schaute, war es gerade 17.42. Plötzlich öffnete sich die hintere Tür des Park-and-Ride-Kleinbusses, der neben ihrem eigenen Geländewagen stand. Ein Mann stieg aus, der Jeans

und ein kariertes Hemd trug und das Gesicht mit einer Sturmhaube ver mummt hatte. Auf dem Rücken trug er einen Raketenwerfer.

Hinter ihm stürzten jetzt zwei weitere, ebenfalls ver mummte Gestalten aus dem Fahrzeug, die Sturmgewehre in den Händen hielten.

Der Mann mit dem Abschussgerät lief zum Harbor Drive hinüber und duckte sich direkt neben die Straße. Links von ihm stand ein Baum. Er hob die Spitze seiner Waffe in die Luft ...

Und da kam es schon, sein Ziel, ein zweistrahliges Southwest-Jet stieg in den Himmel auf, sein blau-roter Rumpf glänzte in der Abendsonne, während er sein Fahrwerk einfuhr.

Moore begriff plötzlich, was hier gespielt wurde. Er schrie: »Der Kleinbus!«

Als er auf die Gruppe zustürmte, eröffneten die Scharfschützen auf der anderen Seite der Straße vor der Küstenwachstation das Feuer und trafen einen der MG-Terroristen. Dessen Partner wirbelte herum und schoss zurück. Der Kopf des ersten ruckte schlagartig zur Seite, und eine Fontäne aus Blut, Gehirn und Schädelsplittern spritzte in hohem Bogen in die Luft.

Moore konzentrierte sich auf den Typen mit dem Werfer. Er schoss ihm in den Arm, die Brust und das Bein, bis der Terrorist das Gleichgewicht verlor, sich umdrehte und ein weiß glühender Blitz aus dem Rohr des Abschussgeräts herausfuhr, das inzwischen nicht mehr in die Luft, sondern auf die Autoreihe gerichtet war.

Moore warf sich auf den grasbewachsenen Mittelstreifen auf seiner rechten Seite, während die Rakete über die Wartezone raste und dann plötzlich eine irrsinnig schnelle Wendung vollführte: Sie hatte die am nächsten liegende Wärmequelle geortet: den laufenden Motor des gelben Kleinbusses der Terroristen. Die Rakete war mit einem hochenergetischen Splittersprengkopf bestückt, der explodierte, als er auf die Motorhaube des Kleinbusses aufprallte. Gezackte Stahl-, Kunststoff- und Glassplitter flogen in alle Richtungen, als der Kleinbus fast 2 Meter in die Luft geschleudert wurde. Moores

Geländewagen und das Auto auf der anderen Seite des Kleinbusses wurden einfach umgekippt. Gleichzeitig platzte der Benzintank des Kleinbusses und schleuderte brennende Treibstofffontänen auf den Asphalt, während das Fahrzeug mit einem lauten Knall zurück auf den Boden prallte. Der Gestank des brennenden Benzins und die dicken Rauchwolken erregten die Aufmerksamkeit der Fahrer auf der Schnellstraße. Gerade als Moore sich wieder hochrappelte, fuhr ein Taxi von hinten auf eine große Limousine auf. Mit klingelnden Ohren und gegen den beißenden Rauch zusammengekniffenen Augen rannte Moore zu dem Raketenschützen hinüber, der jetzt am Boden lag und die Hände auf seine Wunden presste. Neben seinem Bein lag das immer noch heiße und rauchende grüne Anza-Abschussgerät.

Moore kniete sich neben dem Mann nieder. Er zog ihn am Hemdkragen hoch, riss ihm die Sturmhaube herunter und zischte ihn auf Urdu an: »Wo ist Samad?«

Der Mann schaute ihn nur mit rotädrigen Augen an. Ihm fiel offensichtlich das Atmen schwer.

»WO IST ER?«, schrie Moore.

Plötzlich waren laute Stimmen zu hören. Die SWAT-Einheit hatte sich in der Wartezone verteilt und versuchte jetzt, jemand aus dem Auto zu retten, das von der Druckwelle umgeworfen worden war.

Towers eilte zu den beiden Terroristen hinüber, von denen einer auf dem Rücken und der andere auf der Seite lag.

Jetzt schauten die Augen des Raketenschützen in eine imaginäre Ferne, dann sank sein Kopf nach hinten. Moore fluchte und ließ ihn auf den Boden fallen. Stöhnend kam er wieder auf die Füße. »Das war nur *ein* Team!«, rief er Towers zu. »Nur eines! Es könnte noch mehr geben!«

Internationaler Flughafen von Los Angeles (LAX)

Handy-Wartezone

Airport Boulevard 9011

Samad lächelte mit zusammengekniffenen Lippen.

Jeder Flughafen in der ganzen Welt, von denen es fast 50 000 gab, würde bald geschlossen werden.

Ausnahmslos jeder Pilot in der Luft würde den Befehl erhalten, sofort zu landen.

Sechs Piloten würden jedoch diesem Befehl nicht mehr Folge leisten können.

Los Angeles, San Diego, Phoenix, Tucson, El Paso und San Antonio ... alles große amerikanische Städte, deren Notfallhelfer mit ungekannten Schrecken und Gräueln konfrontiert werden würden, und Flughäfen, deren Sicherheitsbeauftragte erkennen würden, dass ihre »mehrstufigen Sicherheitsvorkehrungen« völlig nutzlos gewesen waren. Rahmanis Männer hatten genau gewusst, wie sie agieren mussten, um den Beamten, die ständig auf das ungewöhnliche Benehmen von potenziellen Verdächtigen Ausschau hielten, keinerlei Anhaltspunkte zu geben. Mit tadellosen Papieren und nichts Verdächtigem in ihrem Gepäck hatte man sie problemlos an Bord gehen lassen. Die Flughafensicherheitsteams, die Polizei und alle lokalen Strafverfolgungsbehörden würden wieder einmal daran erinnert werden, dass sie die Bodenflächen unter so vielen Flugrouten niemals sichern konnten.

Vor allem aber würden die Amerikaner, diese Ungläubigen, die das Heilige Land entweihten, die Wahrheit verleugneten und ungerechte und unterdrückerische Staatsführer unterstützten, ihre Häupter zum Himmel kehren und die Macht und Stärke Allahs bezeugen können, die sich vor ihren Augen offenbarte.

Samad öffnete die Fahrzeugtür und stieg aus. Er hielt das iPhone dem Flugzeug entgegen, das sich ihnen jetzt mit einem tiefen und ohrenbetäubenden Donnerrollen näherte. Bestätigung.

Er kehrte zum Transporter zurück, zog sich seine Gesichtsmaske über, nahm die AK-47 entgegen, die ihm Niazi reichte, und rief dann laut: »Yalla!« Dann drehte er sich um und öffnete die Hecktür des Transporters.

Talwar kletterte mit dem Anza-Abschussgerät auf der Schulter heraus, während Niazi mit der zweiten Rakete auf sie zutrat.

Die Frau in dem Nissan Pathfinder, an deren Rückspiegel die Flagge von Puerto Rico hing, sah von ihrem Handy auf, als Samad das Gewehr auf sie richtete und Talwar sich dem heranfliegenden Flugzeug entgendrehte.

Es waren nur noch ein paar Sekunden bis zum Abschuss. Während jetzt noch einige andere in der Wartzone von ihren Handys aufsaßen, stieg nicht ein Einziger aus seinem Wagen. Sie saßen nur da wie Schafe, während Talwar laut zählte: »*Talata! Itnan! Wahid!*«

Die MKIII zischte aus dem Abschussgerät und zog eine helle Gasspur hinter sich her. Bevor Samad noch richtig durchatmen konnte, hatten Talwar und Niazi erneut zu zählen begonnen. Niazi half seinem Kameraden, die zweite Rakete startklar zu machen.

Samad war hin- und hergerissen, ob er die Flugbahn der Rakete verfolgen oder seinen Männern Deckung geben sollte. Er entschied sich dann, noch einmal mit der Waffe vor den benachbarten Autos herumzufucheln, um deren Fahrer einzuschüchtern. Die Schafe begannen allmählich zu reagieren: Ihre Münder standen offen, und ihre Augen waren starr vor Schreck.

Samad schaute wieder zum Flugzeug, zu der Gasspur, die sich über den Himmel zog, und zum weiß glühenden Raketenmotor hinauf. Und dann, eine Sekunde später ...

Treffer!

Zerstörungen

Internationaler Flughafen von Tucson (TUS)

Handy-Wartezone

East Airport Drive

18.46 Uhr Mountain Time

Joe Dominguez war zum Flughafen gefahren, um seinen Cousin Ricky abzuholen, der aus Orlando kam, um bei ihnen eine Woche Urlaub zu machen. Dominguez war vierundzwanzig Jahre alt und zugegebenermaßen ziemlich schwächling. Er machte das jedoch durch einen glasklaren Verstand und seine sprachlichen Fähigkeiten wieder wett. Er war der Sohn mexikanischer Immigranten, die in den 1970er-Jahren legal in die Vereinigten Staaten eingewandert waren. Beide Elternteile wurden schließlich US-amerikanische Staatsbürger. Joes Vater war Trockenbauer, der mit einem Team von zehn Mann für ein halbes Dutzend Wohnungsbauunternehmen im Großraum Tucson Häuser aus Trockenbau- und Gipskartonwänden errichtete. Seine Mutter hatte, als Joe noch ein kleiner Junge war, eine winzige Reinigungsfirma gegründet. Heute hatte sie vierzig Angestellte, die Geschäftsgebäude und Privathäuser reinigten und sauber hielten. Sie verfügten sogar über eigene Unternehmensfahrzeuge. Joe hatte zwar einen Highschool-Abschluss, wollte danach aber nicht ein langes College-Studium absolvieren. Stattdessen war er für einige Zeit nach Südkalifornien gezogen, wo er an dem Ausbildungsprogramm der Firma Ford teilnahm und sich zu einem zertifizierten Ford-Automechaniker

ausbilden ließ. Zwei Jahre lang besuchte er Kurse über Motorenkontrollsysteme, Bremsen, Fahrzeugsteuerung, Stoßdämpfer, Getriebe und Treibstoff- und Abgaskontrollsysteme. Am Ende erhielt er mit einem Notenschnitt von Zwei plus sein »Associates Degree«. Danach kehrte er nach Tucson zurück, wo er von der Ford-Vertragswerkstatt Holmes Tuttle eingestellt wurde. Er war ein begeisterter Autobastler und hatte schließlich genug Geld gespart, um sich sein Traumfahrzeug zu kaufen: einen um 15 Zentimeter höhergelegten schwarzen Ford 250-FX4 Pick-up mit BFGoodrich T/A KM2-Geländereifen. Seine Freunde bezeichneten den Truck als das »schwarze Monster«. Alle, die mutig genug waren, sich einmal mitnehmen zu lassen, fanden als Erstes heraus, dass sie entweder eine Leiter oder viel Behändigkeit brauchten, um überhaupt in das Führerhaus klettern zu können. Sicher, der Pickup schüchterte die meisten Mädels ein, aber er suchte sowieso nicht nach einer ängstlichen Frau. Er suchte nach einem abenteuerlustigen Mädchen. Und er war immer noch auf der Suche.

Jetzt saß er da, der Dieselmotor brummte vor sich hin, und Joe hatte das Radio so leise gestellt, dass er Rickys Anruf auf keinen Fall überhören würde. Da fielen ihm drei Männer auf, die aus ihrem Hampton-Inn-Shuttle-Van ausstiegen, der in der gegenüberliegenden Reihe von ausgewiesenen Haltebuchten parkte. Sie waren wie Mexikaner angezogen, waren jedoch größer gewachsen. Alle drei trugen seltsamerweise Skimasken, und das im südlichen Arizona! Während zwei Typen miteinander stritten, ging ein dritter um den Van herum, um die hintere Tür zu öffnen.

Die beiden ersten beendeten ihren Streit, und einer deutete zum Himmel hinauf, wo gerade ein Southwest-Flugzeug aufstieg.

Dann holte der andere aus der offenen Beifahrertür des Vans ein Gewehr mit einem gebogenen Magazin heraus und gab es seinem Partner. Das war doch eine AK-47!

Joe Dominguez rieb sich die Augen. Ganz fest.

Jetzt hatten beide Männer ein Gewehr in der Hand und gingen hinüber zu dem dritten, der gerade einen grünen Raketenwerfer auf die Schultern hob, wie ihn Dominguez aus einem Schwarzenegger-Film kannte. Der Raketenschütze hob jetzt seine Waffe dem gerade über ihnen aufsteigenden Flugzeug entgegen, während die beiden anderen mit ihren Gewehrläufen vor den in der Nähe stehenden Fahrzeugen herumfuchtelten, um ihm Deckung zu geben.

Die Handy-Wartezone war fast bis auf den letzten Stellplatz gefüllt. Bei einem schnellen Blick nach links sah Joe eine Frau, die in ihrem Kleinwagen auf die draußen stehenden Männer deutete und die neben ihr sitzende Jugendliche anschrie.

Dominguez musste sich jetzt selbst daran erinnern, dass dies kein Tagtraum war. Diese *Arschficker* – denn genau das waren sie – wollten doch tatsächlich das Flugzeug abschießen!

Sein Herz schlug rasend schnell, doch seine Instinkte übernahmen jetzt die Herrschaft über seinen Verstand. Er legte den Gang ein und trat dann mit seinen Schlangenlederstiefeln das Gaspedal durch. Das schwarze Monster heulte auf und setzte sich rasend schnell in Bewegung, während es eine schwarze Dieselausgaswolke ausstieß. Er steuerte direkt auf den Typen mit dem Raketenwerfer zu. Bereits nach drei Sekunden hatte er ihn erreicht.

Die beiden anderen Bastarde reagierten sofort und schossen auf ihn. Dominguez duckte sich hinter das Lenkrad, als die ersten Kugeln durch die Windschutzscheibe schlugen. Zuerst gab es einen dumpfen Schlag und dann ein lautes Krachen, als er auf die Rückseite des Shuttle-Vans aufprallte. Er wagte einen kurzen Blick nach draußen ...

Die beiden anderen, die ihm offensichtlich ausgewichen waren, feuerten immer noch auf seinen Pick-up. Man hörte deutlich, wie die Kugeln in die Autotüren einschlugen.

Und dann ... das Schießen verstärkte sich. Das waren doch andere Waffen! Als er kurz durch das Seitenfenster blickte, sah er, wie zwei Männer mit Pistolen, von denen einer einen schwarzen

Cowboyhut trug, auf die Terroristen zueilten und ihre Magazine in sie leerten. Dominguez hatte selbst einen Waffenschein und erinnerte sich jetzt endlich an diese Tatsache. Er griff in die Mittelkonsole seines Pick-ups und fischte seine Beretta heraus, entsicherte sie, lud sie durch und sprang dann aus dem Truck.

Er kauerte sich neben das Vorderrad. Direkt unter dem Motor lag der Raketenschütze. Er hatte sich den Kopf auf dem Asphalt aufgeschlagen, lebte aber noch und stöhnte leise.

Während hinter dem Pick-up immer noch Schüsse zu hören waren, sah Dominguez, wie der Terrorist ihn anschaute und dann an seinen Gürtel zu greifen versuchte.

Dominguez fluchte und jagte ihm eine Kugel ins Hirn.

»Alles klar, alles wieder sicher!«, rief jemand hinter ihm. »Sie sind alle ausgeschaltet.«

Er reckte den Hals. Plötzlich stand der Mann mit dem Cowboyhut direkt vor ihm. Sein grauer Bart war sauber gestutzt, und der Diamantohrring in seinem linken Ohr passte gut zum Funkeln in seinen Augen. Um den Hals hatte er sich einen Bolotie gebunden, in den ein Longhorn-Stier mit Türkisaugen eingelassen war. »Ich habe gesehen, was Sie getan haben«, sage er. »Erst da habe ich kapiert, was hier vorging. Ich kann es immer noch nicht glauben.«

Der Cowboy bot ihm die Hand, und Dominguez schlug ein. Er trat einen Schritt von seinem Pick-up zurück, um den Zustand seines ganzen Stolzes besser betrachten zu können.

Ach du Scheiße. Das schwarze Monster war mit Einschusslöchern übersät. Er zuckte zusammen und verspürte plötzlich einen stechenden Schmerz in seinem linken Arm. Er krempelte den Ärmel hoch und bemerkte einen Schnitt quer über seinen Bizeps. Ein Stück Haut hing seitlich herunter.

»Verdammt, Junge, Sie haben einen Streifschuss abbekommen! Das war aber knapp!«

Dominguez wusste nicht, wie es kam, aber als er die Wunde berührte, wurde ihm übel und dann traf es ihn wie ein Schlag. Er wäre

gerade eben beinahe gestorben! Er beugte sich nach vorn und übergab sich ...

»So ist es recht, Junge, lass es alles raus!«

In der Ferne waren Sirenen zu hören.

Im Führerhaus des Pick-ups klingelte sein Handy. Ricky ...

US-Airways-Flug 155

Von Phoenix nach Minneapolis

Dan Burleson erfreute sich gerade an dem großartigen Brüllen und den beeindruckenden Vibrationen der Pratt & Whitney-Mantelstrom-Triebwerke, als hintereinander drei Dinge passierten.

Als Erstes hoben sie ohne Probleme ab, während das »Bitte anschnallen«-Zeichen weiterhin brannte.

Als Nächstes machte der ängstlich dreinschauende Junge neben der Studentin seinen Sicherheitsgurt auf und kletterte buchstäblich über das Mädchen hinüber, wobei er ihr sogar in den Schoss trat, um in den Flugzeuggang zu gelangen.

Drittens – als Dan gerade *Was zum Teufel ...?* dachte – begann der Kerl die Passagiere anzuschreien, sie sollten ihre Handys und elektronischen Aufzeichnungsgeräte wieder einschalten, um ihn zu filmen. Als einige geschockte Fluggäste tatsächlich ihre Handy-Kameras emporhielten, hob er seine Stimme noch mehr an. In seinen Augen brannte plötzlich ein unheimliches Licht, und er sprach in einem ganz eigenartigen Zungenschlag, wobei er jedes einzelne Wort auf sonderbare Weise betonte:

»Volk von Amerika, diese Nachricht ist für dich bestimmt. Der Dschihad ist auf deinen Boden zurückgekehrt, denn wir sind freie Männer, die keine Knechtschaft dulden. Wir sind hier durch die Gnade Allahs, um euch Ungläubige zu bekämpfen, euch von unseren Heiligen Stätten zu vertreiben und euch daran zu erinnern, dass die falschen Propheten in eurem Weißen Haus, die gegen uns Krieg führen, um ihre Unternehmen zu bereichern, verantwortlich sind

für euren Tod. Dies ist das Los aller Ungläubigen, die Allah angreifen. Dies ist die Wahrheit. *Allahu Akbar!*«

Als eine Stewardess, die während des Starts vorn im Flugzeug gesessen hatte, durch den Gang herbeieilte, drehte sich der Verrückte um, griff in seine Tasche und holte sein Handy heraus, das er dann in der Faust hielt, als ob es ein gefährliches Messer wäre. Danach rannte er auf die Stewardess zu, eine zierliche blonde Frau, die höchstens 1,52 Meter groß war und nicht mehr als 50 Kilo wog.

So, jetzt langt's, dachte Dan. Er öffnete den Sicherheitsgurt, stand auf und ging drohend auf den Typen zu, während zwei weitere Flugbegleiterinnen aus dem vorderen Teil des Flugzeugs herbeikamen, um ihre Kollegin zu unterstützen.

In diesem Moment schüttelte es die ganze Maschine, als ob sie durch einen schweren Gewittersturm hindurchfliegen würde. Durch das Fenster neben Dans Sitz drang ein heller Lichtblitz herein. Als er nach draußen schaute, sah er unter der Tragfläche hervor Rauch und Flammen heraufschlagen. Aber es kam noch schlimmer: Ein Großteil des Triebwerks war verschwunden.

Inzwischen wollte der mutmaßliche Terrorist wohl die zierliche Stewardess angreifen.

Internationaler Flughafen von Los Angeles (LAX)

Handy-Wartezone

Airport Boulevard 9011

Einige Fahrzeuge, die etwas weiter von dem Transporter entfernt standen, begannen umzudrehen und versuchten, die Wartezone zu verlassen. Reifen quietschten, und zwei Autos krachten zusammen und blockierten eine Ausfahrt.

Samad feuerte eine Warnsalve in die Luft, als ihn ein dicker Latino anschrie, dessen Bart aussah, als hätte er ihn sich mit Filztift ins Gesicht gemalt.

Hinter Samad half Niazi Talwar, die zweite Rakete zu laden. Nach der mehrmals eingeübten Prozedur und dem Herunterzählen durch Niazi feuerte Talwar auch diese Rakete ab.

Bereits die erste hatte das Flugzeug getroffen. Eines seiner Triebwerke war explodiert und zog jetzt eine lange Rauchspur hinter sich her, während die Maschine zur beschädigten Tragfläche hin abkippte.

Drei, zwei, eins, und gelobt sei Allah ... Die zweite Rakete, von der Samad angenommen hatte, sie werde das zweite Triebwerk vernichten, flog jetzt jedoch der stärksten Hitzequelle, nämlich dem brennenden ersten Triebwerk, entgegen.

Es war einfach unglaublich, die MKIII dabei zu beobachten, wie sie die Rauchspur der ersten Rakete durchschnitt und dabei selbsttätig ihr Ziel suchte, ein winziger Lichtpunkt, der eine kurze Sekunde lang schwächer wurde, bis ein großartiger, gleißend heller Blitz den zweiten Treffer anzeigte.

Da das Flugzeug inzwischen ins Schlingern geraten war, pflügte diese zweite Explosion durch die gesamte Tragfläche hindurch. Ein kleinerer Teil blieb noch für einen kurzen Moment am Flugzeugrumpf hängen, löste sich dann jedoch ebenfalls von der Maschine und sauste inmitten von Kleintrümmern brennend und funkenschlagend in Richtung Erde.

Samad war von diesem Bild absolut fasziniert. Er stand wie angewurzelt da, bis der Mann, der ihn angeschrien hatte, wieder seine Aufmerksamkeit weckte. Inzwischen war er nämlich aus seinem Wagen gestiegen und hatte eine Pistole gezogen. Samad machte nicht viel Federlesens und hämmerte den Typen mit einem langen Feuerstoß wieder in seinen tiefergelegten Wagen zurück, wobei das Blut über dessen Dach und Fenster spritzte.

Und dann war alles vorbei. Samad sprang auf die Rückbank des Transporters, und Talwar schloss hinter ihm die Tür. Dieses Mal saß Niazi am Steuer. Er raste über die Grünfläche, die den Kurzparkplatz auf der einen Seite begrenzte, um dann über den Gehweg

auf die daneben verlaufende Fahrbahn hinüberzufahren. Bis zur nächsten Kreuzung drückte er das Gaspedal durch. Dort bogen sie ab. Ab jetzt passten sie ihre Geschwindigkeit dem Fließverkehr an, um nicht aufzufallen. Sie fuhren zur nächsten Parkgarage, die fünf Minuten entfernt war, wo ein zweiter Wagen mit Fahrer sie erwartete.

Sie hätten natürlich gerne noch den Absturz des Flugzeugs beobachtet, aber Samad versicherte seinen Männern, dass sie sich diesen immer wieder im Fernsehen ansehen könnten. In den nächsten Jahren würden Kabelfernsehkkanäle Dokumentarfilme zeigen, in denen das Genie und der Wagemut ihres Anschlags gewürdigt werden würden.

»Lob und Preis sei Allah, ist das nicht unglaublich?«, rief Talwar, der durch die Windschutzscheibe nach oben blickte und versuchte, einen Blick auf die Maschine zu erhaschen, die jetzt in einem 45-Grad-Winkel auf dem Rücken liegend abstürzte.

»Heute ist ein großer Tag«, rief Niazi.

Samad stimmte ihm zu. Er wünschte nur, dass er das Foto seines Vaters nicht verbrannt hätte.

*Harbor Freeway 110 in Richtung Süden
Los Angeles, Kalifornien*

Abe Fernandez fluchte, als der Typ direkt vor ihm voll auf die Bremse trat. Es war zu spät. Er fuhr diesem verbeulten alten Camry direkt hinten rein. Kurz darauf knallte so ein Arschloch auf die hintere Stoßstange von Fernandez' kleinem Pick-up, und dann ging es erst richtig los, ein Auto nach dem anderen prallte auf den Vordermann. Abe schrie, stellte das Radio leiser und fuhr seinen Truck hinüber auf den Seitenstreifen, wobei allerdings seine vordere Stoßstange an dem Camry hängen blieb.

Da er in der Innenstadt von Los Angeles aufgewachsen war, hatte der gute Fernandez in seinem kurzen 19-jährigen Leben schon viel

gesehen: Autounfälle, Schießereien, Drogendeals, private Autorennen ...

Aber so etwas hatte er noch nicht erlebt.

Jetzt begriff er auch, warum alle so ruckartig stehen geblieben waren und warum alle ineinandergefahren waren. Drüben am westlichen Himmel geschah nämlich gerade etwas absolut Surreales.

Er blinkte mit den Augen. Nein, es war kein Traum. Nein, es war auch kein Albtraum.

Ein riesiges Verkehrsflugzeug von US Airways mit seinem blauen Heckruder und seinem blütenweißen Rumpf, dem allerdings fast eine gesamte Tragfläche fehlte, schlingerte völlig außer Kontrolle hin und her ... und schoss direkt auf sie zu. Das Metall schien tatsächlich zu schreien, und auch das verbliebene Triebwerk arbeitete anscheinend noch auf höchster Stufe. Fernandez blieb der Mund offen stehen. Beim nächsten Atemzug roch er das Kerosin.

Reflexartig sprang er aus seinem Pick-up und rannte die Autobahn hinunter, begleitet von Dutzenden und Aberdutzenden anderer Fahrer. Deren hysterisches Kreischen jagte Fernandez Schauer über den Rücken, während er selbst die Hitze des Flugzeugs immer näher kommen fühlte.

Er rannte an einem Jungen in einem Abercrombie & Fitch-T-Shirt vorbei, der das Flugzeug mit seinem iPhone filmte, als ob das alles hier auf YouTube passierte und er nicht binnen Sekunden tot sein würde. Der Junge bewegte sich auch nicht, als ihn Fernandez anschrie und ihn beinahe umrannte. Als er sich umschaute, prallte die auf dem Rücken liegende Maschine in einem 30-Grad-Winkel auf die Autobahn auf, während eine dunkle Flüssigkeit aus ihrer zeretzten Tragfläche strömte und ihr einzig verbliebenes Triebwerk zu stottern begann.

Es war vorbei. Da gab es keinen Ausweg. Fernandez blieb einfach stehen, starrte die gewaltige Flugzeugnase an und konnte nicht glauben, dass er auf diese Weise sterben würde.

Die Maschine explodierte keine 15 Meter vor ihm. Der Luftdruck warf ihn auf den Asphalt, noch bevor ihn die Flammen erreichten. Er atmete ein. Keine Luft. Und dann kamen die Trümmer über ihn.

*Gilbert Lindsay Community Center
East 42nd Place
Los Angeles, Kalifornien*

Barclay Jones war zehn Jahre alt und verbrachte jede freie Minute im Jugendzentrum des Stadtteils. Dort gab es einen Schulhort, und seine Mama zahlte pro Tag 15 Dollar, damit er Baseball mit ein paar prima Kumpeln spielen konnte. Er bekam dort auch ein passables Essen, und man half ihm bei den Hausaufgaben. Es hatte in dem Zentrum zwar auch ein paar unangenehme Schlägertypen gegeben, die er gar nicht gemocht hatte, aber deren Mütter konnten meist die Gebühren nicht mehr bezahlen, deshalb mussten sie wegbleiben.

Barclay trat mit seinem Schläger in den Plate und war bereit, einen Home Run zu erzielen wie der berühmte Cal Ripken, dessen Fan sein Vater gewesen war.

Bevor der Pitcher jedoch den ersten Ball werfen konnte, war aus der Ferne ein lautes Dröhnen zu hören. Er runzelte die Stirn und ließ seinen Schläger sinken. Das Dröhnen wurde lauter und lauter. Direkt hinter den Bäumen, die das Spielfeld auf der rechten Seite begrenzten, stiegen plötzlich schnell nacheinander hohe, schwarze Rauchsäulen auf, die an die Dampfvolken einer alten Lokomotive erinnerten, die eine Gleisstrecke entlangstampfte.

Neben dem stärker werdenden Dröhnen waren jetzt auch seltsame laute Geräusche zu hören, die sich wie zusammenstoßende Autos oder einstürzende Gebäude anhörten. Barclay begann vor Angst zu keuchen.

Plötzlich krachte etwas durch die Bäume. Erst in letzter Sekunde erkannte er, was es war. Das Heck eines großen Verkehrsflugzeugs, das aussah, als sei es bereits eine ganze Strecke den Boden

entlanggetaumelt und habe dabei Stücke von Gebäuden, Bäumen und offensichtlich auch Menschen mit sich gerissen.

Dem Heckteil folgten eine Feuersäule und eine Explosion, die so laut war, dass Barclay sich die Ohren zuhielt und zusammen mit seinen Mitspielern davonrannte. Als er sich umdrehte, sah er, wie das Heckteil über das Spielfeld schliff und dabei einer seiner Freunde nach dem anderen unter diesem riesenhaften, flammenden Stahl verschwand. Er schrie auf und rief nach seiner Mutter.

Internationaler Flughafen von San Diego

Handy-Wartezone

North Harbor Drive

Moore und Towers weilten immer noch am Tatort in der Handy-Wartezone. Jede Sekunde trafen aus dem ganzen Land neue Nachrichten ein. Die meisten waren jedoch unvollständig und noch weitgehend unbestätigt. Es gab Berichte über Raketen, die vom Boden abgeschossen worden waren ... Zeugen behaupteten, sie hätten in Los Angeles ein Team gefilmt, das aus einem Transporter gesprungen sei und auf ein Flugzeug geschossen habe ... Andere Zeugen berichteten, sie hätten etwas sehr Ähnliches in San Antonio gesehen.

Überall herrschten Panik und Chaos. Moore verfolgte auf seinem Smartphone eine Nachrichtensendung, bei der die Moderatorin plötzlich das Studio verließ, weil sie hemmungslos zu weinen begann.

Leute in New York und Chicago wollten Raketen gesehen haben, die auf Flugzeuge abgefeuert worden seien, die von ihren Flughäfen gestartet waren ...

Ein Polizeibeamter in Phoenix berichtete, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie eine Rakete vom Boden aufgestiegen sei und ein aufsteigendes Flugzeug getroffen habe ... Er hatte alles mit

seiner Handy-Kamera aufgenommen und es per E-Mail an den örtlichen Fernsehnachrichtensender geschickt.

Und jetzt konnte es auch Moore auf seinem kleinen Handyscreen sehen: ein weiß glühender Strich, der wie ein Leuchtkäfer aufstieg und dann die Maschine traf.

»Woher haben Sie so gute Aufnahmen?«, fragte der Moderator.
»Es ging doch alles so schnell.«

»Meine Tochter wollte, dass ich ihr für ein Schulprojekt ein paar Aufnahmen von Starts und Landungen mache. Deshalb bin ich gleich nach der Arbeit zum Flughafen gefahren. Es ist ein Zufall, der mich ganz krank macht.«

US-Airways-Flug 155

Von Phoenix nach Minneapolis

Bevor der schreiende Mann die zierliche Stewardess mit seinem Handy schlagen konnte, trat Dan Burleson hinter ihn und legte ihm einen seiner starken Arme um den Hals, während er gleichzeitig den Arm des Mannes packte und ihn mit solcher Gewalt auf den Rücken zog, dass er hörte, wie es in der Schulter des Typen knackte.

Der Kerl ließ einen markerschütternden Schrei los, während ihn Dan von der Stewardess wegzerzte und laut rief: »Ich habe ihn! Ich habe ihn!« Sollte wirklich ein Flugsicherheitsbegleiter an Bord sein, dann gab er sich zumindest nicht zu erkennen ...

Als Dan gerade den Jungen in seine Gewalt brachte, begann das Flugzeug zu schlingern. Dan wusste, dass die Piloten jetzt das fehlende Triebwerk ausgleichen mussten. Er schleppte den Terroristen zurück zu seinem Sitz. Als er ihn erreicht hatte, ließ er sich darauf fallen, ohne den Griff um den Hals des Kerls zu lockern. Der Mann begann sich zu wehren, und Dan reagierte. Er biss die Zähne zusammen und kämpfte darum, auf seinem Sitz zu bleiben, während das verbliebene Triebwerk umso lauter dröhnte und die Passagiere schrien. Plötzlich stand eine ältere dunkelhäutige Dame

zwei Reihen vor ihm auf und rief: »Seid alle ruhig und lasst Jesus seine Arbeit machen!«

In diesem Moment merkte Dan, dass Jesus seine Arbeit wohl bereits begonnen hatte, denn der Terrorist bewegte sich nicht mehr und die Piloten hatten es geschafft, das Schlingern zu beenden und die Maschine wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Dan lockerte den Griff um den Hals des Mannes, saß einfach nur da und hörte zu, wie die Piloten das Triebwerk auf Höchstleistung brachten. Sie hatten zweifellos die Treibstoffzufuhr zu der beschädigten Turbine gekappt und das Einstellrad auf ihrem Transponder auf 7700 gedreht, was der Flugverkehrskontrollcode für NOTFALL war. Die Flugkontrolleure hatten die hellere Radarsignatur des Flugzeugs auf ihren Schirmen bemerkt und zugleich eine akustische Notfallmeldung erhalten. Sie würden also keinen Funkkontakt zu den Piloten aufnehmen müssen. Die hatten im Moment mit ihrer beschädigten Maschine genug zu tun und konnten sich nicht auch noch um die Flugkontrolleure kümmern.

Die Stewardess, die beinahe angegriffen worden wäre, kam zu seinem Sitz und betrachtete den Terroristen.

»Ist er tot?«

Dan zuckte die Achseln. Er war sich jedoch ziemlich sicher, dass er den Kerl vorhin im Eifer des Gefechts erwürgt hatte.

Sie bekam große Augen, wollte etwas sagen, änderte jedoch ihre Meinung und blaffte ihn nur an: »Sie müssen sich anschnallen! Sofort!«

Dan schob den Terroristen auf den Nebensitz und schnallte sich wieder an.

Die Studentin, über deren Gesicht jetzt Tränen liefen, schaute zu ihm hinüber und nickte ihm zu.

Internationaler Flughafen von San Diego
Handy-Wartezone
North Harbor Drive

Moore und Towers standen neben der Hecktür eines Geländewagens und schauten sich auf dem Laptop von Special Agent Meyers die neuesten Live-Nachrichten an. Moore blickte zu seiner Hand hinunter. Sie zitterte.

Die Ereignisse schienen von Westen nach Osten zu wandern. An der Westküste wurde bereits ausführlich über die Geschehnisse berichtet. Die Reaktionszeit der Nachrichtensender war im Übrigen dort zu allen Zeiten kürzer. Moore hatte sogar schon Aufnahmen gesehen, die der Hubschrauber des KTLA-Nachrichtensenders von den unglaublichen und surrealen Zerstörungen in Los Angeles gemacht hatte. Das Flugzeug war nach dem Aufschlag auf der Autobahn quer durch das dicht besiedelte Gebiet zwischen der West 41st und der West 42nd Street hindurchgepflügt und hatte dabei Wohnhäuser, Bars, Discountläden, Fischmärkte und alles andere auf seinem Weg verwüstet. Das Heckteil war zuvor abgerissen worden und war mit noch höherer Geschwindigkeit als der Rest der Maschine von der Schnellstraße wegkatapultiert worden und dann in einem Jugendzentrum eingeschlagen, wo nach jüngsten Berichten über zwanzig Kinder umgekommen waren.

»Moore«, rief Towers und ließ sein Handy sinken. »Sie haben gerade versucht, in Tucson zuzuschlagen, aber ein paar Zivilisten konnten sie zuvor überwältigen. Außerdem habe ich gehört, dass sie auch in El Paso und in San Antonio eine Rakete abgeschossen haben. Das sind jetzt insgesamt sechs Städte. Wir haben es hier also mit einem großen Terroranschlag zu tun. Es ist eine Wiederholung des 11. September.«

Moore fluchte und schaute zu den Körpern der drei Terroristen hinüber, die gerade in Leichensäcke gesteckt wurden, während die Feuerwehrleute das gesamte Gelände weiterhin mit Löschschaum besprühten.

US-Airways-Flug 155

Von Phoenix nach Minneapolis

Hätte man Dan Burleson gefragt, hätte er darauf gewettet, dass sich die Piloten gerade überlegten, ob sie umkehren und zum Flughafen Phoenix zurückkehren sollten. Die Alternative wäre, sich das nächste Flugfeld zu suchen, das für ihre Maschine groß genug war. Es hing davon ab, ob sie glaubten, noch über genug Schub zu verfügen, um das Flugzeug im Gleichgewicht halten zu können. Wenn dies nicht zutraf, würden sie bei einer 180-Grad-Wende zu viel Höhe verlieren. Den Piloten bläute man bereits bei der Ausbildung ein, wegen des drohenden Höhenverlusts niemals zu versuchen, zu ihrem Ausgangsort zurückzukehren, wenn ihnen nur noch ein Triebwerk zur Verfügung stand. Ein Beispiel hierfür war der US-Airways-Flug 1549 am 15. Januar 2009. Captain Chesley Sullenberger wollte an diesem Tag vom La-Guardia-Flughafen in New York nach Charlotte fliegen. Kurz nach dem Start gerieten sie in einen Gänseschwarm. Einige Tiere wurden von den Turbinen angesaugt, was zum Ausfall beider Triebwerke führte. Sullenberger wusste, dass er wertvolle Höhe verlieren würde, wenn er ohne ausreichenden Schub eine Wende vollführen würde. Er entschied sich deshalb, auf dem Hudson zu landen. Seine Entscheidung rettete das Leben aller seiner Passagiere und Besatzungsmitglieder.

Diese Fast-Katastrophe hatten Gänse verursacht. Dan war sich jedoch sicher, dass Mr. Allahu Akbar auf dem Nebensitz und seine Kumpane für ihre derzeitigen Probleme verantwortlich waren.

»Meine Damen und Herren, hier spricht Captain Ethan Whitman. Wie die meisten von Ihnen wohl bereits bemerkt haben, haben wir ein Triebwerk verloren. Wir haben uns jetzt entschlossen, umzukehren und zum Flughafen zurückzufliegen. Wir sind zuversichtlich, dass wir unsere Maschine dort ohne Probleme landen können. Die Geräusche, die Sie gerade gehört haben, waren das Fahrwerk, das wir ausgefahren haben. Jetzt werden wir mit der entscheidenden Wende zurück nach Phoenix beginnen. Trotz unserer Zuversicht, dass die Landung problemlos verlaufen wird, werden wir jetzt auch die Notlandungsmaßnahmen einleiten. Wir möchten

Sie bitten, ruhig zu bleiben und die Flugbegleiter bei ihrer Arbeit nicht zu behindern. Hören Sie bitte auf die Flugbegleiter, und folgen Sie ihren Anweisungen. Das ist wichtig für Ihre Sicherheit und die Sicherheit Ihrer Mitpassagiere. Vielen Dank.«

Keine fünf Sekunden später begann das Flugzeug zu wenden.

Bringt uns nach Hause, Jungs, dachte Dan. Bringt uns nach Hause.

*US-Küstenwachstation
San Diego, Kalifornien*

Moore, Towers und einige von Meyers FBI-Agenten waren über die Straße gegangen und hatten mit dem Kommandeur der Küstenwachstation, John Dzamba, gesprochen, der ihnen ein Dutzend seiner Männer zur Verfügung gestellt hatte, um bei der Untersuchung des Tatorts und der Regelung des Verkehrs auf den umgebenden Straßen zu helfen. Sie benutzten jetzt seinen Konferenzraum, der mit Großbildfernsehern ausgestattet war. Moore verfolgte die Fernsehberichte mit ungläubigem Schrecken, während Towers auf seinem Computer nachschaute, zu welchen Erkenntnissen die anderen Dienste bisher gelangt waren.

Fast jeder TV-Sender in den Vereinigten Staaten hatte sein normales Programm unterbrochen, um über die Angriffe auf Flugzeuge zu berichten, die von der Westküste in Richtung Osten gestartet waren. Der Moderator des Nachrichtensenders von San Diego dachte bereits laut darüber nach, ob es im Mittleren Westen oder an der Ostküste vielleicht weitere Anschläge geben könnte. Gleichzeitig stieg im ganzen Land kein einziges Flugzeug mehr auf. Diejenigen, die noch in der Luft waren, versuchten die Flugkontrolleure von brennenden Anlagen wie etwa Öltraffinerien in der Nähe von Newark, New Jersey, oder anderen dicht besiedelten Gebieten fernzuhalten. Alle Flüge aus Europa wurden wie am 11. September nach

Neuschottland oder Neufundland umgeleitet. Wie am 11. September begann jetzt die Gerüchteküche zu brodeln.

Slater und O'Hara führten wenig später mit ihnen eine verständlicherweise kurze Videokonferenz durch. Slater meinte, sie dürfe nicht länger als zwei Minuten dauern, da er vor lauter Anfragen nicht mehr wisse, wo ihm der Kopf stehe.

»Die Atomabwehrteams schwärmen bereits in alle unsere größeren Städte aus«, sagte O'Hara.

»Die Computer der NSA hören alle Handy-Gespräche nach solchen Schlüsselwörtern wie Flugnummern oder nahöstlichen und zentralasiatischen Akzenten und Sätzen ab. Der gute Samad erstattet vielleicht seinem Boss Rahmani Bericht. Wenn er das tun sollte, könnten wir seinen derzeitigen Aufenthaltsort ermitteln.«

»Dafür sind diese Typen viel zu schlau. Wir müssen ihn auf konventionelle Weise finden«, sagte Moore. »Mithilfe von Menschen, die wissen, wohin Samad geht. Er hat Helfer. Überall gibt es Schläfer und sichere Verstecke. Sie wissen, wie man sich tarnt und untertaucht. Und wenn Gallagher sie immer noch unterstützt, kennen sie ja unsere Methoden und Techniken.«

»Ein Team von uns sucht bereits nach ihm«, sagte Slater. »Sie werden ihn bestimmt finden.«

Jetzt meldete sich O'Hara zu Wort: »Towers, Ihre Vorgesetzten haben zugestimmt, dass Sie an der Geschichte dranbleiben, da Ihre Vereinigte Taskforce ja bisher schon mit anderen Diensten zusammengearbeitet hat. Ihnen werden ein paar neue Agenten vom FBI und der DEA zugeteilt. Ein Mann von der Verkehrssicherheitsbehörde TSA wird auch noch zu Ihnen stoßen. Ich nehme an, Sie sind bereits wieder voll arbeitsfähig?«

»Aber sicher, Sir, kein Problem«, sagte Towers.

Moore schüttelte den Kopf. »Die Antworten finden wir nicht hier. Die liegen irgendwo in den Bergen in Waziristan. Haben Sie die Luftangriffe einstellen lassen, wie ich Sie gebeten habe?«

»Ich arbeite noch daran«, sagte Slater.

Moore unterdrückte einen Fluch. »Bitte sorgen Sie dafür. Sir.«

Nach der Konferenz ging Moore auf die Toilette. Er musste trocken würgen und hängte seinen Kopf einige Minuten über die Toilettenschüssel. Als er in den Konferenzraum zurückkehrte, wartete eine Tasse mit frischem Kaffee auf ihn.

Towers schaute ihn mitfühlend an. »Hey, Mann, wie hätten wir ahnen sollen, dass diese Scheiße passieren würde. Unsere Aufgabe war es, ein Kartell zu zerschlagen. Das Timing hat halt nicht gepasst. Punkt. Aber wir haben trotzdem unseren Job gemacht.«

Beide schauten jetzt auf den Großbildfernseher. Im Moment brachten sie einen Live-Bericht über ein Flugzeug, das gerade in Phoenix mit einem immer noch rauchenden Triebwerk im Anflug war. Es setzte mit einer richtigen Bilderbuchlandung auf. Klasse Piloten!

Aber dann wurde auch diese Übertragung unterbrochen. Man sah die Live-Bilder eines Flugzeugs, das sich der Interstate 10 kurz vor San Antonio näherte.

»O mein Gott«, sagte Moore, dem der Atem stockte.

Beide Triebwerke funktionierten nicht mehr. Der Pilot konnte nur noch versuchen, das Flugzeug gerade zu halten und nicht seitlich abkippen zu lassen. Das Fahrwerk war ausgefahren. Plötzlich verlor die Maschine jedoch schlagartig an Höhe.

Auf der Autobahn herrschte gerade reger Berufsverkehr. Die Autofahrer versuchten, auf die Randstreifen auszuweichen, was freilich wenig nutzte.

60 Meter ... 30 Meter ... Das Hauptfahrwerk berührte jetzt den Boden, stieß dann jedoch mit mehreren Autos zusammen, bevor das Bugfahrwerk mit einer solchen Wucht aufsetzte, dass die Räder einfach wegspritzten. Die Spitze des Flugzeugs traf auf dem Asphalt auf und die ganze Maschine schlitterte über die Autobahn, wobei sie ein Fahrzeug nach dem anderen wie Matchbox-Autos links und rechts über den Straßenrand drückte. Der Rumpf brach direkt vor den Tragflächen auseinander. Der vordere Teil machte sich

selbstständig und rutschte von der Straße, während der Rest des Jets allmählich langsamer wurde, dabei aber immer noch zahlreiche Autos regelrecht zerdrückte und weiterhin eine dichte schwarze Rauchwolke hinter sich herzog.

Die Nachrichtenleute weinten jetzt vor laufender Kamera. Towers sagte etwas hilflos: »Da gibt es ganz bestimmt Überlebende. Einige Leute werden es schon schaffen.«

Moore strich sich mit den Fingern durch die Haare, holte dann sein Smartphone heraus und schickte Wazir eine SMS:

MUSS SOFORT MIT IHNEN SPRECHEN. DRINGEND.

Je mehr die Dinge sich ändern

*DEA, Office of Diversion Control
San Diego, Kalifornien*

Meyers hatte Moore und Towers ein Stück mitgenommen und dann am DEA-Büro abgesetzt. Auf einem Video, das ein Mädchen in der Handy-Wartezone in Los Angeles aufgenommen hatte, waren drei Terroristen neben einem DirecTV-Transporter zu sehen. Sie trugen Jeans und Flanellhemden wie Wanderarbeiter, hatten allerdings ihre Gesichter mit Sturmhauben verumumt. Gigi Rasmussen war eine 19-jährige Studentin an der University of Southern California, deren Aufnahme zuerst den Start der zweiten Rakete, danach die Ermordung eines Zivilisten zeigte, der die Terroristen angegriffen hatte, und schließlich mit deren Abfahrt endete. Im ganzen Video hörte man ihre aufgeregten Kommentare und entsetzten Ausrufe. Gigi Rasmussen hatte das Video an CNN verkauft, aber die CIA untersagte dem Sender die Ausstrahlung aus Gründen der nationalen Sicherheit. Moore wusste jedoch, dass es über kurz oder lang der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden würde. Das Raketenabschussgerät wurde als Anza identifiziert, die Rakete selbst war wahrscheinlich eine MKIII, derselbe Typ, den die Terroristen in San Diego benutzt hatten. Die CIA konnte jetzt gezielt nach illegalen Verkäufen dieser Waffen suchen. Selbst ein flüchtiger Blick auf die Spezifikationen dieser MANPADs lieferte Moore jedoch die

wichtigsten Informationen: Die Waffen wurden in Pakistan hergestellt, und die MKIII-Raketen waren die chinesische Version der amerikanischen Stinger. Die Taliban in Waziristan hatten zweifellos Zugriff auf solche Waffen.

Moore untersuchte jedes Foto genau, das sie von Mullah Abdul Samad in ihren Unterlagen hatten. Dann schaute er sich dessen Augen in Großaufnahme an und verglich sie mit einem Festbild, das er sich aus dem Video herauskopiert hatte. Schließlich schlug er mit dem Handknöchel an den Bildschirm und forderte Towers auf, sich selbst ein Urteil zu bilden.

»Verdammt, das könnte er tatsächlich sein. Übrigens, sie fanden das Wrack des Transporters in einem Parkhaus an der 111. Straße. Sie haben ihn dort in Brand gesetzt. Keine Waffen. Keine Zeugen. Und wissen Sie, warum? Weil sie alle umbrachten, die dort gearbeitet haben. Sie haben sie gefesselt und geknebelt und dann erstochen.«

Moore schüttelte voller Abscheu den Kopf. »Merken Sie sich meine Worte! Wenn wir überhaupt noch DNA-Spuren finden, passen sie zu denen auf dem Fatimas-Hand-Anhänger. Samad hat das Team in L. A. angeführt. Darauf verwette ich meinen Kopf.«

Towers dachte kurz nach, dann nahm sein Gesicht einen seltsamen Ausdruck an. »Da ist noch etwas. Offensichtlich mögen diese Drecksäcke Schokolade. Auf der Fußmatte haben sie eine Menge Einwickelpapier gefunden. Die Alufolie hat sogar das Feuer überstanden.«

»Vielleicht finden sich auf denen ein paar gute DNA-Spuren. Aber wissen Sie, was mir große Sorgen macht? Der Gedanke, wie viele Schläfer ihnen geholfen haben müssen ...« Moore wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Fernsehgerät zu.

Kein einziges Flugzeug war mehr in der Luft. Überall waren Katastrophenhilfeteams auf dem Weg. In einem Umkreis von 160 Kilometer um die sechs großen Flughäfen, auf denen diese Anschläge ausgeführt worden waren, richtete man gerade Straßensperren und

Kontrollpunkte ein. Samad und seine Männer hatten diese Maßnahmen jedoch zweifellos vorausgesehen. Waren sie entkommen, bevor diese Straßensperren errichtet wurden? Oder würden sie ein paar Tage oder sogar ein paar Wochen in der Umgebung der Anschlagssorte bleiben?

In der Zwischenzeit hielten alle Amerikaner kollektiv den Atem an und warteten voller Bangen darauf, was noch passieren könnte, welche chemischen, biologischen oder atomaren Attentate sie womöglich mit ähnlich grauenvollen Bildern konfrontieren würden wie jene, die gerade über ihre Fernsehschirme flimmerten. In New York hatten sich die Menschen auf dem Times Square versammelt und standen wie die Zombies da, um auf dem Riesens Bildschirm über dem Platz die Bilder der verbrannten Landschaften und Scherben der Zerstörung zu betrachten, die tiefe Narben in der Seele der Nation hinterlassen hatten.

An diesem 6. Juni waren sechs Flugzeuge angegriffen worden. Zwei Maschinen, deren Triebwerke von Raketen getroffen wurden, konnten in Phoenix und in El Paso notlanden. Das in Los Angeles gestartete Flugzeug war abgestürzt. Dabei waren alle Passagiere und Besatzungsmitglieder und Hunderte von Menschen am Boden umgekommen. Der Tucson-Flug verlief absolut problemlos, nachdem ein junger Mann namens Joe Dominguez den Terroristen mit der MKIII-Rakete mit seinem aufgemozten Pick-up überfahren hatte. Die Maschine aus San Antonio war auf der Autobahn notgelandet. Zwar wurden immer noch einige Überlebende aus dem Wrack geborgen, doch die Zahl der Toten stieg stetig an.

Um Punkt 21 Uhr sprach der Präsident der Vereinigten Staaten zur Nation. Dabei zitierte er wörtlich aus der Ansprache, die George W. Bush an jenem verhängnisvollen Dienstag im September 2001 gehalten hatte: »Die Suche nach den Hintermännern dieser bössartigen Angriffe läuft. Ich habe alle Ressourcen unserer Geheimdienste und Strafverfolgungsbehörden mobilisiert, um die Verantwortlichen zu finden und ihrer gerechten Strafe zuzuführen. Wir werden

keinen Unterschied machen zwischen den Terroristen, die diese Angriffe ausgeführt haben, und denen, die ihnen Unterschlupf gewähren.«

»Wenn Sie Samad wären, wohin würden Sie jetzt gehen?«, fragte Towers. »Michigan? Kanada? Oder in die andere Richtung ... zurück nach Mexiko?«

»In beiden Ländern könnten wir ihn noch gerichtlich belangen«, sagte Moore.

»Und was wird er Ihrer Ansicht nach tun?«

»Im Moment wird er sich meiner Meinung nach erst einmal bedeckt halten. Er hat irgendwo in Los Angeles einen sicheren Unterschlupf. Wahrscheinlich ein kleines Apartment im San Fernando Valley.«

»Nun, wenn er nicht sofort über die Grenze geht, wird es für ihn später sehr viel schwerer werden.«

»Er hat zwei Möglichkeiten. Entweder er ist gerade auf dem Weg zur Grenze, oder er wartet irgendwo ab, bis sich die erste Aufregung gelegt hat und er zu seinem eigentlichen Bestimmungsort zurückkehren kann, wo immer der auch sein mag.«

»Zurück nach Pakistan?«

»Das glaube ich nicht, dort ist es im Moment für ihn zu gefährlich. Wir wissen nicht allzu viel über ihn, aber er soll Freunde in Zahedan und Dubai haben. Wir müssen unbedingt ein Bild von seinem Gesicht veröffentlichen. Irgendein aufmerksamer Bürger erkennt ihn dann vielleicht.«

»Geduld, Geduld! Wenn die DNA-Ergebnisse aus diesem Transporter vorliegen, werden Ihre Jungs in Langley einer Veröffentlichung eventuell zustimmen.«

»Das wird aber auch höchste Zeit. Also ... ich kann jetzt bestimmt nicht einschlafen. Wir sollten nach L. A. fahren.«

Towers nahm einen tiefen Schluck aus seinem Kaffeebecher, nickte und sagte: »Was für eine höllische Nacht!«

Sky-Harbor-Flughafen in Phoenix
Terminal 4, Flugsteig D

Dan Burleson blinzelte in die vielen Scheinwerfer und Kameras, die auf ihn und seine Mitpassagiere gerichtet waren, als sie das Terminal betraten, nachdem sie gerade ihr Flugzeug über eine aufblasbare Notrutsche verlassen hatten. Als er wartete, bis er an der Reihe war, erinnerte er sich an den Flugbegleiter des Billigfliegers JetBlue Airways, den ein weiblicher Fluggast dermaßen genervt hatte, dass er auf der Stelle kündigte und das gerade gelandete Flugzeug auf der Notrutsche verließ. Viele sprachen danach von der beeindruckendsten Kündigung der letzten Jahre. Bevor sie die Maschine verlassen durften, hatte man allen Passagieren mitgeteilt, dass sie auf dem Flughafen erst einmal in einen Raum geführt und von Bundesagenten kurz befragt werden würden. Außerdem würden sich Ärzte um sie kümmern. Ein Flugbegleiter versprach ihnen sogar, dass sie einen Gutschein für einen anderen Flug bekommen würden ... Die Stewardess, die der Terrorist beinahe angegriffen hätte, hatte Dan vor seinem Ausstieg kurz die Hand gedrückt und ihm »Danke« zugeflüstert.

Dan war errötet.

Als sie durch den Pulk der Journalisten hindurchgeführt wurden, die von den Flugsicherheitsbeamten nur mit Mühe zurückgehalten werden konnten, erklärte die dunkelhäutige Dame, die vorhin die Passagiere aufgefordert hatte, endlich ruhig zu sein, allen Anwesenden mit lauter Stimme: »Jesus hat uns heute Abend alle gerettet! Und er hat das durch diesen großartigen Mann hier getan! Das ist der Held, der uns vor dem Terroristen in unserem Flugzeug gerettet hat!«

Sie deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf Dan, der zusammenzuckte und so schnell wie möglich an den Journalisten vorbeilaufen wollte. Zu spät. Alle Kameras richteten sich jetzt auf ihn. Er hatte das Gefühl, dass er am nächsten Morgen in vielen

Fernsehstudios über etwas befragt werden würde, was für ihn selbst keine Heldentat gewesen war. Er war sich ziemlich sicher, dass jeder in seiner Lage dasselbe getan hätte und dass es in dieser Welt allemal genug gute Samariter gab. Mehr hatte er dazu nicht zu sagen.

Aber leider würde der Schwarzbarsch wohl noch eine Weile auf seinen Köder warten müssen.

*Universitätsklinik
Tucson, Arizona*

Ein Arzt hatte Joe Dominguez untersucht und seinen Arm genäht. Anschließend hatten ihn Polizisten aus Tucson und zwei FBI-Agenten vernommen. Letztere hatten ihm in dieser einen Stunde bestimmt tausend Fragen gestellt.

Seine Eltern waren in die Klinik gekommen. Als er entlassen wurde, meinten zwei Polizisten in Uniform zu seiner Überraschung, sie würden ihm »helfen«, zum Wagen seiner Eltern zu kommen. Er verstand erst, was sie meinten, als sich die Automatiktüren öffneten und sie nach draußen gingen.

Dort warteten mindestens zehn bis fünfzehn Reporter auf ihn, die alle ihre Kameramänner und Beleuchter mitgebracht hatten. Als er die Kameras auf dem Rücken der Männer sah, hatte er eine Sekunde lang wieder das Gefühl, vor dem Terroristen mit der geschulterten Rakete zu stehen. Eine Reporterin, die er aus der lokalen Nachrichtensendung kannte, hielt ihm das Mikrofon vor die Nase und sagte: »Joe, wir wissen, dass Sie da draußen ein Held waren und die Terroristen ausgeschaltet haben. Können Sie uns kurz erzählen, was passiert ist?«

»Mm, das täte ich gerne, aber ich habe die Anweisung vom FBI, vorerst gar nichts zu sagen.«

»Aber es stimmt doch, dass Sie die Kerle mit Ihrem Pick-up überfahren und dann einem von ihnen in den Kopf geschossen haben,

oder? Wir haben mit ein paar Zeugen geredet, die uns das berichtet haben.«

Dominguez schaute zu seinem Vater zurück, der heftig den Kopf schüttelte: *Sag nichts!*

»Äh, ich kann dazu jetzt nichts sagen. Wenn das FBI es mir erlaubt, hey, dann erzähle ich Ihnen alles.«

»Was ist das für ein Gefühl, wenn man ein Held ist?«, rief ein anderer Reporter.

Bevor er noch antworten konnte, schoben die Polizisten die Journalisten beiseite und brachten Joe und seine Eltern vor der Meute in Sicherheit. Als sie den zerbeulten weißen Pick-up seines Vaters erreichten, war Joe richtiggehend erschöpft.

Sein Vater weinte.

»Dad, was ist los?«

»Nichts«, sagte sein Vater und schaute verlegen zur Seite. »Ich bin nur so stolz auf dich.«

Parkhaus

111. Straße

Los Angeles, Kalifornien

Etwa zweieinhalb Stunden später kamen Towers und Moore in Los Angeles an und sprachen im Parkhaus mit dem zuständigen Einsatzleiter.

Vor dem Gebäude stand bereits ein Mobillabor der CIA, um die Kriminaltechniker des FBI zu unterstützen. Moore sprach mit den Labortechnikern, die das gleiche DNA-Schnellanalysegerät benutzten, mit dem sie in San Diego den Fatimas-Hand-Anhänger untersucht hatten.

Am nächsten Morgen hatten sie dann die Antwort. Die DNA an den Einwickelpapieren war identisch mit der DNA des Menschen, der den Anhänger getragen hatte.

*US-Botschaft
Islamabad, Pakistan
Eine Woche später*

Inzwischen waren die Fotos von Samad, Talwar, Niazi und Rahmani weltweit veröffentlicht worden. Die CIA hatte behauptet, sie wisse nicht, wie die Terroristen ins Land gekommen seien. Überall in den Vereinigten Staaten konnten sich jetzt die unterschiedlichsten Kommentatoren im TV produzieren, und ihre wirren Spekulationen füllten Aberhunderte von Programmstunden. Unter anderem debattierten sie darüber, wie man Amerikas Grenzen besser sichern könnte. Fast alle waren sich jedoch einig, dass das Heimatschutzministerium trotz aller Budgeterhöhungen und messbaren Verbesserungen am Ende vollkommen versagt habe. Nach Meinung der Experten entdeckten die Detektoren der Verkehrssicherheitsbehörde TSA an den Flughäfen eher Transvestiten oder Brustimplantate als potenzielle Terroristen. Der Haupt-Rechnungsprüfer der Vereinigten Staaten, der Leiter des GAO (Government Accountability Office/»Rechnungsprüfungsbehörde des US-Kongresses«), wurde immer wieder nach dem letzten Prüfbericht zum Heimatschutzministerium befragt, in dem er festgestellt hatte, das Ministerium habe seine Aktivitäten dem Kongress nicht transparent genug gemacht. Die Volksvertreter könnten deshalb nicht wirklich beurteilen, ob die Behörde mit ihrem gewaltigen Jahresetat wirklich effizient und wirtschaftlich arbeite. Das GAO werde deshalb im Rahmen einer weiteren Untersuchung zu klären versuchen, wo die Versäumnisse und Fehler lägen. Moore hoffte nur, dass die Öffentlichkeit nicht auch ein Auge auf die CIA werfen könnte und dabei über Calxico und einen vom Juárez-Kartell betriebenen und von Terroristen benutzten Grenztunnel zu einem Mann gelangen würde, der den Auftrag bekommen hatte, dieses Kartell zu zerschlagen.

Überall in den USA wurde wieder die amerikanische Flagge gehisst. Plötzlich entdeckten alle ihren vorher verschwundenen

Patriotismus wieder. Kongressabgeordnete, die wie nach dem 11. September eine militärische Antwort forderten, wurden von vielen Bürgern unterstützt, die überall im Land große Protestmärsche veranstalteten. Tausende versammelten sich auf dem Capitol Hill. Die Waffenkäufe verzehnfachten sich. Überall im Land wurden Moscheen demoliert und sogar Bombenanschläge wurden auf die Gotteshäuser verübt.

Am siebten Tag nach den Terrorangriffen traf dann endlich eine Siegesmeldung aus den pakistanischen Stammesgebieten ein: Laut Moores Kollegen dort hatte eine Hellfire-Rakete, die von einer Predator-Drohne der CIA abgefeuert worden war, Mullah Omar Rahmani getötet. Sein Tod war die erste gute Nachricht, die das amerikanische Volk nach den Attentaten erreichte. Die Jagd nach den Terroristen ging weiter, hatte bisher jedoch trotz unzähliger Überstunden und Unmassen von Spuren und Hinweisen zu keinerlei Erfolgen geführt.

Der Präsident hielt eine Pressekonferenz ab, auf der er bestätigte, dass der Hauptdrahtzieher der Anschläge getötet worden sei. Countrysänger brachten bereits die ersten Songs heraus, in denen sie die knallharte amerikanische Reaktion bejubelten.

Moore war jedoch trotz der Ausschaltung Rahmanis nicht nach Feiern zumute. Er hatte immer noch nichts von Wazir gehört. Das Schweigen des Alten machte ihm Sorgen und raubte ihm jede Freude an der sogenannten »guten Nachricht«. Er erklärte Slater und O'Hara, dass er selbst nach Pakistan reisen werde, um Rahmanis Leiche zu identifizieren. Das müsse er einfach tun. Gleichzeitig würde er versuchen, wieder Kontakt zu Wazir zu knüpfen. Er erinnerte seine Vorgesetzten auch daran, dass die Tötung Rahmanis es unmöglich gemacht haben könnte, die anderen Terroristen zu finden. Obwohl Moore die Drohnenangriffe immer noch für unsinnig oder gar schädlich hielt, begriff er jetzt, weshalb seine Forderung nach Einstellung abgelehnt worden war. Das amerikanische Volk wollte Blut sehen, und die CIA stand unter dem

ungeheuren Druck, diesen Rachedurst zu stillen, selbst wenn es mehr schadete als nutzte. Die Tage der Gladiatorenspiele im Kolosseum waren zurückgekehrt.

Moore flog nach Islamabad. Er dachte, er könne vielleicht zuerst in der Botschaft vorbeischaun und Leslie überraschen. Er hatte durch einen gemeinsamen Freund erfahren, dass sie von der Botschaft in Kabul wieder nach Islamabad versetzt worden war, wo sie sich einst kennengelernt hatten.

Er erwischte sie auf dem Parkplatz, als sie gerade zum Essen fahren wollte.

»O mein Gott« rief sie und schob ihre Brille auf die Nasenspitze, um ihn über den Rand anzuschauen. »Träume ich?«

»Nein, *ich* träume gerade.«

Sie boxte ihn gegen die Schulter. »Du Schuft. Aber du siehst gut aus. Wenn du sauber bist, machst du sogar etwas her. Ich mag die Frisur. Sie erinnert mich daran, dass wir unsere bilateralen Beziehungen auffrischen sollten.«

»Du meinst, ich sollte dich mit *harten* Tatsachen konfrontieren?«

»Das war aber ein bisschen frivol.«

»In deiner Gegenwart bin ich gerne frivol.«

Sie atmete einmal tief durch und wandte sich von ihm ab.

»Was ist los?«

»Was meinst du mit ›Was ist los?‹. Was hast du denn erwartet? Ich habe gekündigt. Ende der Woche kehre ich in die Staaten zurück.«

Er warf die Hände in die Luft, da er wusste, wie viel sie in ihre Karriere investiert hatte. »Warum?«

»Weil ich einfach die Nase voll habe. Ich dachte, die Rückversetzung nach Islamabad würde eine Rolle spielen machen, aber das war nicht der Fall. Das Einzige, was hier aufregend war und Spaß gemacht hat, warst du.«

»Nein, nein, nein. Du bist einfach ein bisschen überarbeitet. Lass uns in den Club 21 gehen, wie in den alten Zeiten. Dort gibt es immer noch das beste Bier in der Stadt.«

»Das einzige Bier in dieser Stadt.«

Er trat dicht an sie heran und legte seine Hand unter ihr Kinn. »Ich war dir einen richtigen Abschied schuldig – nicht so ein, ähm, was immer das am Telefon damals war. Deshalb bin ich zurückgekommen. Wenn das alles noch schwerer für dich ist, dann bin ich eben ein Idiot, aber ich wollte mich nicht einfach davonstellen. Ich hatte ein schrecklich schlechtes Gewissen.«

»Wirklich?«

Er nickte. Nach zwei weiteren Bier setzte er sie an der Botschaft ab. Er hielt ihre Hand, drückte sie ganz fest und sagte: »Du wirst ein großartiges Leben führen.«

Miran Shah

Nord-Waziristan

In der Nähe der afghanischen Grenze

Bevor Moore nach Nord-Waziristan hinauffuhr, machte er an der vorgeschobenen Operationsbasis Chapman halt, einem der wichtigsten CIA-Stützpunkte in Afghanistan in der Nähe der ganz im Osten des Landes liegenden Stadt Chost. Dort hatte am 30. Dezember 2009 ein Selbstmordanschlag stattgefunden, bei dem sieben CIA-Agenten einschließlich der Chefin der Geheimdienstbasis getötet worden waren. Hauptaufgabe der CIA war zu dieser Zeit, Informationen über potenzielle Ziele für Drohnenangriffe in den Stammesgebieten zu sammeln. Diese Attacken hatten natürlich Vergeltungsaktionen der Taliban provoziert, die jenseits der Grenze operierten. Das Selbstmordattentat eines Mannes in afghanischer Militäruniform war einer der tödlichsten Anschläge gewesen, die je auf die CIA verübt worden waren. Moore hatte drei der toten Männer gekannt und mit allen anderen häufig telefoniert. Eine Woche lang

war er danach wie in Trance herumgelaufen. Es war für alle ein entsetzlicher Verlust gewesen.

Rahmanis Körper – oder das, was davon noch übrig war – war auf diesen Stützpunkt überführt worden. Während der Rumpf durch die Bomben völlig zerfetzt worden war, war sein Kopf weitgehend intakt geblieben. Moore bildete sich das wahrscheinlich nur ein, aber es schien ihm fast, als ob Rahmani mit einem sarkastischen Grinsen auf den Lippen gestorben wäre.

Moore kam am späten Nachmittag in Miran Shah an. Der Staub, der Dreck und der zerfledderte Müll der westlichen Zivilisation fielen ihm auch diesmal wieder auf. Doch Rana war nicht mehr sein Fahrer, und prompt hielten ihn an einer Straßensperre vier Armee-Soldaten auf und fuchtelten mit ihren AK-47 vor seinem Gesicht herum. Mit finsterem Blick schulterte einer von ihnen seine Waffe und zeigte mit dem Finger auf ihn: »Ich erinnere mich an Sie.«

»An Sie erinnere ich mich auch«, log Moore. »Ich bin auf dem Weg zu Wazir.«

Die Wachen schauten einander mit einem eigentümlichen Gesichtsausdruck an. Dann schnauzte der, der sich angeblich an Moore erinnerte: »Papiere!«

Moore wartete, während der Mann den Ausweis inspizierte.

»Okay«, sagte er und gab das Dokument zurück. »Wo ist Ihr junger Freund geblieben?«

Moore wich seinem Blick aus. Es gab jedoch keinen Grund zu lügen. »Er ist gestorben.«

»Das tut mir leid.«

Die Wachen senkten ihre Gewehre und winkten ihn durch. Moore folgte der unbefestigten Straße und erinnerte sich auch noch an die leichte Rechtsbiegung und den Aufstieg in die Vorberge über der Stadt. Er hielt vor den beiden Ziegelgebäuden mit den Satellitenschüsseln auf dem Dach. Hinter ihnen standen immer noch mehrere Zelte. Die Ziegen und Kühe rumorten in ihren Pferchen,

und im Tal unten arbeiteten Scharen von Bauern auf ihren Feldern. Hatte er jemals zuvor eine so reine Luft geatmet?

Ein alter Mann kam heraus und ließ die Tür hinter sich offen. Er trug schwarze Hosen und einen dazu passenden Salwar-Kamiz. Sein Bart war jedoch viel kürzer als der Bart Wazirs. Zwei Männer kamen aus dem Haus, Soldaten mit Gewehren, die sie jetzt auf Moore richteten. Er machte den Motor aus und stieg aus dem Wagen.

»Wer sind Sie?«, fragte der Alte.

»Mein Name ist Khattak. Ich möchte Wazir besuchen.«

»Wazir?« Der alte Mann schaute seine Wachen an, dann gab er ihnen einen Wink, ins Haus zurückzukehren.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte Moore.

Der alte Mann verzog das Gesicht. »Ich werde Ihnen Wazir zeigen.« Er führte ihn um das Haus herum und hinter die Zelte. Dann gingen sie an den Tierpferchen vorbei und stiegen auf einem Serpentinpfad den dahinter liegenden Berg empor. Moore folgte ihm schweigend.

»Sie sind also ein Freund Wazirs?«, fragte der Alte, als sie oben angekommen waren.

»Ja. Und Sie?«

»Das kann man wohl sagen. Wazir und ich haben gemeinsam gegen die Sowjets gekämpft.«

Moore atmete tief durch und hoffte, dass sein Verdacht doch nicht begründet war. »Wie ist Ihr Name?«

»Abdullah Yusuff Rana.«

Moore blieb stehen und schaute auf das Tal hinunter. Das war also Ranas Großvater und der Grund, weshalb der junge Rana Wazir von klein auf gekannt hatte. Moore hätte dem alten Mann liebend gerne erzählt, dass er seinen Enkel gekannt hatte, dass der Junge sein tapferer Mitarbeiter gewesen war und für eine Sache gestorben war, an die er glaubte, und dass Moore tief in Ranas Schuld stand.

»Sehen Sie etwas?«, fragte der alte Mann.

Moore schüttelte den Kopf. »Es ist einfach nur wunderschön hier oben.«

Der alte Rana zuckte die Achseln und führte ihn noch weiter den Berg hinauf. In der Nähe des Gipfels befand sich ein tiefer Krater, von dem aus seltsame Linien offensichtlich pulverisierter Steine in alle Himmelsrichtungen auseinanderliefen. Links davon lag im Schatten dreier großer Bäume ein rechteckiger Erdhügel. Ein Grab.

Rana zeigte darauf. »Möchten Sie, dass ich Sie allein lasse?«

Moore stockte der Atem. »Was ist passiert?«

»Ich dachte, Sie wissen es.«

Moore schüttelte heftig den Kopf.

Rana schaute zum Himmel hinauf. »Wazir kam gerne hierher, um zu lesen und zu meditieren. Eine Drohne flog über das Gebirge und warf eine Bombe ab. Unserer Überzeugung nach war er ein Märtyrer. Wir haben ihn auf der Seite und in Richtung Mekka in den Kleidern begraben, in denen er gestorben ist. Es war Allahs Wille, dass er an seinem Lieblingsplatz den Tod fand.« Rana schloss die Augen und fügte auf Arabisch hinzu: »*Inna Lillahi wa inna Ileyhi radschiun.*«

Zu Allah gehören wir, und zu Ihm kehren wir zurück.

»Ich lasse Sie jetzt allein«, sagte Rana und ging den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Moore schritt zu der Grabstätte hinüber. Er hatte vorgehabt, auf Wazirs Angebot zurückzukommen:

»Wenn Sie bereit sind, über diese Sache zu reden, kommen Sie einfach wieder hierher. Ich möchte Ihre Geschichte hören. Ich bin ein alter Mann. Und ich bin ein guter Zuhörer.«

Es tut mir leid, Wazir. Sie haben alles für mich getan, was Sie tun konnten. Und dann haben wir Sie getötet. Ich kam hierher, um Antworten zu finden. Jetzt werde ich keine mehr bekommen. Ich wollte Ihnen erzählen, was mir in meinem Leben am schwersten gefallen ist. Wissen Sie, was es ist? Der Versuch, mir selbst zu verzeihen. Ich bringe das einfach nicht fertig.

Moore rieb sich die Augenwinkel und machte sich dann auf den Weg ins Tal. Eine sanfte Brise wehte durch sein Haar. Er dachte kurz, er würde die Stimme des Alten hören, aber es war nur das Rascheln des Laubs.

Samad und der Rest dieser üblen Bastarde würden wohl wegen der Reibungen innerhalb aufgeblähter Bürokratien, der Ungeduld der Verantwortlichen und deren Bestehen auf »gerichtsfesten Beweisen« davonkommen. Je mehr die Dinge sich änderten, desto mehr blieben sie sich gleich.

Als er wieder am Haus ankam, wartete dort Rana auf ihn und sagte: »Bitte bleiben Sie zum Abendessen.«

Es war zwar äußerst unhöflich von Moore, diese Bitte abzulehnen, aber er war so deprimiert, dass er nur noch weg wollte.

Jemand zupfte ihn am Arm. Es war der Junge, der ihnen damals den Eintopf serviert hatte. Moore erinnerte sich, dass es Wazirs 8- oder 9-jähriger Urenkel war. Zwischen Daumen und Zeigefinger hielt er ein zusammengefaltetes gelbes Stück Papier. »Mein Großvater hat mir aufgetragen, Ihnen das zu geben, falls Sie noch einmal kommen und er nicht zu Hause sein sollte.«

Spurensuche

Geheimer CIA-Stützpunkt

Saidpur Village

Islamabad, Pakistan

Alle Geheimdienste, Polizisten und Strafverfolgungsbehörden der ganzen Welt jagten Samad und seine Männer. Moore hielt ein Blatt Papier in Händen, das die erfolgversprechendste Spur sein könnte.

Er überlegte jedoch, was er mit Wazirs Hinweisen anstellen sollte.

Wenn er das Blatt der CIA übergab, würde sie die Information an alle Dienste auf dem ganzen Planeten weiterleiten. Der extrem vorsichtige Samad, der überall Kontakte hatte, würde lange vor dem Eintreffen seiner Häscher verschwinden.

Moore hatte also das Blatt Papier in die Tasche gesteckt und war erst einmal in seinen alten geheimen Stützpunkt zurückgekehrt. Es war eine bittersüße Rückkehr. Er dachte viel über die Gespräche nach, die er mit Rana geführt hatte, während sie hier oben in den Margalla-Hügeln auf dem Balkon saßen und in der Ferne die Lichter von Islamabad funkelten. Er hatte immer noch die Stimme des Jungen im Ohr: »Was ist los, Money? Sie sehen im Moment ganz schön gestresst aus.«

Ja, das war er tatsächlich, während er ungeduldig auf die Verbindung zur Videokonferenz wartete, die er für sich, Slater, O'Hara und Towers anberaumt hatte.

Als alle endlich online waren, verzichtete er auf unnötige Höflichkeiten und konfrontierte sie sofort mit dieser Neuigkeit. »Ich habe einen glaubhaften Hinweis auf Samad. Er stammt von Wazir, und ich vertraue ihm. Ich werde heute Nacht dorthin fliegen.«

»Sie wissen, wo Samad ist?«, fragte O'Hara.

»Nicht auszuschließen.«

»Dann sollten wir ein Team zusammenstellen«, sagte Slater.

»Wie viele Männer brauchen Sie? Zehn? Zwölf?«

Moore schüttelte den Kopf. »Sollte er auf der Flucht sein, ist er nur mit seinen beiden Unterführern unterwegs. Da brauchen wir keine Hilfstruppen. Vielleicht ist auch noch Gallagher bei ihnen, wer weiß? Towers und ich werden das übernehmen.«

»Sie planen eine Zweimannshow? Wollen Sie mich verkohlen?«, fragte O'Hara und hob die Stimme.

»Nein, Sir, keineswegs.«

O'Hara beugte sich zur Kamera vor. »Wir wollen diesen Typen lebend haben. Wir haben erfahren, dass er Rahmanis Nachfolger ist. Das bedeutet, dass er Kenntnisse über wichtige Pläne und Operationen hat. Außerdem nehmen wir an, dass er die Aufenthaltsorte der Männer in den USA kennt. Bisher haben wir keinen Einzigen aufspüren können. Eines sollten Sie also bedenken: Samad ist im Moment unsere weltweit wichtigste Zielperson.«

»Sir, bei allem gebotenen Respekt, die Wichtigkeit des Ziels diktiert nicht notwendigerweise Größe und Umfang des Einsatzes. Wenn meine Spur heiß ist, hat unsere Zielperson die Vereinigten Staaten bereits verlassen. Wenn ich mit einem ganzen Team in seiner Nähe auftauche, sind wir viel leichter zu entdecken und machen auf jeden Fall eine Menge Lärm. Wenn die Operation schief läuft, besteht eine viel größere Wahrscheinlichkeit, dass es Zeugen gibt und Leichen zurückbleiben. Sie haben das doch alles schon erlebt. Aber Towers und ich werden kaum auffallen. Wenn Sie jedoch mit großem Geschützdonner dort reingehen, ist der Bursche über alle Berge, bevor wir auch nur in seine Nähe kommen.«

O'Hara seufzte. »Also Sie wollen ihn unbedingt allein fangen. Wo steckt der Kerl?«

»Ich habe eine Adresse in Mexiko. In Anbetracht dessen, was Sie gerade gesagt haben, müssen wir nicht nur Samad lebend erwischen, sondern ihn auch ohne politische Einflussnahme verhören können.«

Slater räusperte sich und schaltete sich ein. »Moore, wenn Sie und Towers diesen Bastard kriegen, dann möchte ich nicht, dass irgendwelche anderen Dienste oder Organisationen davon erfahren. Ich möchte auch nicht, dass sich staatliche Stellen bei uns oder in Mexiko einmischen – niemand erfährt etwas, bis wir ihn haben.«

»Da sind wir einer Meinung. Wir sprechen also von einer ›Extraordinary Rendition‹.«

»Meine Herren, sachte, sachte, nicht so schnell«, rief O'Hara. »Ich kann weder bestätigen noch leugnen, dass ich jemals von einer solchen Aktion gehört habe. An dieser Stelle muss ich aus der Diskussion aussteigen.« Er stand auf, schaute sie noch einmal mit einem ganz besonderen Gesichtsausdruck an ... und hob den Daumen.

»Wir haben verstanden«, sagte Slater.

Nach dem 11. September hatte die CIA etwa 3000 mutmaßliche Terroristen gefangen genommen und an streng geheime Orte in Drittstaaten überall auf der Welt gebracht, um sie dort zu verhören. Diese Praxis wurde beschönigend »Extraordinary Rendition«, also »außerordentliche Auslieferung«, genannt. Viele dieser »Black Sites« genannten Geheimgefängnisse lagen in Europa. Der Europarat und eine Mehrheit des Europaparlaments behaupteten, dass diese Gefangenen gefoltert worden seien und dass die Regierungen der Vereinigten Staaten und Großbritanniens von dieser Praxis gewusst hätten. Ein kürzlich erlassenes Dekret des amerikanischen Präsidenten untersagte diesen »Folterexport«.

Deshalb hatte sich O'Hara zurückgezogen, damit er jede Kenntnis ihrer Pläne leugnen konnte. Er würde Moore also keinesfalls

befehlen, Samad gefangen zu nehmen und ihn dann in ein Geheimgefängnis zu überführen, um ihn dort zu foltern. Die Vereinigten Staaten folterten nicht, sie brachten keine Personen an Orte, wo sie bekanntlich gefoltert wurden, und solche »Black Sites« existierten auch nicht mehr ...

Slater lebte dankenswerterweise in dieser Hinsicht wohl noch in der Vergangenheit. Er sagte jetzt mit lauter Stimme: »Sie werden diesen Bastard fangen, und ich werde Sie dabei mit allen verfügbaren Mitteln unterstützen.«

»Dann haben wir einen Deal«, sagte Moore. »Keine Teams und keine anderen US-Kräfte werden beteiligt. Die Regierung wird so unschuldig bleiben wie ein Kind. Nur Towers und ich. Keine Zeugen. Wir holen uns Samad auf unsere Weise – dann kommt er in ein Geheimgefängnis, und wir werden alles aus diesem Schurken herausholen, welche Mittel auch immer dafür nötig sein sollten. Wenn Washington von der ganzen Sache etwas erfährt, unterliegt Samad der Militärgerichtsbarkeit ... Selbst wenn er nie einen Gerichtssaal von innen sieht und in Gitmo langsam verrottet, werden wir ihn nicht zum Reden bringen können. Wir würden nie erfahren, was wir von ihm wissen wollen. Wir schnappen ihn, kriegen von ihm, was wir brauchen, dann inszenieren wir eine getürkte Gefangennahme und übergeben ihn den staatlichen Stellen. Die können dann mit ihm machen, was sie wollen – nachdem wir ihn restlos ausgequetscht haben. Wenn wir das nicht genau so planen, wäre das Ganze bloße Zeitverschwendung. Sein Wissen ist für uns wichtiger als sein Leben.«

»Gott verdammich!«, rief Towers und rang nach Luft.

»Mr. Towers, sind Sie sicher, dass Sie da mitmachen wollen?«, fragte Slater. »Das könnte übel ausgehen und Ihre Karriere beenden.«

Towers schnaubte und schaute auf die Uhr. »Es tut mir leid, Sir, ich habe keine Zeit mehr für weitere Erörterungen. Ich muss ein Flugzeug erwischen.«

»Rufen Sie mich auf der Fahrt zum Flughafen an«, sagte Moore. Towers stieg aus der Konferenz aus. Jetzt sprachen nur noch Moore und Slater miteinander.

»Ich habe ihn gefragt, und ich werde jetzt auch Ihnen diese Frage stellen«, begann Slater. »Sind Sie sicher, dass Sie das tun wollen?«

»Ja, bin ich. Unterstützen Sie mich einfach und ändern Sie nicht Ihre Meinung. Halten Sie dem Druck stand. Und vergessen Sie nie das Blut, den Schweiß und die Tränen, die wir beim Kampf gegen diese Bastarde vergossen haben. Wenn wir durch Samads Aussagen ihre Aktionen stoppen können, dann ist es das auf jeden Fall wert.« Moores Blick verlor sich in einer imaginären Ferne. »Ich habe immer auf diesem Balkon gesessen und Rana erzählt, dass ich genau das tun würde. Wir sollten also zu Ende bringen, was wir begonnen haben.«

*Puerto Peñasco/Rocky Point
Sonora, Mexiko*

Die von einem Zaun umschlossene und von Sicherheitsleuten rund um die Uhr überwachte Gated Community Las Conchas lag direkt an Mexikos Westküste etwa 650 Kilometer westlich von Ciudad Juárez. Die Adresse, die Wazir seinem Urenkel gegeben hatte, gehörte zu einem Anwesen, das drei separate Wohnbereiche mit drei Küchen, elf Schlafzimmern und zwölf Badezimmern hatte. Die gesamte Anlage stand seit Kurzem für einen »Schnäppchenpreis« von 2,7 Millionen US-Dollar zum Verkauf. Laut der Immobilien-Website, die Moore konsultiert hatte, bot die Hälfte der Zimmer einen herrlichen Blick auf den Golf von Kalifornien. Die Villa gehörte einem gewissen David Almonte Borja.

Nach ein paar weiteren Nachforschungen fand Moore heraus, dass Borja der Schwager Ernesto Zúñigas war und laut Dante Corrales nach dessen Tod wahrscheinlich das Sinaloa-Kartell übernommen hatte.

Doch jetzt kam der Clou: Vor 48 Stunden hatten Inspektoren der mexikanischen Bundespolizei Borja verhaftet und nach Mexico City gebracht. Dort erwarteten ihn jetzt Anklagen wegen diverser Mordkomplotte und Drogenhandel. Der Zeitpunkt dieser Verhaftung war gewiss kein Zufall. Inspektor Alberto Gómez hatte zwei Kollegen verpiffen, die viele Einzelheiten über Borja und seine Verbindungen zum Kartell ausgeplaudert hatten.

Dass Las Conchas über seine eigene Sicherheitstruppe verfügte, machte den Zugang zu dieser Community sogar einfacher. Moore und Towers trafen sich mit dem Besitzer der Sicherheitsfirma, und diesem war das englische Alphabet durchaus geläufig: CIA.

Er meinte jedoch, dass nach Angaben seiner Wachleute nach Borjas Festnahme niemand mehr in dessen Haus eingetroffen sei. Er glaubte auch nicht, dass die Maklerin das Anwesen bereits einem Interessenten gezeigt habe. Solche Multimillionen-Dollar-Objekte zogen nicht viel Publikum an und wurden gewöhnlich einem potenziellen Käufer nach Vereinbarung erst gezeigt, nachdem man dessen Bonität überprüft hatte.

»Geben Sie Ihren Wachleuten eine Nacht lang bezahlten Urlaub«, wies Moore den Mann an. »Wir kommen dafür auf.«

»Okay.«

Danach suchten sie die Maklerin auf, eine äußerst elegante Dame Ende fünfzig, die eine erstaunliche Ähnlichkeit mit Sophia Loren hatte. Sie war ähnlich kooperativ, allerdings auch etwas deprimiert, weil sie bereits von Borjas Verhaftung erfahren hatte und jetzt eine fette Provision verlieren würde. Sie gab ihnen den Code für die Schlüsselbox an der Eingangstür und den für das Ausschalten der Sicherheitsanlage. Moore hätte es freilich auch nichts ausgemacht, das Schloss auf seine Weise zu knacken. Nur wenige Unternehmen dieser Welt konnten so zuverlässige Apparaturen herstellen, dass sie dabei auch noch etwas Geld verdienten. Dies war ein wahrer Segen für alle Schlüsseldienste, aber auch Diebe und Spione ...

Inzwischen ließ die CIA das Anwesen über ihre Satelliten überwachen. Moore und Towers zogen sich Uniformen der Wachleute an und bogen genau um 17.00 Uhr Ortszeit mit ihrem Golfmobil in die Zufahrt der Villa ein. Towers ging um das Haus herum, um nachzuprüfen, ob der Stromanschluss funktionierte. Das war der Fall.

Moore tippte den Code in die Schlüsselbox ein, holte den Schlüssel heraus und schloss die Eingangstür auf. Im Hauptgebäude gab es sogar drei Tastaturen, mit denen die Sicherheitsanlage aus- und eingeschaltet werden konnte: eine in der Eingangshalle, eine in der Garage und eine im Schlafzimmer des Hausherrn. Sie öffneten die Tür und gingen hinein. Sie hörten keinen Warnton, der angezeigt hätte, dass nach kurzer Zeit Alarm ausgelöst werden würde, oder einen Signalton, der die Öffnung der Tür anzeigte. Im Haus blieb es totenstill. Sie stellten fest, dass der Alarm nicht nur abgeschaltet, sondern sogar ganz gekappt worden war. Die Statuslampe war aus. Jemand hatte die Drähte durchgeschnitten. *Seltsam.*

Sie schlichen über den Mosaikfußboden im Foyer, der ein Tierkreiszeichen-Rad darstellte. Das ganze Haus war mit teuersten Möbeln in einer Mischung aus klassischer Moderne und mexikanischem Stil eingerichtet. Irgendwo im Haus war ganz schwach das Geräusch eines laufenden Fernsehers zu hören.

Moore gab Towers mit der Hand ein Zeichen. Towers nickte und übernahm die Nachhut. Seine Schulter- und Armwunden heilten gut, aber es würde noch ein Jahr dauern, bis er seinen nächsten Ironman-Triathlon absolvieren konnte. Moore hielt seine schallgedämpfte Glock mit beiden Händen im Isosceles-Anschlag.

Vor ihnen lag ein Gang. In einem Spiegel an dessen Wand konnte man Fernsehbilder flimmern sehen. Ganz langsam ging er noch zwei Schritte weiter. Links stand eine Schlafzimmertür offen. Es roch nach Essen ... Hühnchen? Pute? Er war sich nicht sicher. Er schaute noch einmal nach rechts in den Spiegel und erstarrte. Er drehte sich zu Towers um und bedeutete ihm: *Keine Bewegung!*

Dann blickte er wieder in den Spiegel. Er berechnete die Entfernungen, seine eigene Reaktionszeit und wie schnell sich sein Gegenüber wohl bewegen könnte. Er verließ sich auf sein Muskulaturgedächtnis und seine Angriffslust, die sich in den vielen Jahren im Einsatz entwickelt hatten.

Er spielte sein Vorgehen im Kopf so lange durch, bis er spürte, dass er jetzt agieren musste.

Jemand betätigte die Toilettenspülung. Das Hauptschlafzimmer lag inmitten einer ganzen Suite, zu der auch ein Badezimmer gehörte. Von drinnen hörte er jetzt eine Frauenstimme: »Mein Gott, ich bin so betrunken!«

Moore schaute Towers an und formte mit dem Mund die Anweisung: *Sie übernehmen die Frau.*

Dann stürzte Moore ins Schlafzimmer, wo auf der anderen Seite des riesigen Raumes in Boxershorts ein ihm gut bekannter Mann saß und einen Beutel voller Tortillachips auf seinem Schoß balancierte.

Bashir Wassouf – alias Bobby Gallagher –, wahrscheinlich einer der infamsten Verräter in der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, starrte den Mann fassungslos an, der da gerade sein Schlafzimmer betreten hatte.

Auf dem Tischchen neben seinem Fernsehsessel hatte Gallagher eine Beretta liegen. Moore hatte sie bereits bemerkt und vorausgesehen, mit welcher Hand der Verräter nach ihr greifen würde. Gallaghers pure Gegenwart bewies, dass er nichts von Borjas Verhaftung wusste – ein schwerer Fehler von ihm.

Als er nach seiner Pistole greifen wollte, rief Moore: »Stopp!«

Hinter ihnen fing gleichzeitig das Mädchen zu schreien und zu fluchen an. Towers brüllte sie an, sie solle still sein.

In der nächsten Zehntelsekunde ignorierte Gallagher Moores Befehl und griff nach seiner Waffe.

Da Moore erwartete, er werde jetzt sofort auf ihn schießen, jagte er Gallagher eine Kugel in die Schulter und eine zweite ins Bein. Aber es war bereits zu spät.

Gallagher hatte sich seine Beretta in den Mund gesteckt.

»Nein, nein, nein, nein!«, schrie Moore und warf sich gerade auf den Mann, als die Pistole aufbellte.

Eine Stunde später traf die lokale Polizei ein und nahm das Mädchen (eine Prostituierte) fest, während Moore und Towers das gesamte Anwesen auf den Kopf stellten.

Auf einem Nachttisch in einem der hinteren Schlafzimmer lagen die Einwickelpapiere von elf Hershey's-Schokoladenküssen, die jemand sorgfältig zu elf kleinen Silberbällchen zusammengerollt hatte.

*Hauptquartier der mexikanischen Bundespolizei
Mexico City*

Sechs Stunden später bogen Moore und Towers mit ihrem Mietwagen in den Parkplatz des Hauptquartiers der Federales ein, um Borja zu verhören. Sie hatten nichts zu verlieren. Gallagher hatte seine Kenntnis von Samads Aufenthaltsort mit ins Jenseits genommen. Die einzigen anderen lebenden Zeugen waren drei der sechs Terroristen, die an Bord der Flugzeuge gewesen waren, um ihre Botschaft an das amerikanische Volk zu verkünden. Sie hatten jedoch alle dieselbe Geschichte erzählt: Sie kannten nur ihre eigene Mission, nichts sonst. Moore glaubte das sogar, da die Taliban meist Schläfer einsetzten, die von einander abgeschottet waren. Einen Terroristen hatte man aus dem Flugzeugwrack in San Antonio gezogen. Er hatte so schreckliche Verbrennungen im Gesicht und am Hals, dass er nichts hätte sagen können, selbst wenn er gewollt hätte.

Aber Borja ... Er musste einfach etwas wissen. Er hatte Gallagher gekannt. Samad hatte die Hüllen der Schokoladenküsse in seinem Haus liegen lassen. Es gab also eine Verbindung. Das konnte er auf keinen Fall leugnen.

Moore sprach mit Slater, der seinem Vorschlag zustimmte. Man musste mit Borja einen Deal aushandeln.

Der Mann war viel jünger als erwartet – vielleicht Mitte dreißig – mit einem kahl geschorenen Kopf und genug Tätowierungen, um damit die Bewunderung der meisten *Sicarios* zu erregen. Als er jedoch den Mund öffnete, waren seine Aussprache, Diktion und seine Grammatik die eines gebildeten Geschäftsmanns. Das war recht günstig, denn sie wollten mit ihm ja ein seriöses Geschäft abschließen.

Der Verhörraum stank nach Bleichmitteln. Offensichtlich konnte der letzte Typ, der hier verhört wurde, »nicht mehr an sich halten«, wie es die Polizisten ausdrückten.

Moore schaute Borja scharf an und fiel gleich mit der Tür ins Haus: »Gallagher ist tot. Er hat sich in Ihrem Haus in Las Conchas umgebracht.«

Borja verschränkte die Arme vor der Brust. »Wer?«

»Stellen Sie sich nicht dumm! Ich werde Ihnen das jetzt ganz genau erklären. Sie werden für den Rest Ihres Lebens ins Gefängnis wandern. Ich bin bereit, eine Vereinbarung zwischen unseren beiden Regierungen auszuhandeln. Wenn Sie wissen, wo sich Samad aufhält, werden Sie mir das erzählen. Und wenn Sie die Wahrheit sagen, verschaffe ich Ihnen eine Amnestie. Sie bekommen vollständige Straffreiheit. Wir lassen Sie laufen. Lassen Sie mich das noch einmal ganz langsam wiederholen: *Wir ... lassen ... Sie ... laufen.*«

»Wer ist Samad?«

Towers unterbrach Moore und schob ihm seinen Laptop so hinüber, dass er den Bildschirm sehen konnte. Ihre Kollegen in Fort Meade hatten wieder einmal ganze Arbeit geleistet. Die Satelliten

der NSA hatten Handyanrufe zwischen Borja und Rahmani aufgezeichnet und vor ein paar Stunden endgültig bestätigt.

»Sie haben also auch mit Rahmani gesprochen, hm?«, fragte Moore. »Lügen ist zwecklos. Wir wissen Bescheid.«

Borja verdrehte die Augen.

»Haben Sie Samad bei der Flucht geholfen?«

Borja beugte sich in seinem Stuhl vor. »Wenn Sie mir Straffreiheit verschaffen, möchte ich das schriftlich von der Regierung. Und meine Anwälte müssen das Schriftstück erst einmal prüfen, ob es keine hinterfotzigen Klauseln enthält.«

»Okay, aber das erfordert Zeit. Ich bin mir jedoch sicher, dass unser Freund nicht lange an einem Ort sein wird. Sie geben mir, was ich möchte, ich kriege Samad, und dann sind Sie frei, das verspreche ich Ihnen.«

»Ich glaube keinem verdammten Gringo.«

Moore stand auf. »Wie Sie wollen.« Er wandte sich Towers zu: »Gehen wir ... Wir beantragen die Auslieferung. Wir werden uns mit diesem Arschloch in den Staaten befassen.« Sie gingen zur Tür.

Borja rückte in seinem Stuhl zurück und stand auf, wobei seine Hände immer noch hinter dem Rücken mit Handschellen gefesselt waren. »Warten Sie!«

Gulfstream III

Unterwegs zum Goldson International Airport

Belize

Wie jeder gute Erbe eines mexikanischen Drogenkartells fürchtete auch Borja eine Auslieferung in die Vereinigten Staaten mehr als den Zorn seiner eigenen Regierung. Er ließ also die Schultern sinken und berichtete in aller Ausführlichkeit, wie er von Rahmani beauftragt wurde, eine neue Schmuggelallianz zu bilden, und den Auftrag bekam, Samad und seinen beiden Unterführern zu helfen, einen sicheren Unterschlupf in San José, Costa Rica, zu erreichen.

Samad und seine Männer hatten sich in Borjas Ferienhaus bis zur vergangenen Nacht versteckt. Sie wurden dann in einem Privatflugzeug Borjas zum Goldson-International-Airport geflogen und anschließend in den Dschungel zu einem sicheren Unterschlupf an der New River Lagoon in Belize gebracht. Borja erzählte, dass dieses Haus normalerweise von den Drogenkurieren benutzt wurde, die kolumbianisches Kokain in die Feriengebiete von Cozumel und Cancún brachten, wo es hauptsächlich an amerikanische College-Studenten verkauft wurde. Toll. Borja hatte einen guatemaltekischen Piloten mit einem einmotorigen R44-Raven-Hubschrauber angeheuert, der sie in Belize abholen und mit einem Tankstopp in Nicaragua nach Costa Rica fliegen sollte.

Moore fragte den Mann nach allen Einzelheiten, nach der Art des Hubschraubers, dem Namen des Piloten, dessen Telefonnummer, nach allem und jedem.

Dieses Mal spielte die Zeit ausnahmsweise ihnen in die Hände. Samad und seine Männer sollten um Mitternacht Ortszeit abgeholt werden. Der Helikopter würde auf einer Lichtung in der Nähe der Ruinen von Lamanai (ein Wort, das in der Maya-Sprache »untergetauchtes Krokodil« bedeutete) landen. Der Hochtempel »El Castillo«, der Maskentempel und der Tempel der Jaguarmasken wurden tagsüber von zahlreichen Touristen besucht, waren aber abends und nachts geschlossen. Der sichere Unterschlupf lag etwa 15 Kilometer südlich flussabwärts. Samad und seiner Männer sollten mit Zodiac-Schlauchbooten zum Treffpunkt hinauffahren. Borja hatte Samad zwei Leibwächter mitgegeben, also würden Moore und Towers mit insgesamt fünf Mann fertigwerden müssen.

Sie wollten sich dem Unterschlupf nur zu zweit nähern, aber Slater würde ein paar Hilfstruppen bereitstellen, die eingriffen, falls dies nötig werden sollte. Auch für die Waffen und den Transport hatte er gesorgt.

Moores Uhr zeigte gerade 21.12 Uhr Ortszeit, als sie auf dem Goldson International Airport unmittelbar nördlich von Belize City

landeten. Auf das Flugzeug steuerten zwei Fahrzeuge zu: ein Jeep Wrangler mit Vierradantrieb und ein örtliches Taxi.

»Willkommen in der Achselhöhle der Karibik«, sagte Towers, als sie in die schwüle Hitze hinaustraten.

Moore knurrte nur: »Sie waren wohl schon einmal hier.«

Ein junger Mann mit einem Bürstenhaarschnitt, der bestimmt nicht älter als zweiundzwanzig war und ein T-Shirt und Kakihosen trug, stieg aus dem Taxi, öffnete den Kofferraum, holte einen Seesack heraus und warf ihn hinten in den Jeep. Der Fahrer des Jeeps hätte der Bruder des anderen sein können. Moore trat auf die beiden zu.

»Es ist alles für Sie bereit, Sir«, sagte der junge Mann mit einem eindeutig britischen Akzent. »Auf dem Vordersitz liegen Nachtsichtgeräte. Das Garmin-Navigationsgerät ist bereits programmiert. Folgen Sie einfach der netten Lady mit der sexy Stimme. Sie wird Ihnen mitteilen, wohin Sie fahren müssen.«

Moore schüttelte dem jungen Mann die Hand. »Vielen Dank.«

»Das ist noch nicht alles, Sir.« Er drückte Moore ein Satellitentelefon in die Hand.

Moore nickte und sprang in den Jeep. Towers stieg auf der anderen Seite ein.

»Großartiger Service«, sagte er.

Moore legte den Gang ein. »Ich wollte Sie nur beeindrucken, Boss.«

»Ich bin beeindruckt.« Er drückte ein paar Tasten auf dem Navi und die sexy Lady mit dem britischen Akzent teilte ihnen mit, dass sie bis zu ihrem Bestimmungsort genau achtundvierzig Komma neun vier Kilometer fahren mussten. »Also, jetzt habe ich nur noch eine Frage: Was machen wir, wenn Borja gelogen hat?«

»Sie meinen, wir kommen an diesem Unterschlupf an und niemand ist zu Hause? Sie sind schon wieder weg, oder sie waren noch nie dort?«

»Genau.«

»Ich habe mich erkundigt, bevor wir aus dem Flugzeug ausgestiegen sind. Das National Reconnaissance Office beobachtet das Haus, seit wir diesen Militärgheimdienst informiert haben. Die NASA und eine ganze Reihe von Universitäten benutzen ständig Satelliten, um die Ruinen hier zu kartieren, die brauchte das NSO also nur anzupfen. Sie haben bereits zwei Personen entdeckt. Sie sind also dort. Außerdem weiß Borja genau, dass er geliefert ist, wenn wir Samad nicht kriegten. Dieser Penner in seinem Gefängnis ist im Moment unser größter Fan.«

Die sexy Navi-Lady wies sie an, an der nächsten Weggabelung links abzubiegen. Die Piste wurde immer schlechter und enger, und Moore rumpelte durch ein Schlagloch nach dem anderen. Ihre Scheinwerfer wurden von Myriaden von Moskitos umschwärmt, und die Strommasten sahen aus wie Grabkreuze damals in San Juan Chamula. Ab und zu wurden sie aus den Urwaldbäumen von Affen beobachtet. Dann erreichten sie eine Straßensperre, aber die Beamten waren von ihren britischen Kollegen bereits benachrichtigt worden und winkten sie einfach durch.

Ein Schild teilte ihnen jetzt mit, dass sie in das Brüllaffen-Naturschutzgebiet hineinfuhren. Jetzt waren es nur noch 12 Kilometer bis zu ihrem Ziel. Moore setzte sein Nachtsichtgerät auf und schaltete die Autoscheinwerfer aus. Als sie die Gäste-Lodge und die Unterkunftshütten passiert hatten, war die »Straße« nur noch eine von Querrillen durchfurchte Holperpiste. Moore musste zweimal um tote Schildkröten herumkurven, die von anderen Fahrern übersehen worden waren. Es musste also hier auch andere Fahrzeuge geben, obwohl sie bisher kein einziges gesehen hatten.

Obwohl er und Towers den Eindruck hätten haben können, Tausende von Kilometern von zu Hause entfernt in den Urwald von Belize hineinzufahren, wurden sie in Wirklichkeit ständig von Slater und anderen Analysten in Terrorbekämpfungs- und Spionageabwehrorganisationen beobachtet, die jeden ihrer Schritte verfolgten und kollektiv den Atem anhielten.

Er und Towers fuhren schweigend immer weiter. Beide Männer bereiteten sich mental auf den Angriff vor. Moore fragte sich, ob Towers ein gläubiger Mensch war oder alles dem Schicksal oder gar einem erbarmungslosen Universum zurechnete. Moore selber dachte da in viel einfacheren Begriffen. Es war Zeit, allen Menschen zu danken, die in diesem Kampf das letzte und höchste Opfer gebracht hatten. Es war Zeit, diesen Bastard Samad zu fangen und dies für sie und in ihrem Namen zu tun.

Ja, die Spur war inzwischen heiß – sogar sehr heiß.

Etwa 1,5 Kilometer vor dem Unterschlupf der Terroristen bog Moore von der Dschungelpiste ab, schaltete in den Leerlauf und machte den Motor aus. Er und Towers sahen sich an, schlugen ihre Fäuste aneinander und stiegen aus.

Es dauerte einige Sekunden, bis Moore erfasste, dass sein Boss eine bekannte Rock-and-Roll-Hymne sumnte: »Welcome to the Jungle« von Guns N' Roses. Moore lächelte, während er die Heckklappe des Jeeps öffnete und sie sich auf den großen Showdown vorbereiteten.

Wie Fische im Wasser

New River Lagoon
Zentral-Belize

Moore und Towers überprüften die Ausrüstung in ihren Seesäcken. Danach zogen sie ihre schwarzen Cargohosen und -hemden, ihre Kevlar-Westen, ihre Einsatzwesten und ihre Gesichtsmasken an. Towers untersuchte sorgfältig die Waffen, die man ihnen mitgegeben hatte. Dazu gehörten zwei L115A3-Scharfschützengewehre, Kaliber .338, mit Drehkammerverschluss, Zielfernrohre von Schmidt & Bender und 5-Schuss-Magazine, zwei halbautomatische Pistolen Browning 9 × 19 mm Parabellum, zwei hervorragende Steiner 395-Ferngläser und zwei Fairbairn-Sykes-Kampfmesser mit doppelter Schneide und Ringgriffen.

Towers hielt sein Messer in die Höhe. »Diese Royal Marines haben wirklich nette Spielzeuge.«

Moore stimmte ihm zu. Es war ein glücklicher Umstand, dass das 45 Commando, eine Einheit der Royal Marines in Bataillonsstärke, häufiger sein Kampftraining in dieser Gegend abhielt. Slater hatte sie auch als mögliche Hilfstruppe gewinnen können. Die Briten wussten allerdings nur, dass Towers und Moore CIA-Agenten waren, die im Dschungel Drogenschmuggler jagten und dabei vielleicht ein wenig Hilfe brauchen würden. Die Briten wollten ihnen diesen Gefallen mit Vergnügen tun.

Moore hielt das Satellitentelefon empor. »Diese Jungs sind nur ein Telefongespräch entfernt.«

»Hoffentlich brauchen wir sie nicht«, sagte Towers.

Sie schulterten ihre Rucksäcke und gingen los. Es war zwar stockdunkel, aber beide trugen Nachtsichtgeräte. Das Grunzen, Zirpen und Rascheln im Dschungel direkt neben ihnen war doch leicht beunruhigend. Sollte ihnen ein Brüllaffe oder ein Kapuzineräffchen zu nahe kommen oder sie vielleicht noch etwas Gefährlicheres angreifen, fürchtete Moore weniger das Tier als den Lärm, den eine solche Begegnung verursachen würde.

Aus diesem Grund gingen sie am Rand des Urwalds entlang und entfernten sich nie zu weit von der Fahrpiste. Inzwischen waren sie den Briten überaus dankbar, dass diese ihnen Insektenspray gegen die unzähligen Moskitos, Bremsen und Sandflöhe mitgegeben hatten. Frischgebackene Außenagenten machten sich über die Furcht der alten Hasen vor Insekten gerne lustig, aber Moore hatte bei den SEALs und bei der CIA gelernt, dass ein lästiges Jucken einen beim Feindeinsatz ablenken und womöglich das Leben kosten konnte.

Ihm lief bereits der Schweiß in die Augen, und er schmeckte Salz auf den Lippen. Als sie das Ufer erreichten, wurde der Untergrund weich und schlammig. Die Wurzeln, die aus dem Boden hervorbrachen, sahen fast wie Krampfadern aus. Moore führte Towers zu einer Gruppe von Trompetenbäumen, neben denen sie in die Hocke gingen. Er warnte ihn jedoch, die Bäume zu berühren, da in ihnen wespenähnliche Ameisen der Gattung *Pseudomyrmex* hausten, die die Vibrationen einer Berührung spürten und dann ausschwärmten, um die Angreifer mit äußerst schmerzhaften Stichen mit ihrem Wehrstachel abzuwehren.

Etwa 30 Meter weiter nördlich stand das gesuchte Haus. Es war keine 100 Quadratmeter groß, stand aber auf 2 Meter hohen Pfählen und hatte eine kleine Veranda und ein Wellblechdach. Die Fenster waren mit schweren Holzläden so gut verrammelt, dass kein Licht nach draußen dringen konnte. In seiner Umgebung war kein

einziges Fahrzeug zu sehen. Die Bootsanlegestelle daneben war aus Holz und immerhin 10 Meter lang. An ihrer Nordseite waren zwei Zodiac-Schlauchboote festgemacht. Jedes von ihnen war mit einem Außenbordmotor ausgerüstet und konnte bis zu fünf Passagiere aufnehmen. Ein Pfad, den der verstorbene Michael Ansara wahrscheinlich als »ausgezeichnete Mountainbikepiste« bezeichnet hätte, führte vom Haus zur dahinter liegenden Rüttelpiste hinüber. Einen anderen Weg, der breit genug für einen Geländewagen war, hatte man im Norden durch den Dschungel geschlagen. Auf ihm erreichte man die Hauptstraße. In den Staaten hätte man das Ganze für ein Anglercamp und nicht für ein Versteck von Drogenschmugglern gehalten.

Auf Moores Uhr war es jetzt genau 22.44 Uhr.

Er setzte das Nachtsichtgerät ab und zog sich die Gesichtsmaske herunter, um sich den Schweiß abzuwischen. Towers fluchte und tat das Gleiche. Danach beobachtete er mit dem Fernglas die Anlegestelle. Plötzlich schaute er Moore mit einem nachdrücklichen Gesichtsausdruck an und reichte ihm den Feldstecher.

Ein Mann mit einer kleinen Kerosinlampe ging zur Anlegestelle hinüber. Er trug einen 20-Liter-Benzinkanister. Er war vielleicht einer der *Sicarios*, die Borja Samad mitgegeben hatte. Himmel, es könnte sogar Samad selbst sein. Sogar als Moore an ihn heranzoomte, konnte er das jedoch nicht verifizieren.

Der Mann, der nichts als braune Shorts anhatte, stieg auf einen Zodiac hinüber und füllte den Tank des Außenborders auf, der direkt unter dem Motor lag.

O'Hara hatte ihnen noch einmal eingeschärft: Samad musste unbedingt lebend gefangen werden.

Sie hatten deshalb auch Gasgranaten auf ihre Wunschliste gesetzt. Die Royal Marines hatten ihnen tatsächlich ein Dutzend davon mitgegeben und auch zwei Gasmasken für sie selbst nicht vergessen. Die Planung sah also so aus: Tür eintreten. Gasgranaten

hineinwerfen, sich vor der Tür aufstellen und sie fangen, wenn sie hustend herauskommen.

Aber Moore entdeckte jetzt sogar noch eine bessere Möglichkeit.

»Ich packe mir diesen Typen und treffe Sie auf der anderen Seite des Hauses. Das können wir viel schneller erledigen.«

»Sind Sie sicher?«

Moore nickte.

Mit Towers' Hilfe zog er schnell seine Einsatz- und seine Schutzweste aus. Kurz drauf stand er nur noch in Unterwäsche und mit seinem Gürtelholster da. Anstatt eine der Pistolen einzustecken, die sie von den Briten bekommen hatten, wählte er seine Glock 17, die er mitgenommen hatte, als klar war, dass es in den Dschungel gehen würde. Die Pistole war nämlich mit maritimen Federtellern ausgerüstet, sodass man die Waffe auch unter Wasser abfeuern konnte. Diese Federteller stellten sicher, dass das Wasser am Schlagbolzen vorbeifließen konnte. Dadurch wurde das Entstehen von hydraulischem Druck im Schlagbolzenkanal verhindert, der den Schlagbolzen so sehr abbremsen würde, dass er die Patrone nicht mehr zündete. Außerdem hatte die NATO-Spezialmunition, die Moore benutzte, wasserdicht versiegelte Zündhütchen und Hülsenmündler, was natürlich die Verlässlichkeit der Waffe noch erhöhte.

Mit der Glock im Gürtelholster griff er sich ein Kampfmesser und ließ sich wie ein Raubtier ganz leise ins rabenschwarze Wasser gleiten.

Der Fluss fühlte sich in seinen Handflächen warm und dick an. Die Vegetation, die auf dem Grund wuchs (vielleicht waren es Grundnesseln, da war er sich jedoch nicht sicher), kitzelte ihn an seinen nackten Füßen. Er schätzte, dass der Fluss in diesem Abschnitt nur 2,50 Meter bis 2,70 Meter tief war. Er schwamm, ohne einen Laut zu verursachen. Leiten ließ er sich dabei von der Kerosinlampe, die auf das umgebende Wasser ausstrahlte. Ja, hier fühlte er sich wie ein Fisch im Wasser. So würde Carmichael die Ewigkeit verbringen ...

Erst als er sich der Anlegestelle näherte, fielen ihm die Krokodile ein.

Er schauderte und tauchte neben dem zweiten Zodiac auf, ohne ein Geräusch zu verursachen. Dann atmete er ganz langsam aus. Ihr Mann war im ersten Boot, das ganz vorn am Steg festgemacht hatte. Moore lugte ganz vorsichtig am Rumpf vorbei. Der Typ war tatsächlich einer von Borjas *Sicarios*, Mitte zwanzig, schlaksig und mit ein paar Stammestätowierungen auf den Schulterblättern. Samad und seine Männer hatten bestimmt keine Tätowierungen, denn diese waren im Islam verboten.

Nachdem aus dem Behälter die ersten Blasengeräusche zu hören waren, setzte der *Sicario* den Kanister ab, überprüfte das Treibstoffniveau und hob dann den Behälter noch einmal an.

Moore schaute zum Haus zurück. Alles war ruhig, mit Ausnahme des fast elektrischen Summens Tausender von Insekten.

Er tauchte wieder unter, schwamm um den Zodiac herum und brachte sich in Angriffsposition.

Er wollte den Kerl ausschalten und danach mit Towers das Haus angreifen. Sie hätten es dann mit einem Mann weniger zu tun und könnten sie immer noch ausräuchern wie ursprünglich geplant. Er hatte Towers allerdings eingeschärft, dass sie dabei sehr schnell vorgehen müssten, denn der *Sicario* würde bald vermisst werden.

Moore ergriff das Kampfmesser so, dass die Klinge direkt aus seiner Faust herausragte. Drei, zwei, eins, er kickte nach unten ins Wasser, sprang hoch, legte einen Arm um die Taille des Mannes, während er ihm gleichzeitig die Klinge in die Brust rammte und ihn über den Bootsrand zog. Dies alles musste passieren, bevor der Typ zu schreien anfang, da Moore ihm den Mund natürlich beim Angriff nicht zuhalten konnte.

An alles hatte er gedacht. Die Spitze der Klinge und deren beide Schneiden waren extrem scharf. Moore hatte lernen müssen, dass eine Arterie, die man mit einer stumpfen Schneide durchschneidet, sich oft zusammenzog und zu bluten aufhörte. Eine sauber

durchtrennte Hauptarterie führte dagegen zum sofortigen Verlust des Bewusstseins und gleich darauf zum Tod. Wenn er dann noch den Mann unter Wasser hielt, würde sein Herz zu rasen beginnen und der Tod würde noch schneller eintreten.

Der Angriff war lehrbuchmäßig verlaufen. Moore hätte im Naval War College auf Rhode Island darüber Vorträge halten können. Der Junge war mit einem erstickten Laut, einem kaum vernehmbaren Keuchen, über Bord gegangen. Selbst das Eintauchen ins Wasser gelang relativ lautlos, da Moore ihn eher ins Wasser gedrückt als hinuntergezogen hatte.

In der Sekunde, in der das Wasser jedoch über Moores Gesicht floss und er die Zähne zusammenbiss und noch einmal tief einatmete, also in der Sekunde, wo jeder Muskel in seinem Körper angespannt war, bemerkte er aus den Augenwinkeln, wie sich die Hintertür des Hauses öffnete und eine Gestalt schemenhaft auftauchte.

Diese Person hatte jedoch gesehen, wie ein Mann aus dem Wasser aufgetaucht war und ihren Kollegen über den Bootsrand gezogen hatte. Jetzt konnte Moore den strampelnden Mann nur noch unter Wasser halten und gleichzeitig gegen die Furcht ankämpfen, dass sie entdeckt worden waren.

Sein Pulsschlag war inzwischen fast im roten Bereich.

Er wollte schreien. Sie hatten es *verzockt*!

Aber eins nach dem anderen! Zuerst zwang er sich zu einem Moment absoluter Ruhe, während er weiter diesen Mann würgte, der nun zu strampeln und dann zu zucken aufhörte.

Gerade als er ihn losließ, peitschte der erste Feuerstoß den Fluss auf. Die Geschosse verfehlten ihn jedoch, als er unter die Anlegestelle schwamm, um dort unterzutauchen und sich dicht an einen Stützpfeiler zu schmiegen.

Jetzt folgten weitere Feuerstöße. Vollautomatische Waffen bestrichen den Bereich um die Anlegestelle in einem 180-Grad-Radius. Das dumpfe Pochen klang auf unangenehme Weise vertraut. Immer noch dicht am Pfeiler tauchte Moore ganz langsam auf, bis sein

Mund über dem Wasser lag und er einen tiefen Atemzug nehmen konnte. *Bring endlich deine Herzschlagrate runter! Und denk nach!*

Dann hörte er, dass Towers vom Waldrand mit seinem Scharfschützengewehr zu feuern begann. Ein Mann direkt über ihm fiel auf die Planken, um dort laut auf Spanisch zu jammern. Towers hatte den Mann wohl nur verwunden wollen. Er konnte ja nicht wissen, auf wen er schoss. Doch die Schussfolge mit einem Repetiergewehr mit Drehkammerverschluss war viel langsamer als die der automatischen Waffen der Gangster.

Schritte waren zu hören. Sie wurden lauter. Das Holz der Anlegestelle vibrierte. Jetzt waren es zwei AK-47. Towers schoss noch einmal, hörte dann jedoch auf, da er unter dem Dauerfeuer in Deckung gehen musste.

Und jetzt kam auch noch eine dritte AK-47 hinzu.

Dann, eine Pause ...

»Talwar? Niazi? Ins Boot!«

Moore vibrierte vor Jagdfieber. Das war er, Samad. Er sprach Arabisch und stand auf den Planken direkt über Moores Kopf. Und unter seinen Füßen lauerte Moore mit einem Messer und einer Pistole. Drei gegen einen. Wenn sie Samad hätten töten wollen, wäre er jetzt unter der Anlegestelle hervorgeschnellt und hätte einen Überraschungsangriff gestartet. Erneut musste er sich selbst zur Ruhe zwingen. Seine Ungeduld hatte sie bereits viel zu viel gekostet. *Rühr dich nicht! Warte ab!*

Der Zodiac schwang auf und ab, als die Männer an Bord stiegen. Einer ließ den Außenbordmotor an.

Moore konnte den Motor nicht außer Gefecht setzen, ohne dass sie das bemerkt und ihn vermutlich sofort gekillt hätten. Vielleicht konnte er jedoch das Boot versenken, bevor sie überhaupt mitbekamen, was passierte ...

Zwar hatte der Zodiac eine starre Fiberglashülle, aber innen bestand er aus sechs oder sieben Schwimmkammern, die aus

synthetischem Gummi bestanden. Dieser »Gummi« war in Wirklichkeit ein Thermoplast, der mit einem abgedichteten Polyester-tuch verbunden war. Diese Mischung war viel widerstandsfähiger als der gute alte Gummi. Moore wollte es zumindest versuchen.

Er stieß sich von dem Pfahl ab, tauchte wieder unter und schwamm zum Zodiac hinüber, dessen Motor immer noch im Leerlauf tuckerte. Er nahm sein Messer und stieß es in die erste Schwimmkammer. Man hörte, wie die Luft zischend herausströmte und eine endlose Reihe von Blasen in den Fluss hinausschickte. Als die Männer aufmerksam wurden, tauchte er unter dem Boot hindurch, um dort in eine andere Schwimmkammer hineinzustechen.

Plötzlich heulte der 50-PS-Motor auf. Moore tauchte schnell noch weiter ab, um nicht vom Skeg getroffen oder gar vom Propeller zerstückelt zu werden. Als sich das Boot über ihm in Bewegung setzte, machte er eine Kehrtwende und schwamm dann so schnell wie möglich zur Oberfläche empor. Er zog seine Pistole, hob sie über die Wasseroberfläche, zielte auf die hinteren Schläuche des Bootes und schoss einmal, zweimal, bevor der Mann am Außenborder seinerseits eine Pistole auf ihn richtete und zwei Kugeln auf ihn abfeuerte. Moore verschwand wieder unter Wasser und tauchte in Richtung Anlegestelle. Als er diese erreicht hatte und sich gerade auf sie hochzog, eilte Towers mit ihrer gesamten Ausrüstung auf ihn zu. »Was zum Teufel ...?«, war alles, was er herausbrachte.

»Der zweite Zodiac!«, rief ihm Moore zu.

Towers warf die Rucksäcke und Waffen in das Boot und kletterte dann selbst hinein. »Die Schlüssel! Wir haben keinen Schlüssel!«

Der Kerl, den Towers getroffen hatte, lag immer noch in einer riesigen Blutlache auf den Planken und griff sich an die Hüfte. Moore kniete sich neben ihn. »Wo sind die Schlüssel für das Boot?«

Der Mann starrte ihn nur mit gebleckten Zähnen an. Er wand sich offensichtlich bereits im Todeskampf.

Moore durchsuchte seine Taschen. Nichts. *Vielleicht im Haus? Sollte er dort nachschauen? Keine Zeit!*

Einen Moment. Der Typ im Wasser. Er hielt nach ihm Ausschau. Die Leiche trieb kopfunter den Fluss hinunter. Moore sprang in den Fluss und schwamm zum Leichnam hinüber. Der Junge hatte offensichtlich den Zündschlüssel für den ersten Außenbordmotor dabeigehabt. Warum sollte er nicht den Schlüssel für den zweiten noch in der Tasche haben?

Moore durchsuchte ihn und fand den Schlüssel. Er schwamm zum Zodiac zurück und warf ihn seinem Partner zu, der versuchte, ihn in das Zündschloss zu stecken.

»Startklar!«, verkündete Towers.

Moore streckte ihm einen Arm entgegen und Towers zog ihn in den Zodiac. Während er den Motor startete, warf Moore die Leinen los. Sie legten ab und preschten auf den Fluss hinaus, während Towers mit einer Hand sein Nachtsichtgerät aufsetzte.

»Sie sind uns weit voraus«, sagte Towers und deutete nach vorn, während sie die sich bereits auflösende Bugwelle des ersten Zodiac erreichten. »Aber ich habe eine gute Sicht ... das sind sie tatsächlich! Samad trägt ein graues oder hellbraunes T-Shirt. Die anderen zwei sind schwarz gekleidet.«

»Ich habe gehört, wie er seine Männer gerufen hat.« Moore rang immer noch um Atem, er zitterte, und das Adrenalin überwältigte ihn fast, als er in seinen Rucksack griff und das Satellitentelefon herausholte. Er schaltete es ein und blätterte sich zum Verbindungsprotokoll durch. Da war nur ein Kontakt gespeichert: BOOTNECK FIVE.

Er drückte auf den Knopf und wartete.

»Hier ist Bootneck Five«, meldete sich eine unverwechselbar britische Stimme.

»Hey, hier ist River Team«, sagte Moore. »Unser Paket ist gerade unterwegs. Sie fahren mit einem Zodiac Richtung Norden zum Treffpunkt mit ihrem Hubschrauber. Wir sind dicht hinter ihnen. Wir benötigen Ihr Eingreifen an diesem Treffpunkt.«

»Alles klar, River Team. Wir haben auf Ihren Anruf gewartet. Ich melde mich bei Ihnen, wenn wir in Stellung gegangen sind.«

»Vielen Dank.«

»Danken Sie uns später mit einem großen Bier.«

»Es wird mir eine Ehre sein.« Moore steckte das Satellitentelefon wieder in den Rucksack, dann setzte er sich auf und probierte mit seiner Glock die Feuerpositionen von seinem Sitz aus. Der Wind pffte ihnen inzwischen über die Köpfe, und vom Ufer blinkten nur ganz selten zwei Lichtpunkte herüber. Dunkle Leiber lauerten dort auf Beute. Krokodile?

»Hey, haben Sie geprüft, ob wir genug Benzin haben?«, rief Towers ihm zu.

»Scheiße, nein.« Moore beugte sich hinunter und klopfte mit dem Knöchel auf den Plastikbenzintank. Leer. Er öffnete ein Täschchen an seinem Rucksack und holte eine kleine Taschenlampe heraus, mit der er auf den Kunststoff leuchtete, um dahinter die Schattenlinie des Benzins zu sehen. *O Scheiße ... keine guten Neuigkeiten.* Deshalb war auch dieser Typ herausgekommen, um den Tank zu füllen.

»Meinen Sie, wir schaffen es?«, fragte Towers.

»Vollgas! Bleib drauf!« Moore schätzte ihre augenblickliche Geschwindigkeit auf fast 30 Knoten. Mehr gab der kleine Außenborder nicht her. Er griff nach unten und setzte sein eigenes Nachtsichtgerät auf. Die bisher so graue, dunkelblaue und schwarze Welt glühte plötzlich in Grün und Weiß. Er schaute angestrengt nach vorn. Dort entdeckte er in einiger Entfernung den Zodiac, der drei ganz klare Bugwellen hinter sich herzog.

Ein Gewehrschuss prallte von der Seite ihres Außenbordmotors ab.

»Runter!«, rief Moore und warf sich selbst auf seinen Rucksack.

Towers duckte sich, musste aber die Hand an der Ruderpinne halten. Moore riss sein Nachtsichtgerät herunter und griff sich ein Scharfschützengewehr. Der Lärm des Motors wurde jetzt von drei

weiteren Einschlägen übertönt. Von vorn backbord war jetzt deutlich ein Zischen zu hören. Moore kroch zum Bug vor, legte seine Ellbogen auf die Schläuche und ging mit seinem Gewehr in Anschlag. Er konnte zwar das Heck des Zodiac ausmachen, aber das ständige Auf-und-abhüpfen des eigenen Bootes machte einen gezielten Schuss unmöglich. Wenn er es darauf ankommen ließ und der Schuss ging daneben und traf Samad in den Kopf ... Er fluchte und wandte sich Towers zu. »Ich kann kein Ziel erfassen. Können wir näher ran?«

»Ich gebe mein Bestes.«

Moore setzte das Gewehr ab und holte seine Glock heraus. Samad hatte sicher seinen Piloten angerufen, damit er sie früher abholte. Da das Handy des Piloten bereits von der NSA abgehört wurde, würden Moores Leute eine solche Planänderung sofort erfahren. Ein schneller Blick auf sein Smartphone bestätigte das. SMS von Slater: Der Heli hat angerufen. Er ist auf dem Weg zu den Ruinen und zum Treffpunkt.

Das galt jedoch auch für den Hubschrauber Sea King Mk4-Hubschrauber, der bis zu siebenundzwanzig Marines befördern konnte, die sich auf den Treffpunkt abseilen und diesen sichern würden. Wenn Samad diesen Helikopter jedoch zu früh bemerkte, würden er und seine Jungs sofort anlegen und im Dschungel verschwinden. Womöglich würde dieser Narr dann im Dschungel draufgehen.

Moore schaute auf seinem Smartphone nach ihrer GPS-Position. Das Signal aus seinem Schulterchip wurde von den Satelliten der CIA aufgefangen und seine Position auf 3 Meter genau bestimmt. Diese Information wurde ihm dann sofort zurück übermittelt. Sie waren inzwischen den Fluss 8 Kilometer hinuntergefahren und würden ihr Ziel nach rund weiteren 6 Kilometer erreichen. Das bedeutete noch etwa zehn Minuten Fahrt mit dem Boot.

Zuerst hörten sie das Pochen der Rotoren, dann folgte in der Ferne das Blinken der Hubschrauberlichter. Nein, das war nicht der guatemaltekeische Pilot, sondern die Royal Marines, die

heranbrausten, als wollten sie ihre Ankunft mit Trompeten verkünden. Wenn Samad diesen Vogel nicht von Weitem sah, dann hielt er seinen Kopf gerade unter Wasser. *Scheiße*.

Hinter Moore begann plötzlich der Außenborder zu stottern und dann konnte er es auch fühlen. Die Bootsspitze senkte sich auf die Wasseroberfläche ab, als sie langsamer wurden. Gleichzeitig wurde der Schlauch immer weicher, je mehr Luft aus ihm entwich.

Samads Zodiac war nun weniger als 50 Meter von ihnen entfernt. Auch sie waren langsamer geworden, da der Bootsführer von dem anfliegenden Hubschrauber abgelenkt und offensichtlich sogar verwirrt worden war. Sie erwarteten einen ganz kleinen Hubschrauber, und jetzt kam da ein solch riesiger Vogel. Das hatte Moore nicht bedacht.

Als ihr eigener Außenbordmotor nur noch spotzte, weil jetzt immer mehr Luft in den Vergaser eindrang, fluchte Moore noch einmal und schaute dann zu Towers zurück, der sagte: »Jetzt sind wohl die Marines dran, oder? Ich hoffe, sie haben den Befehl, sie lebend gefangen zu nehmen?«

»Ach, diese Befehle gelten im Ernstfall überhaupt nichts. Wenn man auf sie schießt, dann schießen sie zurück. Ich wollte diese Briten ja auch nur als Straßensperre benutzen.«

Neben dem tiefen Bariton der Marines-Turbinen war jetzt im Nordosten ein ganz hohes Pochen zu hören. Als Moore sein Fernglas an die Augen hob, sah er einen Minihubschrauber, einen R44, dessen zweiblättriger Rotor auf einer Kabine saß, die wie eine Rückenflosse geformt war. Er konnte einen Piloten und drei Passagiere befördern. Genau das war hier auch geplant.

Aber wie würde der Guatemalteke auf Soldaten reagieren, die sich mit Seilen auf seinen Landeplatz hinunterließen? Er würde bestimmt sofort das Weite suchen. Und Samad würde das natürlich bemerken.

Moore richtete seinen Feldstecher wieder auf Samads Zodiac. Der zeigte gerade mit dem Finger auf den zweiten Hubschrauber und

gab dem Mann an der Ruderpinne ganz aufgeregt das Zeichen, auf die andere Seite des Flusses hinüberzusteuern.

Als dieser nicht reagierte, nahm Samad selber die Pinne in die Hand. In diesem Moment prallte ihr Backbordschlauch gegen etwas im Wasser. Das Boot bäumte sich auf, als der Außenbordmotor getroffen wurde und sich teilweise aus dem Wasser hob. Der heftige Aufprall schleuderte Samad und einen seiner Männer quer durch den Zodiac – und dann über den Bootsrand ins Wasser. Der Kerl an der Ruderpinne, der auch noch an ihr festgehalten hatte, als sie eigentlich Samad übernehmen wollte, schrie laut auf und wollte mit dem ganzen Boot wenden. Jetzt konnte Moore den Grund der Kollision erkennen: Ein in den Fluss gestürzter Baumstamm, der bis auf etwa drei Zentimeter vom Wasser überspült wurde und deshalb in der Dunkelheit fast unsichtbar war. Samads Steuermann war direkt über ihn drübergefahren.

Moore schaute kurz zurück. Ihr Außenbordmotor gab nur noch ein leises Gurgeln von sich. Er packte sein Gewehr. Auch Towers ließ jetzt die Ruderpinne los und brachte seine Waffe in Anschlag.

Der Motor erstarb endgültig. Sie trieben ganz langsam auf den anderen Zodiac und die Männer im Wasser zu. Pistolenschussentfernung! Aus den Augenwinkeln sah Moore eine Bewegung am Ufer. Etwas glitt leise gurgelnd ins Wasser. Glühende Augen. Der Mann im Zodiac erblickte Moore und zog die Pistole. Moore feuerte zuerst.

Der Steuermann mochte ja ein wertvoller Gefangener sein, aber ihn am Leben zu lassen, verringerte Moores Chancen, Samad zu erwischen. Sie mussten ihre Hauptzielperson isolieren. Der Kopf des Mannes schnappte zur Seite, und er brach zusammen. Steuerlos trieb der Zodiac jetzt aufs Ufer zu.

Samad und der andere Mann, ob nun Talwar oder Niazi, schwammen zum Boot zurück. Beide schrien jetzt, da sie bemerkten, dass sie nicht allein im Wasser waren. Während Samad

sich vorwärtskämpfte, stieß sein Partner einen entsetzlichen Schrei aus und verschwand in den Wellen.

Towers benutzte jetzt den Kolben seines Gewehrs als Ruder und versuchte, sie näher an das andere Boot heranzubringen.

Das Wasser bewegte sich wieder.

Moore bemerkte einen riesigen Schemen, der direkt auf Samad zuschwamm, und feuerte zwei Mal. Der Schemen drehte nach links ab und verschwand.

Samad war in den Bergen und der Wüste aufgewachsen und deshalb vermutlich kein guter Schwimmer. In seiner Panik begann er zu hyperventilieren und versank.

Towers schoss auf einen weiteren Schemen links von Samad. Jetzt wusste Moore, was er zu tun hatte.

Er ließ das Gewehr fallen, prüfte, dass seine Glock immer noch fest im Holster steckte und hechtete ins Wasser. Gleichzeitig packte Towers beide Pistolen und begann, im Kreis um Samad herumzuschießen, um eine Art Abwehrzaun gegen die tierischen Angreifer aufzurichten. Als sich Moore dem Terroristen näherte, versuchte Towers, auch ihm Deckung zu geben.

»Ganz ruhig«, rief Moore Samad auf Arabisch zu. »Ich hole Sie hier raus.«

Samad gab keine Antwort, schlug immer noch um sich und rang um Atem. Wenn Moore ihm zu nahe kam, könnte er sich einen K.-o.-Schlag einhandeln. Deshalb wartete er eine günstige Gelegenheit ab, schwamm dann blitzschnell auf Samad zu und packte ihn am Handgelenk, während Towers das Boot mit Mühe auf sie zu bugsierte.

»Los, das Boot ist direkt vor Ihnen«, bellte Moore.

Er schob Samad an sich vorbei bis zum Zodiac, wo sich Towers mit einer Hand an einem Griff festhielt, die am Bootsrumpf festgemacht waren, und mit der anderen Samad an Bord zog. Als der Mann dort erst einmal zusammenbrach, während sein glatt

rasiertes Gesicht und sein ganzer Kopf immer noch vor Wasser glänzten, zog Towers seine Pistole und sagte nur: »*Allahu Akbar*.«

Samad starrte ihn stumm an.

Moore gab den größten Seufzer der Erleichterung seines ganzen Lebens von sich. Sie hatten es geschafft. Er klammerte sich mit einer Hand am Zodiac fest und ließ sich einfach ein paar Sekunden treiben. Er war den Tränen nahe. Er wusste nicht einmal genau, wie er sich gerade fühlte. In einer Sekunde war er überglücklich und in der nächsten hätte er am liebsten einen Mord begangen. Diese widerstreitenden Gefühle überwältigten ihn. Eines war jedoch sicher: In diesem Augenblick war er mit der Welt im Reinen. Er wünschte sich, Frank Carmichael wäre hier, um ihren Triumph zu teilen. Sie waren eben wie Fische im Wasser, ob es nun ein Ozean, ein Fluss oder der Boden eines Schwimmbeckens war.

Towers hatte Samad Handschellen angelegt. »Hey, ich kann Ihnen nicht beim Einsteigen helfen«, rief er Moore zu. »Ich muss unseren Freund hier im Auge behalten.«

»Kein Problem, Buddy. Ich bin gleich bei Ihnen.«

In diesem Moment klingelte das Satellitentelefon.

Moore wirbelte zum Zodiac herum und hielt sich an einem Haltegriff fest, um sich ins Boot hinaufzuziehen. Das Wasser um ihn herum bewegte sich ganz eigentümlich.

Blitzschnell holte Moore seine Glock aus dem Holster, hielt die Pistole unter Wasser und drückte ab.

Epilog

Schwarzer Kaffee

Starbucks

McLean, Virginia

Zwei Wochen später

Das Starbucks im Old Dominion Center war ein einzeln stehendes Gebäude mit einem offenen Kamin im ersten Stock. Es war eines der drei Starbucks in der Nähe des George H. W. Bush Center for Central Intelligence. In der morgendlichen Hauptverkehrszeit reichten die Schlangen der Kaffeedurstigen manchmal bis vor die Tür. Da Moore aber auf keinen Fall 15 Minuten auf einen Becher Kaffee warten wollte, der ihn dann noch fünf Dollar kostete, hatte er sich mit ihr auf 16.00 Uhr verabredet. Dann würden die Mixer und Cappuccino-Maschinen nicht ganz so oft summen. Er hatte sich einen Platz in der Nähe des Eingangs gesucht und taxierte nun im Stillen die Leute, die ihn umgaben und am Tresen auf ihr Getränk warteten. Er fasste innerhalb von Sekunden ihr ganzes Leben zusammen, wo sie aufgewachsen waren, wo sie zur Schule gingen, ob sie ihren Job hassten oder liebten und wie viel Geld sie verdienten. Er tippte auf ihre sexuelle Orientierung, ihren Familienstand und ihre politische Gesinnung. Diese scharfe Beobachtungsgabe war eine Voraussetzung für seinen Beruf, doch im Moment sollte diese Routine ihn nur beruhigen.

Sein ganzer Körper schmerzte immer noch. Als er das gegenüber Towers erwähnte, meinte der, er selbst sei ja auch nur von ein paar

Drogenschmugglern angeschossen worden, was für einen BORTAC-Agenten wohl reine Routine sei. Bei ihrem letzten Händedruck auf dem Flughafen von San Diego hatten sie das Gefühl gehabt, als ob die ganze Vereinigte Taskforce noch einmal neben ihnen stünde. Sogar Towers musste schlucken. Moore versprach, mit ihm in Kontakt zu bleiben. Er war ein wirklich guter Mann.

Mit einem kleinen Stöhnen schaute Moore noch einmal auf sein Handy. Das hatte man eben davon, wenn man 15 Minuten zu früh dran war, eine Extrazeit, um noch nervöser zu werden. SEALs kamen nie zu spät. Niemals. Immerhin fand er auf seinem Telefon keine Nachricht, dass sie das Date absagen wollte. Sie würde also kommen. Er stellte sich bereits vor, wie sie in einem kurzen Kleid, mit hohen Absätzen und einer Diamanthalskette die Glastür hereinschweben würde. Sie war so europäisch und so unglaublich sexy. Ihre Stimme klang wie ein Musikinstrument aus einem vergangenen Jahrhundert.

»Mr. Moore?«

Als er aufschaute, blickte er jedoch nicht in die Augen einer wundervollen Frau, sondern in ein düster blickendes, unrasiertes Gesicht und auf lockiges schwarzes Haar. Der Mann war ungefähr in Moores Alter. Er sah gut aus, aber das war ihm anscheinend gleichgültig.

»Wer sind Sie?«, fragte Moore.

»Dominic Caruso.«

Moore seufzte. Slater hatte ihn vor ein paar Tagen angerufen und ihm erzählt, dieser Caruso wolle mit ihm reden. Er sei einer von den »guten Jungs«, Moore könne ihm »vertrauen«. Slater wollte ihm nicht noch mehr erzählen. Moore hatte danach nicht viel über diesen Mann herausgefunden, außer der Tatsache, dass er früher beim FBI gewesen war, dieses dann jedoch verlassen hatte. Über die Zeit danach gab es keinerlei Informationen. Moore sollte Slater den Gefallen tun, Caruso anzurufen und ein Treffen mit ihm zu vereinbaren. Aber trotz Slaters Versicherungen traute er diesem Fremden

nicht über den Weg. Er würde ihm auf keinen Fall von sich aus etwas über seine Operationen erzählen.

Caruso hielt ihm die Hand hin. Moore ignorierte sie. »Könnten wir irgendwo hingehen, wo wir ungestört reden können?«, fragte Caruso.

Moore schaffte es nicht, seine Missbilligung zu verbergen. »Wie haben Sie mich gefunden?«

»Sie haben Slater gesagt, dass Sie hier sein würden. Und er hat mir beschrieben, wie Sie aussehen.«

»Offensichtlich ist er ein Fan von Ihnen. Leider gilt das für mich ganz und gar nicht.«

»Das werden Sie schon noch werden.«

»Hören Sie, das ist jetzt eine ganz schlechte Zeit. Ich, ähm, will mich hier mit einer Person treffen. Tatsächlich ist diese Person auch viel hübscher als Sie.«

»Ich verstehe. Ich benötige auch nur ein paar Informationen.«

»Und was gedenken Sie mit diesen zu tun?«

Caruso lächelte leicht schuldbewusst.

»Für wen arbeiten Sie?«, fragte Moore.

Caruso öffnete den Mund, überlegte es sich dann jedoch und sagte nur kurz: »Es tut mir leid, dass ich Sie belästigt habe. Ich werde mich später wieder bei Ihnen melden.« Er nickte Moore noch einmal kurz zu und ging.

Was zum Teufel war denn das?, dachte Moore.

Er wollte gerade Slater anrufen, als sein Date eintrat. Sie trug ein zerknittertes T-Shirt, Jeans und Jogging-schuhe. Moores Schultern sanken herab, wenn auch nur ein wenig. Sie hatte ihre dunklen Haare zurückgebunden. Auf diese Weise kamen ihre fantastischen Wangenknochen noch besser zur Geltung.

Wir trinken nur einen Kaffee miteinander, rief er sich selbst in Erinnerung.

Sie sah ihn, winkte ihm flüchtig zu, strahlte ihn dann jedoch beim Näherkommen an. »Hallo. Ich freue mich, dass ich endlich meine

Schulden bei Ihnen begleichen kann.« Ihr Englisch war sehr gut, aber ihr Akzent hatte einen besonderen Reiz. Er machte sie irgendwie älter, so in den Dreißigern, also etwas näher an Moores Alter.

Sie schüttelten sich die Hände. Ihre fühlte sich wie ein feines Stück Seide an und seine eher wie eine ledrige Klaue. »Das Timing hat gepasst«, sagte er. »Das ist in unserem Job ja ein kleines Wunder.«

Sie nickte, und er ging mit ihr zum Schalter, um Kaffee für sie zu bestellen. Er hatte sie für ein Latte-Girl gehalten, doch sie wollte einen Espresso, schwarz. Er war beeindruckt und bestellte sich dasselbe. Sie hielt ihre Kreditkarte hoch und formte mit dem Mund das Wort *Danke*.

»Es war mir ein Vergnügen. Oben gibt es einen Kamin.«

»Mitten im Sommer?«

»Na ja, das ist ein Gaskamin, sie lassen ihn das ganze Jahr über brennen. Es ist wirklich nett dort.«

Im ersten Stock ließen sie sich auf ein Ledersofa fallen, stellten ihre Kaffeebecher auf den Tisch und blickten dann einige Zeit in die lodernden Flammen. Um sie herum saßen Studentenpärchen, wahrscheinlich aus dem Marymount College, die ihre Köpfe über ihre Laptops beugten und kaum einmal aufschauten, um einen Schluck aus ihren Bechern zu nehmen.

»Waren Sie schon immer so ernst?« Sie sprach ganz leise, damit niemand sie belauschen konnte.

»Ich habe überhaupt nichts ernst genommen, bis ich zur Navy kam.«

»Und jetzt sind Sie immer so ernsthaft.«

Er grinste und griff nach seinem Kaffee. »Also, wie viel wissen Sie?«

»Mehr als Sie denken.«

»Ich rede von Samad.«

»Und ich habe über Sie geredet.«

»Jetzt im Ernst, Sie hätten den Ausdruck auf seinem Gesicht sehen sollen, als er in Belize das Flugzeug erblickte.«

»Was meinen Sie?«

»Die Israelis haben sich bereit erklärt, ihn auszufliegen. Mit einem El-Al-Flugzeug. Mit einem großen Davidstern auf dem Heck. Er ist fast ausgerastet, als ob wir ihn mit Taufwasser bespritzt hätten.«

»Wir haben doch keine ›Black Site‹ in Israel, oder?«

Er grinste. »Black Sites? Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.«

Sie schmunzelte. »Also, wohin haben wir ihn gebracht? Ich habe nichts herausgefunden, und niemand will etwas sagen. Ich meine, sie haben bisher ja nicht einmal die Öffentlichkeit informiert! Das ist absolut verrückt!«

»Ehrlich gesagt, habe ich auch keine Ahnung, wo er ist. Kog˘alniceanu in Rumänien, Stare Kiejkuty in Polen und Diego Garcia scheiden aus. Dort gibt es zu viele fremde Augen und Ohren. Vielleicht haben sie ihn auf ein Schiff gebracht. Das haben wir schon einmal gemacht.«

»Man erzählt sich, dass man nicht einmal die ›Special Task Force‹ des Präsidenten benachrichtigt hat. Nur etwa ein Dutzend Leute auf dieser Welt wissen Bescheid.«

Moore stimmte zu. Natürlich würde auch er ihr nicht alle Einzelheiten erzählen. »Nach allem, was nach dem 11. September schiefgegangen ist, wollen sie dieses Mal alles richtig machen. Sonst würden bestimmt einige Medien zu jammern anfangen, dass wir Samad in ein geheimes CIA-Gefängnis gebracht hätten, wo er jetzt gefoltert werde.«

»Also wird Samad gerade an einem unbekannten Ort verhört, und einige Leute in der Regierung wollen uns glauben machen, dies untergrabe das Vertrauen der Öffentlichkeit in unser Rechtssystem.«

»Was denken Sie darüber?«

»Ich denke, Sie hätten diesen Motherfucker töten sollen, als Sie die Gelegenheit dazu hatten.«

»Wow.«

»Ich bin überrascht, dass Sie das nicht getan haben.«

»Es hat mich in den Fingern gejuckt – aber er hat Informationen, die wir unbedingt brauchen.«

»Also ... haben Sie meine Akte gelesen?«

Er schaute sie mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Wenn ich Nein sage, werfen Sie mir vor, dass ich lüge. Wenn ich Ja sage, halten Sie mich für einen Stalker.«

Sie nippte an ihrem Kaffee. »Es ist mir egal, ob Sie die Akte gelesen haben. Meine Eltern sprechen nicht mehr mit mir wegen der Entscheidung, die ich getroffen habe. Mein Vater hält Rojas immer noch für einen großen Mann. Sie wissen ja, dass ich ganze zwei Jahre dort im Einsatz war.«

»Ich mag gar nicht daran denken, wie Sie sich danach fühlen müssen.«

Sie nickte und holte ihr Handy heraus, als ob sie das Thema wechseln wollte. »Hm, sehen wir mal, was ich hier über Sie habe. Ich war überrascht, dass jemand Sie von der Defense Intelligence Agency weglocken konnte und dass Sie Ihren Militärdienst hingeschmissen haben. Sie hätten eigentlich das Navy Cross bekommen sollen, doch dann wurde die Auszeichnung zu einem Silver Star heruntergestuft.«

»Darüber möchte ich nicht reden. Nur so viel: Damals begannen sich meine Wege und die der Navy zu trennen. Ich werde immer ein SEAL bleiben, aber diese Militärbürokratie, die immer mehr wucherte, ging mir einfach auf den Geist. Außerdem hatte ich auch noch ein paar andere Sachen am Köcheln.«

»Trotzdem haben sie Sie zum ›Point‹ geschickt, oder? Ich habe bereits drei Mal beantragt, dort trainieren zu dürfen. Drei Mal haben sie es abgelehnt. Was natürlich eine verdamnte Schande ist.«

Das Harvey-Point-Defense-Training-Activity-Ausbildungszentrum in Elizabeth City, North Carolina, war eine wenig bekannte CIA-Schule, in der knallharte paramilitärische Einsätze trainiert wurden. Die Leute dort waren wirklich taffe Jungs, aber Moore konnte ihnen immer noch ein paar Dinge über das Schießen, die Bewegung im Gelände und die Kommunikation unter Gefechtsbedingungen beibringen, die er bei den SEALs gelernt hatte.

»The Point wäre nichts für Sie.«

»Warum nicht? Weil ich eine *Frau* bin?«

»Weil das, was Sie in Ihrer ›Abteilung für politische Beeinflussung‹ tun, viel anspruchsvoller und gefährlicher ist. Ich könnte das nicht. Und diese Kommissköpfe im Point könnten es auch nicht.«

Ihr Blick schien sich in einer unendlichen Ferne zu verlieren.
»Ich finde es nur sehr schwer ... Ich weiß nur nicht, ob das ...«

»Was war das Härteste, das Sie jemals in Ihrem Leben getan haben?«

»Machen Sie Witze? *Das* natürlich ...«

»Hier neben mir zu sitzen?«

Sie streckte den Arm aus und puffte ihn ganz leicht gegen die Schulter. »Ich meine alle diese Lügen. Ich meine, ich habe mich erniedrigen müssen. Mein Leben war eine einzige Lüge. Ich habe damals nachts zu träumen begonnen, sein Vater sei gar kein Verbrecher, und habe sogar über ein Leben mit Miguel nachgedacht.«

»Wir alle haben unsere schwachen Augenblicke.«

Sie biss sich auf die Lippen. »Ich werde mir nie verzeihen, was ich ihm angetan habe. Er war ein wunderbarer Mann.« Sie wurde rot, schaute zur Seite und versuchte, ihre Tränen zu verbergen.

»Das ist schon okay. Jetzt tut es noch weh, aber mit der Zeit geht es vorbei.«

»Glauben Sie das wirklich?«

Er hob die Augenbrauen. »Ja.«

»Und was ist mit Ihnen? Was war das Schwerste, das Sie jemals tun mussten?«

Moore zögerte einen Moment und erzählte ihr dann mit einer immer brüchiger werdenden Stimme seine Geschichte. Als ihm schließlich die Tränen kamen, war er überhaupt nicht verlegen, denn zum ersten Mal waren die Tränen eine Erlösung.

Sie schlüpfte an ihn heran und lehnte den Kopf an seine Schulter. »Diese Leute hier? Alle Leute da draußen? Sie haben keine Ahnung, welche Opfer manche Menschen bringen, damit sie in Sicherheit leben können.«

»Das solltest du ihnen nicht übel nehmen.«

»Tue ich aber.«

»Du brauchst eben Urlaub.«

»Ich habe doch gerade erst Urlaub gemacht und fühle mich immer noch entsetzlich.«

»Vielleicht brauchst du einen neuen Freund.«

Sie hob den Kopf und schaute ihn an. »Meinst du, das hilft?«

»Ja, wenn er dich auf andere Gedanken bringt.« Er setzte den unschuldigsten Schuljungenblick auf.

»Ich verstehe. Dann habe ich eine Frage: Warst du schon mal in Spanien?«